3 1761 08381357

UNIV.OF
TORONTO
LIBRARY

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/palstinajahrbu1911dalm

Semit. Philol.
P

Palästinajahrbuch

des

Deutschen evangelischen Instituts für Altertumswissenschaft des heiligen Landes zu Jerusalem

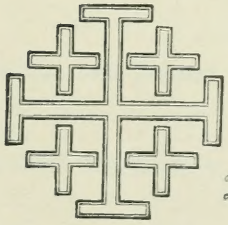
---

Im Auftrage des Stiftungsvorstandes

herausgegeben von

Prof. D. Dr. Gustaf Dalman

Siebenter Jahrgang



256362.
10/7/31.

Mit 5 Tafeln, 1 Planskizze im Text und 1 Karte in Steindruck

Berlin 1911
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstrasse 68—71

Alle Rechte aus dem Gesetz vom 19. Juni 1901
sowie das Übersetzungsrecht sind vorbehalten.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

I. Jahresbericht des Instituts für das Arbeitsjahr 1910/11, abgestattet vom derzeitigen Vorsteher, Professor D. Dr. Dalman (mit Karte).

1. Die Altertumswissenschaft im Institut 1
2. Die Schaffung eines eigenen Heims 5
3. Die Mitglieder 6
4. Vorlesungen und Vorträge 7
5. Die Arbeiten des Instituts 7
6. Bibliothek und Museum 8
7. Die Ausflüge 10
8. Die Zeltreise (hierzu Titelbild, Tafel 2 und 3) 15

II. Arbeiten aus dem Institut.

1. Mickley, Jerusalem zur Zeit Christi 35
2. Brückner, Nazaret, die Heimat Jesu 74
3. Kahle, Das Wesen der moslemischen Heiligtümer in Palästina (hierzu Tafel 4 und 5) 85

III. Von unseren Reisen.

Siegesmund, Ein Frühlingsritt am „äußersten Meer" 123

Abbildungen.

Tafel 1. 1. Der Wasserfall des wādi baddsche bei tell schihāb. — Aufnahme von P. Riemer. (Titelbild.)

Tafel 2. 2. Aussicht von ḳal'at el-ḥōṣn (Hippos) nach Tiberias. — Aufnahme von G. Dalman.

3. Terebinthe und Häuser von kurse. — Aufnahme von G. Dalman.

4. Wasserfall des rukkād. — Aufnahme von G. Dalman.

5. Aussicht auf tell ehdēb (Gamala) und dschamle von Norden. — Aufnahme von G. Dalman. (Zwischen S. 20 u. 21.)

Tafel 3. 6. Grenzstein aus der Zeit Diokletians. Aufnahme von R. Graf.

7. Basis einer Statue Hadrians. Aufnahme von G. Dalman.

8. Tamariske am Jordan. — Aufnahme von G. Dalman.

9. Im wādi ḳelt (links oben die Mitglieder des Instituts). — Aufnahme von G. Dalman. (Zwischen S. 28 u. 29.)

Tafel 4. 10. Nebi schu'ēb im wādi nimrīn, Gesamtansicht. — Aufnahme von P. Kahle.

11. Nebi schu'ēb, Eingang. — Aufnahme von P. Kahle.

12. Schēch ṣuēliḥ auf dem Wege nach Mādaba. — Aufnahme von P. Kahle. (Zwischen S. 88 u. 89.)

13. Imām 'ali bei Jericho. — Aufnahme von P. Kahle.

Tafel 5. 14. Schēch 'abdallāh bei chirbet eḳbāla. — Aufnahme von P. Kahle.

15. Schēch abu misjif im wādi en-nār. — Aufnahme von P. Kahle.

16. Schēch el-ḫalabi in bēsān. — Aufnahme von E. Aurelius.

17. Schēch aḥmed el-'adschami bei bēt maḥsīr. — Aufnahme von P. Kahle. (Zwischen S. 90 u. 91.)

Kartenskizze von Palästina. Von G. Dalman. (Zwischen S. 10 u. 11.)

I.

Jahresbericht

des Deutschen evangelischen Instituts für Altertumswissenschaft des heiligen Landes

für das

Arbeitsjahr 1910/11

abgestattet

vom derz. Vorsteher Professor D. Dr. Dalman

am 20. Juni 1911.

1. Die Altertumswissenschaft im Institut.

Die Wissenschaft, deren Förderung unser Institut dienen soll, ist in der Instruktion des Vorstehers näher bezeichnet als: „Palästinische Landes- und Volkskunde, beides im Hinblick auf das biblische Altertum, Forschung über die Geschichte des Landes in nachbiblischer Zeit". In den „Mitteilungen und Ratschlägen"[1] wird sie formuliert als „Palästinische Altertums-, Landes- und Volkskunde im Hinblick auf die biblische und kirchliche Vorzeit". Der Arbeitsbereich des Instituts ist somit Palästina nach allen Seiten seiner Erscheinung. Die Beschäftigung damit wird zur Altertumswissenschaft, weil und wenn sie zu ihrer Abzweckung hat die bessere Erkenntnis des biblischen und kirchlichen Altertums, das heißt im Grunde der gesamten Vorzeit ohne genaue Abgrenzung ihres Beginnes und Endes.

Diese Weite des Bereiches der Studien im Institut gehört zu seinen Vorzügen. Denn sie gibt unter der Voraussetzung jener geschichtlichen Abzweckung jeder ernsten Beschäftigung mit Sprache, Sitte, Natur, Besiedelung, Kultur und Religion Palästinas ihr volles Recht neben der Herstellung direkter Verbindungslinien zwischen dem biblischen Altertum und dem jetzt im heiligen Lande Sichtbaren. Der Vorsteher ist auch stets bemüht gewesen, der Weite seiner Aufgaben entsprechend, im Institut jeder Einseitigkeit des Gesichtswinkels bei der Betrachtung Palästinas entgegenzuwirken. Er hat es aber als selbstverständlich betrachtet, daß das Institut seinem Namen nicht gerecht würde, wenn es der Aufmerksamkeit seiner Mitglieder nicht nahe zu bringen suchte, was im engeren Sinne des Wortes die Altertümer des heiligen Landes sind, nämlich die Denkmäler von Menschenhand, welche die biblische und kirchliche

[1] PJB 1905, S. 9.

Vorzeit zurückgelassen hat. Dazu gehören Ortslagen und Verkehrswege, Baureste und Felsarbeiten jeder Art, Heiligtümer ebenso wie menschliche Wohnstätten, Arbeitsplätze und Gräber. Die Inschriften fordern dabei naturgemäß besondere Beachtung. Ob die Denkmäler künstlerisch bedeutsam und ästhetisch anziehend sind, ist dagegen zunächst gleichgültig, weil der geschichtliche Wert davon in keiner Weise abhängt.

Die Archäologie ist dabei eine Wissenschaft von genau erfaßten Tatsachen, die mit Meterstab und Winkelmaß festzustellen sind und mit der Feder genau umrissen werden müssen. Die allgemeinen Eindrücke sind wertlos. Nur eine in strenger Zucht gehaltene Fantasie kann zum Verständnis des Gesehenen beitragen. Der laienhaften Sucht, einem spröden Stoffe oder einer nur zufällig beobachteten Einzelheit gewaltsam Aussagen in bestimmter Richtung abzupressen, ist entgegenzuwirken. Sehr oft muß unverstandenes Material in Hoffnung auf künftige Aufklärung zurückgelegt werden.

Eine wichtige Hilfswissenschaft der Archäologie ist die Ethnologie. Wer die Geräte und Arbeitsmethoden der Gegenwart kennt, wird nicht die Rinnen der Ölbereitung für Opferblut, und die Stützen des Preßbalkens als sakrale Malsteine in Anspruch nehmen. Auch hier hat nur das genau Erfaßte wissenschaftlichen Wert. Es ist zwecklos, einen Pflug oder einen Webstuhl zu betrachten, wenn man nicht bemüht ist, ihre Gestalt und die Abzweckung ihrer Teile zu begreifen. Wenn man aus dem Bauernhaus Palästinas nur dies behält, daß es darin düster und nicht allzu reinlich war, hat man nicht einmal für einen populären Vortrag brauchbaren Stoff gesammelt. Das berühmte Buch Dozy's über arabische Bekleidung wäre nicht so reich an Irrtümern, wenn die Forschungsreisenden sorgsamer beobachteten.

Der Mehrzahl der Theologen ist diese realistische Art der Wissenschaft ungewohnt und fremdartig, manchem erscheint sie verächtlich und zuwider. Wer in ein Institut für Altertumswissenschaft eintritt, sollte wenigstens seine Einseitigkeit nicht zum Prinzip machen und den guten Willen haben, seinen Interessen ein neues hinzuzufügen. Es ist aber gewiß, die beobachteten Einzelheiten dürfen als solche nicht stehen bleiben, sie müssen in die großen geographischen und geschichtlichen Zusammenhänge eingereiht werden und dazu helfen, ihnen plastische Wirklichkeit zu verleihen. Der Einseitigkeit, aus welcher heraus jemand etwa Inschriften von römischen Meilensteinen entziffert, ohne sich um die Tracen, das System und die Bedeutung der Römerstraßen zu kümmern, wird in unserm Institut das Wort nicht geredet.

Der Gewinn der archäologischen Studien in Palästina beschränkt sich nicht auf die naturgemäß verhältnismäßig kleine Zahl der Beobachtungen, zu der man Gelegenheit hatte. Sie sind eine Schule für die Schärfung der Aufmerksamkeit für die umgebende Welt überhaupt, ohne welche jede Palästinareise ergebnislos bleiben muß. Die berufsmäßige Beschäftigung des Theologen mit geistigen Werten und mit Ansichten, die oft mit der Realität des beurteilten Stoffes in recht losem Zusammenhang stehen, ist zuweilen Schuld daran, daß dieser selbst in seiner Wirklichkeit in den Hintergrund tritt. Es sollte auch anerkannt werden, daß die Vergleichung von Religionen und Sagen, welche in unserer Zeit das Verständnis der biblischen Geschichte bereichert hat, doch unter Umständen den Wirklichkeitssinn und die eigentliche Erfassung des Objekts ebenso stark gefährden kann wie der Dogmatismus der Vergangenheit. Dafür ist die archäologische Palästinaforschung ein wirksames Gegenmittel. Sie nötigt, auf dem Boden der biblischen Geschichte festen Fuß zu fassen und zunächst einmal, unter Beiseitelassung aller Theorien, seine Wirklichkeit zu begreifen. Das muß einen dauernden Gewinn bedeuten.

Aber wir sollten denken, daß die Schulung des Sinnes durch die Arbeit in und am heiligen Lande auch ein Ferment sein müßte, das der Arbeit in und am Vaterlande zugute kommt. Seine Altertümer und seine modernen Realitäten können dann nicht mehr gleichgültig angeschaut werden. Wer in Palästina bodenständig geworden ist, wird auch in der Heimat festwachsen zum Gewinne des geistlichen Berufes und unserer deutschen evangelischen Kirche.

2. Die Schaffung eines eigenen Heims.

Die Bemühungen des Vorstandes und vieler früheren Institutsmitglieder, mit der Sammlung eines Baufonds für das Institut einen Anfang zu machen, sind nicht vergeblich gewesen. Nicht nur haben verschiedene hohe evangelische Kirchenregierungen Beiträge dafür gewährt oder zugesichert, sondern auch eine Zahl einzelner Freunde des Instituts haben ihre Teilnahme daran werktätig bewiesen. Daß in Nachfolge der gütigen Teilnahme, mit welcher der entschlafene Wirkliche Geheime Rat F. A. Krupp seinerzeit den Vorsteher in sein Amt begleitete, Herr Legationsrat Krupp von Bohlen dem Institut sein warmes Interesse zugewandt hat und sogar auf den künstlerischen Schmuck seines künftigen Heims bedacht gewesen ist, gereicht ihm zur besonderen Ehre, uns zur Ermutigung.

Bei den hohen Grundstückspreisen und den nicht geringen Baukosten, welche die hier allein mögliche Anwendung von Hausteinen beansprucht,

würde unter 130 000 bis 150 000 Mk. nichts Zweckentsprechendes geschaffen werden können, auch wenn auf jeden besonderen äußeren und inneren Schmuck des Hauses verzichtet wird. Es war schmerzlich, daß es nötig war, eine Gelegenheit zum Erwerbe eines besonders günstigen und auch unter nationalem Gesichtspunkt vorteilhaften Bauplatzes aus den Händen gehen zu lassen. Noch große Summen sind nötig, wenn das Ziel erreicht werden soll. Als Sammelstelle sei auch jetzt wieder die Bureaukasse des Königl. Ministeriums der geistlichen Angelegenheiten in Berlin genannt.

3. Die Mitglieder.

Als Mitarbeiter wurde dies Jahr auf den Vorschlag von Preußen, ältere Provinzen, berufen: Pastor Lic. Hans Schmidt, Privatdozent an der Universität in Breslau, dessen hingebende Bemühungen um den Zusammenhalt der Mitglieder uns in besonders dankbarer Erinnerung bleiben werden.

Als Stipendiaten wurden benannt
von Preußen, ältere Provinzen:
Pastor Riemer in Greifswald,
von Württemberg:
cand. theol. Theodor Schlatter in Ellwangen,
von Schwarzburg-Sondershausen:
Pfarrer Raimund Graf in Bendeleben,
von Schwarzburg-Rudolstadt:
Pastor Karl Schmaltz in Sternberg, Mecklenburg,
von Hamburg:
Pastor Walter Windfuhr in Hamburg,
infolge einer Anregung des K. K. Evangelischen Ober-Kirchenrats A. u. H. B. in Wien von Preußen, ältere Provinzen:
cand. theol. Dr. Paul Lohmann in Wien.

4. Vorlesungen und Vorträge.

Der Lehrkurs des Instituts hatte dies Jahr folgendes Programm:

Montag und Donnerstag, 9—12 Uhr vormittags, Die Altertümer Jerusalems, ambulando, Prof. Dalman.

Donnerstag, 6—7 Uhr abends, Sepulkrale und sakrale Altertümer Palästinas, Prof. Dalman.

Dienstag und Freitag, 5—6 Uhr abends, Palästinische Bemerkungen zum Jesaja-Buche, Lic. Schmidt.

Dienstag und Freitag, 6—7 Uhr abends, Palästinisches zu den Evangelien, Prof. Dalman.

Der Mittwoch war für die Aufnahme der Nekropole von Jerusalem bestimmt, der Sonnabend für Ausflüge.

Öffentliche Vorträge wurden in der Halle des Instituts über folgende Themata gehalten:

am 6. März: Der heilige Fels an der Stätte des Tempels von Jerusalem, Prof. Dalman,

am 13. März: Der Erzählungsstoff arabischer Bauern, Lic. Schmidt,

am 20. März: Wo lag Emmaus? Pastor Riemer,

am 27. März: Die Entstehung der Evangelien, Geh. Kirchenrat Prof. D. Johannes Weiß aus Heidelberg.

Dem zuletzt genannten Redner schulden wir besonderen Dank für den uns gewährten Einblick in ein wichtiges Arbeitsgebiet der heimatlichen Theologie.

5. Die Arbeiten des Instituts.

Dieses Jahr konnte die Aufnahme der Nekropole von Jerusalem zu Ende geführt werden. Privatdozent Lic. Schmidt übernahm die Bearbeitung des gesammelten Stoffes. Jetzt bedarf es noch einer eingehenden Revision und einheitlicher Formung des gesamten Materials, ehe an eine Herausgabe gedacht werden kann.

Von Arbeiten der Institutsmitglieder wurden abgeliefert:

Divisionspfarrer Lic. Dr. Brückner in Berlin, Nazaret als Heimat Jesu.

Diakonissenhauspfarrer Siegesmund in Posen, Ein Frühlingsritt am „äußersten Meere".

Pastor Mickley in Lychen, Jerusalem zur Zeit Christi.

Pastor Möller in Hamburg, Der Eroberungszug Gibeas, Richter 20, geographisch beleuchtet.

Pastor Johannsen in Essen (Ruhr), Von Jerusalem über Tell dschidi (Engedi) und Hebron nach Jerusalem zurück vom 7.—9. März 1910.

Pfarrer Knieschke in Sieversdorf, Das Tal Jehoschaphat.

Pfarrer Dr. Joh. Reil in Crostau, Der Bildschmuck des Evangeliars von 1221 im Syrischen Kloster zu Jerusalem.

— —, Die Jakubije in Jerusalem.

Als „Studien aus dem Deutschen evangelischen Institut für Altertumswissenschaft in Jerusalem" Nr. 18 erschien:

Dr. E. Nestle, Judaea bei Josephus, ZDPV 1911, S. 65—118.

Von anderen litterarischen Arbeiten früherer Institutsmitglieder nennen wir:

J. Reil, Der Bildschmuck des Evangeliars von 1221 im Syrischen Kloster zu Jerusalem (s. oben), ZDPV 1911, S. 138—146.

E. Baumann, Die Lage von Mizpa in Benjamin, ZDPV 1911, S. 119—137.

— —, Sprichwörter und Redensarten, MuN d. DPV 1911, S. 1 bis 4, 17—22.

— —, Ez-zereke bei chaschm abu sabele[1], MuN d. DPV 1910, S. 49—55.

R. Hartmann, Nebi Mûsa, MuN d. DPV 1910, S. 65—75.

—, Die Palästina-Route des Itinerarium Burdigalense, ZDPV 1910, S. 169—188.

— —, Chidher in der arabischen Ueberlieferung und im Volksglauben des Orients, Preuß. Jahrbücher 1911, S. 87—98.

— —, Die Straße von Damaskus nach Kairo, DMZ 1910, S. 665—702.

— —, Die Grabheiligtümer von Petra, Memnon IV, S. 41—46.

— —, Zum Problem des tischförmigen Grabsteins, Wörter und Sachen 1911, S. 195—197.

— —, Zur Siedelungskunde des westjordanischen Gebirgslandes, Geogr. Zeitschrift 1910, S. 177—186.

J. Boehmer, Auf Wegen der Heiligen Gottes, Zeugnisse aus Geschichte und Gegenwart des Bibellandes, Gütersloh 1910.

G. Dalman, Beigabe der arabischen Namen zu Dinsmore, Die Pflanzen Palästinas, ZDPV 1911, S. 1—38, 147—172.

— —, Anzeige von Musil, Arabia Petraea I—III, ZDPV 1909, S. 165—170, 1911, S. 173—176.

R. Eckardt, Das Praetorium des Pilatus, ZDPV 1911, S. 39—48.

Herrn Stadtvikar Dr. E. Nestle in Ulm a. D. beglückwünschen wir zu seiner Promotion im November 1910 auf Grund seiner obengenannten Institutsarbeit.

6. Bibliothek und Museum.

Durch Ankauf ist die Bibliothek um etwa 60 Bände gewachsen. Mit besonderer Dankbarkeit gedenken wir dessen, daß auf Anregung des Königlich Preußischen Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und

[1] Baumann möchte in dem Cypressenwäldchen bei dâna einen heiligen Hain sehen. Aber es gehört zu dem großen Waldbestande westlich davon, der auch Cypressen enthält, wie ich 1909 feststellte, und gilt nicht als „heilig".

Medizinal-Angelegenheiten die General-Verwaltung der Königlichen Bibliothek in Berlin eine Sammlung von 243 Bänden unserm Institut überwiesen hat. Der größte Teil derselben stammte aus dem Nachlaß des Hofpredigers D. Adolf Friedrich Strauß, des Begründers des Jerusalems-Vereins, und war von Herrn Hauptmann Strauß in Neumünster zur Verfügung der Königlichen Bibliothek gestellt worden.

Dem Wohlwollen desselben Ministeriums hat das Institut es zu danken, daß eine Sammlung von 104 Mineralien, welche zur Bestimmung palästinischer Gesteine helfen sollen, von der Direktion des Geologischen Instituts der Universität Berlin ihm übersandt wurde.

Von der Zentraldirektion des Kaiserlichen archäologischen Instituts erhielten wir durch das Sekretariat desselben in Rom den von A. Mau herausgegebenen Katalog der Bibliothek des Instituts in Rom,

von Professor Dr. C. F. Seybold in Tübingen:

Zum Syrischen Lexikon, Rév. St. Orient. II, S. 805—810,

Analecta Arabo-Italica, Centen. di Mich. Amari II, S. 205—15.

Geschichte von Sul und Schumul (Text und Uebersetzung), Leipzig 1902,

Quatre signatures autographes Moghribines, Journ. Asiat. 1910,

Arabisch (Semitisch) 1906—09, Roman. Jahresber. XI, I, S. 31—34, 53—57,

von der Firma Karl Baedeker in Leipzig:

Palästina und Syrien, Auflage 7, Leipzig 1910,

von den Deutschen Benediktinern vom Berge Sion:

Das Heiligtum Mariä-Heimgang auf dem Berge Sion, Prag 1910,

— — Pax, Fest- und Erinnerungsgabe zur Vollendung und Einweihung der Kirche Mariä-Heimgang am 10. April des Jahres 1910.

Das Museum wurde bereichert durch den von Rev. W. Christie in Aleppo gesandten Dreschschlitten, der das plostellum Poenicum Varro's darstellt. Fossilien und ein Fragment eines Kapitäls aus Petra schenkte Herr von Zepharowich, jetzt K. K. Oesterreichisch-Ungarischer Generalkonsul in Marseille, eine altarabische Holzskulptur Herr Zahnarzt Retzlaff in Jerusalem, ein Figurenfragment und ein Krüglein aus Petra Herr Konsulatssekretär Baumert in Jerusalem, einige Amuletts Frau Dr. Einsler ebendaselbst. Unser früheres Mitglied, Pfarrer Knieschke in Sieversdorf, hat durch Zuwendung einer

Gabe von 25 Mark der durch den Erwerb der Vogelsammlung entstandenen finanziellen Schwierigkeit des Museums zu unserer besonderen Freude gedacht. Allen, die auf diese Weise die Sache des Instituts zu ihrer eigenen machten, sei auch hier verbindlicher Dank gesagt.

7. Die Ausflüge.

Infolge später Ansetzung der Zeltreise des Instituts blieb Zeit für eine entsprechende Ausdehnung der Tagesausflüge, deren regelmäßiger Ausführung freilich der ungewöhnlich ergiebige Winterregen dieses Jahres schwere Hindernisse in den Weg legte.

Das Ziel des ersten Ausfluges am 6. Februar war das Hirtenfeld bei bēt sāhūr und Bethlehem. In der Nähe des ersteren betrachteten wir eingehend chirbet es-ṣar, das neuerdings besonders von Meistermann, aber auch bei Baedeker, als die eigentliche traditionelle Stätte der Engelerscheinung in der Geburtsnacht empfohlen wird. Aber die von Baedeker nach Guermani, dem Entdecker des Platzes, behaupteten Ruinen einer großen dreischiffigen Kirche erschienen als zweifelhaft, und die vermeintlichen Grundlagen des Turmes Ader (1. M. 35, 21), der nach Hieronymus sich beim Hirtenfeld befand, erwiesen sich als eine reguläre Weinkelter. Die Meinung Guarmanis, daß die runde Mündung einer nahen Cisterne gemacht sei, damit der Wächter vom Turm aus den dort Ruhenden Nachricht geben könne, zeigt nur die Kindlichkeit seiner archäologischen Fantasie. Es wird also nach wie vor sicherer bleiben, das Hirtenheiligtum der alten Tradition da zu suchen, wo die Griechen es noch immer vorweisen und wo die Spuren eines größeren alten Bauwerks unverkennbar sind. Die Nähe einer größeren Feldfläche begünstigt die Möglichkeit, daß sich da ein alter Wachtturm befand; und daß man annahm, die Hirten hätten dort mit ihren Herden übernachtet, hat nichts Befremdliches, auch wenn die Stätte selbst kein Weideland war, da das Nachtlager der Herden vom Weidegebiet oft weit abliegt.

In Bethlehem beschäftigte uns diesmal das von de Vogüé unbeachtet gelassene Äußere der ehrwürdigen Geburtskirche, wozu wir die Dächer des griechischen und des lateinischen Klosters bestiegen. Es fielen zunächst auf die Überhöhungen der Außenmauern, welche sich um die ganze Kirche herumziehen und nur bei den einspringenden Winkeln zwischen den drei Absiden Lücken lassen. Sie gehören jedenfalls nicht zum ursprünglichen Bau. Das Mauerwerk besonders der Nord- und Südabside mit auffallend langen und schönen Steinen hebt sich sehr ab von dem unbedeutenden Mauerwerk des Langhauses. Von diesem selbst ist wieder zu unterscheiden das Mauerwerk aus großen Quadern von

113 bis 124 cm Länge bei 75 cm Höhe (die Steinlagen des Langhauses sind nur halb so hoch), welche in fünf Lagen an der Eingangswand des Schiffes erkennbar sind. An der Südwestecke des Schiffes sieht man, daß diese alten Teile der Westwand nicht im Verbande mit der Südwand der Kirche stehen. Diese letztere ist also ein jüngerer Anbau und damit fällt die seit de Vogüé öfters verteidigte Herleitung der Kirche aus der Zeit Konstantins.[1] Von ihr wird man doch nur herleiten können den unteren Teil der Ostwand des Schiffes, welche übrigens nicht nur eine, sondern drei Türen hatte. Die Außenfront der Narthex mit ihren drei Türen und zwei Fensterchen, von denen eines jetzt wieder freigelegt wurde, kann aus anderen Gründen nicht zum ältesten Bau gerechnet werden. Es ist offenbar der Geburtskirche in Bethlehem nicht anders ergangen als dem Martyrion auf Golgatha und der Eleonabasilika auf dem Ölberg. Nur kümmerliche Reste blieben erhalten.

Am 16. Februar wurde der muntār und mārsāba besucht. Das Ereignis des Tages war der winterliche Quellbach des Kidron, der dies Jahr sogar am Kloster vorbei mit lebhaftem Rauschen dem Toten Meer zueilte. Es war genußreich, im Talgrunde aufwärts den Bach entlang zu klettern, soweit er von hohen Felswänden begleitet wird. Daß der populäre Ausdruck vom Überfließen des Hiobsbrunnens (auch bei Baedeker) der Wirklichkeit nicht entspricht, da dieser niemals voll wird, war auch bei der diesjährigen ungewöhnlich großen Wassermenge des unterhalb vom Brunnen hervorbrechenden Quellbaches zu beobachten.

Am 21. Februar standen wir an el-fauwār, der von den Karten ignorierten stärksten Quelle der Wüste Juda. Ihr Ausfluß glich dies Jahr einem wilden Alpenbach. Um so erstaunlicher war im Vergleich die Wasserarmut der fāra-Quelle, auf welche die Menge des Winterregens keinen Einfluß zu üben scheint, weshalb sie bei der jetzt geplanten neuen Wasserleitung nach Jerusalem wohl besser außer Betracht bliebe. Nicht unwichtig war ein Teil unseres Weges von el-fauwar nach ʿēn fāra nördlich vom wādi el-razāl. Denn es handelte sich um eine Verbindung der Meridionalstraße des Landes mit dem Jordantal, welche bei der Flucht Abners, 2. Sam. 2, in Rechnung zu ziehen ist.

Am 25. Februar wurde das wasserlose wādi es-swenit wieder einmal auf der Südseite bis zur Mündung des wadi abu dschaʿd

[1] Es ist auffallend, daß auch die „sorgsame" Untersuchung des Baues von Harvey (s. The Church of the Nativity at Bethlehem in Journal of the R. Inst. of Brit. Arch. 1911, 22. April) die Verschiedenheit des Mauerwerks und die Nebentüren der Eingangswand nicht beachtet hat.

verfolgt, d. h. bis zu der östlichsten Stelle, an der ein Wachtposten der Philister denkbar und der Übergang Jonathans (1. Sam. 14) wahrscheinlich ist. Dann wäre der Felsen Bozez die Wand von el-ḥöṣn et-taḥtani oder der gewaltige Block el-hute an der Westseite jenes Seitentals, und Senne die Kuppe ḳurnet challet el-ḥaij ihm gegenüber. Der Philisterposten hätte bei chirbet el-merdschame gestanden. Ich gebe jetzt dieser Stelle gegenüber der früher von mir vorgeschlagenen am westlichen Eingang des Steiltals[1] den Vorzug. Dort erscheint ein Klimmen „auf Händen und Füßen" (1. Sam. 14, 13) nicht notwendig; hier ist verständlich, wie der Übergang Jonathans ins Hauptlager der Philister bei Michmas eine Panik hervorrufen konnte, weil nämlich nicht zu überschauen war, ein wie großer Teil des israelitischen Heeres das Tal überschritten hatte, und zu befürchten, man werde nun von zwei Seiten angegriffen werden.

Den 10. und 11. März besuchten wir die beiden Stätten der Emmaus-Tradition, ʿamwās, das die offizielle Tradition der alten Kirche für sich hat, und das von den Franziskanern seit einigen Jahrhunderten gezeigte el-ḳubebe oder eigentlich chirbet el-badd, was der alte Name der dortigen Ruinenstätte ist. Das Gewicht der ältesten Tradition ist schwer zu erschüttern, weil es beweist, daß ein der Entfernungsangabe des Lukas besser entsprechendes Emmaus schon damals nicht vorhanden war. Von ʿamwās zogen wir nach el-ḳubēbe durch die Ebene von Ajalon und das wādi el-brēdsch auf einer in der Kreuzfahrerzeit wichtigen Straße, die aber ihrer Art nach kaum aus hohem Altertum stammt. Nach dem Nachtquartier in dem gastlichen, jetzt durch den Aufbau eines Stockwerks vergrößerten deutschen katholischen Hospiz von el-ḳubebe, kreuzten wir das Tal von bēt ʿanān und das wādi selmān, das seltsamerweise von einer Römerstraße durchzogen wird, und überschauten vom Oberen Bethhoron den nach ihm benannten uralten Aufstieg aus der Küstenebene. Die moderne Fahrstraße, die wir auf dem Wege nach ʿamwās benutzten, die Kreuzfahrerstraße von el-brēdsch, die Römerstraße im wādi selmān, die altkananäische Straße von Bethhoron waren vier interessante Typen für die Möglichkeiten des Aufstieges nach Jerusalem.

In nebi samwil war infolge des Neubaues der Moschee das ältere Samuelsgrab in der Krypta der ehemaligen Kirche wieder zugänglich geworden. Wir fanden bei näherer Untersuchung der Kammer unter der von Kittel für eine Opferstätte gehaltenen Felsterrasse, daß

[1] S. ZDPV 1904, S. 161 ff., 1905, S. 161 ff.

nicht nur eine, sondern zwei Vertiefungen von oben dahin durchlaufen und daß die eine der Schlot eines schön ausgehauenen Kamins ist.[1] So schwinden die Beweise für eine sakrale Benutzung des Platzes.

Der Ausflug des 18. März galt arṭās, chirbet teḳu' (Tekoa) und der großen Höhle bei der Laura des heiligen Chariton. Da noch immer veraltete Mitteilungen über die jetzige Wasserversorgung von Jerusalem verbreitet sind,[2] nahmen wir bei „den Teichen" Anlaß, den wirklichen jetzigen Tatbestand aufzuklären. Das eiserne Hauptrohr der neuen Leitung beginnt bei 'ēn sālih und läuft dann neben den Teichen entlang. Der Überfluß derselben Quelle fließt in der alten Leitung, in welche auch das Wasser der Kastellquelle mündet, bis unterhalb des obersten Teiches, wird da von einem eisernen Rohr aufgefangen und dem Hauptrohr zugeleitet. Ebenso wird das vereinigte Wasser der Quellen 'ēn fārūdsche und 'ēn 'eṭān unterhalb des dritten Teiches durch ein Metallrohr der Hauptleitung zugeführt, welche auf recht anderen Wegen als früher Jerusalem erreicht, indem sie beim Hakeldama das wādi er-rabābe kreuzt. Die Teiche selbst scheinen jeder Bedeutung für die Wasserleitung zu entbehren.

Am 21. März waren et-tell bei der diwān (die Lage von Ai) und bētin (Bethel) unsere Ziele. Schon öfters hatte ich mich auf dem Wege nach dēr diwān mit den Ortsnamen dieser Gegend beschäftigt. Auch diesmal suchte ich wieder nach dem maḳrun, das nach Baedeker auf der Westseite des wādi el-medine südlich oder südöstlich vom Dorfe burḳa liegen müßte, und das außer dem Verfasser dieses Handbuchs niemand gesehen zu haben scheint.[3] Aber auch jetzt wußte man in burḳa nichts von dieser chirbe, die übrigens ohnedies gar nicht am Wege von Ai nach Michmas liegen würde und schon deshalb für das Migron von Jes. 10, 28 nicht von Dillmann, Buhl, Cheyne u. a. herangezogen werden sollte. Dagegen sagte man mir, die mir wohlbekannte Ruine kufr nāta östlich vom Wege dēr diwān nach muchmās trage auch den Namen imm ḳrēn. Sollte Socin davon gehört und es irrig lokalisiert haben? Jedenfalls werden die Bibelhandbücher und Kommentare gut tun, das apokryphe maḳrūn Baedekers beiseite zu lassen.

Wir standen dann an den drei Teichen ed-dschihran, deren Umgebung auch chirbet ed-dschhir[4] heißt. Guérin hat sie sonderbarerweise mit der abgelegenen chirbet el-eḳdere, bei Baedeker

[1] Vgl. PJB 1908 S. 46.

[2] Auch bei Baedeker, Aufl. 7.

[3] Buhl, Guthe, Smend (bei Riehm), Vigouroux verweisen nur auf Baedeker.

[4] Nicht ed-dschir, so Sellin, MuN d. DPV 1900, S. 2.

irrig als Dorf bezeichnet, verknüpft, während sie eher mit chirbet ḥaijān[1] zusammenhängen, welche nordöstlich von den Teichen in den Gärten liegt. Sellin findet „vollständig sicher", daß hier eine kanaanitische oder altisraelitische Stadt gelegen hat, wahrscheinlich Bethawen (so auch G. A. Smith in Encycl. Bibl.), Schlatter hat hier das alte Bethel gesucht. Aber die Felsengräber der Umgebung weisen auf keine so alte Zeit. Eher könnte ein jüngeres Ai hier unten gelegen haben. Das alte Ai muß doch auf dem tell westlich von dēr diwān (auch der dubwān genannt) gesucht werden. Er bezeichnet ohne Zweifel die bedeutendste Ortslage der ganzen Gegend weithin und sollte von Buhl nicht als „unbedeutende Ruine" beschrieben werden. Der südlich daran grenzende Hügel mit chirbet ed-dschōra[2] hat dagegen keine nennenswerte Bedeutung.

Ehe wir nach bētīn (Bethel) kamen, betrachteten wir die beiden Kirchenruinen chirbet el-meḳāṭir und el-burdsch. Die weite Aussicht von der ersteren hat Baumann[3] veranlaßt, sie für die Gegenüberstellung von Rama und Bethel bei Eusebius verantwortlich zu machen, was aber ihre Entlegenheit von Bethel in einer öden Steinwüste nicht erlaubt. Die Aussicht mag aber aus Rücksicht auf 1. M. 13, 10 den Bau einer Abrahamskirche an dieser Stelle veranlaßt haben. Das alte Heiligtum, die Stätte von Abrahams Altar zwischen Bethel und Ai (1. M. 12, 9; 13, 3) und von Jakobs Traum muß bei el-burdsch gesucht werden, an dessen Turm uns ein Türsturz mit Rosetten und Palmzweigen, wohl aus byzantinischer Zeit, auffiel. Dies wäre auch möglicherweise das von Bethel unterschiedene Bethawen von Jos. 7, 2, wogegen das nach Wilson dafür angegebene chirbet an ganz zu streichen sein wird.[4]

Der Heimweg gab Gelegenheit, den durch Alt und Baumann neuerdings aufs neue für Mizpa vorgeschlagenen tell en-naṣbe, dessen Name übrigens durch die sehr formlosen Trümmer auf seinem Gipfel nicht motiviert ist, in seiner Bedeutung als Schlüssel der von Norden

[1] Dieser von Sellin nicht aufgefundene Name ist in dēr diwān und burḳa wohlbekannt.

[2] Nicht ed-dschor, so Sellin.

[3] ZDPV 1911, S. 124.

[4] Wilson gibt PEFQ 1869, S. 126 an, chirbet an liege unterhalb bētīn am gleichen Tal, weiter als schēch schēbān und nahe an et-tell. Aber was unterhalb schech schebān liegt, ist weit von et-tell. Wilson hatte wohl dieselbe irrige Vorstellung vom weiteren Laufe des Tals von bētīn wie die englische Karte (auch Schick-Benzinger), und verhörte vielleicht ch. an für chirbet wādi el-ʿen, wie er auch deir schebba oder schebat für dēr esch-schabāb verhört hat.

nach Jerusalem führenden Straße zu würdigen. Er war für Angriff und Verteidigung von Jerusalem gleich bedeutsam und lag um so mehr Jerusalem „gegenüber" (1. Makk. 3, 46), als er zum weiteren nördlichen Horizont unserer Stadt gehört und überall da sichtbar wird, z. B. beim Hause des Instituts und vom Turme der Dormition, wo man diesen wahrnimmt.[1] Wenn Jos. 3, 16 die Israeliten „Jericho gegenüber" durch den Jordan ziehen, obwohl diese Stadt in der eigentlichen Jordansenke nirgends zu sehen ist, erklärt sich der Ausdruck durch die Tatsache, daß die benutzte Furt einer auf Jericho mündenden Straße galt. Ähnlich wäre ein „gegenüber Jerusalem" bei einem auf tell en-naṣbe liegenden Mizpa wohl begründet.

Die Ausflüge schlossen am 24.—26. März mit dem Besuch von Hebron und Engedi. Auf dem Wege nach Hebron sahen wir die von den Russen gehütete Kirchenruine von bet schaʿār und das Kolumbarium bei chirbet kūfin. Bei Hebron wurde noch im Abenddunkel die felsige Halde ed-dscheldschil im Westen der Stadt, am Morgen die Höhe ed-dscheladschil im Osten erstiegen, ohne daß sich greifbare Beiträge zur Erklärung des Namens Gilgal ergeben hätten. Wir nahmen wie immer nach Engedi den bequemen und direkten Weg durch das wādi el-ṭār, statt dessen Baedeker einen beschwerlichen Umweg vorschreibt. In Engedi schliefen wir unter dem großen Zizyphusbaum an der lauen Quelle. Als Lagerfeuer entzündeten Beduinen das nahe Schilfdickicht, daß es unter den Windstößen vom Gebirge her erschreckend hoch auflohte. Das Biwak über dem Toten Meer bedeutet immer eine etwas beschwerliche Nacht, aber zugleich eine eigenartige unvergeßliche Erinnerung für die Institutsmitglieder.

8. Die Zeltreise.

Am 30. März wurde die Zeltreise des Instituts angetreten und am 20. April, dem Gründonnerstag der Griechen, beendet. Wir hatten die Freude, die Herren Geheimer Kirchenrat Prof. Johannes Weiß aus Heidelberg, Prof. Arthur Hjelt aus Helsingfors und stud. theol. Wienhold aus Leipzig, während der ersten Hälfte der Reise zu unsern Genossen zu haben, die Annehmlichkeit und Beschwerde treulich mit uns teilten. Unser Reisediener Chalil war wieder in Amerika. Dem Vorsteher lag darum die Aufgabe des Pfadfindens und Schrittmachens, wie schon früher zuweilen, allein ob. Sein Weckpfiff wurde diesmal durch

[1] Baumann leugnet ZDPV 1911, S. 128 mit Unrecht jedes Gegenüberein des tell en-naṣbe.

Jodler ersetzt, die ihre Heimat am Kyffhäuser hatten und sicher anmutiger waren, aber vielleicht doch nicht ganz so wirkungsvoll.

Am ersten Reisetage, an dem wir die Meridionalstraße des Landes zwischen el-bire und ʿejūn el-ḥaramīje in ihrer alten, jetzt fast unglaublich scheinenden Gestalt kennen lernten, wurde die Mittagsrast im Schatten einer namenlosen heiligen Eiche unfern burdsch berdawīl abgehalten. An der „Balduinsburg", die offenbar hier die Gabelung der bedeutendsten Verkehrslinie des Berglandes beherrschte, waren Bauten verschiedener Zeit zu unterscheiden. Sie wird also auch ihre Geschichte gehabt haben, obwohl wir sonst nirgends von ihr hören. Bei chirbet selūn (Silo) wurde die Ruine dschāmiʿ es-sittīn (so schon Wilson 1847, während Baedeker immer noch irrig el-arbaʿīn) wiederum sorgsam betrachtet. An dem 10,23 m im Norden, 11 m im Osten messenden, also fast quadratischen Bau unterschieden wir den Türsturz im Norden (mit Altären, Kränzen und einem Krug), der heidnischer Herkunft sein muß, korinthische Säulenkapitäle aus byzantinischer Zeit, einen Schrankenpfeiler, im Westen als Tür- oder Fenstersturz verwandt, zu dem sich ein Fragment eines zweiten Exemplars aus Kalkstein und ein drittes aus Marmor unter den Trümmern hinzufanden, sonst ein einheitliches, aber gewiß nicht römisches Mauerwerk, welches im Norden und am nördlichen Teil der Westseite durch jüngere Stützmauern verstärkt wird.[1] Was hier aus so verschiedenartigem Material gebaut wurde, war keine Synagoge (so Baedeker), sondern wahrscheinlich die ḳubbet es-sekīne, welche Estori ha-Parchi für das 14. Jahrhundert erwähnt. Das von Juden und Moslems durch Anzünden von Kerzen verehrte Grabmal Elis und seiner Söhne, von dem Isaak Chelo zur gleichen Zeit redet, war dann eher die jetzige dschāmiʿ el-jetēm nahe bei der Ortslage sēlūn als das Doppelgrab bei ʿēn sēlūn,[2] dessen Schalenvertiefungen nach Clermont-Ganneau[3] für die Lichter dienen sollten(!).

Bei der Ortslage selūn, von welcher Schick einen sehr ungenauen Plan geliefert hat,[4] ist schon längst beachtet worden eine sonderbare

[1] Der Plan in Survey of Western Palestine II, S. 369 läßt die Stützmauern das ganze Gebäude außer im Osten umgeben, obwohl die Lücke an der Nordwestecke und der Abschluß auf der Westseite unverkennbar ursprünglich sind. Auch sind die Säulen im Innern anders gestellt, als die Bogenansätze an der Ostwand verlangen; und die Öffnung in der Westwand ist in die Mitte gerückt, während sie sich nahe dem Südende befindet.

[2] S. PJB 1908, S. 37 f. mit Abbildung.

[3] Arch. Res. II, S. 302.

[4] PEFQ 1873, vor S. 39, wonach noch verschlechtert Survey of Western Palestine II, S. 368, wiederholt in Guthe's Bibelwörterbuch.

Fläche, auf welcher Wilson[1] den Tempel von Silo vermutete. Im Norden des auf drei Seiten von Tälern eingefaßten Hügels von sēlūn schließt sich an ihn, durch einen dammartigen Übergang mit ihm verbunden, eine sonderbare breite felsige Bergschulter, in welche eine in ihrem höchsten mittleren Teile 112 Schritt lange, aber von Süd nach Nord nur 26 Schritt breite Feldfläche eingebettet ist. Diese Fläche ist nirgends eben, sondern sie senkt sich von der Mitte, wo die Reste eines runden Bauwerks, etwa eines Weinbergsturms, sichtbar sind, nach beiden Seiten und fällt schließlich in Terrassen steil ab. Ihre felsige Umrandung, in welche Weinkeltern und Cisternen eingehauen sind, ist so geradlinig gestaltet, daß sie wie künstlich abgeschnitten erscheint. Nach allseitiger Betrachtung schien mir, daß eine natürliche gewölbte Felsbildung hier eingestürzt war, und daß mit etwas künstlicher Nachhilfe die jetzige Kulturfläche hergestellt wurde. Für ein Heiligtum hätte der unebene, lange und schmale Platz keine geeignete Stätte dargeboten.

Nach el-lubban (Nachtquartier I) sollte zunächst folgen eine Besichtigung des nach Schlatter von Buhl, G. A. Smith, Guthe, Benzinger u. a. für ein biblisches Gilgal gehaltene ed-dschuledschil[2] auf der Ostseite der Ebene von ʿaskar, deren törichter Name el-machna[3] hoffentlich endlich aus der Palästina-Literatur und den Karten verschwindet. Ein Mißverständnis fügte es, daß der Vorsteher nur in Begleitung eines Gefährten dahingelangte. Schlatter[4] beschreibt dieses Gilgal, an dem schon Abraham gezeltet haben soll, wo Elia und Elisa verkehrten, das Amos und Hosea bekämpften, als einen Lagerplatz, „wie er geeigneter sich schwerlich finden läßt, mit Äckern, Weide und Wasser". Hölscher wollte da sogar die Reste eines Steinkreises von 70 m Durchmesser gesehen haben.[5] Gespannte Erwartung begleitete uns auf die felsige Höhe, wurde aber schwer enttäuscht. Auf dem Gipfel eines mit Felsbänken ganz bedeckten Berges, der nach Osten mit einer Hügelkette zusammenhängt, zeigte der überall zutage liegende Felsboden, daß keine länger dauernde alte Siedelung hier gelegen haben kann. Ed-dschuledschil ist keine Ortslage. Die da herumliegenden unbehauenen Steine bilden nirgends eine alte Mauer, sind aber vielfach zusammengetragen worden, um einer kümmerlichen Bebauung der kleinen Fläche Raum zu geben.

[1] PEFQ 1873, S. 38, auch bei Baedeker.

[2] Buhl dschuledschil, richtig die englische Karte.

[3] So auch noch in Guthe's Bibelatlas Nr. 20 und bei Baedeker. „Die Machna" ist ebenso sinnlos, wie „die Jesreel" statt „die Ebene von Jesreel" sein würde.

[4] Beiträge, S. 257.

[5] ZDPV 1910, S. 103.

Eine Cisterne spricht jetzt allein für eine frühere Bewohnung der Stätte. Ein das Feld am Fuße des Berges pflügender Bauer erzählte mir, daß man einige bessere Bausteine vom Berge weggeholt habe, übrigens sei sein Acker das zu ed-dschulēdschil gehörende und danach benannte Land. So wird also Survey of Western Palestine II, S. 238, recht haben, wenn da vorsichtig von „Spuren von Ruinen" geredet wird. Ein Gehöft mag einmal da oben gestanden haben. Die lückenhafte, durch Aufräumung entstandene Umrahmung der runden Gipfelfläche scheint Hölscher für einen Steinkreis gehalten zu haben. Ich bemühte mich vergeblich, etwas Derartiges zu erkennen. Mit diesem Gilgal, dessen Hauptstütze die sehr zweifelhafte Stelle 5. M. 11, 30 ist, kann man nichts anfangen.

Die Kreuzfahrerkirche über dem Jakobsbrunnen, bei der wir mittags rasteten, beginnt sich aus den Trümmern zu erheben. Leider ist viel von dem alten Mauerwerk durch neues ersetzt worden. Hölscher ist geneigt, dem Brunnen die gleiche „Echtheit" zuzubilligen, wie der Stätte des Josephsgrabes. Aber da zwischen beiden die balāṭa-Quelle zu Tale fließt, würde eine derartige Ausdehnung der von Jakob erworbenen Grundstücke dem Jakobsbrunnen die Veranlassung abschneiden. Daß der Erzähler im Johannesevangelium auf das Vorhandensein der Quellen ʿen balāṭa, ʿen defne, ʿen ʿaskar keine Rücksicht nimmt, sieht man weniger darin, daß das samaritische Weib aus dem Brunnen schöpft, wofür besondere Gründe denkbar wären,[1] als aus des Weibes Antwort 4, 11. „Lebendiges Wasser" war in dieser Umgebung auch ohne Schöpfeimer leicht zu haben. Die mit Recht gerühmte palästinische Lokalkenntnis der Evangelisten hat doch ihre Lücken.

An die Ersteigung des Garizzim schloß sich ein Gang durch die Stadt nablus mit Besichtigung der früher selten gezeigten Großen Moschee und des dschamiʿ en-naṣr. Bei der ersteren erhoben sich schwere Bedenken gegen ihre übliche Bezeichnung als eine zur Moschee umgewandelte Kreuzfahrerkirche. Der Hauptteil des Inneren ist ein originaler Moscheebau mit Verwendung älteren Materials. Das berühmte Portal im Osten, welches wirklich Kreuzfahrerarbeit ist, hängt mit diesem Bau nicht eigentlich zusammen und könnte ursprünglich an anderer Stelle gestanden haben.

Der Abend sah uns auf dem Tennenplatz von sebaṣtie (Samarien) unfern der jetzt als Basilika erkannten Säulenstellung (Nachtquartier II). Die Ausgrabungen Professor Reisners erschienen gegen-

[1] S. Gregory, Wellhausen und Johannes, S. 45 f.

über dem Vorjahre kaum als fortgeschritten, weil die Arbeit des Sommers wieder verschüttet war. Immerhin ist es bedeutungsvoll, Mauerwerk vor sich zu haben, das der Zeit der israelitischen Könige mit Sicherheit zugeschrieben werden darf, und sich so eine Meinung darüber bilden zu können, was in Jerusalem für die gleiche Zeit zu erwarten wäre.

Nördlich von sebaṣtie überraschte der Anfang des Baues einer Fahrstraße, welche nāblus mit dschenin verbinden und somit die Linie Hebron—Jerusalem—Nazaret vervollständigen soll. Nach ihrer Vollendung wird man in zwei Tagen von Jerusalem nach Nazaret fahren können. Über dōtān ging auch unser Weg nach dschenin (Nachtquartier III), dessen Frühlingsgrün der Hervorhebung bedarf, weil dies Jahr die Vegetation weit zurück war und das Land minder grün und blumenreich erschien als sonst öfters. Bei ʿen dschalud und zerʿin (Jesreel) vergegenwärtigten wir uns die örtlichen Möglichkeiten für die Gideonsschlacht (Ri. 7), wo für Gibeat More das hochliegende el-mezār in Frage kommt, und für Sauls Ende (1. Sam. 28 u. 31), wobei zu bedenken ist, daß es doch nicht so fest steht, daß „die Berge von Gilboa" den ganzen Bergzug von el-mezār bis dschelbon bezeichnen sollen. Die Karten geben dafür den Namen dschebel fuḳuʿa (richtiger fuḳuʿ, wie schon die Namenliste der Survey of W. P.), der doch nur der Umgebung des Dorfes dieses Namens zukommt. Es könnte sein, daß die „Gilboaberge" nur das waren, was man jetzt dschebel dschelbon nennen würde, d. h. das südliche Ende des Bergzuges. Auch Jehu's Heraufzug 2. K. 9 läßt sich nicht vergessen, wenn man, wie er, auf der Straße von besān nach Jesreel hinaufreitet und dabei notwendig den Acker Naboths passieren muß, auf welchen Jehu den Leichnam des Königs Joram werfen ließ.

Über solem (Sunem) und nēn (Nain), an dessen Quelle wir in einem lieblichen Garten rasteten, wurde Nazaret (Nachtquartier IV) erreicht. Dort erstiegen wir den nebi saʿin zu spät für seine schöne Aussicht, hatten aber am folgenden Vormittag mehr Glück auf dem Tabor. Entzückend waren wieder die vielfarbigen Anemonen zwischen chān et-tuddschār und kufr sabt, die nirgends in Palästina so üppig wachsen wie hier auf vulkanischem Boden. Alles verstummte bei dem ersten und sogleich umfassenden Blick auf den See von Tiberias oberhalb des weli naṣr ed-dīn, den die Reiseführer durch Vorschreibung eines Umweges mit seltsamer Absichtlichkeit den Fremden vorenthalten.

Zwischen Tiberias und den heißen Bädern stand wie immer das Zeltlager (Nachtquartier V und VI) am Strande, der zum Baden einlud. Der Vormittag des Ruhetages für die Pferde wurde zum Be-

suche von ḳal'at el-ḥöṣn[1] am Ostufer benützt. Seine mir nicht mehr zweifelhafte[2] Identität mit dem Hippos-Susithā der Dekapolis, in dessen Gebiet sich Jesus oft bewegt haben muß, obwohl es in den Evangelien nicht erwähnt wird, beruht auf folgenden Tatsachen. Nach Josephus Bell. Jud. III 3, 1 bildete das Gebiet von Hippos und Gadara einen Teil der galiläischen Ostgrenze, nach Plinius V 71 lag Hippos mit Julias am Ostufer des Sees, nach den Rabbinen Tiberias gegenüber. Nach Bereschith Rabba Kap. 31, 32 machte der an die Arche Noahs angebundene Wildstier im Wasser Furchen so groß „wie von Tiberias nach Susitha", während die Arche selbst auf dem Wasser schwamm „wie auf zwei Balken wie von Tiberias nach Susitha", wo es also eine derartige Fährenverbindung gegeben haben muß. Vajikra Rabba 23 zählt unter feindseligen Paaren von Nachbarstädten auch Tiberias und Susitha auf. Diese Aussagen verbieten, ein auf ḳal'at el-ḥöṣn gelegenes Gamala zwischen Hippos und den See einzuschalten, wie es nach Schumacher bei Baedeker a. A. geschieht.[3] Dazu kommt, daß die 1908 von mir untersuchte, nur 30 zu 90 Schritt messende Ortslage sūsie zwischen ḳal'at el-ḥöṣn und fiḳ so unbedeutend ist, daß sie als Stätte des hellenistisch-römischen Hippos gar nicht in Frage kommt. Dies kann auch unmöglich derartig in einen Kessel eingeklemmt gewesen sein.[4] Dagegen entspricht die die Küste beherrschende, Tiberias genau gegenüberliegende bedeutende Stadtruine von ḳal'at el-ḥöṣn allen Voraussetzungen, welche wir aus der alten Literatur für Hippos erhalten.

Eine zweite Bootfahrt führte am folgenden Tag ebenfalls an das Ostufer, und zwar nach dem kleinen kurse, dessen Name noch immer (s. Weiß zu Mk. 5, 1) mit den Gerasenern oder Gergesenern von Mth. 8, 28, Mk. 5, 1, Lk. 8, 26 in Verbindung gebracht wird. Da die Beobachtungen Schumachers[5] der Vervollständigung und Berichtigung bedürfen, sei hier mitgeteilt, was wir da fanden. 1. Am Ufer des Sees erhebt sich ein sehr kleiner Hügel von etwa 90 Schritt im Durchmesser und 3 m Höhe, gekrönt von einer zusammenhängenden Gruppe bewohnter Häuser und einer prächtigen Terebinthe, die das Grab von schēch muḥammed beschattet.[6] Dies ist das Oertchen kurse. 2. Nur

[1] Abbildung 2.

[2] Anders äußerte ich mich PJB 1905, S. 76 f.

[3] Doch nicht mehr aufrechterhalten von Benzinger in Pauly's Real-Encyclopädie, s. v. Gamala.

[4] Guthe's Bibelatlas, Karte 13, 14, 20 hat ihm eine Beziehung zu der Straße von fiḳ nach der Jordanebene gegeben, die es gar nicht besitzt.

[5] ZDPV 1886, S. 340 f., danach Baedeker.

[6] Abbildung 3.

150 Schritt nördlich davon ragt in den See hinein der Unterbau eines Turmes, inwendig zementiert, nach Aussage der Bewohner die eigentliche kurse (= Stuhl), früher ein Wasserhebewerk, von dem aus Kanäle die Felder bewässerten. 3. In südöstlicher Richtung landeinwärts, wohl einen Kilometer entfernt (nicht am See, wie Schumacher sagt), befinden sich nicht „lange Wände", welche rechteckige Räume einfassen (so Schumacher), sondern eine zusammenhängende ziemlich quadratische Ummauerung, auf der Ostseite 127 m, auf der Südseite 150,30 m messend. Die etwa 95 cm dicke Mauer, von der im Osten am meisten erhalten ist, besteht aus in Kalk gelegten kleinen Steinen. Kein Tor ist erkennbar. In der ungefähren Mitte des Vierecks ist ein zweiter viereckiger Raum durch eine Mauer von 56 zu 32 Schritt eingeschlossen. Er enthält als Mittelpunkt des Ganzen eine gemauerte überwölbte Cisterne mit Quellwasser (bir neba'). Auch die innere Mauer ist etwa 1 m dick. Sonst sind noch einige Mauerreste erkennbar. Ein Haus hat in der südöstlichen Ecke des äußeren Vierecks gestanden. Dieses Viereck nennen die Leute schlechtweg es-sūr (die Mauer). Der Platz ist völlig eben und erlaubt nicht die Vorstellung, daß sich „ausgedehnte Ruinen" (so Baedeker) hier befinden. es-sūr umschließt keine alte Ortslage, sondern am ehesten ein großes Gehöft mit Garten. 4. Nahe der südöstlichen Ecke des Vierecks am Abhang der hier in die Ebene hineintretenden Achsel des Hochlands stehen die Reste eines viereckigen, im Unterbau massiven Turmes von 8 zu 8 m, den man ḳurze (gurze) oder auch beduinisch gulag (= ḳal'a „Burg") nennt. Als Wachtturm würde er dem Gehöft zu seinen Füßen gute Dienste geleistet haben. — Somit erlauben die erkennbaren Spuren nur die Annahme eines ganz unbedeutenden Dörfchens am Strande, wohl des Gerasa, welches man im 13. Jahrhundert nach Burchard vom Berge Sion den Pilgern zeigte. Von einer Stadt, welche der Mittelpunkt eines Bezirks hätte sein können, wie von einer in ihrer Nähe zu erwartenden Nekropole ist nichts zu sehen. Das auf dem Gebirge gelegene Gergesa des Eusebius und Hieronymus hat in jedem Fall mit dieser Stätte nichts zu tun[1]. Das „Stürmen der besessenen Schweine vom steilen Abhang in den See" (Math. 8, 33) hat man für die Umgebung von kurse besonders erklärlich gefunden, weil „grade südlich davon und nur hier die Berge als eine steile Felsenwand unmittelbar ans Wasser herantreten" (Buhl)[2]. Diese Ansicht beruht auf der

[1] Anders Benzinger in Pauly's Real-Encyclopädie.

[2] Ähnlich Stave, Sjön Gennesaret, S. 67 f., Mastermann, Studies in Galilee, S. 33, Ewing in Temple Dictionary, G. A. Smith, Hist. Geogr. S. 458 f., Benzinger in Pauly's Real-Encyclopädie.

Mitteilung Wilsons,[1] daß 1 (engl.) Meile südlich von kurse die Hügel bis auf 40' an den See herankommen und da zwar nicht plötzlich enden, aber doch einen steilen ebenen Abhang bilden. Aber die daraus entstandene Vorstellung, daß der Absturz des Hochlands hier sich dem Strande nähere, entspricht nicht der Wirklichkeit. Es handelt sich nur um unbedeutende Vorhügel, wohl bei moḳaʿ ʿadla etwa 2½ km südlich von kurse (nach Schumachers Karte). Das Institut ist im Jahre 1905 da entlang gezogen und hat von steilen Abstürzen nichts gesehen.[2] Schon Lagrange[3] hat deshalb und aus anderen Gründen darauf verzichtet, grade hier die evangelische Erzählung zu lokalisieren. Er meinte, mit Neumann bei kalʿat el-ḥōṣn einen passenden Platz gefunden zu haben, wo der Name einer Bergspitze (ohne Ortslage) ḳuren dscherāde „les deux cornes des sauterelles" (richtiger: das Heuschreckenhörnchen) den Namen Gerasa erhalten haben soll. Aber die Gleichung Gerasa-dscherāde ist höchst bedenklich, vor allem kann das Land der Gerasener nicht unmittelbar bei Hippos gelegen haben. Außerdem wird man die evangelische Erzählung doch nicht so verstehen, daß die Sauherde erst eine gewaltige Bergwand herablief und dann noch einen Kilometer weit die Ebene durchstürmte, um sich im See zu ertränken. Man sollte dann lieber offen zugeben, daß die örtliche Wirklichkeit dem im Grunde unwesentlichen Wortlaut nicht entspricht. Nimmt man von der Lesart „Gadarener" den Ausgang, so gewinnt man die von mir seit Jahren vorgeschlagene Möglichkeit, an das Südostufer des Sees im Gebiet von Gadara zu denken, wo das Wasser beständig vom Ufer abreißt und dadurch einen Steilabfall von 6—12 m gebildet hat. Dort ist leicht denkbar, daß eine von einer Panik ergriffene Herde über die Felder dahinstürmt und von dem durch nichts vorbereiteten hohen Ufer in den See stürzt. Die ungenannte Ortschaft, zu welcher die Herde gehört, läßt sich auf der nahen Hügelkette telūl es-saʿālib,[4] die Spuren einer Ortslage zeigt, oder auch am Strande bei samach oder es-samra denken. Zahn (zu Mth. 8, 28), der von jedem steilen Absturz absehen will, ist sicher, daß die Ortschaft auf telūl es-saʿālib das Gergesa des Origenes und Eusebius war, die aber von seiner Lage in der Gadaritis nichts wissen. Origenes behauptet, daß in seiner Umgebung sich ein steiler Abhang befand, von welchem die Säue sich „herabstürzten". Das würde

[1] The Recovery of Jerusalem, S. 368 f.

[2] PJB 1905, S. 77.

[3] Rev. Bibl. 1895, S. 521.

[4] So Schumacher, ZDPV 1886, S. 357 f.; es sollte wohl el-ṭaʿālib heißen.

nur dann hier zutreffen, wenn das Steilufer des Sees in Rechnung gezogen wird.

Die weitere Fahrt auf dem See brachte uns an der Gegend von Bethsaida-Julias und der Jordanmündung vorüber zuerst nach tell ḥum (Kapernaum) und dann nach ʿēn eṭ-ṭābeṛa (Nachtquartier VII), das Thomsen[1] auffallenderweise vom Heptapegon unterscheidet. Die Zelte standen wie früher am Mühlwasserfall, umrieselt und umrauscht von den Wassern des Siebenquells. In die ḥûle-Niederung führte uns diesmal die via maris. In einer Allee von mächtigen Eucalyptusbäumen und dornigen Acacia farnesiana durchzogen wir die große Mandelpflanzung der jüdischen Kolonie Rosch Pinna bei dschaʿune, rasteten mittags bei dem früheren dschiftlik-Gebäude jenseits der Brücke der Töchter Jakob über den jungen, hier 30 m breiten Jordan, zogen aber dann wieder diesseits des Flusses nordwärts.

Das kleine Hügeldörfchen et-tlēl am ḥule-See schien um so passender als der von Josephus genannte nordöstliche Grenzort von Galiläa, namens Thella, weil wir gleich hinter ihm den hindādsch-Bach zu kreuzen hatten, dessen Oberlauf, das tiefeingeschnittene wādi ʿoba als die natürliche Grenzscheide zwischen Galiläa und dem syrischen Kades betrachtet werden muß.[2] Die schilffreie Fläche des baḥr il-cheṭ,[3] welche von der baumreichen Kolonie Jesud ha-Maala (zubbēd) beherrscht wird, fanden wir im Norden nicht so geradlinig abgeschlossen, wie die Karten angeben, sondern im Westen weiter — bis gegenüber el-ʿalmanije — nach Norden hinaufgehend. Nahe der Mühle am Bergabsturz kreuzten wir den unterhalb für uns unpassierbaren Bach von ʿēn el-mellāḥa und zelteten bei dunstiger Luft, die uns den Hermon verhüllte, von Moskitos umschwärmt, bei ʿen el-balaṭa am Fuße des mit Terebinthen bestandenen Hügels von schech ṣalih, dessen Grab die Holzvorräte der Beduinen bewacht (Nachtquartier VIII).

Kurz vor tell el-ḳāḍi jenseits des wadi ed-dfelat[4] untersuchten wir links vom Wege einige Dolmen und fanden am südlichen Abhang des Hügels von Dan eine Basaltplatte von 55 zu 64 cm bei 20 cm Dicke mit 8 Schalenvertiefungen auf der einen Seite und 5 auf der anderen. An natürliche Entstehung der tief eingebohrten Schalen war nicht zu denken, aber ihre praktische Verwendung blieb rätselhaft.

[1] Loca Sancta I, S. 105.

[2] Die Grenzlinien bei Ehler, ZDPV 1905, T. 1 und in Guthes Bibelatlas Nr. 14 sind minder einleuchtend.

[3] Über diesen Namen s. PJB 1907, S. 10.

[4] PJB 1909, S. 19.

Das von mächtigen Wassern umrauschte bāniās-Caesarea Philippi (Nachtquartier IX) brachte die Entdeckung eines mit Gittern und Rosetten hübsch verzierten Altars oberhalb des Panheiligtums. Am Fuße der hochgelegenen Burg, die wir in dichtem Nebel erstiegen, fanden wir die Skulptur eines Löwen (ohne Kopf), dessen Verwandtschaft mit den Wappentieren des Beibars auf der Brücke bei Lydda[1] kaum zufällig zu sein schien. Direkt von der Burg ritten wir über den nahr es-saʿar nach dem Phiala-See (birket rān), bei welchem die Anwohner von einer darin „umgekehrten" Stadt erzählten, wie einst die Hebräer vom „umgekehrten" Sodom und Gomorra (1. M. 19, 25).

In bukaʿte wurde eine Wartepause benutzt, um Bauernhäuser mit Pfeilerbedachung zu studieren. Das oft besuchte ḳunetra (Nachtquartier X) erwies sich unerwarteterweise als ergiebig in bezug auf griechische Inschriften, die besonders der hier und anderwärts bewährte Spürsinn Dr. Lohmanns uns bekannt machte. Fünf Türstürze, sieben Grabsteine, zwei Widmungen und ein Grenzstein wurden zur Strecke gebracht.[2] Die Inschrift des Letzteren, der etwa aus dem Jahre 300 stammt, lautet in Übersetzung:[3] „Diokletian und Maximian, die Augusti, Konstantius und Maximian, die Caesaren, haben den Stein, der die Ländereien der Dörfer Sarisai und Bernike[4] trennt, aufzurichten befohlen durch die Fürsorge des sehr berühmten Vorstehers Aelius."

Die grünen wasserreichen Matten des dscholān, den Schumacher's Karte mit allzuviel Bewaldung versieht, durchzogen wir südwärts und machten aufs neue die Erfahrung, daß ein eigentlicher nordsüdlich laufender Weg des größeren Verkehrs nicht vorhanden ist, sondern daß man entweder oft wegelos reiten, oder die Umwege von Ortschaft zu Ortschaft nicht scheuen muß.[5] Wir berührten die Dörfer ʿejūn ez-zuwān, das zur Ruine gewordene westliche mumesi (bei Schumacher bewohnt), das aufblühende ʿen ʿeschsche (bei Schumacher noch gar nicht Ortschaft), ed-dschuweze, el-fizāra, und nahezu el-chuschmje, das das bedeutendste von allen zu sein schien, während es bei Schumacher noch ein verfallenes Winterdorf ist. In ed-dschuwēze erinnerte an die Zeiten einer im dscholān völlig untergegangenen Kultur der von Dr. Lohmann entdeckte Türsturz einer Kirche des heiligen Markus, die im August des

[1] Clermont-Ganneau, Arch. Res. II, S. 111 ff.

[2] Die Veröffentlichung dieser und anderer Inschriften soll in der Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins erfolgen.

[3] Abbildung 6.

[4] Bisher unbekannte Ortschaften.

[5] Die Wegeangaben der Karte Schumachers bedürfen einer gründlichen Revision.

Jahres 305 (viell. 410) geweiht wurde. Das Lager stand nördlich vom tell tschochadār (Nachtquartier XI), der auch wieder ein Dörfchen trägt, aber früher an dieser wichtigen Straße von Damaskus nach dem Mittelmeer größere Bedeutung gehabt haben muß, obwohl jetzt nur einige behauene Steine und die Unterlage einer Ölpresse an diese Zeiten erinnern. Noch vor der alten Brücke über den rukkād, den nördlichsten Quellfluß des Jarmuk, beginnt ein bedeutendes Dolmenfeld, das sich jenseits bis ʿēn dakar fortsetzt. Dies sowohl wie der an Norwegen erinnernde imponierende Wasserfall[1] zwischen dunkeln Basaltwänden unterhalb der Brücke beschäftigte uns, bis wir uns südwärts wandten, um die Gegend von dschamle kennen zu lernen. Querfeldein ging der pfadlose Weg an einem wundersamen Beduinenschechgrab vorüber, nach dessen Namen ich vergeblich forschte, erst diesseits, dann jenseits des Baches von sēsūn,[2] bis wir plötzlich am steilen Rande eines tiefen Talkessels standen.

Ein entzückendes landschaftliches Bild lag vor uns,[3] nach dem langen Zug durch die Hochebene besonders anmutend. Rechts die etwa 240 m tiefe Schlucht des rauschenden rukkād, unten in weißen Senonkalk gerissen, oben im Basalt liegend. Von der jenseitigen Talwand stürzt ein Wasserfall so tief herab, daß der Wind ihn den Grund nicht erreichen läßt; unter uns, für uns unsichtbar, bildet das wādi sesūn einen zweiten, ebenfalls bedeutenden Fall. Links ein wasserloses, muldenartig weites, minder tiefes Tal, über welchem das Hochplateau mit dem Dörfchen dschamle sich wieder machtvoll erhebt. Die Mitte bildet ein schmaler Berggrat, der zwischen Fluß und Tal zu zwei Kuppen aufsteigt, deren höhere etwa 160 m[4] über dem Flußbett liegt. Eigentümlich ist dem ganzen Grat der sanftere Aufstieg von Süden und der steile, oft senkrechte Abfall nach Norden. Den Hintergrund bildet die Fortsetzung des rukkād-Tales, das in das Jarmuktal übergeht, mit seinen beiderseitigen Hängen. In blauer Ferne schienen die Berge westlich vom Jordan das Bild zu schließen. Nach Benzinger[5] soll Schumacher die Form des Grates in der Mitte des Kessels von den Anschwemmungen des rukkād herleiten, was die Annahme einer alten Ortslage auf demselben unmög

[1] Abbildung 4.

[2] So Schumacher ursprünglich richtig, aber auf der letzten Ausgabe seiner Karte irrig zēzūn.

[3] Abbildung 5.

[4] Für die Höhenverhältnisse s. Schumacher, Across the Jordan, S. 65, 84 f., The Jaulan, S. 34 f.

[5] ZDPV 1892, S. 175.

lich mache. Aber der in seinen höheren Teilen aus kreidiger Nagelflue (mit eingesprengtem Feuerstein) bestehende, im Westen von Basalt bedeckte Grat ist klärlich ein bei der Erosion der rukkād-Schlucht und ihres Nebentales stehen gebliebener Rest des ehemaligen Plateaus, dessen Bildung in seinen höheren Teilen in prähistorischer Zeit liegt und der zur Zeit Christi nicht sehr anders ausgesehen haben kann als jetzt. Wir verfolgten den Grat bis zu seinem westlichen Ende, untersuchten die am Südhange des Hauptgipfels liegenden Ruinen einer großen Ortschaft und kamen zu der Überzeugung, daß diese jetzt chirbet ehdēb genannte Ortslage recht wohl zu der Schilderung des Josephus von Gamala paßt, während das jetzige dschamle, welches Benzinger[1] und Guthe[2] dafür angeben, nicht in Frage kommen kann. Anderwärts wird darüber eingehender verhandelt werden müssen. Daß auch dschamle eine ältere Vergangenheit hat, erwiesen Türstürze mit christlichen Emblemen und griechischer Inschrift. Erst spät konnten wir uns von dem prächtigen Kessel von chirbet ehdēb trennen und erreichten darum erst nach Einbruch der Nacht unser Lager bei esch-schadschara (Nachtquartier XII).

Am folgenden Tag wurde der Jarmuk unterhalb el-ekṣēr überschritten. Unsere drei „außerordentlichen" Reisegenossen (s. o.) blieben bei der Bahnstation makārin[3] zurück, um sich von da nach Damaskus zu begeben. Wir ritten vom nahen Zusammenfluß des wādi ehrēr und wādi zezūn, welche den Jarmuk bilden, am südlichen Ufer des wādi zezūn entlang und erstiegen wieder die Hochebene bei dem hübschen Wasserfall nahe dem Dörfchen zezūn, wo außer anderen Resten eines mit korinthischen Säulen geschmückten Baues ein von Schumacher schon gesehener Türsturz mit griechischer Inschrift und der Torso einer Büste Beachtung fanden. Sonderbarerweise nennt Estori ha-Parchi dieses zezūn; ob es das Ziziun ist, für welches Reland (S. 1064) alte Zeugnisse beibringt, muß ungewiß bleiben. Alle bisher gesehenen Wasserfälle Palästinas übertraf an Wasserfülle und Höhe der gegen Abend besuchte Fall des wādi baddsche[4] bei dem großen Dorfe tell schihāb in imponierender Lage, die auch für eine antike Stadt in Anspruch genommen werden muß. Der senkrechte Sturz des Falls wurde von uns auf 33 m gemessen, seine gesamte Höhe beträgt nach Schumacher nahezu 90 m.

[1] Pauly's Real-Encyclopädie unter Gamala.

[2] Bibelatlas Nr. 13, 14.

[3] Baedeker irrtümlich tell el-makārim.

[4] S. das Titelbild Abb. 1.

In el-muzērib (Nachtquartier XIII) kreuzten wir die große Straße der Mekkapilger auf dem Wege nach der'a,[1] dem Edrei des Königs Og von Basan, wohl jetzt der bedeutendsten Ortschaft von ganz Ostpalästina.[2] Ihr Burghügel zeigt durch seinen Umfang, daß auch die alte Ortslage eine beherrschende Größe sein konnte. Unser Suchen nach Inschriften war nicht ohne Erfolg. Drei Widmungen, ein Türsturz, vier Grabsteine wurden kopiert. Als bisher unbekannt erwies sich die Widmungsinschrift der Dekania vom Jahre 274 n. Chr., also aus der Zeit des Kaisers Domitius Aurelianus, dessen Name auf der Inschrift ausgekratzt ist.

Nachdem wir aus dem Hügellande westlich von der'a in die Ebene eingetreten waren, trafen wir zuerst auf die bedeutende Ortslage remṯa, die sich sehr wohl als äußerster Vorposten des Westlandes betrachten läßt und darum wohl mit Recht für Ramoth in Gilead gehalten wird, das den Ansturm der Syrer öfters auszuhalten hatte. In el-ḥōṣn (Nachtquartier XIV) begann Regen, der uns einen großen Teil des Weges nach 'adschlūn begleitete. Dieser Weg, der zu den alten großen Verbindungsstraßen des Landes gehören wird,[3] folgt erst dem wādi el-banāt diesseits, d. h. östlich der Wasserscheide zwischen dem Gebiet des Jordans und der nach dem Jarmuk entwässerten östlichen Hochebene, steigt dann zur Wasserscheide hinauf[4] und wendet sich schließlich in südwestlicher Richtung an den Köpfen zweier Quelltäler des wādi jābis vorüber dem wādi 'adschlūn zu. Die Umgebung des ganzen Weges ist bewaldet. Keine Ortschaft oder bedeutendere alte Ortslage wird berührt. Erst weit im Süden wird das Dorf 'ablūn (bei Schumacher unbewohnt) östlich vom Wege sichtbar.

Im Dorfe 'adschlūn (Nachtquartier XV) überraschte die Auffindung einer kleinen dem Apollo gewidmeten Basis, welche man südlich vom Bache ausgegraben hatte. Auch die Burg, deren anmutige Aussicht uns durch schwere Nebel verhüllt war, erinnerte durch ein darin verbautes Fragment eines antiken Frieses mit Füllhorn an die römische Zeit. In dscherasch-Gerasa (Nachtquartier XVI) prangten die gelben Säulen

[1] Bei Baedeker meist der'ât, obwohl niemand so sagt.

[2] Nach Baedeker würde freilich el-kerak mit 15—20000 Einwohnern der'a weit überlegen sein. Aber 3000 wird dort das Richtige treffen, der'a mag 4000 Seelen zählen.

[3] Schumacher bezeichnet aus nicht ersichtlichen Gründen nur den letzten Teil des Weges als „alte Straße".

[4] Hier muß der Weg kreuzen, den wir 1908 von tubna über el-chadr nach es-ṣachra zogen (PJB 1908, S. 15); er fehlt aber auf Schumachers Karte.

des Artemistempels wie immer im Glanz der Sonne zwischen grünen Feldern auf dem Hintergrunde der blauen Berge der belḳa. Unter den hier neugefundenen Inschriften zeigte die eine auf der Basis einer Statue des Hadrian vom Jahre 130 n. Chr., in welchem Gegensatz das junge Christentum zur Staatsreligion stehen mußte. Sie lautet[1]: Den Imperator Caesar, des Gottes Tr|ajanus —| Sohn, des Gottes Nerva Enkel, Tr|ajanus| Hadrianus Augustus, Pontifex maximus, im 14ten Jahr des Tribunats, dreimaligen Konsul, Vater des Vaterlandes, den guten Herrn (errichtete) Apollo, der auch Paulinus heißt, Sohn des Moiragenes von der Stadt der Antiochener am Chrysorroas (d. i. Gerasa dscherasch). Derselben Zeit mag angehören die lateinische Grabschrift, welche der Regierungsbote P. Aelius seinem Vater, dem kaiserlichen Freigelassenen P. Aelius Anteros und dessen Frau Aelia Tyche setzte. Es scheint die eigene Grabschrift des inzwischen zum Registrator avancierten Sohnes zu sein, die man früher ebenfalls in dscherasch gefunden hat.[2]

Von er-rumman (Nachtquartier XVII) zogen wir auf dem direktesten Wege über mersaʿ, mobas am Ostende von el-bḳeʿa und die doppelte Ortslage jadschuz nach ʿamman. Der zuerst heftig strömende Regen setzte schließlich wieder aus und erlaubte die Untersuchung von Dolmen bei mobas und von Altertümern aus römischer Zeit bei der Quelle von jadschuz. Ein Türsturz mit zwei Kränzen und einem gehörnten Altar und ein zweiter mit einem in einen Ring gezeichneten Kreuz, ein Langstein, auf dessen langer Seite ein nackter Mann mit einem Speer einen Löwen bedroht, während am Kopfende die Büste eines Mannes angebracht ist, wurden gezeichnet. Zu denken gab eine Steinplatte mit einem sonderbaren System von Schalen und Rinnen, anscheinend erst in nachrömischer Zeit darauf angebracht. Der Weg zeigte aufs neue, in welch traurigem Zustand sich die Kartographie dieser Gegend befindet. Auch ist die von Baedeker vorgeschriebene, wohl aus PEFQ 1885, S. 170 ff. entlehnte Marschroute weder die übliche, noch irgendwie empfehlenswert.[3]

In ʿamman — Rabbat Ammon verwandelte strömender Regen unsern Zeltplatz in einen Sumpf und nötigte uns, gegen unsere Wünsche, zur Einschaltung eines ganzen Tages (Nachtquartier XVIII und XIX), den das nach dscherasch steril und armselig erscheinende ʿamman sonst nicht gerechtfertigt hätte. Doch war der Aufenthalt nicht ganz ohne

[1] Abbildung 7.

[2] RB 1908, S. 73.

[3] Der jetzt gewöhnlichste Weg geht über chirbet el-bascha, ṣâfut und edschbeha, s. PJB 1907, S. 13.

Ertrag. Hier sei erwähnt die sonderbare Inschrift: „Gotte und den Söhnen wegen eines Gelübdes", und eine aus dem Fels gehauene Basis, vielleicht eines Altars, die mit den Skulpturen von Vögeln und einer Rosette geschmückt war.[1]

Am Wege nach ṣir fielen auf cyklopische Bauwerke zu beiden Seiten der Straße. In ʿaraḳ el-emīr (Nachtquartier XX) wunderten wir uns, daß die berühmte doppelte Inschrift des Namens Tobia so oft als Arabia gelesen werden oder als nicht sicher entziffert (so Baedeker) hat bezeichnet werden können. Ein bisher, wie es scheint, unbeachtetes Felsentaubenhaus mit 128 sichtbaren Nischen am südlichen Ende der Felswand mit den Grotten vermehrte unsere Kenntnis dieser in Palästina weitverbreiteten Kolumbarien um ein neues Exemplar. In zahlreicher Beduinengesellschaft wurde das mit Löwenskulpturen geschmückte ḳaṣr el-ʿabd beschaut. Mit einem ammonitischen Tempel hatte das in seinen Verzierungen etwas roh gehaltene Bauwerk, das in der schönen Reproduktion Butler's[2] allzu regelrecht ausgefallen ist, gewiß nichts zu tun, während nichts im Wege steht, es als eine Prunkhalle für feierliche Empfänge anzusehen, wie es die Erzählung des Josephus von den Bauten Hyrkans an die Hand gibt. Der, mit Paaren von durchlochten Steinen besetzte Weg zur „Burg" schien auch uns in seinem Zweck undurchschaubar. Butler neigt dazu, ihn als eine spätere Konstruktion zu betrachten, ohne den Zweck der Steine deutlich machen zu können, da sie sicherlich zu keiner Wegeinfassung gehören. Conder's Annahme, daß er irgendwie dem Transport der Steine zum Bau diente, scheint immer noch am meisten für sich zu haben. Der Abend zeigte, welche wunderbare Schönheit die untergehende Sonne auch in dieses baumarme Tal zaubern kann. Weiße Wölkchen, die an den rötlich glühenden Berghängen hinaufzogen, verkündeten das Ende des diesjährigen Spätregens.

Zeitige Ankunft bei der Jordanbrücke (Nachtquartier XXI) gab am nächsten Tage reichliche Zeit zum Bade in dem zwischen Euphratpappeln und Tamarisken dahinschießenden grauen Strom[3] und zum Genusse der Aussicht über sein hier weit ausgedehntes grünes „Dickicht"[4] von den nahen Hügeln des ketār, aber auch zu ernsteren Studien. Da trotz der Bemerkungen PJB 1907, S. 13; 1908, S. 97; 1910, S. 23

[1] Sie befindet sich im Süden der Stadt nahe einer Grabfassade, welche jetzt mehr Beachtung verdient als das von Baedeker noch immer gerühmte, aber längst verschwundene ḳabr es-sulṭān.

[2] Publications of the Princ. Univ. Arch. Exp. in 1904—1905 II, Pl. I.

[3] S. Abbildung 8.

[4] Vgl. PJB 1908, S. 20.

die Kartographie sich der überall deplacierten Brücke noch nicht angenommen hat,[1] suchte ich aufs neue nach Anhaltepunkten für ihre genaue Ansetzung. Sie waren leicht zu finden. Kaum 3 Minuten südlich von der Brücke mündet das wādi nueʿme, welches den Weg nach Jericho kreuzt, in den Jordan, und hart südlich von dieser Mündung liegt die ġōrānije-Furt, auf welche der Jericho-Weg eigentlich berechnet ist. Daß das wādi nimrīn ein gutes Stück nördlich von der Brücke mündet, hatte ich voriges Jahr festgestellt. Es wäre interessant zu erfahren, was ihre Verschiebung um 4 Kilometer nach Norden in Fischers Karte von 1890 veranlaßt hat.

Die Aufgabe des letzten Reisetages war die Untersuchung der vermutlichen Gegend des alten Gilgal, dessen Name Zschokke 1864 und Conder 1873 an zwei verschiedenen Punkten wiedergefunden haben wollten, der erstere bei einem „ganz niedrigen unscheinbaren Hügel" mit Spuren einer ringsumlaufenden Mauer und einem Haufen Steine auf seiner Höhe,[2] der letztere bei den Resten eines Teiches,[3] der nach den Angaben Zschokkes 20 Minuten in nordwestlicher Richtung von jenem Hügel entfernt ist. Die Lage dieses Teiches ist wohl bekannt und durch eine in der Ebene einzigartige Gruppe von vier schönen Tamarisken[4] weithin erkennbar. Unmittelbar dabei liegt eine Ruinenstätte (chirbet el-ete̱le) mit einem Gehöft oder Gebäudekomplex von 154,50 m Länge und 36—52 m Breite.[5] Eine Kirche ist nicht erkennbar, aber es ist recht wahrscheinlich, daß hier das von den alten Pilgern stets besuchte Gilgal der byzantinischen Zeit gelegen hat. Unsere gemeinsamen Untersuchungen ergaben, daß diese Stätte die einzige in der ganzen Umgebung ist, welche eine größere Ruine aufweist, ohne nach einer antiken Ortslage auszusehen. In südöstlicher, östlicher und nordöstlicher Richtung liegen auf der Ebene zerstreut nicht weniger als 21 kleine Hügel, zu denen noch 2 im Westen kommen.[6] Die meisten dieser Hügel haben 6—12 m Durchmesser und

[1] S. Baedeker, Aufl. 7 und Fischers Karte ZDPV 1910, Tafel VII.

[2] Zschokke, Beiträge, S. 28, 37.

[3] PEFQ 1874, S. 36 f.

[4] Bei Baedeker eine schöne Terebinthe.

[5] In Guthe's Bibelwörterbuch, von Legendre im Dict. de la Bible, Benzinger in Pauly's Real Encycl., Holzinger zu Jos. 4, 29, auch bei Baedeker und in dem von Notre-Dame de France in Jerusalem herausgegebenen Führer La Palestine wird diese Stätte irrtümlich für den tell dschildschul Zschokke's gehalten.

[6] Sellin, MuN d. DPV 1899, S. 99, sah nur 3 Hügel. Bliß verzeichnet auf seinem sehr ungenauen Plan in PEFQ 1894, S. 182, 25 Hügel. Da er fast keine Einzelheiten angibt, ist nicht auszumachen, was den Unterschied veranlaßt. Ich habe natürliche Bodenwellen von der Berechnung ausgeschlossen.

etwa 1 m Höhe, nur zwei sind umfangreicher (22×30 m und 37×13 m) Zschokke's tell dschildschūl ist wahrscheinlich der am weitesten südwestlich gelegene, welchen ein Mauerviereck von $8^1/_2 \times 6^1/_2$ m einfaßt. Es ist klar, daß alle diese Hügelchen, welche zum großen Teil Mauerreste und Scherben aufweisen, nur der Nachbleib je eines kleineren oder größeren Baus sein können. Nach der sichtbaren Keramik braucht nichts über die byzantinische Zeit hinauszureichen. Daß an einem einzelnen dieser völlig gleichartigen Hügelchen der Name dschildschūl gehaftet haben sollte, ist unglaublich. Zschokke ist also von seinem Führer, dem er den Namen erst vorgesprochen hatte, getäuscht worden.[1] Von einem alten Gilgal ist in der ganzen Umgebung nichts sichtbar. Man sollte weiter östlich in der Nähe der Quelle ʿēn en-ṛarba, die im Unterlauf des wadi ḳelt (hier wādi el-ṛarba) entspringt oder bei der hügeligen Gegend von baṣṣet er-rēde Nachforschungen anstellen.

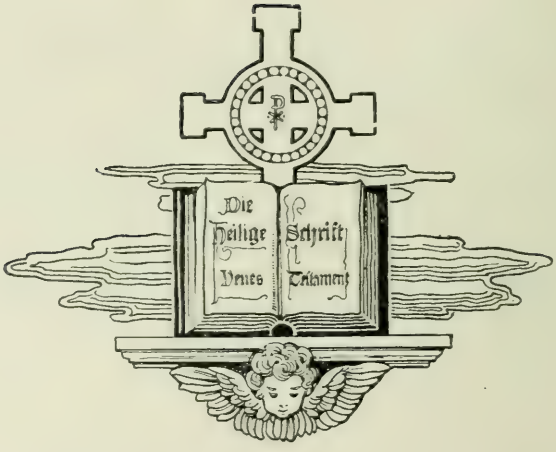
Nachdem somit das Gilgal Josuas und Samuels als noch unentdeckt bezeichnet werden mußte, standen wir dann mit um so mehr Befriedigung vor der Umwallung des kanaanitischen Jericho und ritten über das Choziba-Kloster im wādi ḳelt[2] nach Jerusalem hinauf, das wir erfüllt fanden von der christenfeindlichen Aufregung über die „Beraubung" des Felsendoms durch englische Schatzgräber. Es erwies sich so als providentiell, daß wir diesmal dem moslemischen Feste am Moses grabe aus dem Wege gegangen waren.

Eine für den März geplante Rundfahrt auf dem Toten Meer verhinderten die Wetterverhältnisse. Dagegen konnten Vorsteher und Mitarbeiter im November 1910 eine Reise nach Petra unternehmen.[3] Diesmal wurde die Eisenbahn von zīza nach maʿān benützt. Nur zwei Wochen vor dem Ausbruch des Beduinenaufstandes, welcher die Bahn zerstörte und das ganze Land südlich von madaba unsicher machte, kehrten wir zurück.

[1] Clermont-Ganneau hat schon 1874 den Namen nicht vorgefunden, PEFQ 1874 S. 170. Von einem sicheren Nachweis desselben, den Guthe, MuN d. DPV 1899, S. 31 annimmt, kann nicht die Rede sein, wenn man bedenkt, daß nur Clermont-Ganneau wirklich mit den Arabern hat verkehren können, aber nicht Zschokke und Conder.

[2] S. Abbildung 9.

[3] Über die Resultate dieser und der vorjährigen Reise nach Petra s. Neue Forschungen in Petra und der heilige Felsen in Jerusalem, Leipzig, J. C. Hinrichs.


Die
Heilige Schrift
Neues Testament

II.

Arbeiten aus dem Institut.

1. Jerusalem zur Zeit Christi.

Von Paul Mickley, Prediger in Lychen.

Mit Planskizze.

Jerusalem ist immer die Hauptstadt des Landes gewesen. Sie ist es geworden durch die Gunst ihrer Lage und ist es geblieben in der Folge der geschichtlichen Vorgänge. Die Ortslage verleiht eine so starke natürliche Festigkeit, daß die Stadt für die antike Kriegsführung nur auf einer Seite, der nördlichen, angreifbar war, wie sie sich auch nur da ausdehnen konnte. Sodann: hier kreuzen sich die uralten Hauptverkehrsstraßen des Landes: die nordsüdliche über Sichem nach Galiläa, Phönizien und Syrien und die bequemste westöstliche nach der Jordansenke und dem Ostjordanlande vorüber am Nordende des größten Verkehrhindernisses, des Toten Meeres. Der Verkehr vom Mittelmeere her sowohl vom Südwesten — Gaza — wie vom Nordwesten — Caesarea — lief hier zusammen.

Der Name Jerusalem ist nicht von dem Glanze umgeben wie Athen und Rom. Gleichwohl berührt er sehr viel mehr Menschen als diese glänzenden Namen der Ausgangs- und Mittelpunkte der abendländischen Kultur. Das Evangelium ist in der Welt verbreitet wie nichts Anderes. Und mit dem Evangelium das Schicksal des Heilands, das sich in dieser Stadt erfüllt hat. Wie ihre Grundmauern dem Begründer der neueren Palästinaforschung für die Ewigkeit gebaut zu sein schienen, so mag sie, wenn wir die Jahrhunderte ihrer wechselvollen Geschichte überblicken, im Eindruck der Dauer mit der ewigen Roma wetteifern. Und sicherlich übertrifft Jerusalem Rom und jede andere Stadt in der Wirkung auf die Frömmigkeit und das sittliche Leben der Menschen. „Von Zion geht die Offenbarung aus, das Wort Gottes von Jerusalem“ (Jesaja). Ist aber von Jerusalem die Rede, so erscheint unserem geistigen Auge nicht die Hauptstadt des kleinen jüdischen Landes

und das Heiligtum des bald im Altertum in der ganzen Welt zerstreuten jüdischen Volkes, nicht das römische und byzantinische Jerusalem, nicht das lateinische Königreich der Kreuzfahrer, noch weniger die heilige Stadt der Araber (el-kuds), sondern die Stadt Jesu Christi.

Aus den Evangelien gewinnen wir kein Bild von Jerusalem. Es kann nicht anders sein. Wie in der Zeit des gemeinsamen Lebens Jesu und seiner Jünger von ihrer Berufung bis zu seinem Tode, so und vielleicht noch mehr als damals überragt in ihren späteren Erinnerungen, die den Evangelienschriften zugrunde liegen, der Meister alles, Menschen und Dinge. Über die Örtlichkeiten, den Schauplatz seiner Reden, seiner Heilungen, seiner Schicksale nähere Angaben zu machen, war kein Anlaß. Dies war allgemein bekannt und trat hinter der Macht seiner Worte und seiner Taten zurück. Es genügte Namen zu nennen: Nazareth, See Genezareth, Kapernaum, Jerusalem, Kidron, Ölberg, Gethsemane. Die für nichtjüdische Leser gemachten Angaben sind knappe Worterklärungen, keine Beschreibungen.

Zwischen dem Tode Jesu und der Zerstörung von Jerusalem sind ungefähr vier Jahrzehnte. In diese Zeit fallen die Jugend- und Mannesjahre des Josephus. Er ist in Jerusalem geboren und aufgewachsen (geboren im ersten Jahr der Regierung des Caesar Gajus Caligula, d. i. 37 nach Christus, ein Jahr nach der Abberufung des Statthalters Pontius Pilatus). Er hat die Zerstörung der Stadt erlebt und er ist der erste Schriftsteller des Altertums, der eine eingehendere Beschreibung von Jerusalem gibt. Diese Beschreibung ist gelegentlich und skizzenhaft. Sie ist in einigen nicht unwichtigen Dingen irrig. Aber sie bleibt für uns eine Hauptquelle. Der Vorteil eines Augenzeugen, zumal eines so klugen Beobachters und geschickten Darstellers, ist unersetzlich.

Zu den literarischen Quellen kommen neuerdings die Funde der Ausgrabungen. Da nicht nur das sprachlich-geschichtliche Verständnis fortschreitet, sondern unsere Kenntnis vergangener Zustände auf eine so unmittelbare Weise wie durch die Grabungen gefördert wird, so wird von Zeit zu Zeit der Versuch gemacht werden müssen, das Jerusalem der Evangelien wiederherzustellen. Ein solcher Versuch wird bei der gründlichen Zerstörung durch die Römer und den folgenden mannigfaltigen und unaufhörlichen baulichen Veränderungen verschiedener Nationen wenig Sicheres, manches Wahrscheinliche und vieles nur Mögliche enthalten müssen. Wie gering man auch den Gewinn dieser ganzen mühsamen und minutiösen Forscherarbeit der letzten Jahrzehnte für das Verständnis der Evangelien anschlagen möge, es handelt sich um den Hintergrund des Lebens Jesu. Der sich auch in die Vergangenheit erstreckende

Wirklichkeitssinn unserer Zeit und das Bedürfnis nach Anschauung ist durch die gesamte neuere Forschung mächtig angeregt worden.

Die Angaben des Markus-Evangelium sollen zugrunde gelegt und durch diejenigen der anderen Evangelien ergänzt werden. Diese anderen sollen nicht zwischen jene hineingeschoben werden. Sondern was jedes der anderen Evangelien über Markus hinaus mitteilt, soll für sich herausgehoben werden. Wie immer man sich zu den literarkritischen Untersuchungen stellen möge, das Wort Moltkes gilt, daß das einzige von der Geschichte übriggebliebene Stück Wirklichkeit die Örtlichkeit ist. Die Ortsangaben der Evangelien sind nicht aus der Luft gegriffen.

Was sich aus Markus ergibt, ist folgendes: Jerusalem erscheint als die Hauptstadt des Landes, das nach seinen Hauptteilen unterschieden wird: Galiläa, Judäa, Idumäa, Ostjordanland, Umgegend von Tyrus und Sidon. Bürger von Jerusalem sind unter den Zuhörern des Täufers am Jordan. Schriftgelehrte von Jerusalem gehen nach Galiläa, um Jesu entgegenzutreten. Jesus begibt sich mit den Jüngern nach Jerusalem, um sein Werk an der hauptstädtischen Bevölkerung zu vollenden und die Behörde zu einer entscheidenden Stellungnahme zu veranlassen. Die Führer des Volkes erkennen seine Messianität nicht an und beschließen ihn gewaltsam zu beseitigen. Der Beweggrund ist Mißgunst, Sorge um ihre Machtstellung, wie das Evangelium ausdrücklich sagt. Die Einkleidung in die Form eines Prozesses war äußerlich. — Jesus kommt über Jericho, also doch wohl von Galiläa her, durch die Jordanaue. Der feierliche Einzug in Jerusalem führt durch die Dörfer Bethphage und Bethanien und über den Ölberg. Der Weg wird nicht näher angegeben. Es wird nicht deutlich, ob dies der erste Besuch ist. Eine Bekanntschaft scheint vorzuliegen sowohl mit dem Besitzer des Esels, der ihm zugeführt wird, wie mit dem Besitzer des Saales, in dem das letzte Mahl stattfinden soll. Oder eine Beziehung irgendwelcher Art muß vorausgesetzt werden.

Vom Einzug ab bringt Jesus die Tage in der Stadt und die Nächte in Bethanien zu. Er lehrt täglich im Tempel. Das Evangelium unterscheidet zwischen dem Tempelheiligtum (ἱερόν) und dem Tempelgebäude (ναός). Das Heiligtum mit seinen Vorhöfen und Säulenhallen ist gemeint als der Schauplatz seiner Reden. Es ist keine Andeutung, daß Jesus weiter gegangen sei als in den Vorhof der Frauen (Scherflein der Witwe — Ehebrecherin). Er treibt aus dem Vorhof die Händler und Wechsler. Er wirft die Tische der Wechsler und die Bänke der Taubenhändler um. Er wird dort und infolge dieser Handlung prophetischen Zornes von den Hohenpriestern

und Schriftgelehrten über seine Vollmacht zur Rede gestellt. Er beobachtet dort an einem der Opferstöcke die arme Witwe. Wie sie einmal das Heiligtum verlassen und die Jünger in Worte des Entzückens über die Quadern und den Bau ausbrechen, sagt er die Zerstörung des Tempels voraus. Das Gespräch wird am Abhang des Ölbergs fortgesetzt (Rede über die Zukunft). Das einzige, dessen vom Tempelhaus selbst Erwähnung geschieht, ist der Vorhang, der in der Todesstunde des Heilands von oben bis unten zerreißt.

Erwähnt wird ferner der Palast des Hohenpriesters mit einem inneren Hof und einem Vorhof. Petrus folgt zunächst bis an das Haus und geht dann den Fragen einer der Mägde ausweichend in den Vorhof hinaus. Und die Residenz des römischen Statthalters: ein weiter, augenscheinlich Hunderte fassender Hofraum oder freier Platz, auf welchem unter freiem Himmel der Statthalter Recht spricht und das Gebäude selbst, das Praetorium, das Regierungsgebäude, die ehemalige Burg Herodes des Großen. Nach der Bestätigung des Urteils führen die Soldaten Jesum hinein und verspotten ihn. Endlich: sie führen ihn hinaus, kann im Zusammenhang nichts anderes heißen als aus der Stadt, sie bürden dem vom Acker heimkehrenden Simon das Kreuz auf und bringen ihn nach dem Orte Golgatha, d. i. übersetzt Schädelstätte. Ein weiter Platz. Frauen stehen von ferne als Zuschauer. Joseph von Arimathia legt den Leichnam in ein aus dem Felsen gehauenes Grab und läßt einen Stein (Rollstein) davor wälzen. Hernach gehen die Frauen in das Grabmal hinein und finden einen weißgekleideten Jüngling zur Rechten.

Bei Matthäus erscheint Jerusalem als die heilige Stadt, die Stadt des Heiligtums und der Hauptschauplatz der heiligen Geschichte. Zugleich als die Stadt, die ihren Beruf vergißt, die Stadt eines großen Königs zu sein, des Königs aller Könige im Zusammenhang des Psalms, aus welchem die Bergpredigt diesen höchsten Ehrennamen für Jerusalem aufgenommen hat. Die innere Hoheit Jesu, das Selbstgefühl, das mit dem Bewußtsein seiner Sendung verbunden ist, kommt im Sabbatstreit zum Ausdruck: hier ist mehr denn der Tempel (wie bald danach: hier ist mehr denn Salomo). Das Wort ist keine Herabsetzung. Jesus erkennt die Bedeutung an, welche dem Tempel als einer Anstalt im Verlauf der Offenbarungsgeschichte zukommt. In der Strafrede gegen die Pharisäer: wer beim Tempel schwört, der schwört bei demselben und bei dem, der drin wohnt. Der Tempel heiligt das Gold, das ihn schmückt, wie der Altar das Opfer heiligt, das auf ihm dargebracht wird, — das Opfer, das die Bergpredigt nicht

angreift, sondern für das sie nur die sittlichen Voraussetzungen aufstellt. Kein Wort der Polemik in alledem. Auch kein Widerspruch mit der Ankündigung seines Untergangs, deren Echtheit neuerdings ohne Grund bestritten wird. Der letzte Prophet sieht und sagt damit nichts anderes als seine Vorgänger. Welches Schicksal sollte denn diese Stadt haben, die die Propheten tötet und Gottes Sendlinge steinigt? und wie sollte dem Schicksal der Stadt dies Haus entgehen, an dem die Frömmigkeit Israels veräußerlicht ist, zuletzt ein Idol ihres Aberglaubens? und ist nicht die Vergänglichkeit ein Correlat des Sinnbilds? Wenn man so will, in Matthäus tritt das Theologische hervor.

Aus den geschichtlichen Vorgängen eine Erinnerung an den Propheten Sacharja, Sohn des Berechja, den sie zwischen Tempel und Brandopferaltar getötet haben. Die merkwürdige Angabe: wie Jesus nach der großen Strafrede den Tempel verläßt, treten seine Jünger zu ihm und „zeigen" ihm die Bauten des Tempels. Man vergleiche die Angabe des Markus-Evangelium: wie er bei dem feierlichen Einzug in den Tempel kommt, „besieht er sich alles".

„Judas wirft die dreißig Silberlinge in den Tempel hinein", d. h. doch wohl den Hohenpriestern und Ältesten vor die Füße. Die Hohenpriester kaufen dafür den Töpferacker, genau den „Acker des Töpfers", und bestimmen denselben als Begräbnisplatz für die Pilger. Daher heißt der Acker bis heute Blutacker, hakel damā.

Über das Verhör durch Pilatus erfahren wir: er habe auf dem bema „Richtstuhl" gesessen. Über dem Kreuz habe der Statthalter eine Inschrift anbringen lassen mit der Ursache seines Todes: dies ist Jesus, der „Juden König". Am Todestage sei von der 6. bis zur 9. Stunde im ganzen Lande Finsternis gewesen.

Im Bericht der Grablegung erscheinen folgende neue Einzelheiten: Joseph, ein reicher Mann von Arimathia, ließ den Leichnam des Herrn in sein eigenes neues Grab legen und einen großen Stein vor die Tür des Grabes wälzen. Der Stein wurde gesiegelt und eine Wache (custodia) davor gestellt. Die Erklärung für die Entfernung des Steines ist halb natürlich, halb übernatürlich und so, daß das Natürliche durch das Übernatürliche durchschimmert. Es geschah ein großes Erdbeben, und ein Engel des Herrn stieg vom Himmel herab, wälzte den Stein fort und setzte sich oben auf denselben. Seine Gestalt erschien wie ein Blitz und sein Gewand war weiß wie Schnee. Die Wachen wurden vor Schreck bewußtlos. Der Engel verkündigt den Frauen die Botschaft der Auferstehung.

Das Lukas-Evangelium fügt hinzu: den Dienst des Zacharias (Sacharja) am Räuchera l t a r, also im Heiligen — er bleibt auffällig lange im Tempel, während die Menge draußen im Vorhofe wartet — die Darstellung des Christkindes im Tempel — den Besuch des zwölfjährigen, den sie im Heiligtum, d. h. Vorhof oder Säulenhalle, inmitten der „Lehrer" (Rabbinen) finden, also auf demselben Platz, auf dem Jesus selbst später gelehrt hat.

Aus Anlaß eines Unglücksfalles hören wir von dem Turm zu Siloa, der einstürzt und achtzehn Menschen erschlägt. — Hervorzuheben ist die Bemerkung über die Lebensgewohnheit Jesu während seines Aufenthaltes in Jerusalem. „Er pflegte die Tage im Heiligtum zu lehren; die Nächte brachte er, indem er hinausging, an dem sogenannten Ölberg zu. Und alles Volk machte sich frühe zu ihm auf, ihn im Heiligtum zu hören." Der Tempelplatz war also der beliebte Zusammenkunftsort für das Volk und wurde auch nach der Himmelfahrt des Herrn von seinen Jüngern oft aufgesucht. Jene Angabe des Lukas braucht dem Markus-Evangelium nicht zu widersprechen, sondern wird es ergänzen. Man wird an milde Nächte und eine Abwechselung im Nachtlager zwischen Bethanien und Ölberg zu denken haben. — In der Zukunftrede nimmt Jesus an, daß die Seinigen es erleben werden, wie Jerusalem von Heerlagern eingekreist werde. — Die Verleugnung wird so dargestellt, daß Jesus beim Hahnenschrei sich umgedreht und Petrus angeblickt habe. Sie hatten ihn in das Haus des Hohenpriesters hineingeführt. Er wird also an einem auf den Hof hinausgehenden Fenster gestanden haben. Für den letzten Abschied führte Jesus sie hinaus bis nach Bethanien.

Das Lukas-Evangelium erwähnt aus der Umgebung ein Dorf Emmaus, 60 Stadien = ca. 11,5 km von Jerusalem.

Das vierte Evangelium macht Andeutungen, welche nur von einem Augenzeugen herrühren können. In solchen z. T. nebensächlichen Angaben ist Farbe und Tonfall augenscheinlich echt; einzelnes nicht nur echt, sondern intim. Z. B. bei der Gefangennahme folgt Simon Petrus und ein anderer Jünger. Der andere Jünger ist dem Hohenpriester bekannt und geht mit dem Gefangenen hinein in den Palast des Hohenpriesters, während Petrus draußen vor der Tür bleibt. Das vierte Evangelium ist das einzige, welches das Kidrontal und den Teich Bethesda beim Schaftor erwähnt. Während Lukas den Namen Gethsemane nicht bringt, Markus und Matthäus die Örtlichkeit als Hof Gethsemane bezeichnen, spricht das vierte Evangelium von einem Garten. „Da Jesus solches geredet hatte, ging er hinaus

mit seinen Jüngern über den Bach Kidron; da war ein Garten, darein ging Jesus und seine Jünger. Judas aber, der ihn verriet, wußte den Ort auch, denn Jesus versammelte sich oft daselbst mit seinen Jüngern."

Die Äußerung Jesu vor dem Hohenpriester: ich habe immer öffentlich gelehrt in Synagoge und Tempel, und die Äußerung des Paulus (in seiner Verteidigung vor Felix): man habe ihn weder im Tempel noch in den Synagogen noch in der Stadt Aufstand erregend betroffen, sprechen ausdrücklich von Synagogen in Jerusalem, was man ohnedies für die Hauptstadt annehmen müßte.

Jerusalem ist die Stätte, da man anbeten soll. Der Tempel ist in 46 Jahren gebaut worden. Jesus wandelt im Tempel in der Halle Salomos. Die Vorgänge im Praetorium werden ausführlich und lebendig erzählt. Jesus ist hineingeführt worden. Die anklagenden Juden gehen nicht in das Regierungsgebäude hinein, um sich nicht für das Passa zu verunreinigen. Der Prokurator geht zwischen den Anklägern und dem Angeklagten hin und wieder. Endlich läßt er Jesum hinausführen und setzt sich auf das bema („Richtstuhl") auf einem Platze, der griechisch lithostroton, hebräisch gabbatha heißt.

Die Stätte der Kreuzigung ist nahe bei der Stadt. „Bei der Stätte war ein Garten, und in dem Garten war ein neues Grab, in welches niemand je gelegt war. Dahin legten sie Jesum um des Rüsttags willen der Juden, weil das Grab nahe war."

Von Altertümern ist erst in der Apostelgeschichte die Rede. Petrus sagt in der Pfingstpredigt: das Grabmal des Patriarchen David ist bei uns bis auf diesen Tag. — Des Tempels geschieht oft Erwähnung. Die Gemeindeglieder kommen da täglich zusammen. Die Apostel lehren im Tempel. Wieder hören wir von der Halle Salomos. Die Menge läuft da zu ihnen zusammen. Ein Lahmer wird täglich an das sogenannte schöne Tor des Heiligtums gesetzt. — Die Besatzung Jerusalems hat ein Lager, zu welchem vom Tempelhof Stufen führen, von denen Paulus zum Volk redet. Türen des Tempelhofes werden bei einem Auflauf geschlossen. Wie Petrus aus dem Gefängnis auf wunderbare Weise befreit wird, passiert er die erste und die zweite Wache und kommt an das eiserne Tor, das in die Stadt führt und das sich von selbst („automatisch") öffnet. — Als Ort der Versammlung der Anhänger Jesu wird das Haus der Maria, der Mutter des Johannes Markus, genannt.

Soweit die Angaben der Evangelien.

Für die Ortsbeschreibung einer alten Stadt empfiehlt es sich, von der Gegenwart auszugehen und die unserer Anschauung zugängliche

natürliche Beschaffenheit zugrunde zu legen. Mögen die Jahrtausende — allmählicher Verfall, gewaltsame Zerstörung, immer neue Tätigkeit der Menschen — vieles verändert haben — und es ist schwerlich ein Ort in der Welt, der mehr erlitten hätte als Jerusalem — die ursprünglichen Züge werden doch erhalten, oder können, wo sie verwischt sind, einigermaßen wiederhergestellt werden, zumal bei einem so starren Boden wie der Felsgrund des judäischen Hochlandes.

Jerusalem ist eine Stadt auf einem Berge und von Bergen umgeben. Dieser Eindruck einer Bergstadt im Bergland ist der erste und bleibende, ja von einer zunehmenden Stärke, zumal für den, der sich auf ihren Hügeln und in ihren Tälern bewegt und sie nicht nur von den verschiedenen Stellen aus mit empfänglichen Augen aufnimmt, sondern der wieder und wieder hinauf- und hinabschreitend die Eigentümlichkeit und Schwierigkeit des Geländes gewahr wird.

Die Stadt liegt ungefähr eine Viertelstunde östlich der Wasserscheide. Zwei Bergvorsprünge bilden die Ortslage. Diese Hügel hangen nach Norden mit dem Hochland zusammen und werden nach Süden durch tiefe Taleinschnitte von der Umgebung, im Altertum auch voneinander gesondert. Der Westhügel ist breit ausladend, massig, höher als der Osthügel und südlich etwas weiter reichend. Der Osthügel hat zunächst in seinem nördlichen Teile eine sanfte Neigungsfläche, fällt dann unter der Plattform des Tempelplatzes ziemlich jäh und senkt sich ein wenig westlich abbiegend und in Form einer schmalen, spitzen Zunge auslaufend nach Siloa (640 m) hinab. Der Osthügel hat vier Erhebungen: 1. außerhalb der Stadt die Kuppe el-edhemije (777 m). Der Graben zwischen edhemije und Stadtmauer ist künstlich. Dies zeigt ein Blick auf den senkrechten Schnitt des Felsen, auf welchen ein Teil der Nordmauer aufgesetzt ist; 2. innerhalb der Stadt ihr Nordostteil (771 m), das Muhammedaner Viertel; 3. die Felsenerhebung am Nordrande des Tempelplatzes, auf welcher die türkische Kaserne steht (750,3 m); 4. der Felsen es-sachra unter der Moschee (744 m).

Der Höhenzug im Osten der Stadt gliedert sich durch flache Sattelungen in drei oder vier Berge (740—818 m), welche heute namentlich unterschieden werden. Das Tal, das diese Höhen von der Stadt trennt, das Osttal, beginnt draußen im Nordwesten derselben in der Nähe der Wasserscheide, verläuft zunächst in einer sanften Mulde in süd östlicher Richtung und biegt da, wo die Straße nach ʿanāta das Tal durchquert, plötzlich im rechten Winkel nach Süden um, senkt sich je weiter je mehr und vereinigt sich mit dem anderen Haupttal von Jerusalem (von der Biegung bis zum Hiobbrunnen ca. 2,5 km).

Dies Tal, das Südtal, beginnt gleichfalls bei der Wasserscheide westlich vom Jaffa-Tor, verläuft in einer flachen Mulde zunächst südlich, dann östlich und trifft unterhalb von Siloa mit dem Osttal zusammen.

An dieser Stelle kommt das mittlere oder Stadttal heraus, das von allen natürlichen Zügen der Ortslage am meisten verändert, ja für eine ungenaue Betrachtung unkenntlich geworden ist. Aufgefüllt von den Trümmern, die die wiederholte und völlige Zerstörung aus den Siedelungen auf beiden Abhängen gemacht hat, liegt sein ursprüngliches Bett 6 bis 27 m unter der gegenwärtigen Oberfläche. Die Häuser, die jetzt auf dem nördlichen Teil desselben stehen, erwecken den Anschein, daß der Westhügel in die Tempelarea ohne Unterbrechung übergehe. Aber der aufmerksame Beobachter nimmt die Linie dieses Tales deutlich wahr, z. B. vom Dach des Paulus Hospizes vor dem Damaskus-Tor. Dort sinkt es zuerst in der Hochfläche, nähert sich südöstlich verlaufend der Nordwestecke des Tempelplatzes, streicht dann westlich davon, um zuletzt jäh nach Siloa abzufallen (Länge des Laufes nicht ganz 2 km).

Von Nebentälern ist am meisten bemerkbar und für die Geschichte der Stadt am meisten bemerkenswert ein anderes Stadttal: die kurze, aber ehedem tiefe, nun auch verschüttete Schlucht oder Rinne, welche von Westen nach Osten, vom Jaffa-Tor in der Linie des sogenannten sūḳ el-bidār (Getreidemarkt) und ṭarīḳ bāb es-silsele (Kettentor straße) nach dem Tempelplatz zieht und mit starkem Gefälle in das mittlere Stadttal einmündet. Die Betrachtung vom Dach des Centralhotels ist hier lehrreich. Die Häuser, die auf dem hohen Südrande der Schlucht (nächste Parallelstraße) aufragen, markieren diese Linie, die den Westhügel in den Nordwesthügel und den Südwesthügel teilt.

Bisher ist von den Hügeln und Tälern nur die physische Beschaffenheit skizziert, aber das, worunter sie in der Geschichte erscheinen, der Name, nicht angegeben worden. Die Benennung in den Evangelien ist, wie wir gesehen haben, überaus spärlich. Tempel(berg) — Ölberg — Kidron — das ist alles, außer etwa noch in dem Geenna der Bergpredigt ein Anklang an den Namen des Südtals, das im Alten Testament Gehinnom heißt.

Die Beschreibung der Ortslage ist nicht aus Josephus geschöpft, sondern unabhängig von ihm auf Grund der gegenwärtigen Anschauung und der neueren Messungen gemacht. Vergleicht man damit die Beschreibung des Josephus und hält man sich den Zustand zu Anfang unserer Zeitrechnung gegenwärtig, indem man die Schuttauflagerung wegdenkt (Unterschied im Stadttal 6 bis 27 m, Kidrontal 3 bis 15 m),

so findet man eine Übereinstimmung, die zum Teil bis auf den Ausdruck geht. Was etwa abweicht oder widerspricht, erklärt sich wohl zum Teil aus der Verschiedenheit der örtlichen Anschauung, in der er aufgewachsen ist, und die wir nur mühsam und nur ungefähr erreichen, zum Teil aus dem Zusammenhang und Interesse seiner Darstellung. Da für uns die Stadttäler und die Nebentälchen so gut wie verschwunden sind und da der Südosthügel heute nicht bewohnt ist, auch die Besiedelung des Südwesthügels um ein Beträchtliches, ungefähr um die Hälfte, nördlich zurückgewichen ist, so zieht sich für unsere Betrachtung die Gliederung des Stadtbodens in Westhügel und Osthügel zusammen. Josephus will einen Begriff geben von der natürlichen Festigkeit und den künstlichen Befestigungen der Stadt; und er beschreibt den Boden, insofern er die Befestigungen, die Mauern, Türme und Burgen trägt, zugleich insofern sich die auf diesem Boden wohnende Bevölkerung in drei feindliche Parteien spaltet. Die örtlichen Fragen, die über dem Verlauf des Krieges entstehen, bleiben hier außer Betracht.

Die Stadt ist auf zwei Hügeln erbaut. Der eine ist — so lauten die Worte des Josephus — viel höher und der Länge (Längsrichtung) nach mehr gerade oder ziemlich gerade. Er trägt die Oberstadt. Es ist der Westhügel, genauer der Südwesthügel. Der andere Hügel ist gekrümmt, im Gegensatz zu jenem (und wohl auch in seiner Längsrichtung gemeint) sichelförmig gebogen. Er trägt die Unterstadt und heißt Akra. Es ist der Südosthügel etwa von der Stelle über der Marienquelle bis zu Siloa. Ihm gegenüber ein dritter Hügel, von Natur niedriger als Akra und früher durch eine breite Schlucht getrennt. Dies kann nur der Tempelberg sein. Für Akra ergäbe sich dann eine fünfte und südlichste Erhebung des Osthügels. Josephus spricht aber davon wie von einem altertümlichen Zustand, welchen die Hasmonäer geändert hätten. Sie hätten die Höhe von Akra abtragen und die Schlucht ausfüllen lassen, um eine Verbindung mit dem Tempelberg herzustellen, so daß von nun an der Tempelberg die Akra überragte. Ein solches umgekehrtes Höhenverhältnis dieser beiden Erhebungen des Osthügels ist aber nicht wahrscheinlich. Zwar will man Spuren eines Tales gefunden haben, das über der Marienquelle den Osthügel durchquert hätte. Aber wenn — wie nach den Nachrichten des Buches Nehemia und nach den neueren Forschungen nicht zweifelhaft sein kann — die Davidstadt auf dem Südosthügel lag, so ging man bereits bei der Gründung des Tempels von der Davidstadt zum Tempel hinauf. Dieser Widerspruch besteht für Josephus nicht, da er die Davidstadt auf dem Westhügel ansetzt, und würde ihn selbst dann ebensowenig

drücken, da der Westhügel ausgesprochenermaßen höher ist als der Tempelberg. Wie die Namen Davidsburg und Zion von dem Südost hügel nach dem Südwesthügel haben wandern können und wie dieser Irrtum durch die Jahrhunderte bis in die neueste Zeit festgehalten worden ist, kann hier nicht erörtert werden. Diese Fragen sind für das Jerusalem Christi unerheblich.

Von den Höhen nördlich der Stadt nennt Josephus die an der Nordstraße liegende Skopus. Der Geschichtschreiber gibt ihre Entfernung von der Stadt auf sieben Stadien an, d. h. beinahe 1,4 km. Er rühmt den großartigen Blick, den man von dort auf die Stadt und den glänzenden Riesenbau des Tempels hat, und lobt die Bezeichnung Skopus, Warte, Aussicht (belle vue) als zutreffend. In der Tat ist der Eindruck der Stadt dort oben bedeutend. Der Besucher, der heute von Südwesten (Bahnhof) zur Stadt hinaufsteigt, hat zunächst den Anblick einer mittelalterlichen Feste etwa von mäßiger Größe und findet im Innern der Stadt, in engen Gassen überall in wenigen Minuten von einem Ende zum andern schreitend, kleine Verhältnisse. Gehen wir aber zum Damaskustor hinaus durch die schöne, grüne Mulde des Nußbaumtales in großem Bogen zum Skopus, so sind wir überrascht durch das mächtige Bild, das sich uns auftut. Hier wird uns das west-östliche Profil der Stadt in der Steigung vom Kidrontal nach der Wasserscheide hin anschaulich; und fast wie eine Art Eingebung dringt dem Schauenden in die Seele: diese ragende Feste ist die Hauptstadt des Landes.

Die mittlere Höhe, der Ölberg, liegt der Stadt ostwärts gegen über und ist durch eine tiefe Felsschlucht mit Namen Kedron von ihr getrennt. Die Entfernung von der Stadt beträgt nach Josephus sechs Stadien, wenig über 1 km. Von den Bergen um Jerusalem ist er der Berg, der am meisten Geschichte hat. Die Aussicht etwa vom mittleren Ölbergwege, von der Stätte Dominus flevit, oder von der Verlängerung dieses Weges weiter oben südlich vom Russenturm versetzt den Besucher wohl am lebhaftesten in die Zeit Jesu zurück. Die Vorstellung liegt so nahe und wird durch die Evangelien nahegelegt: Jesus habe von hier manchesmal die Sonne auf- und untergehen sehen; und hier habe der Heiland der Welt dem Charakter und Schicksal dieser seltsamen Stadt mit Hoffnung und Schmerz nachgesonnen. Solche Vorstellungen bewegen das Gemüt; und vielleicht kommt hier stärker als anderswo zum Bewußtsein, daß man auf dem Boden steht, der durch ihn geweiht ist. Hier wird zugleich deutlich, daß die Stadt ein Gesicht hat, welches der Wüste zugewandt ist. Was Jesus voraussagt: es werden falsche

Messiasse kommen, und wie er warnt: wenn sie zu euch sagen werden, siehe er ist in der Wüste, so gehet nicht hinaus — Erregung fanatischer Volksleidenschaft in dem freien wilden Leben der Wüste — wird sich mehr als einmal erfüllt haben. Josephus erzählt von einem falschen Propheten, der unter Felix mit großer Gefolgschaft aus der Wüste gekommen sei, um sich vom Ölberg aus der Stadt zu bemächtigen.

Wenn die Sonne untergeht, ist es damals wie heute: die Schatten, welche das judäische Hochland auf das Randgebirge des Ostjordanlandes wirft, wachsen zusehends und löschen den zartrosa Widerschein aus, den die Sonne, noch eben über dem Horizont, hervorruft. Nun wird der Blick hinübergezogen auf die Stadt. In dem unveränderten Landschaftbild das trotz aller Vergänglichkeit und Veränderung menschlicher Unternehmung wesentlich unveränderte Stadtbild. Dies Stadtbild, das bei Tage als eine nach Westen ansteigende Häusermasse erscheint, wird nun in der Beleuchtung der untergehenden, nicht mehr sichtbaren Sonne in eine dunkle Silhouette zusammengezogen. Darüber erhebt sich — um ein Beispiel aus der Gegenwart in die Vergangenheit zurückzutragen — ein farbenprächtiger Himmel, links vom Phasaelturm glutrote Strahlen und Streifen, die sich weiter südlich verbreitern, rechts ein breites gelbgrünes oder eigentümlich hellgrünes Band, für das uns Farben zum Vergleiche fehlen. Aus der Silhouette ragen scharf umrissen auf die massigen Festungstürme, die Kuppeln und Türme der Gotteshäuser. Damals als der Prachtbau Herodes des Großen den Tempelplatz schmückte, war das Bild gewiß noch großartiger.

In der Beschreibung der römischen Umwallung bei der Belagerung der Stadt sagt Josephus: sie habe den Ölberg nach Süden bis zum Taubenfelsen umfaßt sowie den nahegelegenen Hügel, der sich über dem Tal bei der Siloaquelle erhebt. Der Taubenfelsen wird heutzutage gedeutet auf die südliche Vorkuppe des Ölbergs mit den Prophetengräbern oder dem sogenannten kleinen Labyrinth. Zur Erklärung des Namens darf man hinweisen auf zahlreiche Taubennistplätze für den Kultbedarf, wie wir dergleichen in einer Höhle weiter südlich gesehen haben, kleine Löcher in einer Reihe nebeneinander von Menschenhand und der Hand erreichbar angebracht, Löcher, in die man — beiläufig — Beisetzungsstätten menschlicher Aschenreste hineingeheimnißt hat. Der nahegelegene Hügel über dem Tal bei Siloa wäre dann der später (Vulgata) sogenannte Berg des Ärgernisses. Von da bog die Umwallung in westlicher Richtung ab und stieg hinab ins Tal der Quelle. Dann ging sie bei dem Grabmal des Hohenpriesters Ananias hinauf und lief über den Berg, wo Pompeius gelagert hatte. Dies

wäre der seit dem XIV. Jahrhundert sogenannte Berg des bösen Rates südlich von der Stadt. Die Angabe vom Lager des Pompeius erscheint nur hier und ist in den Schriften des Josephus ganz vereinzelt, dieser Hügel hat wohl am wenigsten Bedeutung für die Geschichte der Stadt gehabt.

Bei Josephus fällt Jerusalem in zwei Hauptteile auseinander: Stadt und Tempel. Was der Stadt ihre Bedeutung gibt, ist nicht so sehr Politik oder Volkswirtschaft. Königliche Residenz ist sie nur vier Jahrhunderte gewesen. Und das Königtum, das später fremde Herren, die Herren der Welt, über das jüdische Volk einem fremden Geschlecht zugestanden haben, war keine nationale Sache. Der Tempel hingegen ist von seiner Gründung bis zu seiner Zerstörung das Heiligtum nun nicht bloß dieser Stadt, sondern bald des ganzen Landes, und nicht nur des ganzen Landes, sondern des ganzen hernachmals in alle Welt zerstreuten Volkes gewesen. In dieser überragenden Bedeutung läßt sich höchstens noch die Stellung Mekkas im Islam vergleichen. In der Geschichte von Jerusalem erscheint, wenn man so sagen darf, die Stadt mehr als Anhang des Heiligtums denn umgekehrt. Jenes auseinanderfallen von Stadt und Tempel ist durch die örtliche Lage begünstigt. Und auch hier kann die gegenwärtige Anschauung den Eindruck des antiken Zustandes hervorrufen. Der haram ist etwas abseits liegendes, im Ganzen des Stadtbildes durchaus eine Sache für sich. Dieser weite Platz — trotzdem die daraufstehenden Moscheen nicht eben kleine Gebäude sind — übermächtig durch den Eindruck der Kahlheit und des Schweigens mag wie eine Art unsichtbarer Konzentration der Geschichte anmuten.

Zunächst von Umfang und Befestigung der Stadt. Das ist die Frage des Mauerlaufs. Der Mauern, der Stadttore geschieht in den Evangelien nirgends ausdrücklich Erwähnung. Aus diesem Grunde und weil für die Klärung dieser topographischen Einzelheiten weitere Grabungen auf dem Westhügel abgewartet werden müssen, kann es sich in dieser Skizze nur um Umrisse handeln. Für das Jerusalem der Evangelien wird es mehr auf einen Überblick über die Stadt, ihre äußeren und inneren Zustände als auf Einzelfragen der Festungswerke ankommen.

Gehen wir auch hier wieder von der Gegenwart aus. Der Grundriß des heutigen Jerusalem ist bekannt. Die Ostmauer und die Westmauer folgen den Hügelrändern. Sind da Unterschiede gegen das Altertum, so sind sie so gering, daß man sie vernachlässigen kann. Die heutige Südmauer geht mitten über den Rücken des Südwesthügels.

Der Lauf der antiken Südmauer ist durch Grabungen festgestellt, wenn auch über das Alter der Funde von Bliß Meinungsverschiedenheiten bestehen. Er folgte dem Südrande des Westhügels und dem Ostrande des Osthügels. Der Lauf der Nordmauer ist umstritten. Sicherlich hat die auch von Josephus wie ein Eigenname sogenannte alte Mauer, d. h. diejenige, welche seit der Zeit der Könige die Stadt nach Norden abschloß, auf dem Südrande der westöstlichen Stadtschlucht (Jaffator bis Tempelplatz) gestanden. Die jetzige Nordmauer folgt wahrscheinlich der Linie der jüngsten Nordmauer, der sogenannten Agrippamauer aus der Mitte des ersten Jahrhunderts n. Chr., welche für die Zeit Christi nicht in Frage kommt. Zwischen der alten Mauer und der Agrippamauer hat es eine andere oder zweite Mauer gegeben. Bei einem Gang um die jetzige Stadtmauer hat sich mir ergeben für die Ostseite 13 Minuten, für die Südseite 17, für die Westseite 13, für die Nordseite 17 Minuten. Diese Zahlen sind zusammengezählt aus den kleineren Entfernungen zwischen Mauerecken, Mauervorsprüngen und Toren und sind bei ihrer Zufälligkeit von einer überraschenden Parallele. Im ganzen also eine Stunde, das würde ungefähr 5 km Umfang bedeuten. Ungefähr wird dies auch der Umfang der Stadt in der Zeit Jesu gewesen sein. Nämlich was das ummauerte Weichbild der Stadt damals im Süden mehr gehabt hat als heute, hat ungefähr das heutige im Norden mehr als dasjenige, das für die Zeit Jesu anzunehmen ist. Das Weichbild ist heute gegen damals von Süden nach Norden verschoben.

Der Lauf der alten Stadtmauer war nach Josephus dieser: Nordseite: Anfang Hippikusturm — Xystos — Rathaus — Ende Westhalle des Heiligtums. Westseite: Anfang Hippikus — Platz Besu oder Bethso — Essener Tor. Südseite: Essener Tor — Siloa. Ostseite: Siloa — Salomons Teich — Ophla — Osthalle des Heiligtums. Von diesen Daten sind nur Hippikus, Siloa und die Tempelhallen sicher oder ziemlich sicher anzusetzen. Die übrigen, sonst nicht bekannt, dienen nicht den Mauerlauf zu bestimmen, sondern werden durch denselben bestimmt oder wahrscheinlich gemacht. Vorab aber die Nachrichten des Josephus über die Mauer. Die Elle wird dabei einem halben Meter gleich angenommen. Als Beispiel von Mauerbau, allerdings von der nördlichsten oder sogenannten Agrippamauer, gibt er folgende Maße: Die Mauer sei aus Blöcken von 10 m Länge und 5 m Breite gefügt. Sie sei 5 m dick gewesen und 10 m hoch. Dazu noch Brustwehren von 1 m und Zinnen von 1,50 m Höhe. So daß sich eine Gesamthöhe von 12,50 m ergeben würde. Dies kann die jetzige Mauer aus

der Zeit Solimans 1540 n. Chr. anschaulich machen, die ungefähr dieselbe Höhe hat. Wenn auch, wie Josephus betont, diese spätere Mauer besonders stark hergestellt war wegen der Offenheit und Angreifbarkeit des nördlichen Geländes, so werden sowohl was die Größe der Blöcke als die Höhe und Dicke der Mauer anlangt, wenn schon viel geringere, so doch immer noch stattliche Maße für die anderen Mauern angenommen werden können, wie der Augenschein bei der Klagemauer bestätigt.

Die Mauer wurde überragt von viereckigen Türmen (10 m breit und 10 m hoch) in Abständen von 100 m. Die Steine und das Gefüge hätten dem Mauerwerk des Tempels nichts nachgegeben. Über dem 10 m hohen massiven Grundstock der Türme befanden sich prächtige Gemächer, darüber Söllerräume mit Behältern zur Aufnahme des Regenwassers und bequemen Treppenanlagen. Auf der alten Mauer waren sechzig solcher Türme verteilt. Diese Befestigungen hat Titus alle niederbrennen oder schleifen lassen mit Ausnahme der westlichen Strecke der alten Mauer und der drei Türme an der Nordwestecke derselben. Herodes der Große hat sie bauen lassen und damit den „drei liebsten Personen", dem Bruder, der Frau und dem Freunde ein Denkmal gesetzt, indem er sie nach ihnen Phasael, Mariamne und Hippikus genannt hat. Titus hat die drei Türme stehen lassen, um der Nachwelt zu zeigen, was für eine stark befestigte Stadt die Tapferkeit der Römer überwältigt hat. Nach dem Wortlaut des Josephus waren die drei Türme in einer Reihe in der alten Mauer gebaut, anfangend mit dem Hippikus als dem äußersten oder westlichsten. Dies würde auf eine Stelle an der Nordwestecke der Zitadelle dicht beim Jaffator führen, etwa da, wo sich auch heute in der Außenmauer ein Turm erhebt.

Der Hippikus war viereckig, 12,5 m breit und ebenso lang, 15 m hoch und massiv. Über diesem Sockel war ein 10 m hoher Behälter zur Aufnahme des Regenwassers, darüber ein 12,5 m hohes Gebäude für Wohnräume, darüber Türmchen (1 m) und Brustwehren (1,5 m), Gesamthöhe des Hippikus 40 m.

Der Phasael war 20 m lang und ebenso breit, sein massiver Unterbau 20 m hoch. Über dem Sockel lief eine 5 m hohe Galerie mit Brustwehren und Vorsprüngen. Darin erhob sich ein Turm, der in Prunkgemächer abgeteilt und mit einem Baderaum versehen war. Dieser Turm war noch reicher als der Hippikus mit Türmchen und Zinnen gekrönt. 45 m hoch war der Phasael, der höchste der Türme von Jerusalem. Josephus rühmt ihm das Aussehen eines königlichen

Schlosses nach und vergleicht ihn mit dem Leuchtturm auf Pharus vor Alexandrien, den er jedoch an Umfang übertroffen habe. Jedem Besucher von Jerusalem fällt heute ein Turm auf, der wie ein gewaltiger Steinblock auf einer grabenumzogenen Böschung an der Nordostecke der Zitadelle aufragt. Man nennt ihn den Davidsturm auf Grund der irrigen auf Josephus zurückgehenden Vorstellung, welche sich nicht genug tun kann, das Andenken an den Heldenkönig des jüdischen Volkes zu erhalten und seinen Namen auf Stätten des Südwesthügels zu häufen: Davidsburg, Davidsturm, Davidsstraße, Davidstor, Davidsgrab, eine ungeschichtliche Betrachtungsweise, in welcher aber die Größe des Mannes fortwirkt. Der Turm ist rechteckig, 21,4 m lang und 17 m breit und in seinem massiven Teil 20 m hoch, die ersteren Maße beinahe, das letztere genau wie beim Phasael des Josephus. Die Quadern sind Steinwürfel (1,25 m), gerändert und ohne Mörtel gefügt. Das Mauerwerk auf dem Sockel ist mittelalterliche Arbeit an Stelle des herodianischen Prachtbaues, der bei der Einnahme von Jerusalem durch die Römer vom Feuer zerstört worden ist. Sofern eine Gewißheit ohne inschriftliche Urkunde zu erlangen ist, wird Lage, Material und Maße die Gleichsetzung des Davidsturmes mit dem Phasael des Josephus genügend beweisen. Dann steht in dem Werke Herodes des Großen über dem Erdboden erhalten ein gutes Beispiel antiker Jerusalemer Bauweise und zugleich ein Zeuge aus den Tagen Jesu vor uns, und es bedarf keines Wortes weiter, wie eindrücklich dieser Rest irdischer Macht auch für eine mäßige historische Phantasie sein muß.

Der dritte Turm Mariamne war in seiner Basis 10 m lang, 10 m breit und 10 m hoch, massiv, und hatte eine Gesamthöhe von 27,5 m. Die Wohnräume in den oberen Stockwerken waren mannigfaltiger und kostbarer als in den anderen Türmen. Da er auch in der alten Mauer gestanden haben soll, wird er der östlichste gewesen sein und also die Nordostecke der Herodesburg gebildet haben. Reste sind bis jetzt nicht gefunden worden.

Die Westmauer ging gleichfalls vom Hippikus aus und reichte der Linie der jetzigen folgend, aber um beinahe die Länge der jetzigen über sie hinaus bis zu der Südwestecke der alten Stadt, die durch die Ausgrabungen von Maudsley 1874 zwischen der englischen Schule und dem deutsch englischen Friedhof nachgewiesen worden ist. Auf einer Strecke von mehr als 100 m war der Felsen zu steilen Wehrlehnen und zu turmähnlichen Bastionen behauen.

Die Südmauer ging dann in ziemlich gerader, ein wenig südöstlicher Linie zum Siloateich und außen um denselben herum. Von ihr hat

Bliß im Auftrag des englischen Palästinavereins 1894—1897 bedeutende Reste aufgedeckt. Die Verschiedenheit im Laufe der jetzigen und der antiken Südmauer ist auffallend. Die jetzige umschließt nur etwa die Hälfte des Südwesthügels. Wie bereits gesagt, hat Titus von der ganzen Umwallung nur die westliche Strecke südlich vom Hippikus stehen lassen, als Stützpunkt für das römische Heerlager. Wilson vermutet, die heutige Südmauer folge der Südgrenze des legionären Lagers 70—132 n. Chr. und überschreite das Stadttal in der Linie der Stadt Aelia des Hadrian. Dies war auch der südliche Abschluß des Jerusalem der Kreuzfahrer und ist es bis auf den heutigen Tag geblieben.

Von der südlichen Ostmauer sind Reste durch Warren 1869 und durch Guthe 1881 aufgedeckt worden. Sie folgte genau dem Ostrande des Osthügels. Die Mauerstrecke Warrens stößt an die Südostecke des haram an.

Josephus unterscheidet fünf Stadtteile: Oberstadt, Unterstadt, Tempelbezirk, Vorstadt, Neustadt oder Bezetha. Die Oberstadt auf dem Südwesthügel und seinen Terrassen, und die Unterstadt auf dem Südosthügel und den Abhängen des Stadttals, beide umschlossen durch den soeben beschriebenen Mauerlauf: das war die Altstadt Jerusalem bereits unter den früheren Königen und so auch zur Zeit Jesu. Und schon unter den späteren Königen war die Stadt über den östlichen Teil der Nordmauer, also im Laufe des Stadttales die Seiten oder Abhänge desselben hinaufgewachsen. Es war das natürliche, daß die neue Siedelung zunächst den rechten Winkel zwischen der alten Nordmauer und der Westmauer des Tempelplatzes bedeckte. Die Mulde im oberen Teil des Stadttales konnte wohl als Mörser bezeichnet werden. So wird der Ausdruck des Zephanja von dieser Vorstadt gemeint sein. Die Umwallung der Vorstadt wird Hiskia zugeschrieben. Es ist die andere oder zweite Mauer von Jerusalem nach der Redeweise des Josephus. Über den Lauf derselben ist am meisten Streit. Nach Josephus begann sie bei einem Tor namens genath „Gartentor" in der ersten Mauer und lief in einem Bogen bis zur Antonia. Der eine Endpunkt ist also sicher: die Nordwestecke des Tempelplatzes. Über den anderen ist die Unbefangenheit der Forschung durch die Vorurteile betreffs Golgatha getrübt worden. Die einen setzen das Gartentor ungefähr in der Mitte der alten Nordmauer an, andere zwischen den Türmen Herodes des Großen. Unter den letzteren ziehen die einen den Mauerlauf so, daß die Grabeskirche draußen bleibt, die anderen so, daß sie eingeschlossen wird. Jene Zeichnung (Grabeskirche außerhalb) hat aber so viele rechte Winkel und so viele kurz abgesetzten Mauerteile zwischen denselben,

daß ein Eindruck von Künstelei entsteht, welche die Linie von vornherein unwahrscheinlich macht. Es ist zwar mißlich, allein auf Grund der Redeweise Beweis zu führen. Aber würde Josephus, der die alte Nordmauer und die Westmauer beim Hippikus beginnen läßt, nicht auch von den Türmen als Anfang der zweiten Mauer gesprochen haben, wenn dies seine Meinung war, statt von einem vorher nicht erwähnten und nicht näher bestimmten Tor genath Ausgang zu nehmen? Ferner: für die alte Ringmauer gibt er bei gleichen Abständen sechzig Türme, für die zweite vierzehn an. Die zweite wird dann ungefähr ein viertel so lang als die alte Ringmauer gewesen sein. Damit würde man, um den von Josephus erwähnten Bogen von der Antonia nach der alten Nordmauer hin auszuführen, von der Nordwestecke des Tempelplatzes nur etwa bis zur Mitte der alten Nordmauer kommen. — Die Sache ist nicht spruchreif. Und wenn irgendwo wird hier die Entscheidung von weiteren Grabungsergebnissen abhängig gemacht werden müssen.[1]

Bei Lebzeiten Jesu ist die Besiedelung des Geländes im Norden der Stadt fortgeschritten, so daß ein Jahrzehnt nach seinem Tode das Bedürfnis nach einer neuen Mauer, der dritten, hervortrat. Diese Mauer ist von Agrippa I (41—44) begonnen, aber erst zwei Jahrzehnte später vor dem Ausbruch des Krieges vollendet worden. Der neue Stadtteil lag auf der zweiten Erhebung des Osthügels nach der Gliederung, welche für die alte Zeit deutlicher war und oben beschrieben worden ist, im Norden des Tempelplatzes der Antonia gegenüber. Der Stadtteil bekam den Namen Bezetha. Josephus übersetzt das Wort mit Kainopolis „Neustadt". Neuere erklären es aus bēt zētā = Olivenhausen oder bezaʿtā „Abschnitt".[2] Allmählich hat sich diese Neustadt westlich vor der Vorstadt bis zum Hippikus ausgedehnt. So wird der Ausdruck des Josephus untere Neustadt verständlich. Wie der Unterstadt auf dem Südosthügel die Oberstadt auf dem Südwesthügel entsprach, so entsprach der unteren Neustadt auf dem Nordosthügel eine obere Neustadt auf dem Südwesthügel (darin heute die Grabeskirche und das griechische Patriarchat.)

Während das Alte Testament ungefähr ein Dutzend Stadttore mit Namen erwähnt und die heutige Mauer sieben Tore hat (im Westen eins, im Norden früher zwei, neuerdings noch ein drittes, im Osten eins, im Süden zwei), nennen die Evangelien (das vierte Evangelium)

---

[1] Vgl. Dalman PJB 1906, S. 23, Appel PJB 1907, S. 25 ff. und die Pläne von Jerusalem PJB 1906, S. 24, 1907 S. 59.

[2] S. Dalman, Temple Dictionary of the Bible, Artikel Jerusalem.

nur ein Tor mit Namen: das Schaftor. Man nimmt es in der Nordmauer des Tempelplatzes unweit der Antonia an auf Grund der Nachrichten des Buches Nehemia. Von den Toren der Altstadt nennt Josephus nur das Tor Genath (Nordmauer) und das Essener Tor (Südwestecke). Sonst spricht er nur im allgemeinen von den Toren: man öffnet sie dem Feinde oder man geht vor die Stadttore hinaus. Oder er bestimmt sie nach ihrer Lage. Wie die Mauerläufe und die Straßenzüge im ganzen genommen dieselbe Richtung behalten haben und bei der Eigenart des Geländes behalten mußten, so werden auch die Aus- oder Eingänge der Stadt immer dieselbe oder ungefähr dieselbe Stelle gehabt haben. Da wo das Stadttal in die Stadt eintritt und da, wo es austritt, da wo die nordsüdlichen und westöstlichen Hauptstraßen der Stadt beginnen und endigen, sind selbstverständlich auch die Stadttore gewesen. Wo das Weichbild sich verschoben hat, braucht man nur jene natürlichen und künstlichen Linien zu verlängern oder Parallelen dazu zu ziehen.

Der Fremde, der Jerusalem kennen lernen wollte oder der über ihre Zustände Bericht zu erstatten hatte, wie Neapolitanus, der Tribun des Cestius, durchwanderte die Stadt bis nach Siloa hinab und stieg dann zum Heiligtum hinauf. Das Innere der Stadt bot ungefähr dasselbe Bild wie heute: schmale Straßen, genauer enge Gassen, die da, wo sie sich die Abhänge hinabziehen, ein starkes Gefälle haben und deshalb treppenartig abgestuft sind. Breite aus dem Felsen gehauene Treppenstufen sind auf dem Osthügel gefunden worden. Sie reichen in die vorchristliche Zeit zurück. Oder die Straßen waren mit den Terrassen der Abhänge gleichlaufend, was bereits die Alten an die antiken Theater erinnert hat. Ihre Hauptrichtung war wie heute von Norden nach Süden, von dem Eintritt der Hochlandstraße (von Galiläa, Samaria, Sichem her) oder von Westen nach Osten nach dem Tempelplatz hin. In den Vorstädten werden Wollmärkte, Kleidermärkte, Holzmärkte, Schmiedewerkstätten erwähnt. In der Altstadt werden dergleichen Bazare oder Suk, wie sie heute heißen, natürlich ebenfalls vorhanden gewesen sein für die Erfordernisse des Alltaglebens: Weizen von den Feldern und Dörfern der Umgebung, Brotfladen und Kuchen, Hühner und Schafe als Schlachtvieh, Gemüse aus dem Kidrontal. Die Dächer der Häuser waren flach. „Wer auf dem Dache ist, der steige nicht hernieder ins Haus und gehe nicht hinein, etwas aus seinem Hause zu holen", warnt Jesus in der großen Rede über die kommenden Katastrophen. Die Häuser selbst in ihrer Bauart nach innen gerichtet, in den Außenwänden wenig oder gar nicht gegliedert, mit wenigen Fenstergittern oder ganz

fensterlos. Auch dies wie heute. Die Gassen vielfach überbaut, so daß sie einen düstern Eindruck machen. Das Wehe, das Jesus über die Stadt ruft, hat eine furchtbare Erfüllung bekommen. Die Nöte, die Jerusalem, hernachmals belagert und aus Anlaß der Festzeit übervölkert, durchgemacht hat: Nöte des Hungers, der Seuchen, jeder Art von Gewalttat sind wohl das entsetzlichste, was aus vergangenen Tagen gemeldet wird.

Öffentliche Plätze werden in der Altstadt erwähnt. Es werden weder viele noch große gewesen sein. Am meisten Bedeutung scheint damals der Xystos gehabt zu haben: ein Versammlungsplatz am äußersten Nordostende des Südwesthügels, auf seiner untersten Terrasse, an der alten Nordmauer und über dem Stadttal. König Agrippa II hielt hier hernachmals eine Rede an das Volk. Andere Plätze gab es oben in der Oberstadt, auf denen zu Zeiten feindliche Parteien erbittert wider einander gestritten haben.

Das Gelände um die Stadt, auf den Abhängen des Ölbergs, im Kidrontal besonders im südlichen Teil, im Hinnomtal, vor allem im Norden der Stadt ist gut angebaut gewesen. Das Gelände im Norden, die schöne grüne Talmulde wird noch mehr als heute, wo eine große Vorstadt vor der Nordmauer in den letzten Jahrzehnten entstanden ist, den Reiz einer gewissen landschaftlichen Schönheit inmitten des kahlen Felsenhochlandes von Judäa gehabt haben. Dafür spricht der Name des Tores, das vor die alte Nordmauer hinausführte, des Gartentores, die Bezeichnung der Grabstätte Jesu als eines Gartens und die Erwähnung des Gärtners in der Auferstehungsgeschichte, noch mehr die bewegliche Klage des Josephus: Fremde, die nach der Zerstörung zur Stadt gekommen wären, hätten eine solche Verwüstung vorgefunden, daß sie sich von der ehemaligen Schönheit der Umgebung keine Vorstellung hätten machen können. Bei diesem Gegensatz wird kein Wort übertrieben sein. Sicherlich prangten die Vorstädte im Schmuck der Fruchtbäume und der Gärten. Was man ohnedies annehmen müßte, wird ausdrücklich gesagt: das Gelände von der Mauer an war um die Gartenanlagen herum mit Gräben durchzogen und durch viele Zäune und Brockfteinmauern, etwa wie heute im unteren Kidrontal, abgeteilt und eingehegt. Nicht nur der Charakterbaum des Landes, der Ölbaum, wird die Berge und Täler ringsum reichlich geschmückt haben (Ölberg, Olivenhausen), wie er es auch heute tut, sondern in und bei der Stadt werden die Bäume häufiger gewesen sein, die man jetzt nur vereinzelt sieht: Feigenbäume, Granatapfelbäume, Terebinthen und Palmen. In diesem Zusammenhang denken wir an den Feigenbaum, den Jesus auf

dem Wege von Bethanien nach Jerusalem verflucht, an die frommen Grüße, mit welchen das Volk Palmzweige in den Händen (nach Johannes) den einziehenden Messias willkommen heißt, an die Münzen, die in jener Zeit in Jerusalem geprägt und mit dem Bilde von Palmen oder Weinblättern geschmückt sind.

Die Versorgung der Stadt mit Wasser geschah im alten Jerusalem wie im heutigen vornehmlich durch Sammlung des Regenwassers in den Wintermonaten. Das Regenwasser wird von den Dächern und Höfen abgeleitet in tiefe natürliche oder künstliche Felsenlöcher oder Felsenhöhlen, Cisternen. Dergleichen Cisternen sind in jedem Haus vorhanden. Auf dem Tempelplatz gibt es einige dreißig, die größten in der südlichen Hälfte desselben: das sogenannte kleine Meer kann 12000 cbm Wasser aufnehmen und also bei täglichem Verbrauch von 2 l für jeden Bewohner in den acht Monaten regenloser Zeit 25000 Menschen mit Trinkwasser versorgen. Größere offene allgemein zugängliche Behälter waren auf diesem von Tälern und Tälchen durchzogenen Gelände durch Sperrmauern leicht herzustellen oder mußten mühsam aus dem Felsboden herausgehauen werden. Von der ersteren Art sind gegenwärtig der Sultanteich in der Mulde des oberen Hinnom-Tales, der rote Teich (birket el-hamra) am Ende des mittleren Stadttales und der Teich beni isra'in auf der Nordseite des haram, von der letzteren Art der Patriarchenteich (zwischen Citadelle und Grabeskirche) und der mamilla-Teich am Anfang des Hinnom-Tales inmitten eines moslemischen Begräbnisplatzes. Die künstlichen Befestigungen der Stadt waren von der natürlichen Festigkeit bestimmt, nicht von der Rücksicht, große natürliche Regenwasserbehälter in die Mauern einzubeziehen. Quellen kennen wir nur eine: die Marienquelle am Osthang des Osthügels, der Gihon des Alten Testaments, fast beständig fließend, daneben mit flutartig wechselnder Strömung, zuweilen zwei- oder dreimal täglich, manchmal im Sommer in zwei oder drei Tagen einmal. Der Hiobbrunnen bei der Vereinigung des Kidron- und des Hinnom-Tales und der Brunnen des Bades hammam esch-schefa sind keine Quellen, sondern tiefe Brunnenschächte. Geologische Veränderungen in den Wasserverhältnissen anzunehmen sind die Nachrichten der Alten kaum Anlaß genug. Eine eindringende Kenntnis von den Vorgängen in der Natur hatten die Alten nicht. Die Ausdrücke Quellen und Teiche konnten leicht durcheinander gebraucht werden, je nachdem man den Quellort selbst oder davon gespeiste Behälter dicht davor oder entfernt davon meinte. Dies zeigt das Beispiel des Siloateiches und die zwiespältige Redeweise des Josephus (der Siloa

und die Siloa oder die Siloam, vgl. auch das arabische ʿen silwān für den Ausfluß des Kanals in den Teich). Die Römer hätten auch darin Glück gehabt, sagt Josephus in einer Rede an die Belagerten, daß die Quellen wieder reichlich flossen. Vor der Ankunft des Titus wären die Siloaquelle und alle Quellen außerhalb der Stadt versiegt gewesen, wie sie wüßten, so daß man das Wasser hätte maßweise kaufen müssen. Daraus ergibt sich zweierlei: aus der namentlichen Hervorhebung der Siloaquelle, daß sie bereits damals als die Quelle von Jerusalem κατ' ἐξοχήν galt, zweitens daß unter den Quellen vor der Stadt die Brunnen befaßt sein müssen.

Josephus erwähnt fünf Teiche: Schlangenteich, Amygdalonteich, Struthionteich, Salomoteich, Siloateich. Über die Lage derselben kann mit Ausnahme des Salomoteiches nach dem Zusammenhang ihrer Erwähnung kein Zweifel sein.

Schlangenteich. Die Römer hätten die ganze Strecke vom Skopus bis zum Grabmal des Herodes in der Nähe des sogenannten Schlangenteiches rasiert und geebnet. Das kann nur der Vorgänger des Sultanteichs unterhalb der Westmauer sein: ein gewaltiges Staubecken, das Soliman (Mitte des XVI. Jahrhunderts) restauriert hat, in der Talmulde durch zwei starke Sperrmauern hergestellt. Der Name, den Josephus gibt, berührt sich mit dem Ausdruck des Buches Nehemia ʿen (sic) hat-tannin Schlangenquelle.

Amygdalonteich und Struthionteich werden genannt im Zusammenhang der Schanzarbeiten der V., VII. und X. Legion. Amygdalon hat, wie es scheint, von Mandelbäumen, Struthion von Sperlingen oder Seifenkraut den Namen. Ein Wall wird der Antonia gegenüber mitten durch den sogenannten Struthionteich gelegt, ein anderer in bedeutendem Abstand im Norden bei dem sogenannten Amygdalonteich errichtet. Die erstere Angabe führt auf den langen, schmalen Doppelteich oder die Doppelcisterne an der Nordwestecke der Antonia (heute unterirdisch). Man nimmt an, daß diese früher offenen Teiche beim Bau der Aelia durch Hadrian überwölbt worden seien. Das antike Pflaster im Keller des Klosters der Zionschwestern soll — beiläufig — auch aus dieser Zeit stammen. Und der heutige Ecce-homo-Bogen soll der Triumphbogen sein, der den Sieg desselben Imperators über den Führer des letzten jüdischen Aufstandes Bar-Kochba 132—135 verherrlicht.

Die andere Angabe führt auf das große künstliche Sammelbecken westlich des mūristān, das heute das sogenannte Patriarchenbad speist und davon seinen Namen hat.

Auf dem Rücken südlich des Tempelberges hat Guthe zwei Teiche entdeckt. Sie scheinen ihm durch ihren Umfang anzuzeigen, daß sie für den öffentlichen Gebrauch bestimmt waren. Der obere (20 mal 3 m) wird dem Salomoteich des Josephus gleichgesetzt, der untere (15 mal 5 m) dem „Künstlichen Teich" des Buches Nehemia. Die erstere Gleichsetzung würde gut passen in die von Süden nach Norden gehende, den Lauf der Ostmauer bestimmende Aufzählung des Josephus: Siloa — Salomoteich — Ophla.

Indem wir vom Sultanteich einen großen Bogen durch die Stadt gemacht haben, kommen wir zu Siloa und betreten damit wieder den Boden der Evangelien. Nach den Schilderungen des Josephus kann kein Zweifel sein, daß mit Siloa die Wasseranlagen im Süden der Unterstadt gemeint sind. Die Siloaquelle gehörte in den inneren Partei-Kämpfen der Stadt mit der Akra zum Machtbereich des Simon, der von der alten Stadtmauer den Teil besetzt hielt, welcher sich bei der Siloaquelle mit der Front nach Osten, d. h. also nordwärts wandte. Die siegreichen Römer steckten bis zum Siloa, bis zum südlichen Ende der Unterstadt alles in Brand. Die Empörer flohen in die Schlucht unterhalb des Siloa.

Aus allem ergibt sich, daß Siloa innerhalb der alten Stadtmauer lag. Man unterscheidet heute zwei Wasserbecken am Ende des Stadttales (el-wâd): einen kleineren oberen rechteckigen Teich, ʿên silwan, und ein größeres Becken birket el-ḥamra, d. i. roter Teich, der mit Gemüse bebaut wird, jetzt wasserlos, auf älteren Photographien noch Wasser haltend. Der obere Teich liegt am Ausgang des berühmten künstlichen Felsentunnels; und insofern er das aus demselben hervorströmende, von der Marienquelle (Gihon) herunter geleitete Wasser aufnimmt, kann er von Josephus wohl als Quelle Siloa bezeichnet werden. Er ist der „Teich" der Siloa-Inschrift. Er wird heute von den Bauern des Dorfes silwân einfach el-birke der Teich genannt. Es ist der Rest einer ehedem größeren Teich- und Bäderanlage. Ein Rest des ältesten Teiches liegt östlich von dem heutigen unter Schutt verborgen. Das untere große Becken ist durch eine sehr starke Sperrmauer abgeschlossen, welche wahrscheinlich in hohes Altertum hinaufreicht.

Das Lukasevangelium erwähnt einen Turm bei Siloa. Jesus bezieht sich auf einen Unglücksfall, der sich augenscheinlich kürzlich ereignet hatte. Der Turm war eingestürzt und hatte zehn Leute erschlagen. Also ein Turm der Stadtmauer, die außen um die Teichanlagen, genauer dicht an dem unteren Behälter, herumlief.

Das Johannesevangelium erwähnt (9,7) einen „Teich des Siloam". Jesus schickt einen Blinden, den er behandelt hat, und gibt ihm den Auftrag: „Geh, wasche dich im Teich Siloam d. h. gesandt (ἀπεσταλμένος)." Dasselbe Evangelium erzählt (5, 1—9) die Heilung eines Mannes, der 38 Jahre krank war und sich nicht bewegen konnte. „Es gibt in Jerusalem bei dem Schaftor den sogenannten Bethesdateich, der fünf Hallen hat. In diesen lagerte sich eine Menge von Kranken: blinden, lahmen, darrsüchtigen." Der Text scheint verderbt. Für Bethesda gibt es drei Lesarten: bethesda — bethzatha — bethsaida. Die überirdische Erklärung der Bewegung des Wassers durch einen Boten Gottes, der vom Himmel herabstieg, gilt als Zusatz. Gegen die verbreitete Textauffassung ist einzuwenden: Sollte probatike (sonst in den Evangelien nicht erwähnt) für sich allein von griechischen Lesern als Schaftor verstanden werden, und sollte die griechische Übersetzung zu Nehemia (3, 1. 32; 12, 39) so geläufig gewesen sein? ferner: Sollte ein Teich im Hebräischen einen Namen gehabt haben, der mit beth (Haus) gebildet gewesen sei? Sollte von einem Teich gesagt werden können: er habe fünf Hallen?

Man halte dagegen die Lesart: in Jerusalem war bei dem Schafteich (so auch das Onomastikon zu βηζαθά) ein Haus bethesda (= Haus des Erbarmens), das fünf Hallen hatte. Jedenfalls ist es der einfachen Redeweise des vierten Evangelium mehr entsprechend zu sagen: in Jerusalem gab es bei dem oder jenem Teich ein Haus (Badehaus, Bäderanlage) mit fünf Hallen.

Für den angeblichen Teich Bethesda sind sechs Ortslagen vorgeschlagen: hammam esch-schefa — der Doppelteich — birket isrāin — der Teich bei der St. Annenkirche — die Marienquelle — Siloa.

Die Bewegung des Wassers auf den Zulauf von Abwässern zurückzuführen und deshalb auf den Doppelteich bei der Antonia oder birket isrāin zu deuten, dessen Existenz vor 70 n. Chr. zweifelhaft ist, wäre eine natürliche Erklärung, die die Pointe der Erzählung vernichten würde. Es handelt sich da um einen wunderbaren Vorgang. Zudem wird man damals Abwässer schwerlich für heilkräftig gehalten haben.

In der Sache paßt nur der Teich Siloa, der an der intermittierenden syphonischen Beschaffenheit der Marienquelle Teil hat und zugleich Raum bietet für eine Bäderanlage mit fünf Hallen, wofür bei der Marienquelle selbst kein Raum wäre. Bliß hat auf der Westseite des Teiches von ʿen silwan Reste einer großen Bäderanlage entdeckt, die er in die Zeit des Herodes setzt.

Selbstverständlich kann nicht derselbe Teich von demselben Schriftsteller in Kap. 5 Bethesda und in Kap. 9 Siloam genannt werden. Es verdient aber angemerkt zu werden: ein Teich Bethesda wird von Josephus nicht erwähnt. Da er keine vollständige Liste der Teiche gibt, sondern nur einzelne Teiche gelegentlich erwähnt, so wäre dies allein nicht beweisend. Aber auffallend ist es immerhin. Ferner: die griechischen Übersetzer des A. T. geben zu Nehemia (3, 15) für berekat hasch-schelach (Teich Siloa) „Teich der Schafelle". Vielleicht denken sie an das Waschen frisch abgezogener Schafhäute. Endlich: was soll die Erklärung für Siloam „der Gesandte" in der Erzählung vom Blinden einem griechischen des Hebräischen unkundigen Leser sagen?

Die Annahme einer Textverderbnis in Kap. 5, sonst oft eine bequeme und unzulängliche Aushilfe, ist in diesem Falle eine bessere Erklärung eines an sich klaren Sachverhaltes als die gezwungenen Worterklärungen.

Das größte Bauwerk in der Altstadt war die Herodesburg in der Nordwestecke (heute el-kal'a „die Zitadelle"). Sie beherrschte die Oberstadt wie die Antonia den Tempelplatz: Herodes, über große Mittel verfügend und großzügig wie vielleicht nicht viele fürstliche Bauherren, hat viele hervorragende Bauten und zwar nicht nur innerhalb seines kleinen Landes aufführen lassen. Er wird auch für seine Bautätigkeit nicht ohne Nutzen in Rom gewesen sein. Seine Residenz war gleich großartig als Palast und als Festung. Sie war begrenzt im Norden und Westen durch die Stadtmauer und befestigt durch die drei oben beschriebenen Türme, die auf eine noch immer steigende Bodenfläche hinüber sahen und deshalb besonders stark hergestellt werden mußten. Auf der Ost- und Südseite hatte sie eigene 15 m hohe Ringmauern mit reich verzierten Türmen. Die Ausdehnung auf diesen Seiten ist ungewiß. Südlich hat sie vielleicht bis in die Gärten des jetzigen armenischen Klosters gereicht. Östlich vielleicht bis zu dem Boden der englischen Kirche oder vielleicht noch weiter bis zum Rande der obersten Terrasse des Südwesthügels.

Der Palast hatte zwei große hervorragend schöne Flügel, mit denen sich nach Josephus nicht einmal das Tempelhaus irgendwie vergleichen ließ: das Caesareum und das Agrippeum. Das Material war aus aller Herren Ländern herbeigeschafft und kunstvoll verwendet. Die Saaldecken waren nach Länge der Balken und Pracht der Verzierungen wahre Wunderwerke. Die Speisesäle, mit Ruhepolstern ausgestattet, boten Raum für hunderte von Gästen. Gemächer waren in Menge vorhanden und in tausendfacher Abwechselung der Formen; die Aus-

stattungsgegenstände kostbar, meistens aus Silber und Gold. Galerien liefen ringsum ineinander mit Säulen mannigfaltiger Formen. Die unter freiem Himmel liegenden Teile des Palastes waren in grüne Rasenflächen und Parkanlagen verwandelt, durch welche lange Spazierwege hindurchführten. Zur Erfrischung der Luft und Unterhaltung des Auges waren an vielen Stellen Wasserbecken mit kunstvollen ehernen Springbrunnen, und an diesen künstlichen Teichen waren Türmchen für zahme Tauben.

Der Bauherr, der den Palast im Jahre 23 v. Chr. bezogen hat, wird dieser seiner großartigsten Schöpfung nie froh geworden sein. Der Argwohn, die Ruhelosigkeit, das Ränkespiel, die hier zu Hause waren, und die blutigen Verbrechen, die in diesem Palast begangen oder von hier aus befohlen wurden: das alles wird in dieser Häufung kaum seinesgleichen haben in der Geschichte der Höfe. Und eine Art von Genugtuung über die kaum hundert Jahre später erfolgende Zerstörung der Herodesburg wird stärker sein als die ästhetische Betrübnis, die der jüdische Geschichtsschreiber zum Ausdruck bringt.

Wie schon bei Lebzeiten Herodes des Großen der Legat von Syrien, Varus, in dem Königspalast zu Gast war, so haben dort später die römischen Prokuratoren (von 7—41 und wieder von 44 an) Wohnung genommen. Die Herodesburg wird Praetorium: römisches Regierungsgebäude und römische Garnison. Praetorium bedeutet zunächst das Quartier des Praetors oder Befehlshabers in einem römischen Lager und wird dann auch angewendet auf die Dienstwohnung des Statthalters einer Provinz. In diesem Sinn erwähnt die Apostelgeschichte das Praetorium des Herodes in Caesarea. Es ist der Palast, den Herodes dort gebaut und der Prokurator bewohnt hat. Endlich bedeutet Praetorium auch die Wohnung, die der Statthalter auf seiner Dienstreise in der Provinz inne hat. Pilatus, Prokurator von 26—36, hat, wenn ihn Amtsgeschäfte von Caesarea nach Jerusalem führten, in der Herodesburg gewohnt. Das Praetorium ist eins mit der Herodesburg, nicht mit der Antonia. Nach Philo hat Pilatus in der Herodesburg die goldenen Schilde aufgehängt und dadurch die Juden gegen sich aufgebracht. Nach Josephus ist Gessius Florus (64—66) im Königspalast abgestiegen. Er hat auf dem Richterstuhl (bema) Platz genommen. Die Hohenpriester, die Großen und der vornehmere Teil der Bürgerschaft haben sich ihm gegenüber aufgestellt. Er hat sich erkühnt, Männer von ritterlichem Stande vor dem Richterstuhl geißeln und hernach ans Kreuz schlagen zu lassen. Bald danach ist Florus aus Anlaß eines Aufruhrs mit seiner Streitmacht aus dem Königspalast

herbeigeeilt und hat versucht an die Antonia heranzukommen. Die Römer sind aber gezwungen worden, sich in ihr Lager bei dem Königspalast zurückzuziehen.

Also muß man sich auch die anderen Vorgänge hier denken. Pilatus hat einmal den Tempelschatz zur Anlage einer Wasserleitung verwendet und dadurch Unruhen hervorgerufen. Als er nach Jerusalem kam, umringte das Volk lärmend den Richterstuhl. Er war von dem beabsichtigten Auflauf unterrichtet und hatte Befehl gegeben, daß sich bewaffnete Soldaten in bürgerlicher Kleidung unter das Volk verstecken und mit Knütteln auf die Schreier einhauen sollten.

So hat auch das Verhör Jesu durch Pilatus in oder vor dem Herodespalast auf dem Südwesthügel stattgefunden. Das Markus-Evangelium ist deutlich genug: „die Soldaten führten ihn ab in den Palast (αὐλή) hinein, das ist das Praetorium".

Der Richterstuhl des Pilatus stand auf einer Stätte λιθόστρωτον, hebräisch gabbatha, Luther: Hochpflaster. Was damit gemeint sei, ist unklar. Das hebräische Wort ist gedeutet worden als ein erhöhter Platz oder als ein freier offener Platz oder sogar möglicherweise als ein Mosaik. Aber die beiden letzteren Deutungen sind nicht nur sprachlich zweifelhaft, sondern die Sache selbst: ein freier Platz oder ein Mosaik würde etwas so wenig Auffallendes oder Charakteristisches haben, daß sich kaum verlohnen würde, davon eine besondere griechische und hebräische Benennung beizubringen. Die ausführliche Schilderung des Johannesevangelium wird klar, wenn man darunter eine Estrade oder Rampe versteht entweder vor und an dem Palastgebäude selbst lang und breit vorspringend, so daß der Prokurator nur aus dem Regierungsgebäude herauszutreten brauchte, um einer auf dem Platz versammelten großen Volksmenge sichtbar zu werden und mit ihr zu verhandeln, oder — was vielleicht noch wahrscheinlicher ist wegen der besonderen Benennung — ein Tribunal in einiger Entfernung für sich besonders d. h. nach der römischen Gewohnheit eine im Halbkreis aufgeführte Erhöhung oder Art Bühne, zu der Stufen hinaufführten und auf der die sella curulis (bema) stand. Die Geißelung und die Verspottung durch die Soldaten hat im Palast stattgefunden. Sie haben ihm einen Kranz von Dornen aufgesetzt, ihm ein purpurnes Kleid angelegt und ihn als König der Juden begrüßt. Also angetan und zu einer politischen Karikatur herabgewürdigt ist dann der Zeuge der Wahrheit herausgeführt und auf dem Tribunal der Volksmenge vorgestellt worden. Hier ist dann das „ecce homo" gefallen, ein spöttisches Wort, in welchem gleichwohl ein Unterton von Unsicherheit des Richters, vielleicht auch von ein wenig

Mitgefühl, ein letzter schwacher Versuch der Befreiung mitklingt. Hier ist dann der Messias von seinem Volke verworfen und durch den Vertreter des römischen Staates dem Tode überliefert worden. Über die Stätten der Kreuzigung und Grablegung siehe Palästina-Jahrbuch 1907 S. 17–33.

Ehe wir den Rundgang durch das alte Jerusalem beendigen und den Tempelplatz besichtigen, ist noch einigen Gebäuden der Altstadt und einigen Neugründungen Herodes des Großen Aufmerksamkeit zuzuwenden.

In der Oberstadt auf der untersten Terrasse des Südwesthügels hart an der Nordmauer an und oberhalb des Platzes Xystos lag der Palast der Hasmonäer. Josephus lobt die schöne Aussicht, die man von da über das Stadttal auf den Tempel habe. Vielleicht ist der Palast ein Werk von Hyrkanus I. gewesen. Wahrscheinlich hat hier Alexander Jannaeus (102—76) über sich vermocht, mit seinen Frauen zu schmausen und zuzusehen, wie Hunderte von Kriegsgefangenen auf seinen Befehl ans Kreuz geschlagen wurden. Hier wird die Königin Alexandra gewohnt haben und Hyrkanus II., bis er sich mit Aristobul II. verglich und den Palast an denselben überließ. In dem Bericht über die Einnahme der Stadt durch Pompeius 63 v. Chr. geschieht einer Brücke Erwähnung, welche die Verbindung zwischem dem Palast und dem Tempel herstellte, und für welche man wie für Palast und Baris Hyrkanus I. als Erbauer vermutet. Nach der Ausrottung der Hasmonäer durch Herodes scheint der Palast in den Besitz seiner Familie übergegangen zu sein. Agrippa II. (41—54) hat ihn vergrößert. Er hat auf einem Polster ruhend sich ein Vergnügen daraus gemacht, die Vorgänge im Hof des Tempels zu beobachten, was dann zu einem Streit mit den Juden und zur Herstellung einer hohen Mauer zwischen der westlichen Halle und dem Tempel selbst geführt hat.

Man hat um dieser Umstände willen wohl mit Recht vermutet, daß Herodes Antipas, Tetrarch von Galiläa und Peraea 4 v. Chr. — 39/40 n. Chr., bei Anwesenheit in Jerusalem in diesem Palast gewohnt und daß dort auch die Episode, die das Lukas-Evangelium allein überliefert (23, 1—12), stattgefunden hat. Wie Pilatus hört, daß der Angeklagte Galiläer ist, schickt er ihn an Herodes Antipas, der sich zufällig in Jerusalem aufhält. Der Tetrarch, umgeben von seinem Gefolge, neugierig auf den Propheten von Nazareth, stellt Fragen, auf die Jesus keine Antwort gibt. Er macht sich dann über Jesus lustig, läßt ihm ein Prachtkleid anlegen — es sind also damals nicht nur rohe Soldaten gewesen, die an dergleichen Geschmack gefunden haben — und schickt ihn zu Pilatus zurück.

In der Nähe des Hasmonäerpalastes wird auch das städtische Archiv und das Rathaus angenommen, dem Palast gegenüber auf der anderen Seite des Stadttales in dem Winkel zwischen Brücke und Westmauer des Tempelplatzes. In den inneren Parteikämpfen haben die Anhänger des Eleazar das Haus des Hohenpriesters Ananias und den Palast des Agrippa und der Berenike, eben jenen Hasmonäerpalast, in Brand gesteckt und das Feuer auch in das städtische Archiv getragen, um die Schuldurkunden zu vernichten und die Eintreibung der Außenstände unmöglich zu machen. Die Aufzählung der drei Gebäude macht wahrscheinlich, daß das Haus des Hohenpriesters Ananias in der Nähe des Hasmonäerpalastes auf dem Südwesthügel gestanden habe. Wenn dies Dienstwohnung war, wie wohl anzunehmen ist, so hat auch der sein Vorgänger war in den Tagen Jesu, Kaiaphas, dort gewohnt. Und die erste Sitzung des Sanhedrin, die um Mitternacht, hat wegen der Dringlichkeit der Sache um der ungewöhnlichen Stunde willen und da die Tempeltore geschlossen waren, in dem Palast des Hohenpriesters (αὐλή) stattgefunden, wenn es eine förmliche Sitzung war (Markus 14,53—65, das Sanhedrin wird freilich in dieser Stelle nicht ausdrücklich erwähnt). Die zweite Versammlung des Sanhedrin (Mark. 15,1) wird dann innerhalb der vorschriftsmäßigen Stunden bei Sonnenaufgang und wahrscheinlich in dem regelmäßigen Sitzungszimmer des Sanhedrin im Tempel stattgefunden haben.

Andere Paläste werden von Josephus in der Unterstadt erwähnt. So ein Palast der Königin Helena von Adiabene, ein anderer der Grapte, einer Verwandten des Adiabenerkönigs Izates. Davon ist ein Wort zu sagen, weil diese Namen zeigen, welche Anziehung das Judentum und die Stadt Jerusalem auf fromme Gemüter unter den Ausländern gehabt hat. Die Königin Helena ist förmlich zum Judentum übergetreten und ist nach Jerusalem gepilgert, „um den von aller Welt gerühmten Tempel Gottes zu verehren und Dankopfer darzubringen." Josephus spricht ausführlich davon in den Altertümern und setzt die Vorgänge in die Zeit des Kaisers Klaudius (41—54). Helena ist schnell volkstümlich geworden durch eine großartige Wohltätigkeit in einer Hungersnot, die damals Jerusalem bedrückte, wahrscheinlich dieselbe, auf welche in der Apostelgeschichte (11,28) angespielt wird. Die Anhänglichkeit an die heilige Stadt war so groß, daß Monobazos ihre und ihres Sohnes Gebeine den weiten Weg von der assyrischen Landschaft nach Jerusalem schickte, damit sie dort beigesetzt würden. Man hat vermutet: in den sogenannten Königsgräbern an der nābulus-Straße nicht weit vom Damaskustor. Sie sind ein schönes

Beispiel einer altertümlichen umfangreichen Gräberanlage: Vorhalle mit Rollstein, Vorkammer, Grabkammern, Nebengemächer, Bankgräber, Schiebegräber. Die Reste: Säulenstücke, Kapitäle, Kranzgesimse, Stücke von Sarkophagen weisen in die griechisch-römische Zeit, der Aufwand auf eine vornehme und wohlhabende Familie. Solcher Felsengräber treffen wir viele in den Tälern und auf den Hügeln um Jerusalem. Für jene Gleichsetzung spricht die Angabe im Jüdischen Krieg: das Tor bei den Frauentürmen, wahrscheinlich das Damaskustor, habe dem Denkmal der Helena gegenüber gelegen. Immerhin gibt zu denken, daß in den Altertümern erzählt wird: Helena habe sich drei Stadien von der Stadt drei Pyramidengräber erbauen lassen. Jedem Besucher von Jerusalem fallen drei neben einanderliegende Grabanlagen bei der unteren Kidronbrücke auf: die sogenannte Pyramide des Zacharias, die sogenannte Jakobshöhle mit zwei Säulen mit dorischem Kapitäl und das sogenannte Absalomgrab, arabisch ṭanṭūr fir'aun Mütze des Pharao, einer Pyramide auch nicht unähnlich.

Die Neuerungen, die Herodes der Große in Nachahmung des Auslandes für Jerusalem gewagt hat, bringen fremde und störende Züge in das Stadtbild und gehören deshalb, da es sich um das neutestamentliche Jerusalem handelt, kaum hierher, sollen aber einer gewissen Vollständigkeit halber kurz erwähnt werden. Sein Werk sind vermutlich ein Hippodrom, sicher ein Theater und ein Amphitheater.

In dem Aufstand unter Sabinus bilden die Juden drei Abteilungen, von denen sich die eine in die Rennbahn wirft, die andere die ganze Ostseite des Tempelplatzes, die dritte die Westseite bei der Königsburg besetzt. Danach setzt man die Rennbahn in der Oberstadt an und vergleicht den heutigen Straßennamen ḥâret el-meidân — Rennplatzstraße.

Schick meinte 1887 im Süden der Stadt südwestlich vom Hiobbrunnen nahe dem jenseitigen Hügel dschebel dēr abu ṭōr die Reste eines großen Theaters entdeckt zu haben. Es habe die gewöhnliche Form eines Halbkreises. Der Durchmesser ca. 40 m. Die Stufensitze lehnen sich an den Abhang, davor ein ebener Raum für die Bühne. Die Zuschauer konnten nach der Stadt hinüber sehen.

Das Amphitheater soll „in der Ebene" gelegen haben. Die Ortslage ist nicht bekannt. Man hat die Ebene bei der Templer-Kolonie vorgeschlagen. Oder man denkt an die Talmulde bei der Nordostecke der Stadt oder auch an Jericho.

Herodes hat große Summen für fünfjährliche Spiele gestiftet: für Musikerwettstreitigkeiten, Wagenwettfahrten, Pferderennen, Kampfspiele

der Athleten und Kämpfe mit Löwen und anderen wilden Tieren. Das Bild, das Josephus davon entwirft, zeigt die Farbenpracht, aber auch die sittliche Entartung des kaiserlichen Rom. Ein Schauspiel, das Fremde aus aller Herren Ländern herbeilockte, das aber den Einheimischen abscheulich war: eine Auflösung der einfachen humanen Sitten des jüdischen Volkes, dessen Auflehnung ihm zur Ehre gereicht.

Ehe wir die Altstadt verlassen, ist eines Gebäudes zu gedenken, das keine alte Überlieferung für sich hat und nicht haben kann, des Coenaculum auf dem Südwesthügel. Wie sollte ein Privathaus die Zerstörung der Stadt und so viele Jahrhunderte überdauert haben? Es verdankt sein Dasein dem Lokalisierungstrieb der späteren Christen, die alle Stätten aus den letzten Jerusalemer Tagen des Heilandes anschaulich haben wollten.

Die Evangelien erwähnen ein geräumiges wohlausgestattetes Obergemach, das vom Besitzer für die Feier des Passahmahles dem Herrn überlassen worden sei. Dieser Zusammenhang einer gelegentlichen Überlassung aus Gefälligkeit wird vergessen, und das Haus wird mit dem in der Apostelgeschichte erwähnten Hause der Mutter des Johannes Markus, einer Versammlungsstätte der jungen Christengemeinde, in eins gesetzt. Die Überlieferung ist dann geschäftig, sich andere Vorgänge dahinein zu denken: die Stätte von Pfingsten, den Ruhe- und Sterbesitz der Mutter Jesu (daher heute die Gründung der dormitio), das Haus des Kaiaphas, den Pfeiler, an dem Jesus gegeißelt wurde, ja sogar die Stätte, wo er erschien in „Galiläa". Alle diese Vorstellungen können keinen geschichtlichen Wert beanspruchen. Epiphanius (312—403) schreibt: Hadrian habe (117) Jerusalem dem Erdboden gleichgemacht gefunden. Stehen geblieben seien nur ein paar Wohnhäuser und die kleine Kirche Gottes an der Stätte, wohin die Jünger nach der Himmelfahrt des Heilandes zurückkehrten, im Stadtteil Zion (d. i. damals Südwesthügel), außerdem einige Synagogen. Nach der Zerstörung Jerusalems durch die Perser (614) soll dort eine Basilika, in der Kreuzfahrerzeit eine zweistöckige Kirche gebaut worden sein. Das Coenaculum in der jetzigen Gestalt rührt von einer Wiederherstellung durch die Franziskaner 1333 her und ist seit 1547 im Besitz der Muhammedaner.

Begeben wir uns nach dem Tempelplatz, der mehreremale bereits in Sicht war. Die Hauptstelle über die Bauten Herodes des Großen auf dem Tempelplatz ist Josephus, Jüdischer Krieg, Buch 5 Kap. 5. Es sind nicht Neuschöpfungen, sondern Erneuerung und Vergrößerung vorhandener Bauten. Der Hasmonäer Hyrkan hatte nördlich vom Tempel

einen Turm oder eine Burg Baris gebaut (128 v. Chr.). Als Hauptzweck wird die Aufbewahrung des hoheprieſterlichen Gewandes angegeben. Über die Größe der Baris iſt nichts überliefert. Es verſteht ſich, daß Herodes nicht nur aus Bauluſt oder Prachtliebe die Hasmonäerveſte vergrößerte. Da er ſie nach Marcus Antonius in Antonia umgenannt hat, ſo muß das Werk vor dem Sturz des Triumvirs 31 v. Chr. vollendet worden ſein.

Die Ortsangabe des Joſephus lautet: die Antonia lag im Winkel oder am Winkel zweier Hallen des erſten Heiligtums, nämlich der weſtlichen und der nördlichen — des erſten Heiligtums im Unterſchied von dem zweiten, d. h. des äußeren Tempelplatzes (ungefähr gleich dem jetzigen ḥaram) im Unterſchied von dem inneren oder eigentlichen, durch ein Steingitter umſchloſſenen Tempelbezirk (gleich der jetzigen Plattform des ḥaram). Die Benennung und Unterſcheidung geſchieht durch Zählung wie bei den Umfaſſungsmauern der Stadt (erſte, zweite, dritte Mauer), nur daß bei dem Tempelplatz der Weg umgekehrt von außen nach innen eingeſchlagen wird. — Das Fundament war der Felſen in Höhe von 50 Ellen (25 m) und auf allen Seiten abſchüſſig. Die Seiten oder Böſchungen waren mit geglätteten Steinplatten belegt, ſo daß der Fuß keinen Halt hatte.

Vor dem Burggebäude, ſagt Joſephus, lief eine Mauer von 3 Ellen (1.5 m) Höhe. Innerhalb derſelben wurde der ganze künſtliche Bau der Antonia zu 40 Ellen (20 m) aufgeführt. Das Innere hatte Raum und Dispoſition eines Palaſtes. Es war eingeteilt in Gemächer jeder Art und Beſtimmung, in Hallen, Bäder und Kaſernenhöfe, ſodaß es in Hinſicht aller Bequemlichkeiten den Eindruck einer Stadt, in Hinſicht der Koſtbarkeit den Eindruck eines Königspalaſtes machte. Die Form des Ganzen war turmartig, vgl. Tacitus: Conspicuo fastigio turris Antonia in honorem M. Antonii ab Herode appellata. An den vier Ecken war die Burg mit Türmen bewehrt, drei davon 50 Ellen (25 m), der ſüdöſtliche 70 Ellen (35 m) hoch, ſodaß man von demſelben den ganzen Tempelplatz überſehen konnte. Treppen führten zu den Tempelhallen hinunter. Die Wachmannſchaften der römiſchen Garniſon konnten ſo ſchnell in die Tempelhallen gelangen und darin verteilt werden, um an Feſttagen die Menge des verſammelten Volkes zu überwachen. Zwiſchen der Burg und dem peribolos des Heiligtums muß nach der Schilderung der Eroberung durch Titus ein Zwiſchenraum vorhanden geweſen ſein. Auf der Nordſeite war die Antonia von dem höheren Hügel Bezetha durch einen künſtlichen Felſengraben getrennt. Auf jenem offenen Platz hat man ſich die

Bedrängnis des Apostels Paulus vorzustellen. Die Juden hatten ihn aus dem Heiligtum gezerrt und die Tore geschlossen. Der Chiliarch (Oberst) kam ihm mit einer Abteilung Soldaten zu Hilfe, entriß ihn der erregten Volksmenge und erlaubte ihm von den Treppenstufen zur Burg eine Ansprache an das Volk zu halten, bevor er zu seiner Sicherheit in das Lager abgeführt wurde.

Als Ortslage paßt der Felsen in der Nordwestecke des haram, auf welchem jetzt die türkische Kaserne steht. Die Südseite des Felsens ist ein senkrechter Felsschnitt oder eine Böschung von 6 bis 9 m Höhe. Die Ostseite ist verbaut. Die Westgrenze ist fraglich. Auf der Nordseite ist ein breiter Graben durch den Hügel geschnitten, den Felsen von Bezetha zu trennen. Der Grundriß ist kein einfaches Rechteck, sondern der Felsen hat am Westende der Südseite einen südlichen Ausläufer. Der Raum zwischen den beiden Böschungen ist natürlicher Felsen, der sich nach dem Niveau des haram senkt. Man hat vermutet, daß jener Ausläufer mit zum Fundament gehört habe, weil auf diese Weise mehr Raum bleibt für das Innere der Burg, eine längere Westseite für die Gefechte unter Titus und eine größere Annäherung zwischen Burg und Nordwestecke des Heiligtums gewonnen wird.

Aus der Baugeschichte des herodianischen Tempels ist folgendes hervorzuheben: Die Antonia war vor 31 v. Chr. fertig gestellt, der Palast auf dem Südwesthügel um 23, etwas früher Hippodrom, Theater und Amphitheater. Hatten die nach Zweck und Ausführung fremdländischen Bauten das äußerste Mißfallen des jüdischen Volkes erregt, das ohnedies viele Ursache hatte, über die Vorgänge am Hofe empört zu sein, so mußte Herodes etwas tun, sich in Gunst zu setzen. Er entschloß sich den Tempel zu restaurieren. Einmal um der Sache willen. An diesem Tempel hing das Volk mit ganzem Herzen. Sodann um den Gegensatz seiner eigenen Prachtbauten, die auf die kümmerliche Erscheinung des zweiten Tempels drücken mußten, zu mildern. Um dem Volke jedes Mißtrauen zu nehmen, ließ er das Baumaterial herbeischaffen und zubereiten, auch tausende von Priestern als Maurer und Zimmerleute ausbilden. Im Winter von 20 auf 19 wurde das Werk begonnen, das Tempelhaus in anderthalb Jahren vollendet und am Jahrestag seiner Thronbesteigung geweiht. Über dem Bau der Umfassungsmauern und der Tempelhallen vergingen acht Jahre. Aber auch dann blieb noch viel zu tun. Nach dem vierten Evangelium (Erzählung von der Tempelreinigung) sagen die Juden auf ein mißverstandenes Wort Jesu: der Tempel sei nun 46 Jahre gebaut worden. Danach wäre der Besuch Jesu in der Hauptstadt auf etwa 28 n. Chr. anzusetzen.

In den Altertümern bemerkt Josephus, daß der Tempel erst unter dem Prokurator Albinus 63—64 ganz fertig gestellt sei, das wäre sechs Jahre vor seiner Zerstörung.

Der herodianische Tempel war im wesentlichen in Einteilung und Einrichtung dem zweiten Tempel gleich, vgl. Palästina-Jahrbuch 1909 Seite 29—57. Die Verschiedenheit betrifft, abgesehen von der Kostbarkeit des Materials und der Großartigkeit der Arbeit hauptsächlich den Tempelplatz und seine Einteilung oder Abstufung, nur daß diese Änderungen nicht von Herodes selbst vorgenommen sind, sondern er hat Gewohnheiten oder Ordnungen, die sich seit dem Wiederaufbau des zweiten Tempels allmählich, vielleicht sogar erst in der Makkabäerzeit eingebürgert hatten (Sonderung der Plätze für Priester, Israeliten, Frauen, Fremde) berücksichtigt und in den Tempelhallen einen glänzenden Rahmen dafür hergestellt. Vornehmlich unter diesem Gesichtspunkt und wiefern in den Evangelien auf den Tempel Bezug genommen wird, ist hier vom Tempel zu handeln.

Die ursprüngliche Felsgestalt des mittleren Osthügels wird auf einwandfreie Weise anschaulich gemacht durch ein in Jerusalem aufbewahrtes Modell von Schick, wie diskutabel seine Wiederherstellungsversuche sonst auch sein mögen. Wir sehen da den Felsen, wie er vor aller menschlichen Bautätigkeit zu Tage liegt: ein schmaler gewölbter Rücken, der nach Osten, Westen und Süden stark abfällt. Natürlich mußten bereits für die früheren Tempelbauten Unterbauten und Aufschüttungen gemacht worden sein. Die längst vorhandene Baufläche hat Herodes erweitert und durch gewaltige Wölbungen besonders im Süden auf den doppelten Umfang gebracht. Der künstlich hergestellte Platz wird dem haram der Gegenwart ungefähr gleich sein. Die unteren Schichten der Umfassungsmauern gehen nach ihrer Bauart auf die Zeit des Herodes zurück. Der heutige haram ist nur auf der Westseite und auf der Nordseite zugänglich. Der damalige Tempelplatz hatte auf allen vier Seiten Tore (Josephus, ergänzt durch Mischna), die meisten auf der Westseite, die nach Zahl und Lage ungefähr den heutigen entsprochen haben werden. Natürlich war der Verkehr aus Oberstadt und Vorstadt am lebhaftesten. Das Problem der von Wilson und Robinson entdeckten Brückenbogen auf der Westseite ist noch nicht völlig gelöst. Aber nach den Schilderungen des Josephus wird man dort Talbrücken und Zugänge anzunehmen haben. Die heute zugemauerten Tore in der Südmauer und in der Ostmauer werden die Stellen bezeichnen, wo man damals von der Unterstadt und vom Kidrontal her den Tempelplatz betrat (Josephus erwähnt in der Ostmauer kein Tor, wohl aber die Mischna).

Auf der inneren Seite der äußeren Umfassungsmauer des Tempelplatzes waren Hallen hergestellt durch bedeckte Säulenreihen. Auf der Südseite standen vier Reihen von Säulen, im ganzen 162, auf den anderen Seiten zwei Reihen, so war die südliche Halle dreischiffig, und zwar das mittlere Schiff um die Hälfte breiter und noch einmal so hoch als die Seitenschiffe. Die anderen Hallen waren doppelt. Die Säulen waren aus Marmor; das Getäfel, das sie trugen, aus Zedernholz.

Der Platz, der von diesen schönen Hallen eingefaßt war, wird ohne quellenmäßigen Anhalt als Vorhof der Heiden bezeichnet. Man nennt ihn auch den äußeren Vorhof. Er war mit Steinplatten gepflastert. Die weite Fläche, in deren Einförmigkeit heute einige Zypressen und Ölbäume und stellenweise kümmerlicher Raien ein wenig Abwechselung bringen, muß man sich damals durch ein buntes mannigfaltiges Treiben belebt denken, das einer andächtigen Stimmung freilich nur hinderlich sein konnte. Hier hatten die Geldwechsler und Viehhändler ihren Stand. Man begreift den Zorn Jesu angesichts der lärmhaften Geschäftigkeit und Oberflächlichkeit an dieser Stätte; und man halte sich für das Verständnis der späteren Gerichtsverhandlungen gegenwärtig, wie gerade dieser Zorn, die Kehrseite einer Anerkennung oder Schätzung des Tempels, eines prophetischen „Eifers" für das Haus Gottes, die falschen Zeugenaussagen und Anklagen hätte entkräften müssen.

Die Halle auf der Ostseite hat Halle Salomos geheißen. In der Zeit des ersten Tempels soll die östliche Halle die einzige gewesen sein. Ob sie wirklich in so hohes Altertum hinaufreicht oder ob der Name nur die Erinnerung an den ersten Erbauer festhalten sollte, ist zweifelhaft. Das letztere ist wohl wahrscheinlicher (auch wegen der Geschlossenheit des ganzen Bauwerks). Hierher verlegt das vierte Evangelium ein Streitgespräch Jesu mit den Juden über seine Messianität. Sie drängen ihn zu einer Erklärung, wollen ihn aber so wenig anerkennen, daß sie vielmehr Steine aufheben und ihn tätlich bedrohen. In der Halle Salomos hatten nach der Apostelgeschichte Petrus und Johannes einen Auftritt wegen des Lahmen, den sie geheilt hatten. Hier entfalteten die Apostel eine große Wirksamkeit durch Lehre und Heilungen.

Innerhalb des großen Tempelplatzes, des heutigen haram, lag als ein abgeschlossener ummauerter Tempelbezirk der innere oder eigentliche Vorhof, ein längliches Rechteck mit den Schmalseiten im Osten und Westen und den Längsseiten im Norden und Süden. Der Raum zwischen seinen Umfassungsmauern und den Säulenhallen des äußeren Vorhofs war überall frei, am größten im Süden, etwas geringer im Osten, noch geringer im Norden, am geringsten im Westen. Die schein-

bare Willkür dieser Anlage wird erklärt durch den einmal für immer gegebenen bestimmenden Ort des heiligen Felsens heute unter der Sachra-Moschee. Um die Mauer des Vorhofs lief im Süden, Osten und Norden eine schmale Terrasse. Von dem äußeren Vorhof führten vierzehn Stufen zu der Terrasse, von der Terrasse fünf Stufen zu den neun Toren des inneren Vorhofs hinauf. Von diesen Toren waren vier im Norden, vier im Süden, eins im Osten. Die Türen des östlichen zum Frauenvorhof führenden Tores waren aus massivem korinthischen Erz, daher es das eherne oder korinthische hieß. Man setzt es dem schönen Tor der Apostelgeschichte gleich, an das man den lahmen Bettler legte. Unten an der Terrasse markierte ein sorgfältig gearbeitetes steinernes Gitter, eine Brustwehr, die Grenze des heiligen und des äußeren Bezirks. In gewissen Abständen waren in griechischer und lateinischer Sprache Warnungstafeln angebracht, welche den Nichtjuden das Betreten des Platzes bei Todesstrafe verboten. Eine dieser Tafeln ist 1871 gefunden und veröffentlicht worden. Daher erklärt sich die Erregung der Volksmenge gegen den Apostel Paulus, da sie meinten, er habe einen Griechen in den Tempel eingeführt (Apg. 21, 27 ff.).

Der innere Vorhof war durch eine Mauer in einen östlichen für die Frauen und in einen westlichen für die Männer geteilt. Und die letztere Abteilung war wiederum durch ein Steingitter geteilt, welches den innersten Raum den Priestern vorbehielt, doch so, daß der Männervorhof den Priestervorhof auf drei Seiten umgab. Zwischen den Toren an den inneren Seiten des Vorhofs waren Schatzkammern für Barsummen und die anderen Besitztümer des Tempels, kostbare Geräte, Gewänder und dergleichen. Vor den Schatzkammern lief eine Reihe von Säulen, nicht so groß wie die in der Halle des Vorhofs, aber ebenso kostbar. In dem Vorhof der Frauen haben wir uns die Perikope von dem Scherflein der Witwe vorzustellen. Dort waren dreizehn trompetenförmige Opferständer für die Gaben der Tempelbesucher aufgestellt. Im vierten Evangelium scheint einmal (8, 20) der Ausdruck Schatzkammer auf den Vorhof der Frauen im ganzen übertragen zu sein. „Diese Worte redete er in der Schatzkammer (oder bei dem Opferständer?) lehrend im Heiligtum."

Im Priestervorhof stand der Brandopferaltar mit einem Aufgang auf der Südseite, nach Josephus 50 Ellen (25 m) breit und lang, 15 Ellen (7,5 m) hoch, nach der Mischna 32 Ellen (16 m) im Geviert. Man vergleiche dazu die Maße des heiligen Felsens in der Sachra-Moschee, Länge 17,7 m, Breite 13,5 m, Höhe 1,25 bis zu 2 m (nach Schick) über dem Boden. Und man wird wahrscheinlich finden, daß

dies die Stätte des Brandopferaltars war. Auf der Westseite ist ein auffälliger regelmäßiger Felsschnitt wie für einen Umgang. Außerdem ist eine Rinne nachgewiesen, augenscheinlich für das abfließende Blut der Opfertiere. War aber der heilige Felsen Altarstätte, dann stand der Tempel selbst westlich davon und teilweise außerhalb der Sachra-Moschee, sodaß etwa die Hälfte der Freitreppe, die heute im Westen der Sachra zu der Plattform hinaufführt, und ein ebenso breiter Teil der nördlich an die Freitreppe angrenzenden Plattform zur Ortslage des Tempelgebäudes zu nehmen wäre. Allgemein angenommen ist diese Hypothese freilich nicht. Noch neuerdings hat man (Watson in der Zeitschrift des englischen Palästina-Vereins, Januar 1910) die Thesen verteidigt, 1. daß das Allerheiligste über der Sachra erbaut war, 2. daß der Brandopferaltar seit seiner ersten Errichtung durch David immer seine Stelle gehabt habe ziemlich genau östlich von der Sachra (die Mitte des Altars ca. 54 m davon entfernt).

Aus dem Priestervorhof führten zwölf breite Stufen zum Tempelhaus hinauf. Die Treppen nahmen einen beträchtlichen Teil des Raumes zwischen Vorhalle und Altar ein, den die Mischna auf 22 Ellen (11 m) angibt. Es war der Raum „zwischen dem Tempel und dem Altar", wo die Juden einen gewissen Sacharja ermordet haben. Jesus spielt in einer Rede darauf an.

Das Tempelhaus war von Herodes neu fundamentiert worden. Die Außenwände waren aus weißen Marmorquadern aufgeführt. „Die äußere Erscheinung des Tempels", schreibt Josephus, „konnte eines starken Eindrucks auf Auge und Gemüt der Menschen nicht verfehlen. Auf allen Seiten mit schweren goldenen Platten bekleidet, strahlte er bei Sonnenaufgang hellen Feuerglanz aus und blendete das Auge gleich den Strahlen des Tagesgestirns. Den Fremden, die ankamen, erschien er von Ferne wie ein schneebedeckter Hügel. Wo er nicht vergoldet war, war er ganz weiß. Auf dem Dache hatte er spitze goldene Stangen, damit sich nicht Vögel darauf niederließen und ihn verunreinigten." Die Vorhalle war stattlich (100 Ellen — 50 m — lang und hoch und 11 Ellen — 5,5 m — tief). Das Haus selbst war mäßig groß. Es hatte wie der alte Tempel zwei Teile: das Heilige und das Allerheiligste. Das letztere war finster und leer. Wie der Eingang zum Heiligen durch einen Vorhang geschlossen war, so war das Heilige und das Allerheiligste durch einen Vorhang getrennt. Die synoptischen Evangelien und der Hebräerbrief erwähnen des Vorhangs. In der Todesstunde Jesu riß der Vorhang im Tempel entzwei.

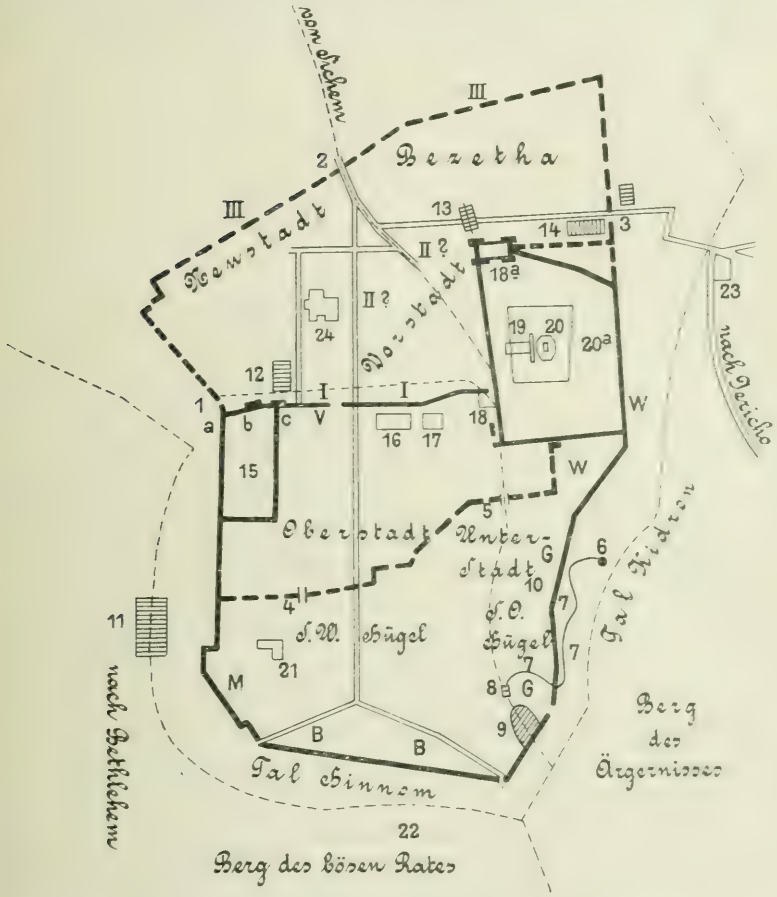
Über das Verhältnis Jesu zum Tempel ist bereits das Nötige aus den Evangelien zusammengestellt worden. Für Jesus war das Tempelheiligtum der Hörsaal, in welchem sich sein Volk versammelte. Er kam zum Tempel und bewegte sich im Tempel wie ein Prophet. Aber er war mehr als das. Die Garantien, welche der Tempel und der Kultus dem Volke für die Gegenwart Gottes und die Gnade Gottes bieten sollte mit einer tiefsinnigen Symbolik, aber mit unzureichenden Mitteln: diese Garantien übernahm Jesus mit seiner Person und gewährte sie auf eine vollkommene Weise. Insofern war der Tempel für die Seinen tatsächlich entbehrlich und überflüssig geworden, bevor der Lauf der Geschichte ihn beseitigt hat. Die Vollendung der Offenbarung und die Bedeutung der heiligen Stadt kann nicht schöner zum Ausdruck gebracht werden als in dem Lobgesang, der Zacharias, dem Vater des Täufers, in den Mund gelegt wird, und der also anhebt:

Gelobet sei der Herr, der Gott Israels;
denn er hat besucht und erlöset sein Volk.

Wenn in der Betrachtung der späteren Christen die Stadt auch zurücktritt, wenn sie beharrlich die Botschaft vom Messias ablehnt und ihre Messiashoffnung vertagt, — um des willen was sie gewesen ist: vornehmste Stätte der ganzen Offenbarungsgeschichte, Stätte der letzten Wirksamkeit des Heilandes und seines irdischen Ausgangs, eignet und verbleibt ihr eine unvergleichliche Weihe und geht ihr Name über auf den Zustand der Vollendung, den die christliche Hoffnung ahnt und ersehnt: „Ihr seid gekommen zu dem Berge Zion und zu der Stadt des lebendigen Gottes, dem himmlischen Jerusalem.“ Keine vereinzelte Stimme ist es, die also im Hebräerbrief erklingt. Den Apostel Paulus verbinden starke persönliche Eindrücke mit Jerusalem: das Studium des väterlichen Gesetzes, in welches Gamaliel den jungen Zeloten Gottes, Saul von Tarsus, einführt, der Märtyrertod des Stephanus, den er vor den Toren der Stadt mit Wohlgefallen erlebt, sein tätiger Anteil an der Verfolgung der Gemeinde, der ihn zeitlebens bedrückt hat, der Fanatismus der Volksmenge, die ihn auf dem Tempelplatze mit dem Tode bedroht. Gleichwohl: alles vergängliche ist nur ein Gleichnis. „Das Jerusalem, das droben ist, das ist die Freie; die ist unser aller Mutter.“

Plan des alten Jerusalem,

entworfen von P. Mickley



------ ursp. Talsohle	5. Moghrebinertor	15c. Mariamne
——— alte Mauer	6. Marienquelle	16. Hasmonäer-Palast
– – – – heutige Mauer	7. Tunnel	17. Xystos
Mauerreste nach	8. Siloateich	18. Rathaus
V de Vogüé	9. birket el-hamra	18a. Antonia
M Maudslay	10. Salomoteich	19. Tempelhaus
B Bliß	11. Sultansteich	20. Sachra
G Guthe	12. Amygdalonteich	20a. Jetziger haram, einst Tempelplatz
W Warren	13. Doppelteich	21. Coenaculum
1. Jaffator	14. birket beni israïn	22. Hakel dama
2. Damaskustor	15. Herodesburg	23. Gethsemane
3. Marientor	15a. Hippikus	24. Grabeskirche
4. Zionstor	15b. Phasael	

2. Nazaret als Heimat Jesu.

Von Diviſionspfarrer Lic. Dr. Brückner in Berlin.

Von allen in den Evangelien genannten Ortſchaften iſt das Bergſtädtchen Nazaret unſtreitig die lieblichſte. Am Südabhang des dschebel es-sich aus einer Talmulde emporſteigend, grüßt es mit ſeinen weißen Häuſern den Beſucher, der von Jeruſalem kommt, ſchon von weitem über die fruchtbare Ebene von Jesreel hinweg. Medina abiat (richtig wäre medina bēḍa) „Weißſtadt“ hieß es nach Quaresmius II S. 614 bei den Arabern vor alters. Und in der Miſchna Menachoth VIII, 6 wird es nach Franz Delitzſch vielleicht als „weißes Haus auf dem Berge“ als einer der Orte genannt, welche den Wein zum Trankopfer nach Jeruſalem lieferten. Dem Beſucher, der ſich Nazaret auf der Berglehne vom Tabor her naht, bietet ſich im Frühling ein beſonders freundliches Bild, wenn die Stadt im grünen Schmuck der Bäume und Hecken wie ein Panorama vor ihm liegt. „Die Blume Galiläas“ nennt ſie Hieronymus in ſeinem 46. Briefe an Marcella, indem er ſich nach Matth. 2, 23 auf das Prophetenwort Jeſ. 11, 1 bezieht, wo das hebräiſche Wort neṣer, Zweig, Reis, in der griechiſchen Überſetzung der LXX mit anthos, „Blume“ wiedergegeben iſt.

Aber trauter und bekannter noch als durch ſeine Lage iſt uns Nazaret von Jugend her als Heimat Jeſu. Iſt Betlehem in Juda die Stadt, in der nach den Evangelien der Heiland geboren iſt, ſo iſt Nazaret in Galiläa der Ort, in dem er erzogen und aufgewachſen iſt, Luk. 4, 16. Lieſt man in der Joſephskapelle die ſchlichten Worte: „hic erat subditus illis“, „hier ward er ihnen untertan“, ſo belebt ſich der Raum mit dem Bilde des zwölfjährigen Knaben, wie er ſeines Vaters Handwerk lernt und ſeiner Mutter willig zu Dienſten iſt. Genießt man von dem Gipfel des dschebel es-sich den prachtvollen

Rundblick, der das Auge von dem schneeigen Hermon über den bewaldeten Tabor und dschebel ed-dahi, über den fernen Garizim und den langgestreckten Karmel schweifen und träumend in die Weite des Meeres versinken läßt, so verklärt sich das alles noch mehr in dem Gedanken, daß auch die Augen Jesu über dieser Landschaft geweilt und sich hier an der Schönheit Gottes in seiner Schöpfung erfreut haben. Winkt im Norden von hochragender Stelle die Stadt safed herüber, so meint man, daß ihr Anblick Jesu die Anregung gegeben haben müsse zu dem Bilde von der Stadt auf dem Berge, die nicht verborgen bleiben kann. Und wer sich an der Grazie der Frauen erfreut, die hochaufgerichtet mit den schön geformten Krügen auf dem Kopfe in dem Marienbrunnen Wasser schöpfen kommen, der hängt gern dem holden Gedanken nach, daß einst auch die Mutter Jesu mit ihrem Knaben an der Hand hier Wasser schöpfte.

Nazaret als Heimat Jesu! Aber dürfen wir denn so zuversichtlich glauben, daß Nazaret die Heimat Jesu war? Die Frage mag manchem Leser gänzlich ungereimt erscheinen. Was sollte wohl eine spätere Zeit bewogen haben, Nazaret zur Heimat Jesu zu stempeln, das Nazaret, aus dem doch sprichwörtlich nichts Gutes kommen konnte, Joh. 1, 46? Und ist nicht Nazaret unlöslich mit der Geschichte Jesu, ja selbst mit seinem Namen verflochten? Stand nicht sogar über seinem Kreuz die Inschrift Jesus Nazarenus Rex Judaeorum, Jesus von Nazaret, der Juden König? Ja, wurden nicht selbst seine Anhänger später als Sekte der Nazoräer bezeichnet? Apgsch. 24, 5.

Dennoch gibt es jetzt eine Reihe von Gelehrten, die, wie Bethlehem als Geburtsort Jesu, mit gewichtigen Gründen auch Nazaret als seine Heimat verwerfen. Besonders hat William Benjamin Smith (Der vorchristliche Jesus, 1906) nach dem Vorgange von Cheyne (Encyclopaedia Biblica, Artikel Nazaret) ausführlich nachzuweisen versucht, daß es zu Jesu Zeiten „eine Stadt genannt Nazaret" (Matth. 2, 23) überhaupt gar nicht gegeben habe, und daß der Beiname Jesu „der Nazarener" oder „der Nazoräer" von einer vorchristlichen Sekte der Nazarener oder Nazoräer herrühre, deren Kultgott Jesus gewesen zu sein scheine. Da alle neueren Bestreitungen der Existenz Jesu oder seiner geschichtlichen Bedeutung mit dieser Frage zusammen hängen und namentlich Arthur Drews das bunt schillernde Gewand seiner „Christusmythe" wesentlich mit aus den von W. B. Smith gesponnenen Fäden gewoben hat, so dürfte es im höchsten Interesse der Wissenschaft wie des Glaubens liegen, die von Smith vorgebrachten Gründe auf ihre Tragweite und ihre Tragfähigkeit zu untersuchen. Da hierbei auch der

topographische Gesichtspunkt, den Smith nicht beachtet hat, von besonderer Bedeutung ist, so erscheint es gerechtfertigt, die Frage im Palästina-Jahrbuch zu behandeln. Wir werden dazu die Tradition, den Sprachgebrauch, die neutestamentlichen Aussagen und endlich die Topographie des Ortes ins Auge zu fassen haben.

Befragen wir zuerst die Tradition, so wird als sehr auffallend hingestellt, daß Nazaret weder im Alten Testament, noch im Talmud, noch bei dem jüdischen Schriftsteller Josephus erwähnt wird, sondern nur in der christlichen und spätjüdischen Tradition eine Rolle spielt. Der Talmud nennt zwar gelegentlich 63 galiläische Ortschaften, ohne Nazaret zu erwähnen. Aber in den beiden Trauergesängen Kalirs für den 9. Ab (Zerstörungstag Jerusalems) ist eine etwa aus dem 3. Jahrh. stammende Tradition erhalten, in der eine in Nazaret seßhafte Priester-Ephemerie erwähnt wird.[1] Doch auch das Schweigen der übrigen Literatur kann in keiner Weise befremden. Denn das Alte Testament und Josephus erwähnen natürlich nur solche Ortschaften, die mit ihren Erzählungen in Beziehung stehen, und auch der Talmud will nicht alle Orte Galiläas nennen, deren es natürlich mehr als jene 63 gegeben hat. Daß aber Nazaret eine ganz unbedeutende Ortschaft war, ist im Neuen Testament ausdrücklich betont Joh. 1, 46. P. Carus (The Open Court 1910, S. 716 f.) bezweifelt, daß es dann eine Synagoge gehabt haben könne, wie Mark. 6, 1, Matth. 13, 54 und Luk. 4, 16—30 vorausgesetzt wird. Aber in nachchristlicher Zeit scheint es eine gehabt zu haben. Denn „die Schule des Messias", die heute in einer kleinen Kirche auf dem Markte gezeigt wird, könnte sehr wohl mit einem alten Bau aus byzantinischer oder spätrömischer Zeit zusammenhängen. Daß derselbe eine Synagoge war, wird nicht nur durch den Pilger Pseudoantonin (570) nahegelegt, nach welchem damals in der Synagoge des noch immer von Juden bewohnten Nazaret der Sitz Jesu gezeigt wurde, sondern geht auch aus der Bemerkung des Epiphanius hervor, daß Nazaret bis zu Konstantins Zeit nur von Juden bewohnt gewesen sei (Advers. Haeres. I. 13 b). Von da ab scheinen sich, wie überall in Palästina, auch in Nazaret Christen niedergelassen zu haben, um die Verehrung der ihnen heiligen Stätten zu pflegen. Als erster erwähnt es Eusebius mit ausdrücklicher Berufung auf Julius Afrikanus. Hieronymus nennt schon neben der Kirche der Verkündigung die des Aufwachsens Jesu. Auch der Pilger Arkulf aus dem 5. Jahrhundert bezeugt, daß über dem Hause des Joseph und der Maria eine Kirche gebaut sei. Und Epipha-

[1] Vgl. Klein, Beiträge z. Geographie u. Geschichte Galiläas S. 74 f.

nius erzählt, daß die Verkündigungskirche von einem bekehrten Juden Joseph, dem Komes von Tiberias, gestiftet wurde.

Aus dieser nachchristlichen Tradition läßt sich für unsern Zweck jedenfalls soviel feststellen, daß es zu Konstantins Zeit einen jüdischen Ort Nazaret gegeben hat, der auch höchstwahrscheinlich eine Synagoge besaß. Ist es nun denkbar, daß, wie Smith a. a. O. S. 44 annimmt, sich dieser jüdische Ort erst auf Grund der christlichen Tradition gebildet oder wenigstens erst von ihr den Namen Nazaret erhalten hat? Viel wahrscheinlicher ist es doch jedenfalls, daß er mit dem in den Evangelien genannten Nazaret identisch ist, auch wenn wir aus vorchristlicher Zeit keine Nachricht darüber haben.

Natürlich ist damit noch nicht bewiesen, daß Nazaret nun auch die Heimat Jesu war und daß sein Beiname Nazarener oder Nazoräer davon abzuleiten sei. Es könnte ja auch (wie Smith meint) sein, daß der Beiname Jesu ursprünglich eine andere Bedeutung hatte, die den griechischen Übersetzern der ältesten aramäischen Quellen der Evangelien nicht mehr bekannt war. Diese haben „Nazarener" als Einwohner einer Stadt verstanden und darum öfter für „Nazarener" die Übersetzung „der von Nazaret" gegeben. So habe sich die Tradition gebildet, daß Jesus aus Nazaret stamme. Merkwürdig bliebe dann nur, daß es zufällig wirklich einen Ort Nazaret gab, mit dem dieses Mißverständnis zusammentreffen konnte. Nur die schwerwiegendsten Bedenken gegen eine Ableitung des Beinamens Nazarener von Nazaret könnten uns zu dieser Annahme bestimmen.

Solche Bedenken hat nun Smith allerdings erhoben und sie vor allem so begründet, daß sie ihren Eindruck auf den Unkundigen nicht verfehlen können. Ganz ohne Belang ist es zwar, daß Nazaret im Neuen Testament selbst in verschiedener Schreibform, nämlich noch als Nazareth, Nazara, Nazarat und Nazarath, vorkommt. Denn hier handelt es sich immer nur um die Endung und nicht um die Stammform. Eine minder leicht lösbare Schwierigkeit ist es dagegen, daß die griechische Form des Namens als den mittleren Konsonanten in der jüdischen Grundform ein weiches s voraussetzt, während sowohl die jüdische Bezeichnung der Christen im Talmud noṣrim (Singular: noṣri), wie auch ihre heutige Benennung im Arabischen (naṣara. Singular: naṣrāni) ein scharfes ṣ in der Mitte hat. Dieser Umstand hat schon dem Kirchenvater Hieronymus Kopfzerbrechen gemacht, der aber doch schon für seine Zeit das scharfe s in der hebräischen Form des Namens bezeugt (scribitur autem non per z literam, sed per hebraeum sade, quod nec s nec z literam sonat. Nach P. de Lagarde, Ono-

mastica sacra S. 62). Auch der heutige arabische Name für Nazaret, en-nāṣira lautet mit scharfem ṣ. Carus (a. a. O., S. 714) nimmt daher an, daß die Schreibweise des Ortsnamens im 3. Jahrhundert verändert wurde, als sich die Ableitung Christi und der Christen von dem Orte Nazarat durchgesetzt hatte. Aber die jüdische Form nōṣrī für Nazarener ließe auch das o in der hebräischen Grundform des Ortes erwarten. Nach Smith (a. a. O. S. 48), der sich dabei auf Herford bezieht, kann die Form nōṣrī niemals von Nazara kommen, sondern würde ein nōserā als Stadtnamen verlangen.

Smith weist darum überhaupt die Ableitung des Beinamens Nazarener für Jesus und die Christen von einem Ortsnamen ab und leitet ihn von einer vorchristlichen, jüdischen Sekte her, deren Kultgott oder Messias den Namen nōṣrī (nach Smith syrisch: naṣarja) = „Schützer ist Gott" trug. Die Verschiedenheit der griechischen Übertragung des Namens als Nazarener oder Nazoräer sei dabei nicht schwieriger, als die parallele Verschiedenheit des Namens der Essener und Essäer. So bedeute also der Name Jesus der Nazarener ursprünglich etwas ganz Ähnliches wie Jesus der Christus, wie denn auch Jesus selbst ursprünglich einen göttlichen Heiland und Erretter bedeutet habe. Aber wie Jesus Christus schließlich zum Träger einer geschichtlichen Persönlichkeit geworden sei, so ist sein Beiname Nazarener dann als Bezeichnung seines Geburtsortes erklärt worden, „ein ganz natürlicher und unerläßlicher Teil des alles in sein Bereich ziehenden Vorganges, der sich mit dem Evangelium vollzog, nämlich, *den Ideen geschichtlichen Untergrund zu liefern* (a. a. O., S. 39)".

Der Hauptbeweis, den Smith für diese weittragenden Schlüsse und Behauptungen führt und auf den er selbst allein Nachdruck gelegt zu wissen wünscht (vergl. a. a. O., S. 37), ist die sprachliche Verbindung von Nazarener mit dem Stamm N-Ṣ-R, die dem Worte die Bedeutung Hüter, Schützer (Servator) gibt. Smith weist dazu auf die häufige Verwendung des Wortes hin, deren Wurzel 63mal im Alten Testament in demselben Sinne gebraucht werde, häufig als Na-Ṣa-Ru in den Keilinschriften vorkomme, 7mal im Kodex des Hammurabi stehe und zur Bildung von Eigennamen wie bel-ṣar-uṣur u. a. gebraucht werde. Deshalb habe auch zu Jesu Zeiten jeder die Verbindung „Jesus der Nazoräer" als „Jesus der Retter" hören und verstehen müssen und nicht als Jesus aus Nazaret, so wenig wie man etwa bei einem „Eduard der Schützer" an ein obskures und sonst unbekanntes Dorf „Schutzingen" denke (S. 39). Smith führt dazu einige ihm besonders beweiskräftig erscheinende Stellen an. Vor allem das Wort der Magd zu Petrus

Mark. 14, 67: „Du warst auch mit dem Nazarener", und die hebräisch sprechende Stimme, die Paulus bei seiner Bekehrung vernimmt: „Ich bin Jesus, der Nazoräer" (Apgsch. 22, 8). Auch könne die Kreuzesüberschrift Jesus Nazarenus nicht auf Nazaret bezogen werden, da Pilatus über Galiläa keine Jurisdiktion hatte (S. 50).

Die letztgenannten Stellen sind nun aber durchaus nicht beweiskräftig. Vor allem das Wort der Magd, das doch einen verächtlichen Beigeschmack tragen soll. Den hat es nur, wenn Nazarener mit Nazaret zusammenhängt, aber nicht, wenn hier Nazarener Retter oder Heiland bedeuten würde. Weiter die Stimme, die Paulus vernimmt, will doch vor allem die Identität der Erscheinung, die er hatte, mit dem geschichtlichen Jesus feststellen. Daher hat hier die Bezeichnung Jesus der Nazoräer auch dann nichts Auffallendes, wenn der Beiname von dem obskuren Nazaret stammt. Was endlich das Kreuzeswort betrifft, so war Jesus dem Pilatus als Galiläer auf jeden Fall bekannt. Hat er trotzdem über ihn die Jurisdiktion geübt, dann konnte ihn auch die Angabe seiner Herkunft in der Inschrift am Kreuze nicht stören. Sie soll doch auch hier ganz deutlich etwas Verächtliches bezeichnen, um den „König der Juden" lächerlich zu machen. So lassen sich also grade die von Smith angeführten Stellen leichter verstehen, wenn man den Beinamen Jesu von Nazaret ableitet, als wenn man ihn als Personennamen faßt.

Aber ist es denn überhaupt so undenkbar, daß Jesus, wie Judas Ischarioth (Mann aus Kerioth?) und andere, den Beinamen seiner Vaterstadt erhielt? Es gab sicher damals viele namens Jesus (= Josua); eine Namens-Unterscheidung aber wird immer und überall am leichtesten durch Hinzufügung des Heimatsortes bewirkt, wobei es wirklich nicht darauf ankommt, ob dieser bekannt oder unbekannt ist. Daß der Beiname Jesu an manchen Stellen, wie an den oben genannten und z. B. auch Apgsch. 25, 4, wo er von den Christen gebraucht wird, eine verächtliche Nebenbedeutung hat, fällt natürlich hier besonders ins Gewicht. Endlich ist auch von Smith selbst auf einen sprachlichen Beweisgrund hingewiesen worden, der für die Ableitung des Beinamens Jesu von Nazaret spricht (S. 47 f.). Die im Talmud für Nazoräer im Singular gebrauchte Form ist nämlich nicht nozer, sondern nosri, d. h. die Form, die im allgemeinen gebraucht wird, um Ableitungen aus Ortsnamen zu bezeichnen. Wenn nun auch Smith die Möglichkeit einer andern Erklärung des i (als Abkürzung von Jahve) behauptet hat, so ist doch an sich die Wahrscheinlichkeit größer, daß die Form von einem Ortsnamen abgeleitet ist.

Es liegt also keine unüberwindliche Schwierigkeit vor, den Beinamen Jesu und seiner Jünger von einem Ortsnamen abzuleiten, wenn auch zugegeben werden muß, daß rein sprachlich die Erklärung des Wortes aus sich selbst als Hüter oder Retter näher liegt. Diese Erklärung wäre natürlich die einzig mögliche, wenn es zu Jesu Zeiten, wie Smith meint, keinen Ort namens Nazaret gegeben hätte. Das ist aber, wie wir gesehen haben, eine unbewiesene Voraussetzung. Sie wäre aber vielleicht auch so noch vorzuziehen, wenn sich dafür eine genügende geschichtliche Begründung geben ließe.

Eine solche glaubt nun Smith in der Existenz einer vorchristlichen jüdischen Sekte der Nazoräer gefunden zu haben, von der Epiphanius in seiner Ketzergeschichte (Panarion Haeres. 18 und 29) redet. Obwohl Epiphanius einmal sagt, daß die Nazoräer „vor Christus" existierten und „Christus nicht kannten", so wird es doch aus seiner etwas verworrenen und sichtlich nicht sachkundigen Beschreibung nicht ganz klar, ob wir es mit einer judenchristlichen oder ursprünglich rein jüdischen Sekte zu tun haben. Wenn daher auch die Möglichkeit ihrer vorchristlichen Existenz besteht, so ist doch ein Beweis dafür aus Epiphanius nicht zu erbringen. Da sie nach Epiphanius „in Beröa, in Coelesyrien und in der Dekapolis, in der Gegend von Pella und in Basanitis", also in der ostjordanischen Nachbarschaft von Galiläa und speziell von Kapernaum, ihr Wesen trieb, so wäre eine Beziehung Jesu zu ihnen an sich nicht unmöglich, dürfte aber nur dann herangezogen werden, wenn sich die Herkunft Jesu aus Nazaret als geschichtlich unhaltbar erweisen sollte. Die Entscheidung darüber kann nur aus einer genauen Untersuchung der Angaben der Evangelien gewonnen werden.

Diese sind nun allerdings sehr dürftig. Lassen wir zunächst die Kindheitserzählungen beiseite, so hängt der ältere Stoff der Evangelien nur noch sehr lose mit Nazaret zusammen. Im Markus-Evangelium wird Nazaret nur einmal erwähnt 1, 9: „Es geschah in jenen Tagen, da kam Jesus aus Nazaret in Galiläa und wurde im Jordan von Johannes getauft". In der parallelen Stelle bei Matthäus (3, 13) wird aber nur Galiläa erwähnt und Nazaret nicht genannt (vergl. auch Luk. 3, 21). Es ist daher nicht sicher zu sagen, ob hier in der ältesten Überlieferung Nazaret neben Galiläa gestanden hat. Lassen wir es aber weg, dann hat das Markus-Evangelium überhaupt keine Beziehung mehr zu Nazaret. Denn die einzige Erzählung von der Verwerfung durch seine Volksgenossen Mark. 6, 1—5 nennt Nazaret nicht, sondern redet nur von seiner patris (Vaterland oder Vaterstadt) und ist auch sonst so allgemein gehalten, daß manche an ihrer Geschichtlichkeit zweifeln

und ihre Entstehung auf das Wort zurückführen, daß der Prophet in seinem Vaterlande nichts gelte. (Für die Entstehung der beiden letzten Verse des Abschnittes weist E. Wendling, Die Entstehung des Markus-Evangeliums 1908, S. 54 auf den Doppelspruch des Oxyrynchus-Papyrus: „Ein Prophet wird in seiner Heimat nicht willkommen geheißen, und ein Arzt hat keinen Erfolg bei solchen, die ihn kennen"). Dagegen erscheint Kapernaum in dem Hauptstoffe der evangelischen Erzählung als die eigentliche Heimat Jesu und wird auch so bezeichnet (Matth. 9, 1). Bemerkenswert ist vor allem, daß in Mark. 3, 20 f., wenn wir die Erzählung für sich nehmen, vorausgesetzt wird, daß die Angehörigen Jesu in Kapernaum wohnen; denn sie sind gleich zur Stelle, als sie hören, daß sich ein großer Haufe um ihn versammelt hat. Das wäre nicht möglich, wenn man sie erst aus Nazaret, oder, wie man vorgeschlagen hat, um die Entfernung etwas abzukürzen, aus Kana hätte holen müssen.

Trotzdem ist es nicht wahrscheinlich, daß, wie z. B. Carus annimmt, Kapernaum der eigentliche Heimatsort Jesu und seiner Angehörigen gewesen sei; denn gerade dann müßte man doch annehmen, daß sich irgend eine Spur davon erhalten habe. Umgekehrt aber macht die Darstellung des ersten Auftretens Jesu dort durchaus den Eindruck, daß er nicht schon früher dort zu Hause war. Somit werden wir doch auch durch die ältere Überlieferung auf einen anderen Heimatsort Jesu verwiesen. Als solcher bietet sich nun aus den Kindheitserzählungen wieder Nazaret an. Nach Matthäus ist die eigentliche Heimat Jesu und seiner Eltern Bethlehem, und erst nach der Rückkehr von der Flucht nach Ägypten siedeln sie nach Nazaret über, damit, wie der Evangelist meint, erfüllt würde, was geschrieben ist durch die Propheten: er soll Nazoräer heißen. Nach Lukas ist die Heimat der Eltern Jesu Nazaret, und erst die Schätzung veranlaßt, daß der in Nazaret empfangene Davidssohn auch in der Stadt Davids, Bethlehem, geboren werden konnte. Dann aber, nachdem sie alle Gesetzesvorschriften, Beschneidung ꝛc. erfüllt hatten, kehren die Eltern Jesu mit ihrem Kinde wieder nach Galiläa in „ihre Stadt" Nazaret zurück 2, 39. Hier sind sie auch geblieben, wie die folgende Erzählung vom zwölfjährigen Jesus im Tempel zeigt. Beide Evangelien stimmen also darin überein, daß sie Nazaret irgendwie als Heimat Jesu betrachten. Ja es geht aus beiden Berichten, besonders dem des Lukas hervor, daß Nazaret als Heimat Jesu schon in der Tradition fest verankert war, als sie geschrieben wurden.

Läßt sich also Nazaret auch im Grundstocke des Markusevangeliums nicht sicher nachweisen, so hat es doch schon in der älteren Tradition

Anhalt und könnte nur durch die zwingendsten Gründe gewaltsam daraus entfernt werden. Es kommt also schließlich alles darauf an, die Existenz des Ortes zu Jesu Zeiten möglichst sicher zu stellen. Auch Smith hat erst den Glauben daran zu erschüttern versucht, ehe er seine andersartige Erklärung des Beinamens Jesu zu begründen unternahm. Wir haben nun zwar schon gesehen, daß trotz des Fehlens einer vorchristlichen Bezeugung die Verbindung der evangelischen Überlieferung mit den nachchristlichen Traditionen vom 3. Jahrhundert ab das Vorhandensein eines Ortes Nazaret in Galiläa sichert.

Es gibt nun aber noch ein sehr wichtiges Beweismittel, das die Wahrscheinlichkeit der alten Existenz Nazarets in hohem Grade bestärken kann. Das ist die Topographie des heutigen Ortes.

Diese scheint zwar freilich zunächst das Gegenteil zu beweisen. Denn die einzige im Neuen Testament gegebene Beschreibung der Stadt paßt auf das heutige Nazaret in keiner Weise. In der ausführlichen Erzählung, die Lukas 4, 16—30 von der Verwerfung Jesu in Nazaret gibt, wird Vers 29 erzählt, daß die Juden Jesum bis zu dem Rande (wörtlich bis zu der Augenbraue) des Berges, auf dem ihre Stadt gebaut war, geführt hätten, um ihn hinabzustürzen. Aber das heutige Nazaret liegt nicht, wie viele andere palästinische Ortschaften, auf einem Berge, sondern ist eine Hangsiedelung. Es befinden sich auch keine sicheren Spuren alter Mauerreste auf dem Berge, vielmehr liegen alle alten Gebäude, wie vor allem die obengenannte Schule des Messias, innerhalb der heutigen Stadt. Vor allem aber ist auf dem dschebel es-sich nirgends eine Absturzstelle, die zu der von dem Erzähler vorausgesetzten Situation paßt. Natürlich wird eine solche heute gezeigt, und ein Stück davon entfernt ist auch eine Marienkapelle, angeblich an der Stelle, von der aus Maria dem Treiben der Juden zugeschaut haben soll. Aber jene Absturzstelle, die an sich wohl ganz geeignet wäre, liegt nicht auf dem Berge, an dessen Südhang die Stadt geschmiegt ist, sondern auf einem Bergrücken südlich von Nazaret und ist von der Stadt durch ein Tal getrennt, das man erst hätte durchschreiten müssen. Das paßt also nicht zu der Beschreibung des Lukas und seiner Erzählung von dem impulsiven Handeln der Juden. Kleinere Abstürze innerhalb der Stadt, die man erst mühsam hätte aufsuchen müssen, entsprechen der vorgestellten Sachlage ebensowenig. Somit findet die Erzählung des Lukas durch die Lage des heutigen Nazaret keine Bestätigung. Es wird also die Beschreibung des Absturzberges bei Lukas zu der schriftstellerischen Ausmalung der Geschichte von der Verwerfung Jesu durch seine Landsleute zu rechnen sein.

Aber die Topographie Nazarets bietet in sich die Gewähr einer alten Ansiedelung. Schon die in dem wasserarmen Gebirgsland Palästinas so besonders kostbare, prächtige Quelle läßt es als gewiß erscheinen, daß der Ort von altersher besiedelt war. Dazu kommt, daß er an einer immerhin bedeutsamen Straßenkreuzung, von Haifa nach Tiberias einerseits, von Saffürie nach dem Süden andererseits liegt. Diese Lage läßt auch seinen Namen en-nāṣira, die Hüterin, Wächterin, verständlich erscheinen, und der Artikel, den der Name des Ortes im Arabischen führt, weist nach Dalman darauf hin, daß auch diese Bedeutung seines Namens im Sprachbewußtsein festgehalten ist. In der Tat, wie eine Hüterin am Wege liegt das schmucke Städtchen da, das in seiner geschützten Lage von hoher Bergeslehne her die ganze Gegend der Ebene Jesreel beherrscht.

Ist es aber an sich wahrscheinlich, daß der Ort von jeher besiedelt war, und entspricht sein Name seiner Lage und seiner Bedeutung, dann ist es doch wohl trotz aller vorhandenen Schwierigkeiten berechtigt, ja geboten, anzunehmen, daß er auch zu Jesu Zeiten existiert und Nazaret geheißen hat. Daß solche Schwierigkeiten vorhanden sind, hat die vorstehende Untersuchung gezeigt. Aber eine vorurteilslose Prüfung aller aus dem Fehlen vorchristlicher Bezeugung, aus dem Sprachgebrauch, aus der neutestamentlichen Kritik und auch aus der Topographie des heutigen Nazaret sich erhebenden Einwände hat doch ergeben, daß diese nicht ausreichen, die neutestamentliche Überlieferung zu erschüttern. Daß Nazaret damals ein unbedeutender Ort war, ergibt sich ja aus dieser Überlieferung selbst, vor allem aus Joh. 1, 46. Wie die hebräische Form des Ortsnamens gelautet hat, läßt sich aus der griechischen Übersetzung desselben nicht mehr sicher feststellen. Doch könnte sie, wie auch Dalman[1] glauben möchte, das o in der ersten Silbe gehabt und etwa nōṣéret gelautet haben. Die griechische Übersetzung wäre dann dem aramaisierten nāṣerā oder nāṣerat entnommen und auch ganz parallel der von nōṣrim als Nazarener oder Nazoräer. Schließlich ist auch das z für ṣ wohl durch den Anklang an Ναζιραῖος (Nasiräer) veranlaßt.

Wie dem aber auch sei: ist die Existenz von Nazaret zu Jesu Zeiten nicht zu bezweifeln, dann dürfen wir auch daran festhalten, daß es die Heimat Jesu war. Es wäre ja dann ein geradezu wunderbares Zusammentreffen, wenn der Beiname Jesu als Nazarener von den Übersetzern mißverständlich von einer Stadt hergeleitet worden wäre, die es zufällig auch wirklich gab. Der Haupteinwand von Smith aber, daß

[1] Vergl. Dalman, Grammatik des Jüd.-Paläst. Aramäisch ², S. 162.

das Wort Nazoräer für jedes jüdische Ohr die Vorstellung von Wächter oder Schützer hervorrufen mußte, verliert völlig seine Zugkraft, wenn eben der Ort Nazaret selbst dieser Bedeutung des Wortes seinen Namen zu verdanken hat. Es läßt uns dann höchstens noch leichter verstehen, daß nicht nur Jesus, sondern auch seine frühesten Anhänger danach benannt worden sind.

Die Überlieferung berichtet, daß Jesu Vater ein Zimmermann gewesen sei (Matth. 13, 55), und daß auch Jesus selbst dieses Handwerk betrieben habe (Mark. 6, 3). Smith will das nach einem Vorgang Nestle's, der Nazaret mit nasar = sägen (zimmern) verknüpfen wollte, für die Folge eines „Zungenfehlers" erklären. An sich ist solche Entstehung von Einzelzügen einer Überlieferung nicht unmöglich. Aber da der griechische Ausdruck für „Zimmermann" in der LXX die Übersetzung des hebräischen charasch ist, so fehlt dieser Annahme die rechte Begründung.

Andrerseits werden wir uns auch hüten müssen, die Erkenntnis, daß Nazaret die Heimat Jesu war, allzusehr durch phantasievolle Ausmalung für das Leben Jesu fruchtbar zu machen. Wir könnten sonst leicht, wie das manchen berühmten Leben-Jesu-Forschern ergangen ist, auf einen Holzweg geraten, der ja zuerst immer ein richtiger Weg zu sein scheint. Wie das N. T. selbst über die Entwicklung Jesu bis zu seinem Auftreten schweigt, so werden wir uns auch bescheiden müssen. Auch hängt unser Glaube ja nicht an Nazaret, wohl aber an der Menschheit Jesu Christi. Daß sie uns nicht im Nebel der Religionsgeschichte zerfließt, darauf kommt es vor allem an. Und dazu trägt auch die Erkenntnis bei, daß Nazaret die Heimat Jesu war.

3. Das Wesen der moslemischen Heiligtümer in Palästina.

Von Privatdozent Lic. Dr. Paul Kahle in Halle a. S.

(Hierzu 6 Abbildungen.)

In meiner Arbeit „Die moslemischen Heiligtümer in und bei Jerusalem“ (PJB 1910 S. 63—101) habe ich versucht die Herkunft dieser Heiligtümer zu schildern, und um hier eine gewisse Vollständigkeit der Typen von Heiligen, die dort verehrt werden, zu erreichen und die Mannigfaltigkeit dieser Typen auf engem Raume darzutun, hatte ich mich absichtlich auf ein verhältnismäßig kleines Gebiet des Landes beschränkt.

Wenn ich im folgenden vom Wesen dieser Heiligtümer handle, d. h. von ihrem äußeren Bestande, ihrer Verwaltung, ihrer Bedeutung für die Besucher und ihrer Wirkungskraft, so berücksichtige ich auch hier in erster Linie die Heiligtümer in und bei Jerusalem. Doch war es dabei nötig, bisweilen auch etwas weiter abgelegene Heiligtümer heranzuziehen, wenn charakteristische Typen in der näheren Umgebung von Jerusalem mir nicht bekannt geworden waren. Ebenso werde ich verfahren in einer dritten Arbeit über den Gegenstand, die die Gebräuche bei diesen Heiligtümern (die Gaben bei den Heiligtümern und ihre Bedeutung, die Gelübde, die Opfer, Regenprozessionen, Feste bei den Heiligtümern) behandeln soll.

Auf meine erste Arbeit muß ich mich wiederholt beziehen. Auf die Vorbemerkungen zu ihr möchte ich ausdrücklich hinweisen; sie gelten auch für die folgenden Ausführungen.

1. Die Heiligtümer nach ihrem äußeren Bestande.

Es ist nicht leicht kurz zu sagen, was eigentlich das charakteristische Merkmal eines moslemischen Heiligtumes ist.

Das Wahrzeichen der meisten Heiligtümer und ihr Mittelpunkt ist das Heiligengrab. Es findet sich oft auch da, wo selbst das Volk

wohl weiß, daß von einer Beerdigung des Heiligen an der Stelle nicht die Rede sein kann.[1] Das Heiligengrab hat, wie alle muhammedanischen Gräber, stets eine bestimmte Richtung. Der Tote wird so in das Grab gelegt, daß er auf der rechten Seite liegt und sein Gesicht nach Mekka zuwendet, d. h. für Palästina nach Süden. Dann liegt der Kopf nach Westen, die Füße nach Osten. Am Kopfende befindet sich oft, am Fußende bisweilen, ein aufrecht stehender oder doch größerer Stein (naṣib).

Aber das Grab ist kein notwendiges Erfordernis; es gibt viele Heiligtümer ohne ein solches.

Ein weiteres wichtiges Element beim Heiligtum ist die sogenannte ṭaḳa, eine meist rechteckige Nische, die sich in dem Grabe oder in der Umfriedigung des Grabes, in dem Gebäude, das über dem Grabe steht, oder auch an den Eingangswänden der Quellen und unter heiligen Bäumen findet. Diese Nische dient meist zur Aufnahme von solchen Weihgeschenken des Heiligtums, die mit der Beleuchtung zu tun haben, von Lichtern, von kleinen tönernen Lämpchen (sirādsch), von Ölflaschen u. a.; auch Weihrauch wird oft dort deponiert. Beispiele für derartige ṭaḳāt findet man an der Seite des Beduinenheiligtums ʿabeijān (PJB 1910, Abb. 11) und, in sehr großer Gestalt, im Innern des schech el-ʿadschami (PJB 1910 Abb. 16). Ein Heiligtum kann eine, aber auch mehrere (5, 6 u. m.) ṭaḳāt haben. Es gibt aber auch viele, bei denen die ṭaḳa ganz fehlt.

In den Heiligtümern, die mit einer Moschee (mesdschid, d. h. eigentlich ein Platz für die beim Gebete vorgeschriebenen Verbeugungen, sudschūd) versehen sind, und auch gelegentlich bei anderen findet sich eine Gebetsnische (miḥrāb). Sie zeigt die Richtung an, nach der man sich beim Beten zu wenden hat, ist also nach Mekka, d. h. in Palästina nach Süden gerichtet. Dieser miḥrāb ist meist in die Südwand des Heiligtumes eingebaut, in einfacheren Verhältnissen auch wohl nur angemalt. Gelegentlich wird sogar ein hölzerner miḥrāb bei den Hauptbesuchstagen des Heiligtumes aufgestellt (PJB 1910, S. 96). Ganz selten kommt wohl auch ein nicht nach Mekka gerichteter miḥrāb vor. Von dem nach dem Felsen in Jerusalem orientierten miḥrāb in nebi dā'ud habe ich PJB 1910, S. 86 berichtet. Einen ganz deutlich nach dem Garizzim orientierten miḥrāb fand ich bei nebi mufaḍḍal in ʿawerta bei nāblus. Es ist eins der drei Heiligengräber, die die Muslime den Samaritanern abgenommen haben, nebi mufaḍḍal entspricht dem Ithamar, dem Sohne Aarons.

[1] PJB 1910, S. 78 u. ö.

Eine Ausnahme machen die von Muhammedanern und Christen, teilweise auch von Juden verehrten Heiligtümer des chaḍr. Daß das Heiligtum des chaḍr in Jerusalem einen nach Süden gerichteten miḥrāb für die Muhammedaner hat, während die vor der Bilderwand stehenden Christen ihr Gesicht nach Osten wenden, geht schon aus meiner Beschreibung des Heiligtums (PJB 1910, S. 88) hervor. In der dem chaḍr geweihten Höhle auf dem Karmel (vgl. über sie Graf Mülinen in ZDPV XXX, S. 188) war, als ich dort war, die Gebetsrichtung für Juden und Muhammedaner[1] durch eine schöne blaue Decke (istār) mit einer Inschrift (das muh. Glaubensbekenntnis, dann: beliā ibn malikān el-chaḍr, ihm sei Heil! und in den vier Ecken die Namen der vier Chalifen abu bekr, ʿomar, ʿotmān und ʿali) bezeichnet, die über der im Süden gelegenen Ecke der Höhle hing, während sich die Christen beim Gebete nach der im Osten der Höhle gelegenen Nische wenden, die als Geburtsplatz des chaḍr gezeigt wird.[2]

Heiligengrab, ṭāḳa und miḥrāb sind charakteristische Merkmale eines Heiligtums. Man wird sie zusammen oder einzeln bei den nun zu besprechenden Heiligtümern vorfinden.[3]

Eine ziemlich primitive Form eines Heiligtumes ist die, welche im wesentlichen aus einer Anzahl von lose auf- oder nebeneinandergelegten Steinen besteht.[4] Das in kufr abil (Ostjordanland) am meisten besuchte Heiligtum des schech muḥammed ḍarir el-ḳādiri besteht aus einem einfachen länglichen, das Grab bildenden Steinhaufen mit je einem großen Stein am Kopf- und Fußende. Allerdings befindet sich hier noch am Kopfende ein Bogen, der aus sechs, ohne Mörtel neben bezw. aufeinandergelegten großen Steinen gebildet wird.

Bei andern mir bekannten Gräbern dieser Art befindet sich bereits eine Steinumwallung um den Grabhügel, (vgl. Doutté a. a. O., S. 432),

[1] Jerusalem und Mekka haben von hier aus ungefähr dieselbe Richtung.

[2] Wenn Graf Mülinen in ZDPV XXXI, S. 98 f. behauptet, daß in dem Heiligtum „schadscharat el-arbaʿin“ auf dem Karmel der miḥrab nach dem Hermon orientiert sei, so stimmt das wohl nicht. Wenn man dem Heiligtum den Rücken zuwendet, würde man den Hermon auch dann vor sich haben, wenn der miḥrab ganz genau nach Mekka gerichtet wäre. In Wirklichkeit ist die Abweichung nur ganz gering, und wohl nur durch den an sich etwas ungünstig stehenden Felsen verursacht, in den der miḥrāb eingehauen ist.

[3] Über die heiligen Bäume und Quellen habe ich PJB 1910, S. 95 ff. das Nötige gesagt, ich sehe von ihnen im folgenden ab.

[4] Vgl. über diese Steinhaufen und ihre noch primitiveren Vorgänger Doutté in „Magie et Religion“, S. 420 ff. Auch in Palästina gibt es derartige Steinhaufen verschiedenster Art. Über solche im Ostjordanland handelt z. B. Jaußen, Coutumes des Arabes dans le pays de Moab S. 333 f., aber nicht erschöpfend.

so in sehr primitiver Weise bei abu-l-ḳerāje.[1] Etwas deutlicher ist dieser Typus bei dem Heiligtum des schech ez-zo'bi in Jericho ausgebildet. Um den das Grab bildenden etwa $2^1/_2$ m langen, 1 m breiten Steinhaufen zieht sich ein ziemlich runder Steinwall, der einen inneren Durchmesser von etwa 4 m hat. Ungefähr im Südosten bildet eine Lücke im Steinwall den Zugang zum Grabe. Eine ṭāḳa ist nicht vorhanden. Von diesem Heiligtum unterscheidet sich das des schech ṣabbāḥ in Jericho dadurch, daß hier die Steinumwallung eine im Westen gelegene Türöffnung hat, gebildet aus zwei aufrecht (nicht ganz senkrecht) stehenden Steinen und einem wagrecht darüberliegenden dritten. Die Türöffnung ist etwa $^1/_2$ m hoch und oben 70, unten etwa 40 cm breit. Eine derartige Türöffnung findet sich bei sehr vielen primitiven Heiligtümern, (vgl. Curtiß, S. 268). Der Türsturz dient meist dazu, dem Heiligen dargebrachte Weihgeschenke aufzunehmen. Bei schech ṣabbāḥ war er leer. Es gilt als verdienstlich, durch die Türe kriechend in das Heiligtum zu gelangen. Wo, wie bei dem gleich zu besprechenden nebi schu'eb zwei solche Öffnungen sind,[2] pflegt man wohl durch die eine hinein-, durch die andere herauszukriechen. Das Innere des Heiligtums enthielt keinen Grabhügel, sondern nur zwei in der Art der naṣib gestellte Steine.

Ein besonders charakteristisches Heiligtum dieser Art ist das des nebi schu'eb,[3] eines der am meisten geachteten und gefürchteten Heiligtümer des Ostjordanlandes. Ein etwa $5^1/_2$ m langer und 2 m breiter Steinhaufen bildet das Grab.[4] Je ein großer Stein deutet das Kopf- und Fußende an. Dies Grab ist umgeben von einem Steinwall, dessen Ausdehnung von Ost nach West etwa 11 m, von Nord nach Süd etwa 8 m beträgt. Auf der Westseite befinden sich, vielleicht 2 m von einander entfernt, zwei Türöffnungen in der Art der vorher geschilderten. Bei beiden waren die Türstürze reich mit Weihgeschenken belegt.[5] Auch bemerkte man an ihnen und an den Steinen des westlichen naṣib Spuren von Opferblut. Ein Opferplatz befindet sich innerhalb der Umwallung, nicht weit von der mehr nach Norden zu gelegenen Tür. Zu dem Heiligtume gehört eine Baumgruppe, die etwas westlich davon steht. Hier wird das Opfer hergerichtet und verzehrt.

---

[1] PJB 1910, S. 75; eigtl. „Vater der Lesung" (J. Goldziher). Der Beduine, der mich dort führte, bezog das Wort aber sicher auf die Schrift des Steines.

[2] Vgl. Abbildung 10.

[3] Abbildung 10, 11.

[4] Die Beschreibung des Heiligtumes bei Curtiß, S. 222 ist ganz fehlerhaft.

[5] Auf Abbildung 11 sieht man einen Beduinen diese Weihgeschenke betrachten.

Ebenfalls aus drei Steinen gebildete Türöffnungen weisen das Heiligtum des schēch ṣuēliḥ und ein anderes daneben gelegenes Heiligengrab auf. Sie befinden sich auf dem Wege, der von der Jordanbrücke nach mādaba führt und werden je durch einen, aus nebeneinander gelegten Steinen gebildeten Steinkreis gebildet, ein Typus, der sich gerade im Ostjordanlande sehr oft findet. Daneben steht eine prächtige dem schēch ṣuēliḥ geweihte Gruppe von Sidrbäumen.[1] — Die Türöffnung fehlt bei dem Heiligtum, das sich zwischen den Bäumen des „el-arbaʿīn" genannten heiligen Haines von saris befindet. Dafür hat man hier an der Südseite aus Steinen ziemlich unten am Boden eine ṭāḳa erbaut. — Eine etwa hufeisenförmige, nach Norden offene Mauer aus lose aufeinandergelegten Steinen mit einer auf der Südseite eingebauten ṭāḳa bildet neben den zwei (PJB 1910, S. 93) besprochenen Säulenstümpfen das Heiligtum des imām ʿali,[2] des Vetters und Schwiegersohns des Propheten, bei Jericho. Ein Grabhügel ist nicht vorhanden.

Man erzählte mir, ʿali habe einst ein kleines Mädchen gefunden, das weinte, weil das semn (ausgelassene Butter) aus ihrer Schüssel auf die Erde geflossen sei. Da nahm ʿali die Erde, drückte sie aus, und das semn floß wieder in die Schüssel des Mädchens. Da sprach die Erde zu ʿali: „Warum drückst du mich? bald wirst du sterben, dann werde ich dich drücken". ʿali antwortete: „Wenn ich zu dir komme, so drücke mich, wie du willst". Als ʿali starb, legte man ihn in einen Sarg und lud den Sarg auf ein Kamel. Das Kamel ging mit dieser Last zum bāb esch-scherḳ (Osttor) aus Medina heraus. Überall, wo es stehen blieb, wurde dem ʿali ein maḳām errichtet. Wo aber der Kasten mit seinen Gebeinen geblieben ist, weiß niemand.

In der Anlage ähnlich, nur sehr viel größer und von prächtigen Bäumen beschattet, ist das Heiligtum des schech ʿabdallah in chirbet eḳbāla (vergl. PJB 1910, S. 70),[3] eine aus lose aufeinandergelegten Steinen gebaute, ziemlich runde Mauer von etwa 6 m Durchmesser in der Richtung Süd-Nord, 8 m in der Richtung von Ost nach West.

Durch eine ganze Reihe von Nischen (ṭaḳāt) ausgezeichnet, sonst den eben beschriebenen ähnlich, ist das Heiligtum auf dem dschebel el-ʿaṣur (PJB 1910, S. 99 f.), dessen spezielles Wahrzeichen sonst allerdings der ebenfalls von einer Steinmauer umgebene heilige Hain ist.

---

[1] Abbildung 12.
[2] Abbildung 13.
[3] Abbildung 14.

Sehr häufig beſteht das Heiligtum aus einem aufgemauerten Grabe. Dies iſt teils aus rohen Steinen gebaut, wie etwa das Grab des abu misjif im wādi en-nār,[1] teils iſt es mit einer Lehmſchicht bekleidet; dafür iſt das im PJB 1910 als Fig. 11 abgebildete Grab des ʿabeijān ein gutes Beiſpiel. Beide Gräber haben außer den beiden naṣīb, an denen bei ʿabeijān die Weihgeſchenke angebracht werden, auf der Südſeite eine ṭāḳa. Beides ſind Beduinenheiligtümer, aber ähnliche kann man oft auch bei Dörfern ſehen.[2] Einem gewöhnlichen modernen muhammedaniſchen Grabe ähnlich iſt das des ḥasan abu'l-ḥalāwa.[3] Neben dem durch einen Turban gekrönten naṣīb befindet ſich eine etwas erhöhte Platte, in der zwei kleine längliche Tröge eingemeißelt ſind. Sie ſollen hier und ſonſt (ſie finden ſich häufig auch auf gewöhnlichen muhammedaniſchen Gräbern) zum Speiſen und Tränken von Vögeln dienen.[4] Urſprünglich mögen ſie zu anderem gedient haben. Beim schēch ḥasan pflegt der Beſucher ſieben kleine Steinchen in ſie zu legen, um Kopfſchmerzen loszuwerden; falls er ſolche Steine bereits vorfindet, nimmt er ſie mit und legt ſie unter ſein Kopfkiſſen. Das hat denſelben Erfolg.

In der Form recht verſchieden von ihm iſt das im PJB 1910, S. 81 beſchriebene Grab des ʿaus b. schaddād und das ähnliche des obāda b. ṣāmet. Bei dieſen wie bei dem schēch ḥasan fehlt die ṭāḳa; denn zur Beleuchtung des Grabes dient ja eine daneben aufgehängte Lampe (ḳandīl). Im übrigen ſind die Formen mannigfach verſchieden. Es würde zu weit führen darauf näher einzugehen. Nur ein merkwürdiges Heiligtum auf dem Ölberg verdient hier noch aufgeführt zu werden. Es heißt dscherahīt und beſteht aus zwei gleich großen, im Abſtand von etwa 1 m, parallel nebeneinanderſtehenden Gräbern. Auf der Weſtſeite ſind ſie durch eine mit einer ṭāḳa verſehene Mauer von Steinen verbunden, und im Oſten iſt die Verbindung durch einige nebeneinandergelegte Steine hergeſtellt. Wer ſich in den

[1] Abbildung 15.

[2] Um nur auf eins hinzuweiſen: Das Heiligtum des schēch ṣāleḥ in chirbet eḳbāla beſteht aus einem ca. 2½ m langen und faſt 2 m breiten Grabhügel. Oben ſieht man die 2 naṣīb, wieder durch eine beſondere rechteckige Erhöhung verbunden. Auf der Oſtſeite befindet ſich die große ṭāḳa.

[3] Vergl. PJB 1910 S. 67 und die Abbildung 9.

[4] In großartigſter Weiſe geſchieht das ja in dem Schiffe, das ſich auf der Grabkuppel des imam esch-schāfeʿi in der nach ihm benannten Nekropole von Kairo findet. Das ziemlich große Schiff wird jährlich beim Feſte des imām (am 15. schaʿbān) mit Korn (3 ardebb = etwa 595 l oder 360 oḳḳa = etwa 450 kg) und Waſſer (ein großer Krug [zīr]) gefüllt.

von den Gräbern und der Mauer gebildeten Raum für eine Viertelstunde oder länger hinlegt, wird von Fieber, Kopfschmerzen ꝛc. geheilt.

Bisweilen sind die Heiligtümer von einer Steinmauer umgeben. Da mir in nächster Nähe von Jerusalem kein charakteristisches Beispiel hierfür bekannt ist, wähle ich als Beispiel das Heiligtum, das dem schech el-ḥalabi in besān geweiht ist.[1] Um das etwa 5 m lange,[2] 1 m breite und $1^1/_2$ m hohe, mit einer Lehmschicht umkleidete Grab, das auf der Westseite einen auf einer Erhöhung stehenden, etwa $^3/_4$ m hohen naṣib hat, der reichlich mit Tüchern umwunden ist, hat man eine viereckige, über zwei Meter hohe Mauer gezogen. Sie hat auf der etwa $6^1/_2$ m langen Südseite einen miḥrāb und eine allerdings meist geschlossene Eingangstür. Die etwa 5 m lange Westwand der Mauer enthält 4 große ṭaḳāt. Eine ṭāḳa befindet sich aber auch auf der Westseite des Grabhügels, unterhalb des naṣib, und darunter ist in einer zweiten Nische ein hölzerner Geldkasten angebracht, in den man Spenden zugunsten des Heiligtums legt. In der Ostmauer des Heiligtumes ist ein Stück ausgebrochen, und dies Loch bildet den jetzt üblichen Eingang zum Grabe. Das Grab ist ausgezeichnet durch die große Menge von Fahnen, die fromme Besucher dort geweiht haben. — Die Mauer, die das Grab des nebi manṣuri in ʿawerta (Grab des Pinehas der Samaritaner) umgibt, ist mit hübschen halbkreisförmigen Bogen gekrönt.

Diese Umzäunung ist schon als Übergang zum Grabgebäude (ḳubbe) aufzufassen. Es gibt Gräber, die von einem offnen Gewölbe überbaut sind. Das Heiligtum des schech manṣuri in ḳesarie ist ein gutes Beispiel dafür. Sein Grab ist von einer auf 4 Pfeilern stehenden offnen ḳubbe überbaut. Ein auf 6 Pfeilern ruhendes Doppelgewölbe beschattet das bei nebi mūsa gelegene Grab des ḥasan er-raʿi. Neben den beiden äußern auf der Südseite stehenden Pfeilern ist je ein kleiner miḥrab angebracht, ein anderer befindet sich in der Südwand der das ganze Grab umgebenden Mauer; die Eingangstür befindet sich

[1] Abbildung 16.

[2] Man erzählt hier wie auch sonst, daß die körperliche Größe des Heiligen der Länge des Grabhügels entsprochen habe. Es kommen noch größere Gräber vor. Ich möchte dabei aber ebensowenig auf die ursprünglich samaritanischen Gräber bei ʿawerta (das Grab des el-ʿazēr ist etwa 6 m lang, 4 m breit und über 3 m hoch) verweisen, wie etwa auf die Gräber der Rabbinen in meron und bei Tiberias. Aber z. B. das Grab des nebi oschaʿ ist 9,20 m lang, allerdings nur 0,90 m breit und 0,66 m hoch. Das Grab des Noah in zahle Libanon soll sogar 30,4 m lang sein (Curtiß, S. 158, Anm. 1).

auf der Nordseite. Auch die in der Nähe davon gelegene kubbet ʿaischa könnte man hier erwähnen.

Zumeist ist die kubbe ein geschlossener Bau. Das Heiligtum des schech ḥasan in bet iksa (PJB 1910, Abb. 10) mag als Beispiel dieses außerordentlich häufigen Typs gelten: ein kubischer Raum mit quadratischer Basis und Kuppeldach darüber. Im Innern sieht man das Grab (ḍarīḥ), das zumeist mit einer oder mehreren Decken, oft von grüner Farbe, bedeckt ist. Die ṭāḳāt befinden sich meist in den Wänden der kubbe. Für das Innere eines solchen Heiligtums bietet die PJB 1910, Nr. 12 gegebene Abbildung ein Beispiel. Natürlich sind im einzelnen sehr viel Modifikationen möglich. In Jerusalem selbst befindet sich das Heiligtum oft in der Straßenflucht; das in dem auch hier meist gewölbten Raume befindliche Heiligengrab ist oft durch ein vergittertes Fenster von der Straße aus sichtbar.

Nicht selten befinden sich in einer solchen kubbe mehrere Gräber (Beispiele PJB 1910, S. 71, 73, 74, 82). Aber es kommt auch vor, daß die kubbe gar kein Grab enthält, so etwa die dem aḥmed es-sāḥuri in bet sāḥūr el-ʿatīḳa geweihte kubbe und sonst oft. Auch die dem schech aḥmed el-ʿadschami geweihte Doppelkubbe (vgl. Abbildung 17 und PJB 1910, S. 100) enthält keinen Grabhügel; der schech soll in einer darunterliegenden Höhle beigesetzt sein.

In den etwas größeren Dörfern dient ein Heiligtum meist zugleich als die Moschee, und dabei befindet sich dann auch der Versammlungsplatz für die Bewohner des Ortes und die Gäste (meḍāfe). Oft ist daneben auch noch eine offne Halle, in der etwa die Opfertiere hergerichtet werden; sie ist außerdem zumeist der Platz, an dem der Barbier des Ortes seinem Berufe nachgeht, so in bēt iksa, bēt ḥanīna und sonst. Mit dem Besitz von Haaren (und Nägeln) eines Menschen hat man Gewalt über ihn (vgl. Doutté S. 445.) Vielleicht hat man einmal die Tätigkeit des Barbiers in das Heiligtum verlegt, damit sich niemand der Haare bemächtige. Heute legte man keinen Wert darauf. Die abrasierten Haare werden von Zeit zu Zeit zusammengefegt und verbrannt. Die Moschee, die meist sehr dunkel ist, oder ein anderer daneben gelegener, oft nicht hellerer Raum dient vielfach als Schulzimmer.

In Jerusalem und andern Städten ist das Heiligtum bisweilen mit einer zāwia (Kloster) verbunden, oder eine zāwia ist bei einem alten Heiligengrabe errichtet (vgl. PJB 1910, S. 76 f.). Die meisten dieser zawias sind allerdings nicht mehr im Gebrauch, so die des ḳerami, des schech dscherraḥ, die bosṭāmije. In der edhemije sollen sich noch gelegentlich durchziehende Derwische einfinden.

Noch benutzt wird die zāwia des muḥammed el-ʿalami auf dem Ölberg. Leute, die sich des Abends zur Andacht, die hier nach Weise der ḳādiri-Derwische geübt wird, einfinden, übernachten hier gelegentlich. Man sagte mir, daß man bis zu 40 Personen hier unterbringen könne. Das Heiligtum ist vor etwa 300 Jahren durch den aus dem maṛrib (westl. Nordafrika) stammenden schech anstelle einer in Trümmer gefallenen Moschee gebaut. Im Souterrain wird in einem geräumigen hellen Zimmer an der mit einem gemalten miḥrab versehenen Südwand das Grab des Heiligen gezeigt, während in einer Nische an der Ostwand hinter einem Vorhang das Grab seiner Frau sich befindet. Schon ʿabdelḥani hat dies Heiligtum vor 200 Jahren bei seinem Besuche so vorgefunden. Oben befindet sich hinter dem Vorhof eine Moschee, und über dem Eingang ins Heiligtum auch das Minaret (mēḏane).

Insbesondere für die durchreisenden Maghrebiner (Leute aus Algier und Marokko), aber auch für solche, die dauernd in Jerusalem bleiben, dient das Heiligtum des abu median (PJB 1910, S. 78). In dem Heiligtum selbst ist Platz für 213 ledige Pilger (muhādschirun). Außerdem finden in den zur Moschee gehörigen, beim Maghrebinertor des ḥaram (in der Nähe der Klagemauer) gelegenen Wohnungen maghrebinische, gelegentlich wohl auch andere Familien Unterkunft (es sollen mit Frauen und Kindern 350 Personen sein). Zum großen Teil ziehen sie hierher, um in Jerusalem zu sterben. Sie haben hier nicht nur die Wohnung, sondern zum guten Teil auch die Beköstigung frei, dank der großen Stiftungen, mit denen das Heiligtum ausgestattet ist.

Auch für die aus andern Gegenden der muhammedanischen Welt kommenden Gläubigen sind große Unterkunftshäuser vorhanden. So gibt es eine zāwiet el-afṛān für die Leute aus Afghanistan, und eine zāwiet el-buchār für Leute aus buchāra,[1] ferner gibt es eine zāwiet el-hind für Leute aus Indien in der Nähe des sogenannten Herodestores (bāb es-sāhira) u. s. f. Indessen scheint es, daß diese Unterkunftshäuser mit Heiligtümern nichts zu tun haben.

Natürlich müssen die zum nebi musa-Feste pilgernden Besucher dort eine Unterkunft finden können. Dort ist allmählich auch ein ziemlicher Gebäudekomplex um die beiden das eigentliche Heiligtum einschließenden Höfe entstanden. Es gibt heute etwa 150 Zimmer, und diese dienen, da sie meist sehr stark belegt werden, wohl weit über

[1] Beide etwa da gelegen, wo auf dem Plan im Baedeker Benzinger das Derwisch Kloster unter Nr. 5 angegeben ist.

1000 Menschen während der Festtage zur Unterkunft. Außerdem werden in diesen Tagen rings um das Heiligtum herum Zelte aufgeschlagen, und vielen tut es auch nichts, eine oder mehrere Nächte draußen im Freien zuzubringen.

2. Verwaltung und Bedienung der Heiligtümer.

Die Heiligtümer unterstehen im allgemeinen der Verwaltung der Waḳfs, an deren Spitze der von Konstantinopel gesandte mudir el-auḳâf (Direktor der Waḳfs) steht. Insbesondere wird die Verwaltung der oft recht bedeutenden Liegenschaften, die den Heiligtümern geschenkt sind, von dieser Behörde besorgt. Diese Zentralisation der Verwaltung hat sicher ihr Gutes. Wenn die Einkünfte der einzelnen Heiligtümer schon an sich nicht immer zugunsten des Heiligtums verwandt werden,[1] so ist doch dadurch wenigstens bis zu einem gewissen Grade die Garantie gegeben, daß ein Teil derselben der Allgemeinheit zugute kommt. Dafür nur zwei Beispiele. Der heutige Fahrweg von Jerusalem nach Jericho war recht verbesserungsbedürftig und ist in den letzten Jahren verhältnismäßig gut hergerichtet worden. Dabei legte man diesen Weg über nebi mûsa, wohin bisher nur ein, übrigens recht brauchbarer Reitweg führte. Dieser neue Fahrweg wird wenig benutzt, denn er ist viel weiter als der Reitweg und außerdem in seinem letzten Stücke schon jetzt nach seinem kurzen Bestehen in der Nähe des Heiligtums in so schlechtem Zustande, daß, wie mir versichert wurde, Wagen ihn nur mit Mühe passieren können. Aber die Führung des Weges über nebi mûsa ermöglichte, daß man zur Herstellung des Weges Gelder aus dem sehr reichen Einkommen von nebi mûsa verwenden konnte, indem man die jetzt neugelegte Straße von Jerusalem nach Jericho als zu diesem berühmten Heiligtume führend betrachtete. Ein anderes Beispiel: Das Heiligtum von abu median hat große Stiftungen für die Verköstigung der dort wohnenden Pilger. Das Brot (chubz) und die Suppe (schôraba), die dazu dienen, werden jetzt nicht in dem Heiligtum selbst hergestellt, sondern in der ursprünglich zu ähnlichen Zwecken gestifteten tekkîje der sitt el-châskîje (PJB 1910, S. 84); diese versorgt auch noch andere Heiligtümer. Diese Zentralisation vermindert nicht nur die Herstellungskosten, sondern ermöglicht zugleich, daß aus diesen Fonds auch das Gefängnis verköstigt wird, für das sonst der Staat zu sorgen hätte. Man sagte mir, daß täglich 800 Brote für das Gefängnis (ḥabs) geliefert würden. Allerdings scheint es neuerdings seit der ḥurrîje (Konstitution)

[1] Derartige Klagen hört man sehr oft bei Heiligtümern.

immer mehr üblich geworden zu sein, daß die Gefangenen sich durch ihre Angehörigen verköstigen lassen.

Die Verwaltung der Waḳfs stellt auch die Diener bei den Heiligtümern an und fordert von ihnen Rechenschaft. Es ist indessen begreiflich, daß sich die Behörde wesentlich um die finanziellen Angelegenheiten kümmert. Abgelegene Heiligtümer und überhaupt einfachere ohne besondere Stiftungen werden nichts oder fast nichts mit ihr zu tun haben. Und auch bei den bedeutenderen Heiligtümern scheinen der Einfluß der Behörde auf der einen, die Selbständigkeit des Heiligtumes auf der andern Seite nicht immer dieselben zu sein. Ist die Aufsicht über ein Heiligtum in einer mächtigen und einflußreichen Familie erblich, so wird man da naturgemäß mehr Rücksichten nehmen als dort, wo der Diener ein einfacher Angestellter der Waḳfverwaltung ist. Ein so bedeutsames Heiligtum wie der ḥaram steht natürlich unter strenger Kontrolle, und die Familie ed-denef,[1] der im besondern die Aufsicht über den ḥaram anvertraut ist, ist sehr abhängig und hat nicht viel zu sagen. Ähnlich scheint es z. B. mit der Familie ṭaḥbub zu sein, der der ḥaram in Hebron anvertraut ist. Die dudschāni auf nebi da'ud sind dort bereits seit 300 Jahren (PJB 1910, S. 74. 86) und haben Reichtum und Einfluß erlangt. Ihr Ahnherr scheint besondere Verdienste gehabt zu haben, auch haben sie wohl einen guten Teil der Bauten aus eignen Mitteln ausgeführt. Durch alles das werden sie spezielle Rücksichtsnahme und größere Selbständigkeit erzwungen haben.

Die erste muhammedanische Familie von Jerusalem, ḥuseni, zu der der ḥanefitische Mufti, die Inhaber anderer einflußreicher Ämter in Jerusalem, zur Zeit auch der Bürgermeister von Jerusalem (raijis el-beledije) gehören, hat die Aufsicht über das nebi-musa-Heiligtum, und in den Tagen des Festes ist immer eine große Zahl von ihnen anwesend. Sie machen die Wirte dort, ihnen unterstehen die Küchen, sie überwachen die Speiseverteilung, vergeben die Zimmer, sie sind überhaupt die maßgebenden Persönlichkeiten und werden als solche respektiert. Der Direktor der Waḳfverwaltung (mudir el-auḳaf), mit dem ich dort bei dem Mufti zusammentraf, wurde durchaus als Gast, nicht als offizieller Kommissar behandelt. Das sind Rücksichten, die man auf die vornehme und einflußreiche Familie nimmt.

[1] Die Samaritaner in nāblus behaupten, daß diese Familie von der gleichnamigen samaritanischen abstammt. Das mag stimmen, trotzdem die Jerusalemer Familie nichts davon wissen will.

Ein Zweig dieser Familie stammt von einer Tochter des muḥammed b. aḥmed el-ḳerami (PJB 1910, S. 68) ab und hat deshalb die Aufsicht über dieses Heiligtum.

Es ist überhaupt oft so, daß das Heiligtum von den Nachkommen des Heiligen verwaltet wird. Das ist z. B. der Fall bei muḥammed el-ʿalami auf dem Ölberge, oder etwa in ʿēn kārim bei dem haddsch ʿabd genannten Heiligtume (PJB 1910, S. 71 f.). Aḥmed ed-dudschāni wird von seinen Nachkommen besorgt (PJB 1910, S. 74), ebenso schech dscherrāḥ und andere. Sonst erbt sich wenigstens das Wächteramt vom Vater auf den Sohn fort. Sehr häufig berichtet der Diener, daß seine Familie schon seit hundert, zweihundert Jahren bei dem Heiligtum tätig ist (man wird meist so allgemeine Zahlen hören). Als der letzte Diener des Heiligtumes des nebi ʿokkāsche (PJB 1910, S. 78) starb, war sein Sohn noch ganz klein. Da übertrug man die Verwaltung des Heiligtums und der Moschee seiner Witwe, bis der Sohn herangewachsen sei.

Wesentlich von Frauen wird das Heiligtum der sitt el-bedrije in scherafat (PJB 1910, S. 74) bedient. Man sagte mir, Männer dürften das eigentliche Heiligtum nicht betreten. Es war aber doch nicht sehr schwer, hineinzukommen. Die Frauen gehören zur Familie des Dieners, dem die Fürsorge der zum Heiligtum gehörigen und als Moschee benutzten zāwia anvertraut ist.

Die Einkünfte der Diener werden nach der Bedeutung des Heiligtums verschieden sein. Bei nebi ʿokkāsche hörte ich, daß der waḳf hier monatlich 150 Piaster zahle (etwa 23 Mark). Daneben wird der Familie des Dieners freie Wohnung gewährt. Viel größer werden die offiziellen Einkünfte wohl in den meisten Fällen nicht sein. Indessen kommen dazu die Abgaben der Pilger für allerlei Dienstleistungen, für Hilfe bei den Opfern, Leihen von Töpfen und Schüsseln, Lampen, Reinigung des Heiligtums usw., und die können bei besuchten Heiligtümern doch eine beträchtliche Summe ausmachen. Heiligtümer wie nebi dā'ūd werden außerdem viel von Fremden besucht (Baedeker-Benzinger S. 65 f.), auch diese tragen erheblich zur Steigerung der Einnahmen bei.

Das Heiligtum des chaḍr id-dschbēli in Jerusalem ist Privatbesitz. Trotzdem es eine griechische Kirche ist, wird es von dieser nicht offiziell anerkannt und untersteht nicht dem Patriarchen. Es gehört der Familie en-naḥle, und diese verfügt wohl auch frei über die Einnahmen. Das griechische chaḍr-Heiligtum bei Betlehem dagegen wird von einem

vom griechischen Patriarchen bestellten Priester (raijis) verwaltet. Der Posten soll wegen der hohen damit verbundenen Einkünfte sehr begehrt sein.[1]

Auf Dörfern ist, wenn überhaupt, wohl meist nur bei dem Hauptheiligtum ein Diener. Oft ist dieser zugleich mu'eddin (Gebetsrufer), imām (Vorbeter) und faḳih (der im religiösen Gesetz Bewanderte) und widmet als solcher sich dem Unterricht der Kinder. So sah ich es etwa in ʿazarije (Bethanien) bei nebi ʿazēr, in bēt ḥanīna bei sulṭān ibrahim (el-edhem), in bēt iḳsa bei schēch iteijim, und in nebi samwīl beim Heiligtume. In einem gewöhnlich sehr dunkeln, meist nur durch die Tür notdürftig erhellten Raume sitzt die Dorfjugend um den faḳih herum, und lernt dort etwas Schreiben, Lesen und ḳor'ān. Sehr eifrig pflegt man den Unterricht nicht zu betreiben. Die Lehrer ließen sich gern stören oder sich auch in ein sogar längeres Gespräch ziehn; in nebi samwīl war der Schulmeister gleich bereit, das Heiligtum zu zeigen und die Kinder sich selbst zu überlassen. Gewiß bringt ihm diese Tätigkeit auch mehr Geld ein als die Schulmeisterei.

Ist das Heiligtum in oder bei einem Derwischkloster, so ist die Verwaltung dem vorstehenden schēch überantwortet, und dieser untersteht seinen Oberen. So bei der „maulāwije" (PJB 1910, S. 77), der „edhemije" (PJB 1910, S. 76), wo allerdings nur noch ein schēch wohnt. Bei dem Heiligtum des abu median findet sich ein moḳaddim, wie das bei den Heiligtümern im Westen üblich ist (vgl. Rinn, Marabouts et Khouan, S. 78), mit allen dessen Funktionen. War der Heilige ein Derwisch, so versieht wohl ein Angehöriger derselben ṭarīḳa den Dienst am Heiligtume. So wird das Heiligtum des aḥmed el-ʿadschami bei bēt maḥsīr von einem ḳādiri-Derwisch besorgt, der in lidd wohnt, natürlich kommt er nur von Zeit zu Zeit dorthin. Die Diener des Heiligtums werden hier in der Vorhalle desselben beerdigt.

Die meisten Dorfheiligtümer haben wohl überhaupt keine Diener, ebenso fast alle Beduinenheiligtümer. Viel zu besorgen gibt es da meist nicht, und jeder, der hinkommt, hat die Pflicht, etwas für das Heiligtum zu tun. Frauen aus schaʿfaṭ berichteten mir, daß sie das Heiligtum des schēch ʿabdallāh (PJB 1910, S. 98) freiwillig besorgten. Die Bewohner von silwān sagten, daß, wer gerade hinkomme, die Pflicht habe, die Lichter für aijūb und sitt el-bedrije (die sog. Marienquelle) anzuzünden. Heiligtümer wie ʿaus b. schaddād und

[1] Vgl. über die Heiligtümer des chaḍr PJB 1910 S. 87 ff.

ḥasan abu'l-ḥalāwa besorgt ein angestellter Diener. Wahrscheinlich werden diesem eine ganze Reihe von Heiligtümern anvertraut sein.

3. Der Besuch der Heiligtümer.

Wo die Heiligtümer mit Moscheen versehen sind, spielt sich an ihnen auch ein guter Teil des offiziellen islamischen Gottesdienstes ab. Ich habe zu zeigen versucht, wie gerade in Jerusalem der offizielle Islam sich der Heiligtümer, insbesondere des ḥaram, angenommen hat. Und wenn, wie in allen Ländern des Islam während des ramaḍān, des in besonderem Maße der Religionsübung geweihten Fastenmonats, in dem der Überlieferung nach der ḳor'ān herabgesandt wurde, und vor allem in den 5 letzten ungraden Nächten dieses Monats, deren eine die durch Sure 97 geweihte Nacht der Bestimmung (lēlet el-ḳadr) ist (in Jerusalem, wo der hanefitische Ritus maßgebend ist, wird meist der 27. ramaḍān dafür gehalten), der Besuch des ḥaram und der andern Heiligtümer besonders großen Umfang annimmt, so ist dafür der Grund in den Bestimmungen der offiziellen Religion zu suchen. Dasselbe gilt vom Besuche der Heiligtümer während der offiziellen Gebetszeiten, besonders der ṣalāt eẓ-ẓuhr, des Mittagsgebets, am Freitag, dort, wo das Heiligtum als Moschee das Recht der chuṭba (Predigt) hat[1], sowie von den Gottesdiensten bei Festen. Bei diesen offiziellen Veranstaltungen sind nur Männer — diese oft in sehr großer Zahl — zugegen. Offiziell sind die Frauen zwar zur Ableistung der täglichen Gebete verpflichtet, in Wirklichkeit aber nehmen sie daran kaum teil. Selbst wenn in Moscheen für die Frauen ein besonderer Platz reserviert ist, wie etwa in der dschāmi' el-aḳṣa das lange schmale Gebäude, das sich im Westen längs der Mauer an die Moschee anschließt, al-buḳ'a al-beḍa (der weiße Grund) genannt, so ist dieser doch garnicht oder fast garnicht besucht, und wohl nur sehr vereinzelt werden Frauen die Gebete zu Hause verrichten[2]. Der offizielle Islam schließt die Frauen vom Kultus fast ganz aus, sie finden dafür Ersatz im Heiligenkult. Man kann sagen, daß das religiöse Denken und Empfinden der Frauen sich fast ausschließlich abspielt bei und im Zusammenhang mit den

[1] In Jerusalem hat die aḳṣa-Moschee dies Recht, in größeren Dörfern meist das Hauptheiligtum. In kleineren Dörfern, wie arṭās bei Bethlehem, findet überhaupt keine chuṭba statt. Zur chuṭba müssen mindestens 40 erwachsene männliche Muhammedaner zugegen sein.

[2] Ausnahmen sind Heiligenfeste: am Schlusse des nebi mūsa-Festes ist der ḥaram voll von Männern und Frauen.

Heiligtümern. Man wird bei den Heiligtümern immer einen besonders großen Prozentsatz von Frauen finden[3].

Außerdem sind es ganz besonders Derwische, die die Heiligtümer besuchen. Haben sie doch zumeist spezielle Beziehungen zu den Heiligtümern, und die, welche da begraben sind, waren vielfach selbst Derwische; dazu werden ihre Gräber oft von Derwischen bedient.

Die Heiligtümer haben meist spezielle Besuchstage. Zwar die in Kairo ganz verbreitete Sitte, die, wie ich aus Goldziher, Muh. Stud. II, S. 312 entnehme, auch z. B. in baṛdād verbreitet ist, daß an jedem Tage der Woche eine Anzahl von Heiligen ihre Besuchstage (ḥaḍra) haben, sodaß man etwa in Kairo am Dienstag zu abu seʿūd, am Sonntag zur saijeda zēnab oder (wegen Augenkrankheit) zur saijeda nefīsa, am Freitag zur saijeda ʿāischa, am Sonnabend zum schaʿrāni ꝛc. geht, findet sich in der Weise in Palästina nicht. In Jerusalem sind es meist zwei Abende, die eine erhöhte Besuchsziffer aufweisen, an denen man den Heiligen Lichter anzündet, und an denen die Männer, wo das üblich ist, eine Andachtsübung veranstalten; es sind „lēlet ed-dschumʿa und lēlet el-eṭnēn", nach unserer Rechnung Donnerstag und Sonntag abend. In der Nacht von Donnerstag auf Freitag pflegt el-chaḍr den sich in seinem Heiligtume aufhaltenden zu erscheinen, am Freitag früh findet die große Andacht (ḏikr) bei nebi dā'ūd statt. Anderseits soll das Heiligtum des schēch dscherrāḥ und der Friedhof es-sāhera, auf dem das „ridschāl el-ʿamūd" genannte Heiligtum liegt, am Donnerstag für den Besuch offen stehen. Ich fand letzteren aber auch am Donnerstag geschlossen und den sehr unfreundlichen und gewinnsüchtigen Diener nur schwer zur Öffnung des Friedhofes geneigt. In ed-dschib nannte man mir als die Besuchszeiten lelet ed-dschumʿa und lelet el-chamis, d. h. Donnerstag und Mittwoch abend.

Bei einigen Heiligtümern gibt es ein besonderes Jahrfest (mōsem). Im Süden Palästinas findet ein solches bei nebi mūsa und bei nebi rūbin statt. Es ist eigentümlich, daß diese beiden Feste keine Beziehung zum mohammedanischen Kalender haben. Das Fest bei nebi rubin, dessen Heiligtum 3 Stunden südlich von Jaffa, unweit des Meeres liegt, findet im September statt und dauert 4 Wochen lang (Bauer, Volksleben, S. 14, Curtiß, S. 183). Das nebi mūsa-Fest währt 8 Tage und endet am griechischen Karfreitag (PJB 1910, S. 85). Beide Heiligtümer stehen

[3] In Kairo sind bei den größeren Heiligtümern an den Besuchstagen zumeist bestimmte Stunden für Frauen reserviert und der schēch des Heiligtums des schaʿrāni versicherte mir, daß am Sonnabend nach dem Mittagsgebet stets mehrere hundert Frauen, darunter solche aus den allerbesten Kreisen, sich einfänden.

während des Jahres fast leer und vereinigen nur während des Festes eine große, meist nach vielen Tausenden zählende Besucherschaar[1]. Auch im Norden Palästinas haben verschiedene Heiligtümer ihren mōsem, nur daß diese Heiligtümer auch außerhalb der Festzeiten regelmäßig besucht werden. So hat nebi schem'ōn eṣ-ṣuffa (bei ḳal'at eschschem'a südlich von Tyrus) einen 4 Tage währenden mōsem, 'id el-ṣadir genannt, um die Mitte des schaʿbān, und etwa um dieselbe Zeit findet der mōsem des nebi jūschaʿ bei ḳadas statt. Aber auch sonst gibt es eine Menge Heiligtümer in Palästina, die derartige Jahresfeste haben. Auch el-chaḍr hat sein Jahresfest (PJB 1910, S. 88), und analog sind die berühmten Feste bei den jüdischen Heiligtümern, wie sie am 18. ijār in mērōn und am 14. bei Rabbi mē'ir (bei den heißen Bädern südlich von Tiberias) stattfinden.

Die muslimischen Heiligtümer werden nicht nur von Muslimen besucht, sowie Muhammedaner auch nichtmuslimische Heiligtümer aufsuchen. Besonders gilt das von vielen Heiligtümern des chaḍr. Daß die griechische Kirche in dem Dorfe el-chaḍr bei Bethlehem in großem Umfange von Muhammedanern besucht wird, daß die chaḍr-Höhle am Fuße des Karmels von Muhammedanern, Christen und Juden in gleicher Weise besucht wird, habe ich schon erwähnt. Es wurde mir versichert, daß bei dem Heiligtum der sitt el-bedrije auch viele Christinnen Zuflucht suchen. Daß eine Reihe von christlichen Heiligtümern, wie die el-dschesmānije genannte Marienkirche im Kidrontale, die Auferstehungskapelle auf dem Ölberge (masʿad ʿīsā), die Geburtskirche in Bethlehem und andere Heiligtümer vielfach von Muhammedanern besucht werden, wurde ebenfalls erwähnt (PJB 1910, S. 87). Ein von Juden, Christen und Muhammedanern in gleicher Weise besuchtes Heiligtum ist nebi samwīl. Das Grab des Rabbi mē'ir bei dem ḥammām slimān (Salomos Bad) südlich von Tiberias wird viel von Muhammedanern besucht. Sie nennen das Heiligtum freilich „nebi hārūn". In dem über dem Heiligtum des aḥmed el-mūṭabbet (PJB 1910, S. 69) gelegenen Hause wohnen Christen. Diese pflegen die Lampe zu Ehren des schechs anzuzünden. Eine Christin aus Jerusalem berichtete mir, daß sie dem nebi dā'ūd Geld und Lichte gelobt habe; als sie es zum Heiligtume brachte und den Dienern übergab, habe sie gesagt: „allah judschubrak ja nebi dā'ūd zēma dschabart chāṭirna"

[1] Der Beginn und Schluß des nebi mūsa-Festes wird auf dem ḥaram gefeiert. (PJB 1910, S. 97.). Im Anschluß an nebi mūsa werden oft andere Heiligtümer, so besonders die Patriarchengräber in Hebron, besucht.

(Allah helfe dir, nebi dā'ūd, gleichwie du uns geholfen hast!), und die Muslime hätten darauf geantwortet: „kattir cherkum inschā'llāh bädällilkum“ (danke! hoffentlich wird er euch entschädigen!).

Zu diesen von mir gesammelten Notizen ließen sich viele Parallelen anführen. Es herrscht meist weitgehende Toleranz, wie man es ja auch bei der Ähnlichkeit der Sitten und Gebräuche, die sich bei christlichen, jüdischen und muhammedanischen Heiligtümern in großem Umfange findet, erwarten kann. Auch habe ich meist die Erfahrung gemacht, daß die Muhammedaner bei ihren Heiligtümern, sobald sie wirkliches Interesse vermuten, sehr entgegenkommend sind. Natürlich gibt es Ausnahmen, und besonders der ḥaram von Hebron gehört in der näheren Umgebung von Jerusalem dazu.

Bei der großen Zahl und Mannigfaltigkeit der Heiligen könnte man fragen, wie es wohl kommt, daß sie alle besucht werden, und weshalb die kleinen nicht von den großen verdrängt werden. An welchen Heiligen hat man sich im einzelnen Falle zu wenden?

Es ist zweifellos, daß die großen Heiligen für mächtiger gelten als die kleineren. Und doch werden diese durch jene nicht verdrängt. In nebi samwīl gibt es außer dem Hauptheiligtum noch das des schēch ʿabdallāh. Die Bewohner des Ortes wenden sich mit allen ihren Anliegen fast nur an diesen. Auf meine Frage, wie das komme, erhielt ich die Antwort: nebi samwīl werde von Leuten von auswärts so sehr überlaufen, daß er nicht Zeit habe, sich auch um die kleinen Anliegen der Bewohner des Ortes zu kümmern. Schech ʿabdallāh sei für sie ausschließlich da. Dieselbe Auskunft erhielt ich auch sonst mehrfach, und es ist zweifellos, daß diese Empfindung sehr verbreitet ist. Sie wird durch ganz praktische Erwägungen unterstützt. Die großen Heiligtümer sind viel kostspieliger als die kleinen. Die großen Propheten sind mit den Gaben nicht zufrieden, die kleinen Heiligen wohl genügen. Bei einem kleinen Heiligtum, wie etwa den mudschāhedīn, bringt man als Räucherwerk das billige „dschāwi“, während man bei dem größeren Heiligtum mit dem sehr viel kostbareren „ʿūd en-nidd“ zu räuchern pflegt. 2 Metallik (8 Pf.), die ich bei schēch ʿabdallāh in schaʿafaṭ spendete, wurden von den bedienenden Frauen mit Befriedigung entgegengenommen. Man sollte es aber nur einmal wagen, eine ähnliche Gabe bei nebi dā'ūd anzubringen.

Dazu kommen die Entfernungen. Es ist zwar nicht nötig, einen Heiligen aufzusuchen, wenn man ihn anruft, und man braucht auch nicht hinzugehen, um Segen von ihm zu haben. ʿAbdelḥani 281 sagt: Wir zogen in der Nähe des Heiligtumes (maḳām) des chaḍr abu'l-

ʿabbās (bei Betlehem) vorüber „watabarrakna bimā hunāk min kamāl el-ʾinās“ (und wir erlangten Segen durch das, was dort von vollkommenen Annehmlichkeiten war). Doch geschieht es zumeist, und da ist es natürlich bequemer, zu dem Heiligen zu gehn, der in der Nähe der Wohnung oder an dem täglichen Wege liegt, als wenn man einen besondern weiten Weg um seinetwillen machen muß.

So ist es erklärlich, daß man sich zuerst an die kleineren, billigeren, naheliegenden Heiligen wendet. Erst, wenn sie versagen, geht man zu größeren, berühmteren, mächtigeren und kostspieligeren.

Manche Heilige haben einen gewissen Ruf für spezielle Dinge. Schēch dscherrāḥ (PJB 1910, S. 82) erfreut sich eines besonderen Rufes als Heilkünstler; el-bostāmi (PJB 1910, S. 76) soll besonders für Augen- und Brustschmerzen in Betracht kommen; el-chaḍr gilt weithin als Beschützer auf Seefahrten, und hat außerdem im mittleren und südlichen Palästina (nicht im Norden) einen Ruf für Heilung von Irrenkranken. Allenthalben gibt es Heilige, an die man sich wendet bei Krankheit des Viehs. Auf gewisse Spezialitäten bei andern Heiligtümern habe ich bereits hingewiesen, vgl. PJB 1910, S. 84 (ibrahīm), S. 85 (nebi mūsa), S. 80 (selmān el-fārisi), S. 76 (saʿd u-saʿīd).

4. Die Heiligen als Gegenstand der Furcht.

Was die Heiligen bei den Leuten in Respekt erhält, ist das Bewußtsein von ihrer Macht, die Überzeugung, daß sie Verderben bringen können dem, der sie nicht genügend achtet und ehrt, der sie beleidigt. Der Heilige gilt als Hüter der Ordnung, der guten Sitte, des Rechtes und des Eigentums, und wer sich dagegen versündigt, hat seine Strafe zu erwarten.

Die Dienerin bei nebi ʿokkāsche sagte mir, sie habe früher ihre Kinder, als sie klein waren, oft geschlagen, wenn sie ärgerlich war. Da sei ihr ʿokkasche erschienen und habe es ihr verboten. Aus Furcht vor ihm habe sie es nicht wieder getan. Ein junger Mann berichtete mir, er habe allerhand unerlaubte Dinge getrieben, da sei ihm im Traume aḥmed el-ḳerami erschienen und habe ihm gedroht, wenn er das noch einmal tue, so werde er ihn mit einer Keule erschlagen.

Nach einer Keule (dabbūs), die sich in seinem neben dem Damaskustore befindlichen Heiligtume befindet, heißt schēch lūlū „ed-debesi“, und mit dieser Keule erschlägt er den, der ihn beleidigt, insbesondere den, der bei seinem Heiligtume falsch schwört. Das Schwören bei dem Heiligtume spielt überhaupt eine große Rolle und wird ganz allgemein dazu verwandt, um eine Streitfrage zu beendigen. Man schwört

eher bei Allah und beim Koran einen Meineid, als z. B. bei nebi schu'ēb (das wurde mir hier ausdrücklich versichert); denn man glaubt, daß Allah den Meineid erst am jüngsten Tage rächen wird, und bis dahin kann man ihn noch versöhnen. Der Heilige aber rächt den Meineid sogleich.[1] Dieser Glaube ist auch sonst allgemein verbreitet. Wagt es der eines Verbrechens Beschuldigte mit seinen Anklägern zu einem Heiligtume zu gehn, hier die Hand auf das Grab (oder z. B. bei mār ja'ḳūb in dscheba' auf die mit einem Gesicht versehene Säule) zu legen und zu schwören, daß er das ihm zur Last gelegte Verbrechen nicht begangen hat, so gilt er allgemein als von dem Verdacht gereinigt. Weiß man doch, daß der Heilige den Meineid schlimmer strafen werde, als es den irdischen Richtern möglich ist.

Die Furcht vor dem Heiligen und seiner Strafe ist es auch, die jedermann verhindern wird, etwas, das bei ihm in dem zu seinem Heiligtume gehörigen heiligen Bezirk deponiert wird, zu stehlen. Es ist begreiflich, daß die Sitte, bei dem Heiligtum wertvolle Dinge zu deponieren, in einer Stadt wie Jerusalem nicht sehr verbreitet ist. Hier gibt es verschließbare Häuser und Gelasse, hier gibt es Polizei und Gericht, und wenn auch die strengen Strafen des scheri'a-gesetzes, das einen Diebstahl mit Abhauen der Hand strafen läßt, in den heutigen Verhältnissen nicht angewendet werden, so wird doch der Dieb zum mindesten eingesperrt. Außerdem gibt es ja in einer Stadt immer „aufgeklärte" Leute, die Verehrung und Furcht dem Heiligen gegenüber am Diebstahl nicht hindern würde. Aber in der Umgebung von Jerusalem ist es sehr allgemein üblich, gerade solche Dinge, die einen großen Raum einnehmen und die sich zuhause nicht leicht unterbringen lassen, beim Heiligen niederzulegen. So sieht man bei Dorfheiligen sehr oft das von den Frauen mühsam gesammelte Reisig (ḥaṭab) aufbewahrt. So werden bei den Heiligtümern etwa Granatäpfel, die sich lange halten, eingegraben (vgl. PJB 1910, S. 70). Bei nebi schu'ēb fand ich zwei Gruben, in denen man Getreide aufbewahrt. Bei nebi öscha' standen auf dem Dache des Heiligtums sehr große Töpfe; man braucht sie in der Zeit der Traubenernte u. s. f. Auch gefundene Sachen werden z. B. bei nebi schu'eb deponiert, damit sie der Eigentümer, wenn er vorbeikommt, mitnehmen kann. Bei Beduinen, die in ihrem Zelte (bēt scha'ar, eigtl. Haarhaus, nach den aus Ziegenhaar gewebten Zeltdecken, im Gegensatz zu bēt ḥadschar, dem Steinhaus) erst recht keinen verschließbaren Raum haben, wird das Heiligtum zur Aufbewahrung von Eigen-

[1] Vgl. Snouck Hurgronje, The Achenese II, S. 295 6.

tum in noch weit größerem Maße in Anspruch genommen. Bei den meisten finden sich Ackergeräte, und zahlreich sind die Geschichten, die berichten von der Strafe, die den Bauer traf, der sich dieser Geräte zu Unrecht bedienen wollte.

Dem Heiligen versprochene Geschenke müssen ihm dargebracht werden, sonst weiß er recht nachdrücklich den Säumigen zu mahnen. Daß nebi dā'ūd einen Hirten, der ihm für den Fall, daß er von schwerem Fieber gesund würde, eine Weihgabe versprochen hatte und sie nachher vergaß, dadurch an sein Versprechen mahnte, daß er einen seiner Finger rot werden ließ, wie von ḥenna, war noch eine der mildesten Mahnungen. Freilich nehmen die Heiligen bis zu einem gewissen Grade Rücksicht und wenn einer wirklich nicht in der Lage ist, eine gelobte Gabe darzubringen, so warten sie wohl auf bessere Zeiten. Sehr energisch pflegen die Heiligen auch absichtliche oder unabsichtliche Verletzung ihres Heiligtumes zu bestrafen (vgl. PJB 1910, S. 98).

Aber weit mehr als die Furcht ist es die segnende Kraft die von ihm ausgeht, die dem Heiligen den Besuch der Menge einträgt.

5. Die Baraka.

Fragt man die Leute, weshalb sie zu den Heiligtümern gehn, so erhält man sehr bald die Antwort: min schān el-baraka, um der baraka willen. Baraka ist eigentlich „Segen", es ist die wohltätige Kraft, die der Heilige ausstrahlt auf alles, was mit ihm in Berührung kommt. Es gibt Fromme, die um der baraka willen ohne einen besonderen Wunsch von Heiligtum zu Heiligtum ziehn. Der PJB 1910, S. 65ff. oft erwähnte ʿabdelġani en-nābulusi ist ein typisches Beispiel für Leute dieser Art. Er hat verschiedene Reisen unternommen, die ihn nach den Heiligtümern in Palästina, Syrien, Ägypten und Arabien führten. Aber auch heute sind solche Leute nicht selten, und es gilt als sehr verdienstlich, daß die Pilger, die die Wallfahrt nach Mekka mitgemacht und dann das Grab des Propheten in Medina aufgesucht haben, auch nach Jerusalem gehn zur „ṣachret allāh" dem heiligen Felsen, und dann auch dem ibrahīm el-chalil in Hebron und den andern Heiligtümern einen Besuch abstatten. Solche Fromme kann man zu allen Zeiten in Jerusalem sehn. Für sie dient in erster Linie der oben erwähnte Pilgerführer (PJB 1910, S. 65ff.). Er führt die Vorzüge (menāsik) der einzelnen heiligen Stätten in einer für diese Leute passenden Form auf und gibt zugleich die Koransuren und die Gebete an, die zweckmäßig dort zu beten sind. So beginnt das Gebet, das beim Eintritt in die Höhle unter dem heiligen Felsen zu beten ist, mit

den Worten: „O Gott, ich komme von meiner fernen Heimat zu deinem Hause, dieser edlen Moschee, in Zerknirschung des Herzens und Reue, zagend und demütig, breite aus meine Hände zu dir und suche Zugang zu den Vorzügen dieses edlen Felsens . . .“ An den andern Stellen ist der Diener, sofern ein solcher vorhanden ist, stets imstande, dem frommen Pilger ein Gebet vorzusprechen. Ich habe mir ein solches bei dem Heiligtum des nebi ʿazēr in el-ʿazarīje (Bethanien) — neben dem sog. Lazarusgrab; es war schwer, Zugang zu ihm zu erlangen — vorsprechen lassen und gebe es hier als Beispiel in Übersetzung: „O Herr, laß uns tun nach dem, was du herabgesandt hast (d. h. den ḳor'ān), und nimm uns zu dir als Muslime! O Herr, verleih uns Geduld und nimm uns zu dir als Muslime! (ḳorʿān 7, 123). O Gott, gib uns unsern Unterhalt, du bist ja der beste der Erhalter! O Gott, vergib mir und meinen Kindern und den gläubigen Männern und Frauen! O Gott, nimm an mein Gebet und mache gut mein Ende! O Gott, nimm an unser Gebet als vollständig und vergib uns unsere Sünden insgesamt! Und mach uns nicht traurig am Tage des jüngsten Gerichts, am Tage des Bedauerns und der Reue! O Herr der Welten, am Tage, da nichts nützen Reichtum und Kinder, es sei denn, daß man kommt zu Gott mit reinem Herzen. O barmherzigster Erbarmer!“ (es folgt die erste Sure des ḳor'ān). Derartige Gebete, beim Heiligtum gesprochen, finden, so heißt es meist, in besonderem Maße Erhörung.

Es wird natürlich auch vorkommen, daß die Bewohner des Landes so allgemein um der baraka willen zum Heiligtum gehn. Ein Lied, das ich bei dem Heiligtum der sitt el-bedrīje in esch-scherafāt hörte, scheint das zum Ausdruck zu bringen, wenn es da heißt:

sitt el-bedrīje, weḥna el-jōm zuwāritsch
'eḥna 'l-ḳarāba, dillīna ʿala bābitsch.

O Herrin bedrīje, wir kommen heut als Pilgerinnen zu dir,
Wir sind die Fremdlinge,[1] führe uns zu deiner Tür!

Aber zumeist sind es doch besondere Anliegen, die die Menschen zu den Heiligtümern treiben. Mit allerlei Sorgen kommt man vertrauensvoll zu dem Heiligtum, mit Bitten, Wünschen, Hoffnungen. Gewöhnlich sind es indes Krankheiten, die dahin führen.

Daß man in Krankheitsfällen einen Arzt zu Rate zieht, ist in Jerusalem und andern größeren Orten, in denen es Hospitäler gibt, doch schon teilweise üblich, und die Kunst des Arztes, besonders des Chirurgen, zieht wohl gelegentlich auch von fern her die Leute

[1] Plur. fem., vgl. Bauer, Das palästinische Arabisch, S. 63.

an. Daneben ist aber noch weithin eine Scheu vor dem Arzte verbreitet, hat man doch oft mit Charlatanen schlechte Erfahrungen gemacht. Dazu kommt, daß für die meisten die ärztliche Hilfe doch nur auf weiten Wegen und mit großen Kosten zu erlangen ist. So wendet sich das Volk wohl erst dann an ihn, wenn alle übrigen Mittel versagt haben. Zunächst gibt es eine Unzahl von Hausmitteln. Nur wenige Beispiele!

Zur Beseitigung von Schmerzen aller Art verwendet man z. B. Feuer, und man kann oft an Armen und Beinen der Leute, auch am Kopfe, die Spuren dieser Behandlung sehn, Brandmale, die mit einem glühenden Eisen oder einer Zündschnur hervorgerufen sind. Der Schmerz soll den Schmerz vertreiben. Oft sind es ganz komplizierte Gebräuche, die da angewandt werden, so etwa, es wird ein in ein Stück Holz geschlagener Nagel (man nennt dies Instrument tschai d. h. kaij) glühend gemacht; dann bringt man ihn auf den Kopf des Kindes, wo das Haar verbrennt und eine rote wunde Stelle entsteht. Auf sie legt man Mark von der Wirbelsäule (inchā') eines Lammes (charūf); Der aus der nun entstehenden Geschwulst abgesonderte Eiter soll kleine Geschwüre im Mund des Kindes vertreiben. Oft bemerkt man um den Hals eines Kindes gebunden ein Stück vom Kiefer (ṭāra = Oberkiefer, ḥenāk = Unterkiefer, leḥje = Kinn) eines Wolfes. Über das Gewehr oder das Messer, mit dem dieser Wolf getötet ist, muß man die Worte gesagt haben „bismi'llāh bismi'd-dib" (im Namen Gottes, im Namen des Wolfes). Ein derartiges Stück Kiefer heilt eine Art von Husten, auch schützt es, jungen Pferden umgebunden, diese gegen den Angriff von Wölfen (vgl. zu derartigen Beispielen von sympathischer Magie Doutté S. 58 ff.). Alaun, besonders von blauen Glasperlen eingeschlossen, wird kleinen Kindern um den Hals oder an die Kopfbedeckung gehängt, damit es sie vor dem bösen Auge schütze, eine orangefarbene Perle dient als Mittel gegen Augenschmerzen.

Neben derartigen Hausmitteln, deren es eine Unzahl gibt, werden in großem Umfange Amulette angewendet. Über die mannigfachen Arten, die hier gebräuchlich sind, berichtet Doutté in Kap. III und IV seines Buches „Magie et Religion" (S. 103—219) in vortrefflicher Weise, und seine Ausführungen gelten im allgemeinen auch für Palästina, um so mehr, als die Leute, die Amulette schreiben, zum guten Teil Maghrebiner sind[1]. Aber man kann Amulette auch von Dienern beim

[1] Daneben genießen in Palästina die Samaritaner ein besonderes Ansehn im Schreiben von Amuletten.

Heiligtum, besonders solchen, die als Nachkommen der betr. Heiligen selber im Besitze von deren baraka sind, bekommen. Eine Fellachin aus silwān besorgte sich für ihr neugeborenes Kind ein Amulett von schēch dscherrāḥ. Und ähnliches geschieht oft.

Vielfach werden Krankheiten Dämonen und bösen Geistern zur Last gelegt. Will man solche Kranke heilen, so muß man die Dämonen beschwören. Ich habe mir von einem raḥmāni-Derwisch in Jerusalem, dessen Beruf derartige Beschwörungen waren, eine lange Auseinandersetzung diktieren lassen über die Art, in der man bei derartigen Anlässen zu handeln hat. Er hatte diese Rezepte seinerseits bei seinem Lehrer nachgeschrieben, und meinte, daß solche Anweisungen nicht gedruckt werden dürften, weil sie dadurch sehr an ihrer Wirkung verlören. Aus den Buchstaben des Namens des Klienten und dem seiner Mutter wird die magische Zahl berechnet, mit deren Hilfe man feststellt, welcher von den 7 Planeten für den Konsultierenden (eṭ-ṭālib) von Bedeutung ist. Dann wendet man die dafür vorgesehenen Regeln an. Aber auch bei der Heilung dieser Kranken werden die Heiligen oft in weitem Umfang in Anspruch genommen, wie die gleich zu besprechenden Beispiele zeigen werden. Auch hier sind die Übergänge von Magie zur Religion fließend.

So wie die Beschwörung den Einfluß der Geister, die die Krankheit verursachen, unwirksam machen soll, so soll auch die baraka des Heiligen den bösen Einflüssen entgegenwirken und sie beseitigen. Schon beim lebenden Heiligen ist es so, daß auf alles, was mit ihm in Berührung kommt, etwas von der baraka übergeht (PJB 1910, S. 67). Das geschieht etwa durch Handauflegen. Aber auch durch den Speichel des schēchs wird die baraka übertragen.[1]

Es ist die allgemeine Überzeugung, daß sich die Kraft des Heiligen auf seine Nachkommen überträgt. Zumeist ist es einer von ihnen und zwar der, dem die Obhut des Heiligtumes anvertraut ist. Er gilt für fähig, ähnliches zu tun wie der Stammvater selber. Vom schēch der duwā'ere war bereits die Rede (PJB 1910, S. 92). In der el-ḥje (bei dscherasch) pflegt ein Nachkomme des dort verehrten schēchs abu-bekr, namens ʿokkāsche, Kopfschmerzen dadurch zu heilen, daß er seine Hand auf die Stirn des Kranken legt, den Kranken anhaucht, ein wenig auch anspeit und dabei die Worte „ja dschidda, ja dschidda"

[1] Vgl. Doutté 60. Der allgemein als heilig verehrte ʿabd el-kerim el-ḥammar, den ich in Kairo aufsuchte, machte von dieser Art der Übertragung der Barata einen sehr ausgiebigen Gebrauch.

(o Ahnherr, o Ahnherr) sagt. Derselbe schēch heilt Rückenschmerzen, indem er dem Kranken, den man mit dem Gesicht zur Erde gewandt auf den Boden gelegt hat, mit seinem Fuße auf den Rücken tritt. Als man einen Mann, der durch einen Dämon ein schiefes Gesicht bekommen hatte, zu dem schēch brachte, schlug der ihm mit seinem Schuh (kundara) auf die Backe. Das half, und das Gesicht nahm seinen früheren Ausdruck an. In einem andern Falle habe, so berichtete man mir, ein Schlag mit seiner Hand dasselbe bewirkt.

Bei den großen Derwischorden ist es immer einer, auf den sich die Kraft des Heiligen in besonderem Maße forterbt. Die Gesamtheit dieser so ausgezeichneten bildet die „silselet el-baraka" (Segenskette). Aber die baraka ist auf ihn nicht beschränkt, und in Jerusalem versicherte mir einer der maulāwi-Derwische, daß z. B. dem Speichel ihres vom Hauptheiligtum in Konia entsandten schēchs eine besondere Kraft bei der Heilung der Kranken innewohne. Auch die Mütze des schēchs in Jerusalem, ja selbst die eines andern Derwisches überträgt die baraka.

Der sa'adi-schēch in ez-zīb (nördl. von 'akka), der das Heiligtum seines Vorfahren, des ibrahim el-anwar,[1] eines Enkels des berühmten sa'adeddīn el-dschibāwi, des aus ed-dscheba' (bei ḳunēṭra) stammenden und dort beerdigten Stifters des Ordens der sa'adi-Derwische zu verwalten hat,[2] hat wie sein Vorfahr einen besondern Ruf für die Heilung von Irrenkranken. Der Kranke wird in einem Zimmer neben dem Heiligengrabe untergebracht. Der schēch übernimmt die Behandlung: er verordnet dem Kranken eine in chubz (Brot), 'asal (Honig), zebīb (Rosinen) und Wasser bestehende Diät, salbt ihn mit einer Salbe, die aus einer Mischung von zēt ḥilu (süßes, das ist Olivenöl), fedscham oder sedāb (Raute, ein bitteres Kraut) und kusbe (Sesam, aus dem das Öl, sīridsch, ausgepreßt ist) zusammengekocht wird, und streicht wiederholt mit der Hand über seinen Körper. Bei den regelmäßigen ḏikr-Übungen der Derwische sitzt der Kranke inmitten des Kreises, den die Derwische bilden, nimmt aber selbst am ḏikr nicht teil. Zum Schluß macht der schēch einen ḏikr allein um den Kranken herum. Alle diese Maßnahmen sollen etwas von der vom Vorfahr überkommenen baraka des schēchs auf den Kranken übertragen und dadurch seine Heilung bewirken.

---

[1] Des Leuchtenden, man sagt, er habe den Beinamen gehabt, weil sein Antlitz geleuchtet habe.

[2] Fast alle Einwohner von ez-zīb sind Nachkommen des ibrahīm und damit sa'adi-Derwische von Geburt.

Über eine durch den dabei rezitierten medih (Lobgesang) sehr eigenartige Krankenheilung berichtete mir ein ḳādiri-schēch in Jericho. Die Menschen, so meinte er, verschulden ihre Krankheit oft durch allerlei Unachtsamkeit und Unterlassung. Sie haben etwa beim Waschen oder bei einer andern Handlung nicht „bismi'llāh er-raḥmān er-raḥīm" gesagt, oder sie haben vergessen, an bestimmten von den dchānn (Dämonen) bewohnten Plätzen, wie es sich gehört, „destūr" (Erlaubnis) zu sagen u. s. f. Dafür schlägt sie der Dämon mit der flachen Hand (kaff) oder sonst wie auf den Kopf, die Hand oder den Rücken, und der betreffende wird gelähmt oder „madschnūn" eigtl. von Dschinnen bewohnt (geisteskrank). Damit er wieder normal werde, bringt man ihn zum ḳādiri-schēch. Der bereitet eine Mischung aus 40 Ingredienzien, die er von den ʿaṭṭārīn (Gewürzkrämern) kauft. Am Morgen, wenn die Sonne aufgeht, legt man sie aufs Feuer, macht dann daraus ein Kügelchen und hält dies unter die Nase des Kranken. Dasselbe tut man am miṛrib, bei Sonnenuntergang. Der Geruch soll den den Kranken bewohnenden Dämonen den Aufenthalt im Körper verleiden. Dabei legt der schēch seine Hand auf den Kranken. Während der Behandlung bekommt dieser nur Speisen ohne Salz, und zwar eine Suppe (schōraba) aus Reis, Wasser und Olivenöl oder semn (ausgelassene Butter) und ungesäuertes Brot (ʿawīs), das sowohl chubz nār[1] als auch chubz ṣādsch[2] sein kann. Nach der ʿescha (Abendgebet) wird der mizhar (Tamburin) geschlagen und dazu das gleich folgende Loblied (medih) vorgetragen. Der Kranke wird dabei wie betrunken. Daran schließt sich der ḏikr der Derwische an, bei dem nacheinander je zehnmal die mesbaḥa (der aus 100 Kugeln bestehende Rosenkranz) abgebetet wird mit: lā ilāha illa'llāh (es gibt keinen Gott außer Allah), subḥān allāh (Preis sei Gott!), el-ḥamdu lillāh (Gott sei Lob!), allāhummā ṣalli ʿala sidna muḥammed (o Gott, spende Heil unserm Herrn Muhammed), allāh ḳaijūm! (Gott ist feststehend), allāh dā'im (Gott ist ewig), allāh kāfi (Gott ist genügend). Dann folgt der eigentliche ḏikr, der schließlich mit dem „hū hu hū" (er, er, er, d. h. Gott) endet. Dann ist der Kranke gesund. Man trinkt Kaffee und geht nach Hause. Leute, von denen der schech annimmt, daß sie nicht gesund werden können, schickt er von vornherein nach Hause. Das Loblied lautet:

[1] Auch „melle" genannt. Der Brotteig wird auf die Erde gelegt und mit darübergelegten Kohlen gebacken.

[2] Ṣadsch ist ein hohles Eisenblech in der Gestalt eines Kugelsegments; es wird über glühende Kohlen gelegt und auf der nach oben zu liegenden Rundung ganz dünnes Brot gebacken, ähnlich den Mazzen.

allāh u-malā'ikatuhu jeṣallūna ʿala'n-nebi muḥammed
el-muchtār
jā mūsa el-kelım jā ibrahīm el-chalıl jā siadna dā'ūd
jā slımān ibn dā'ud jā ḥaschschār ḥākim el-ans wa'l-dschānn
jā sıdna schuʿeb jā nebi aijūb jā nebi ʿısa jabu ʿobēda
jā schēch ez-zṛār jā dschiddna jā schēch imḥammed
jā schēch ṣalāḥ jā ḥallāb el-ṛazzāla jā meḥeddeb jā ʿarāifi
jā banāt esch-schēch ṣalāḥ jā ṣabbāḥ ibn ṣabbīḥa
jaḥmed jā chazzāḳ jā ḥaschschār el-dschānn jā frēdsch jā simri
jā rdschāl allāh jabu'l-ʿalamīn
jā sulṭān ʿabd el-ḳādir jā sākin boṛdād
jā saijid jā sākin ṭanṭa jā ibrahım ed-desūḳi
jā saʿadeddīn jā sākin dschibaʿ
jā ʿali ibn ʿalēm jā ṛafır el-baḥrēn jabu rabbāḥ
jallāh ʿabid biṭlub min ʿabid u'l-kull biṭlub min allāh
jallāh jā nebi allāh eṣ-ṣalāt ues-salām ʿan en-nebi ua'sch-
malā'iket es-semā umalā'iket el-arḍ [schuhadā ua'ṣ-ṣāleḥın
barraka uabaḥraka ʿāmmatan kāffatan adschmaʿın
min mirribha min miḳbilha min mischriḳha min schamālīha[1]
eṣ-ṣalāt ues-salām ʿan en-nebi uaṣ-ṣāleḥīn
ual-ʿaschara'l-mubaschschara elli bājaʿu nebīna taḥt es-sadschara
uaʿomar uabu bekr eṣ-ṣadıḳ uaʿoṭmān uaʿali ibn abu ṭālib
abu'l-ḥasan ua'l-ḥusēn ua'ummuhum fāṭmet ez-zuhra uaʿēscht
uadschuwāz nebına dschamʿan uabāḳi'l-ʿaschara [el-kubra
allāhumma ṣallı ʿala saijidna muḥammed ua'ālihi adschmaʿın
ana ṣallēt ʿala ibrahım el-chalıl ua'innō ḥamīd el-medschıd.

„Allah und ſeine Engel mögen Heil ſpenden dem Propheten Muhammed dem erwählten! O Moſe, der (von Gott) angeredete, o Ibrahim, der Freund (Gottes), o unſer Herr David! O Salomo, Sohn des David, du Sammler,[2] Herrſcher über Menſchen und Dämonen! O unſer Herr schuʿeb! O Prophet Job![3] O Prophet Eſau![4] O abu ʿobēda![5] O schēch der Kleineren (Propheten)! O unſer Vorfahr schēch muḥammed![6] O schēch ṣalāḥ, der die Gazelle molk![7] O

[1] Statt schamālha; der schēch brauchte alſo die nisbe-Form ſtatt des Subſtantivs.

[2] Vgl. jaum al-ḥaschr = Tag der Verſammlung, d. i. der Auferſtehung.

[3] Im ḥauran, weſtlich von schēch meskīn; es ſind wohl die Heiligtümer von merkez und schēch saʿd gemeint.

[4] Bei boṣr el-ḥarīr.

[5] Im öſtlichen ṛor, auf der Breite von nāblus.

[6] Nachkomme des ʿabd el-ḳādir, ſoll weſtlich von el-kerak ſein.

[7] Muſil, Arabia Petraea I S. 68, ſagt von einem schech ṣaleḥ, deſſen rudschm

meheddeb![1] O ʿarāifi![2] O Töchter des schēch ṣalāḥ! O ṣabbāḥ, Sohn der ṣabbīḥa![3] O aḥmed, du Durchbohrer! Du Sammler der Dämonen![4] O frēdsch! O Simri![5] O Mann Gottes, du Vater der Welten![6] O Sultan ʿabdelḳādir, der in Bagdad wohnt![7] O saijid (aḥmed el-bedawi), der in ṭanṭa wohnt![8] O ibrahīm ed-desuḳi![9] O saʿadeddīn, der in dschebaʿ wohnt![10] O ʿali, Sohn des ʿalēm[11], du Schützer der zwei Meere! O abu rabbāḥ![12] Auf! Der Knecht bittet den Knecht, und alle bitten Allah. Auf! o Prophet Gottes, Segen und Heil über den Propheten und die Märtyrer und die Edlen, die Boten des Himmels und die Boten der Erde, dein Land und dein Meer ganz vollständig insgesamt! Von seinem Westen und Süden und Osten und Norden! Segen und Heil über den Propheten und die Edlen und die Zehn, die Gepriesenen, (und) die, welche schworen unserm Propheten unter dem Baume[13], und ʿomar und abu bekr, den Gerechten, und ʿoṯmān und ʿali, den Sohn des abu ṭālib, den Vater des ḥasan und des ḥusēn, und ihre Mutter fāṭime, die glänzende[14], und ʿāischa, die größte, und die Frauen des Propheten insgesamt und die übrigen Zehn! O Gott spende Segen über unsern

---

(der das Heiligtum bildende Steinhaufen) bei der SO.-ecke des Toten Meeres in einer Höhe von — 390 m liegt: „Er soll aus Kerak stammen und wird hier als Patron der Schafe und Ziegen verehrt, wobei man ihm auch Brot und Milch opfert". Ein ähnlicher Heiliger wird hier gemeint sein; das Heiligtum des ṣalaḥ soll beim schiḥān liegen.

[1] Eigentlich „Reformator der Sitten", bei boṣr el-ḥarīr.

[2] Ein Nachkomme des ṣabbāḥ, der schech der ʿarāifi war.

[3] Der in Anm. 2 genannte schech, in Jericho.

[4] Vgl. S. 110 Anm. 1.

[5] Sollen im ʿadschlun sein; auf Schumachers Karte sind beide nicht angegeben, auch auf den noch nicht veröffentlichten Teilen der Karte, wie mir Herr Dr. H. Fischer freundlichst mitteilt.

[6] aḥmed er-rifaʿi, der Stifter des Ordens der rifaʿi-Derwische.

[7] Der Stifter des Ordens der ḳadiri-Derwische, der in Bagdad beerdigt ist.

[8] Der Stifter des Ordens der aḥmedi-Derwische.

[9] Der Stifter des nach ihm benannten Ordens; dasuḳ liegt in Unterägypten.

[10] Nördlich von ḳunetra; er ist der Stifter des Ordens der saʿadi-Derwische.

[11] Nördlich von jāfa; vgl. PEF Memoirs II, S. 134.

[12] In jāfa, wie man mir sagte; Musil berichtet II, S. 229 von einem abu rubbācha (so!), der in jafa noch leben und als Heiliger verehrt werden soll.

[13] Den Zehn wurde schon bei Lebzeiten vom Propheten das Paradies zugesprochen. PJB 1910 S. 80 ist fälschlich „Verkündiger" übersetzt (Goldziher). Die unter dem Baume, bei ḥudaibija, schworen, waren andere; deshalb schiebe ich ein „und" ein. Die „Zehn" werden nachher nochmals erwähnt.

[14] Die Tochter des Propheten.

Herrn muḥammed und seine Familie insgesamt! Ich erbat Segen für ibrahim, den Freund (Gottes), und er ist der Gepriesene von den (bei Gott) gefundenen."

In bunter, aber charakteristischer Zusammenstellung werden in diesem auch sonst interessanten „medḥ" Muhammed und die Seinen (mit Einschluß aller seiner Frauen!), die ersten Kalifen, die Stifter der Hauptderwischorden und endlich eine große Anzahl der verschiedensten Heiligen aus ganz Palästina angerufen. Indem der schēch alle diese Namen ausspricht, überträgt er etwas von der baraka aller dieser Heiligen auf sich und wird dadurch in besonderem Maße fähig, der Macht der Dämonen, deren Einfluß durch die voraufgehende Behandlung mit Räucherwerk und die salzlose Kost schon an sich beeinträchtigt war, entgegenzuwirken. Der Erfolg zeigt sich zunächst äußerlich darin, daß der Kranke wie trunken wird. Der folgende ḏikr führt dann die endgültige Heilung herbei.

Aber nicht nur durch Personen, die als heilig gelten oder besondere Beziehung zum Heiligen haben, sondern auch durch das Heiligtum selbst wird die baraka übertragen. Das geschieht zumeist durch Berührung. Es ist ganz gewöhnlich, daß man, wenn man mit dem Worte „destur"[1] in das Heiligtum eingetreten ist, das Grab mit der Hand berührt und dann mit ihr über das Gesicht fährt. Oft küßt man das Grab. Die Berührung des Körpers, speziell der kranken Stelle desselben (Rücken, Brust, vgl. PJB 1910, S. 81), mit dem Grabe heilt von der Krankheit. Das Liegen auf dem Platze zwischen den das dscherahit genannte Heiligtum (auf dem Ölberg) bildenden Gräbern hilft gegen Fieber; dasselbe tut man etwa auch bei dem Grabe des nebi öscha' im Ostjordanlande, ähnlich wie der Aufenthalt bei dem chaḍr-Heiligtume Irrenkranke heilt (PJB 1910, S. 88 f.).

Hauptsächlich aber gilt alles, was mit dem Heiligtume in Berührung gekommen ist oder von ihm herstammt, als Träger der baraka. Wegen der daran haftenden baraka wird Wasser und Sand von heiligen Quellen, Erde, Steinchen von einem Heiligengrabe, das Laub und das Harz von heiligen Bäumen vielfach zu Heiligungszwecken verwandt. So bindet man wohl Staub vom schēch dscherraḥ in einen Fetzen vom Kleide des kranken Kindes und hängt es diesem als Amulett um. Sand und Wasser von der sitt mizrâb, auf eine frische Wunde gelegt, bewirkt, daß die Wunde schnell heilt. Sieben Steinchen aus der Quelle sitt ḥasne (PJB 1910, S. 95 f.), um den Hals eines Fieber-

[1] Bitte um Erlaubnis, wie es beim Eintritt in ein fremdes Haus üblich ist. (Vgl. Lane I, S. 191.)

kranken gehängt, bewirken, daß das Fieber ihn verläßt. Durch Baden oder Waschen in gewissen heiligen Quellen werden Krankheiten geheilt (nicht in allen ist es erlaubt, vgl. PJB 1910, S. 95 f.). Auch das Trinken ihres Wassers ist heilkräftig. Wenn man Fieber hat, so holt man wohl auch Blätter von den Sträuchern, die über der Quelle sitt mizrāb stehen, legt sie auf das Kohlenbecken und stellt sich, bloß mit einem weiten Gewande (ṯōb bei Frauen) bekleidet, so über das Räucherbecken, daß der Rauch am Körper emporzieht. Beim schēch el-ʿadschami bei bēt maḥsir wurde mir gesagt, daß zum Räuchern das Harz der Bäume noch besser sei, als Blätter und Äste derselben. Früchte von Bäumen, die dem Heiligen geweiht sind, wie etwa der Limonenbaum bei der sitt el-bedrije in scherafāt oder ein ebensolcher bei der sitt mizrāb, bringen dem Hause, in dem man sie aufhängt, Segen. Vom schēch ʿabed und vom schēch dscheldschīl (in bzw. bei ʿēn kārim) holt man sich Gras vom Heiligtume, trocknet es und legt es an den Leib von kranken Tieren (Kühen etc.), damit sie gesund werden. Beim Heiligtum der banāt jaʿḳūb in ṣafed, das in einer Felshöhle liegt, gilt das im Innern der Höhle im Sommer vom Felsen ausgeschwitzte Wasser als besonders heilkräftig. Man mischt es mit etwas Staub vom Grabe und wickelt es in einen Fetzen ein, den man von einer auf dem Grabe befindlichen Fahne abreißt, und trägt dies als Amulett.

Das Öl, das in den Lampen des Heiligtums gebrannt hat, gilt auch als sehr heilkräftig. Wenn man mit solchem seinen Körper bestreicht, so macht man ihn stark. Auch gegen Kopf- und andere Schmerzen hilft es.[1] Bei dem Heiligtum des ḳerami waren Öl- und Dochtreste aus den Lampen in dem ausgehöhlten Stein gesammelt, der das Fenster unten abschloß, so daß jeder Vorübergehende leicht sich derselben bedienen kann. Das Öl, das man der chaḍr-Kirche vor den Toren Jerusalems entnimmt, pflegt man noch besonders zu weihen, indem man es auf Watte tut und damit das chaḍr-Bildnis in der Kirche abwischt, ein Gebrauch, der von Christen wie von Muhammedanern geübt werde. Den Dochten aus den Lampen der Heiligtümer wird noch besondere Bedeutung zugeschrieben. Frauen, denen der Kindersegen versagt ist, pflegen einen Docht (fetile), nach anderer Auskunft 7 solcher Dochte, zu verschlucken, in der Hoffnung, daß dies Mittel ihnen helfen werde. Insbesondere gelten die Dochte von den Lampen

[1] Ganz dasselbe tun, wie mir berichtet wurde, Christen mit dem Öle, das in den Lampen des Klosters in mar sāba gebrannt hat.

von nebi dā'ūd hier wirksam, aber auch bei verschiedenen andern Heiligtümern wurde es mir berichtet. Andere brauchen zu diesem Zwecke das von den Lichtern im Heiligtume abgeträufelte Wachs.

Beim Heiligtum des schēch ʿalami auf dem Ölberg entdeckte ich an der Wand über dem Grabe neben 2 Säcken, in denen je ein geschriebener Koran sich befand, zwei Rosenkränze (mesbaḥa, Pl. mesābiḥ) aus sehr großen Holzkugeln. Ich erfuhr, daß Frauen dicht vor ihrer Niederkunft sich eine solche mesbaḥa holen lassen, und sie sich doppelt um den Hals legen, sicher, daß nun alles schnell und glücklich ablaufen werde. Gelegentlich werden derartige Rosenkränze auch bei Krankheiten in derselben Weise verwandt. Solche Rosenkränze sind bei verschiedenen Heiligtümern vorhanden, ich habe es mir notiert für schēch dscherrāḥ, riḥān, lūlu' (beim Damaskustor), abu median. Bei dem Heiligtum des nebī dā'ūd befindet sich eine Kette (dschenzīr), die denselben Zwecken dient. Und auch die hohe Mütze des Schēchs der Maulawi-Derwische, es-sikke esch-scherīfe genannt, wird bei einer solchen Gelegenheit aus dem Kloster geholt und der Frau aufgesetzt (s. o. S. 108, vgl. Doutté S. 440).

Eine eiserne Kette spielt bei den Heiligtümern des chaḍr eine Rolle. Die Irrenkranken werden an dieser in der Kirche angeschlossen; und wenn sie nicht mehr in der Kirche selbst untergebracht werden, wie in der chaḍr-Kirche bei Bethlehem, so ist doch das eine Ende der Kette in der Kirche selbst befestigt (vgl. PJB 1910, S. 88). Daß die dort befindlichen Irrenkranken bei sehr karger Kost auch wohl oft ge-

[1] Beispiele sympathischer Magie vgl. Doutté S. 60 f. Analoge Mittel derart sind begreiflicherweise auch bei Christen und Juden im Gebrauch. In der Straße, die längs des Stadtgartens auf den Russenbau zu führt, sieht man in den Läden vielfach ausgestellt kleine runde Kuchen aus weißem Lehm, von etwa 4½ cm Durchmesser und etwas über 1 cm hoch. Oben auf ihnen ist ein Stempelabdruck zu sehn, auf dem man mit ziemlicher Sicherheit Maria, Joseph zu beiden Seiten stehend erkennt; unten zwischen ihnen liegt das Kind Jesus. Die drei Personen tragen den Heiligenschein. Zwischen den stehenden Figuren befindet sich ein großer Stern, rechts über ihm ein kleiner. Darüber ein Dreieck, das entweder eine Taube sein soll, oder das so dargestellte Auge Gottes bedeutet. Unterhalb des großen Sterns zwischen den Personen werden noch die Köpfe von Tieren sichtbar. Auf meine Frage, was das sei, wurde mir die Antwort: „ḥalīb min el-ʿaḍra" (Milch von der Jungfrau Maria). Der Lehm stammt aus der Milchgrotte in Bethlehem. Man löst ihn in Wasser auf, die dabei entstehende milchige Flüssigkeit gibt man kinderlosen Frauen zu trinken. Besonders russische Pilgerinnen bedienen sich viel dieses Mittels. — Bei dem Grab des Rabbi me'ir südlich von Tiberias pflegen Jüdinnen zu demselben Zwecke Pillen zu verwenden, die man aus Staub und Öl von den Lampen des Heiligtums gemacht hat.

schlagen werden, wird gewöhnlich geleugnet, scheint aber doch meist Tatsache zu sein (vgl. Lydia Einsler in ZDPV Jahrg. 17, S. 51f). Wie es heißt, erscheint el-chaḍr selber immer „lēlet ed-dschum'a" d. i. in der Nacht von Donnerstag auf Freitag, und wenn überhaupt, so werden die Kranken in dieser Zeit geheilt. Ihr Aufenthalt bei dem chaḍr-Heiligtum pflegt sich daher nach Wochen zu berechnen.

Bei dem chaḍr-Heiligtum am Fuße des Karmels war der sonst recht zugängliche Diener in seinen Auskünften über Heilung von Irrenkranken sehr zurückhaltend. Irrenkranke würden hingebracht, aber man tue mit ihnen nichts, man lasse sie eine oder ein paar Nächte in einem dafür bestimmten Zimmer neben dem Heiligtume zubringen. Eine Kette zum Anschließen der Kranken gebe es nicht, ebensowenig würden Schläge angewandt. In 'akka erfuhr ich aber von einer Praxis, die dort bei dem schēch ṣāliḥ ebenso üblich sein soll, wie bei dem chaḍr in ḥēfa. „bidendelu 'l-madschānīn fi'l-bīr" (man hängt die Geisteskranken eine Zeitlang in den Brunnen (Cisterne) hinein), so sagte man mir. Der Kranke wird an einen Strick gebunden und in den Brunnen hinabgelassen. Dort hängt er dicht über dem Wasser längere Zeit (eine oder mehrere Stunden, meinte mein Gewährsmann, das ist natürlich stark übertrieben). Besonders geschehe das mit anomalen Kindern, und bei diesen ist diese Behandlungsweise ja auch von Eijūb Abēla in ZDPV Jahrg. 7, S. 84 nachgewiesen. Bei dem chaḍr-Heiligtum in el-baṣṣa genügt es schon, wenn man sich über einen wasserlosen Brunnen beugt.

Selbst der Ruß, den die Öllampen (srādsch) an den Wänden des Heiligtums erzeugen, ist ein Träger der baraka. Fellachenfrauen aus silwān berichteten mir, daß sie den Ruß vom Heiligtum des schēch dscherrāḥ abkratzten und als kuḥl[1] verwendeten. Man pflegt die Augen eines neugeborenen Kindes 40 Tage lang damit zu behandeln, damit sie schön werden und das Kind vor Augenschmerzen behütet wird. Auch die Augen der Mutter werden eine Zeitlang damit eingestrichen. Dieser Ruß wird aber nicht nur vom schēch dscherrāḥ gewonnen, sondern auch von andern Heiligtümern, so z. B. von nebi dā'ūd und ḳerami u. a. Übrigens scheint dieser Brauch auf Jerusalem und Umgebung beschränkt zu sein. Weiter im Norden wollte man davon nichts wissen, so sehr verbreitet die Verwendung von richtigem kuḥl in ähnlichen Fällen ist.

Bei schēch dscherrāḥ, der in seinem Leben ein Heilkünstler war, werden verschiedene Medizinen feilgeboten. Die Ingredienzien zu

[1] Schwarzes Pulver zum Färben der Augen, vgl. über die Zusammensetzung und die Anwendung von kuḥl Lane I, S. 32.

diesen werden ein paar Tage vorher durch den Diener, der aus der Nachkommenschaft des Heiligen ist, eingekauft und dort zurechtgemacht. Sie sollen dann eine Zeitlang auf dem Grabe stehn, und am Donnerstag, dem Besuchstag des Heiligen, werden sie an die Fellachen verkauft. Es gibt da ein Mittel gegen Leibschmerzen,[1] eins gegen Schnupfen usf.

Auch an den Kleiderfetzen, die eine Zeitlang am Fenster eines Weli bezw. an den Ästen eines Baumes (über sie ist unten gehandelt) gehangen haben, haftet die baraka. Wird man krank, so holt man sich einige davon und verbrennt sie wie Räucherwerk. Auch wenn man derartige Fetzen an sich trägt, so helfen sie gegen Erkrankung. Ebenso nimmt man ein Stück von den rājāt (Fahnen), die bei den Heiligtümern weiter im Norden und im Ostjordanland geweiht werden und bindet sie an den Kranken. Ich war selbst Zeuge davon in kufr abil, wie mein Begleiter, der gerade Kopfschmerzen hatte, sich beim schēch muḥammed ein Stück von einer rāje abriß und das an seinen ʿaḳāl, den doppelten, aus Ziegenhaar gefertigten Wulst, mit dem das Kopftuch (mendil) festgehalten wird, band. Auch die Araber bei ʿēn eṭ-ṭābiṛa bestätigten mir, daß man „schaḳfe min istār el-weli“ (ein Stück von der Bekleidung des Weli) abreiße und an den Kranken binde, damit er durch den Segen, der daran haftet, gesund werde. Dasselbe wurde mir in der Nähe von en-nāḳūra berichtet. Man nehme eine „chirḳa min istār el-weli“ (Fetzen von der Bekleidung des Weli) und binde sie dem Kranken um den Hals. Beim schēch el-ḳerami in Jerusalem sagte man mir, daß Eltern ein Stück von der Bekleidung des Weli an den Anzug des Sohnes nähen in der Hoffnung, daß er dadurch vor dem Soldat-werden geschützt wird. Allerdings setzte der Berichterstatter hinzu, das sei früher so gewesen. Jetzt nütze es nicht mehr viel, wo doch fast alle zum Militär genommen werden. Desgleichen darf man von den kleinen Pyramiden mit Erde vom Grabe des Propheten, wenn sie eine Zeitlang beim Heiligengrabe gehangen haben, eine oder zwei mit sich nach Hause nehmen, um den daran haftenden Segen auf sich und sein Haus zu übertragen. In Kairo wurden mir an einigen bedeutenden Heiligtümern (imām esch-schāfe'i, imām el-lēṭ, esch-schaʿrāni) einige solche durch die mich herumführenden schēche als besonderes Zeichen der Freundlichkeit geschenkt. Auch in Palästina schätzt man diese Dinge nicht weniger.

Ja selbst an allem, was nur im Umkreis des Heiligtumes verkauft wird, haftet die baraka. Schon ʿabdelḥani berichtet vor 200

[1] wodschaʿ el-ḳelb, eigentlich „Herzschmerzen“.

Jahren, daß er Rosenkränze in Bethlehem gekauft habe, deren Kugeln dort aus Olivenholz gedrechselt sind und sie mit sich nach Damaskus genommen „li'l-tabarruk“ (um davon Segen zu haben). Und auf dem nebi-mūsa-Feste kann man häufig Ausrufe hören wie „tamr en-nebi baraka“ (in den Früchten, die man beim Propheten kauft, liegt Segen), oder „ḥalāwet mūsa baraka“ (in den Süßigkeiten, die man etwa den Kindern von dem nebi-mūsa-Feste mitbringt, liegt Segen). Auch berichteten mir die die Speiseverteilung bei nebi-mūsa beaufsichtigenden Mitglieder der Familie ḥusēni, daß die Unsitte sehr verbreitet sei, von dem regelmäßig dort verteilten „ruzz mufilfil“ (mit semn gekochter und gelb gefärbter Reis) etwas mit nach Hause zu nehmen in der Überzeugung, daß darin besonderer Segen liege. Sie müßten daher bei der Verteilung darauf achten, daß die einzelnen nicht zu viel bekämen.

Die Sitte der mehrmaligen Umkreisung eines Heiligtumes (ṭawāf) ist nicht auf den Islam und in diesem nicht auf das Heiligtum in Mekka beschränkt. Daß der ṭawāf auch in Jerusalem üblich ist, darauf habe ich mehrfach schon hingewiesen. Beim heiligen Fels (es-ṣachra) wird er von dem offiziellen Islam nicht gern gesehn (PJB 1910, S. 90, vgl. Goldziher, Muh. Stud. II, S. 35, 315), und die Diener des Heiligtums wollten, als ich sie danach fragte, nichts davon wissen. Indessen wird er von Pilgern noch vielfach vollzogen, und zwar in derselben Richtung wie bei der ka'ba (gegen Quarterly Statem. 1879 S. 21, Goldziher a. a. O. S. 315). Um die Sitten und Gebräuche bei andern Heiligtümern kümmert sich der offizielle Islam nicht viel. So ist der ṭawāf um das Heiligtum eine häufige Übung und findet in Jerusalem etwa bei ḥasan abu l-ḥalāwa (PJB 1910, S. 67), bei den ridschāl al-'amūd (PJB 1910, S. 92), bei den mudschāhedin (PJB 1910, S. 82) und sonst statt. Kranke erhoffen durch ihn Hilfe gegen ihre Krankheit, Gesunde wohl allgemeinen wohltätigen Einfluß. So berichtete man mir in tibnin, daß ein Knabe vor Krankheit bewahrt wird, wenn man ihn 7 mal um das Heiligtum des nebi jūscha' (bei ḳadas) herumführe. Eine Beduinenfrau hatte dem mār eljās (bei den Bädern von Tiberias) gelobt, seinem Heiligtum einen feierlichen Besuch zu machen, für den Fall, daß ihr ein Knabe geschenkt würde. Als sie den Knaben bekam, brachte sie ihn mit großem Gefolge zum Heiligtum und vollzog mit ihm den ṭawāf.

Auch kranke Tiere führt man um das Heiligtum, speziell Reittiere, in Jerusalem etwa um das Heiligtum des ḥasan abu'l-ḥalawa (PJB 1910, S. 67). Freilich kann an die Stelle des ṭawāf bisweilen auch ein anderer Brauch treten. So ist der 3—5malige ṭawāf im

Ostjordanland wohl bei nebi ōschaʿ oder bei nebi schuʿēb üblich. Bei el-chaḍr (mār dschirdschis) in es-salṭ hat es denselben Erfolg, wenn man das kranke Pferd bloß an die Tür des Heiligtums bringt. Bei der Bauart des Heiligtums sei hier ein ṭawāf ausgeschlossen.

Etwas anders handelt man, wenn etwa in einer Herde von Schafen Krankheit ausbricht. Auch die Herde läßt man ein bestimmtes Heiligtum mehrmals umkreisen. So etwa das des schēch ibrahim (in der Nähe des Einflusses des Jordan in den See von Tiberias), von dem man erzählt, daß er sehr reich war und große Herden von Schafen und Ziegen besaß. Diese Herden pflegten allein ohne Hirten zu weiden und des Abends von selbst zu ihm zurückzukehren. Er gilt jetzt als Patron der Herden; man treibt eine Herde, in der viele Tiere sterben, um sein Heiligtum von links nach rechts 5—7 mal herum. Dann fällt eins wie verzaubert (marbūṭ, eigtl. gebunden) zusammen. Das hat der schēch sich auserwählt. Man opfert es ihm und die Herde wird gesund. Bei Jerusalem genießen das Heiligtum des selmān el-fārisi auf dem Ölberg (PJB 1910, S. 79 f.) oder das des schēch ḥasan in ḳarjet es-saʿide und viele andere denselben Ruf. Meist wird allerdings das vom Heiligen erwählte Tier nicht gleich geschlachtet, sondern dem Heiligen gelobt für den Fall, daß die Herde gesund wird (vgl. darüber später weiteres bei der Besprechung der Gelübde).

Daß dieser Umlauf ursprünglich von dem Umlauf der Sonne hergenommen ist und irgendwie mit Sonnenzauber zu tun hatte, ist wohl wahrscheinlich (vgl. Doutté, S. 575 ff). Heute ist der Umlauf im Bewußtsein des Volkes nichts als eine Zeremonie zur Erlangung der baraka, wie viele andere. Auch der oben besprochene Ersatz des ṭawāf weist darauf hin, daß die ursprüngliche Bedeutung vergessen wurde. In vielen Fällen genügt schon die bloße Anrufung des Namens des Heiligen, um seine Hilfe und seinen Segen zu erfahren. Im besondern gilt das von el-chaḍr. Ein Hirt bei Jerusalem berichtete mir, alle Heiligen seien gestorben, bloß el-chaḍr sei lebendig, „und wenn ich sage: chaḍr ḥai! chaḍr (lebt) so weiß ich, daß er auch schon neben mir steht. Auch in diesem Momente, da ich mit dir rede, ist er hier neben uns."

Im ganzen Umkreis des Sees von Tiberias ist es üblich, wenn man beim Fischen das Netz auswirft, zu sagen „jallā, jā schēch ʿali eṣ-ṣaijād" (Auf! schēch ʿali, der Fischer!). Dieser Ruf bewirke, daß das Fischen bessern Erfolg habe und daß man vor Unfällen behütet werde. ʿAli eṣ-ṣaijād sei der erste Fischer dort gewesen und habe auf einem Felsen gewohnt, der jetzt meist vom Wasser bedeckt sei, ganz in

der Nähe seines Grabes, das 5 Minuten westlich vom Deutschen Hospiz bei ʿēn eṭ-ṭabiṛa liegt. Wenn er ein Netz mit Fischen herauszog, so hörte er, was die Fische sprachen. Bekannte sich einer von ihnen zu Allah (mit dem muhammedanischen Glaubensbekenntnis „lā iläha illa'llāh"), so ließ er ihn wieder los. Die andern tötete er. Also auch hier ist es lediglich die Anrufung, die die baraka schafft. Und ähnlich ist es ja bei dem oben angeführten „mediḥ" des ḳādiri-schēch aus Jericho (vgl. die Ausführungen oben S. 109) und bei jenem schēch, der durch Anrufung seiner Ahnherrn (jā dschidda, jā dschidda, vgl. oben S. 107) dessen baraka auf sich übertrug.

III.

Von unseren Reisen.

Ein Frühlingsritt am „äußersten Meer".

Von Pfarrer Siegesmund in Posen.

1. Bis zur Wasserkante.

Es war am Sonntage Judica, dem 28. März 1909. Die heimische deutsche Ostmark lag noch in den Fesseln eines langen und strengen Winters, Schnee und Eis deckten dort noch Feld und Flur; für uns Mitglieder des Jerusalemer deutschen evangelischen Instituts aber waren schon längst „Winterstürme dem Wonnemonde gewichen". Leuchtende Frühlingspracht breitete sich vor unsern entzückten Blicken aus, als wir nun am Ende des zweiten Tages der diesjährigen großen Landreise, in einzelne Gruppen verteilt, vor unsern Zelten auf el-bajâdir, der Tennenterrasse von sebastie, dem alten Samaria, saßen und den Zauber der von Sternenglanz und den Strahlen des Jungmonds erhellten Nacht wohlig auf uns wirken ließen. Feierliche Stille waltete ringsum, nur dann und wann unterbrochen durch Rossegestampf, den eintönigen Gesang unserer Mukaris oder den Schrei einer streifenden Eule. Auch unser Gespräch über den masoretischen Text des Alten Testaments war allmählich verstummt, schweigend genossen wir die „liebliche Herrlichkeit der Fruchtgärten von Ephraim" (Jes. 28), nur die Gedanken ließen sich nicht bannen, die immer wieder hinüberwanderten nach der fernen Heimat, die meinigen besonders nach dem posener Landkirchlein an dessen Altar am Morgen dieses Tages die Konfirmationsfeier gewesen war.

Trotz aller Poesie der mondbeglänzten Zaubernacht draußen blieb schließlich die Prosa des Lebens drinnen im Zelte nicht aus. Ehe wir dem Schlafe in die Arme sinken konnten, mußten erst noch einige aufgegangene Nähte wieder zusammengespließt und ein paar abgesprungene Knöpfe angesetzt werden, eine Arbeit, die mir beim Fehlen aller Vor-

kenntnisse und der mangelhaften Beleuchtung recht schwer geworden ist. Das Flattern des Fähnchens auf unserm Zelte in dem immer stärker anschwellenden Nachtwinde sang uns das Schlummerlied.

Montag, den 29. März. Die Morgenandacht, bei der Prof. Dalman den Eingang von Jes. 28 verlas, ließ unsere Gedanken um Jahrtausende zurückschweifen in die Zeit, da an der Stätte unserer Rast die prächtige Krone der Trunkenen von Ephraim in den Staub sank und die Blume ihrer lieblichen Herrlichkeit verwelkte. Bevor wir von sebaṣtie schieden, besuchten wir noch die Moschee mit den traditionellen Gräbern Johannis des Täufers und der Propheten Obadja und Elisa. Die Grabanlage befindet sich in dem palmenbestandenen Hofe. Durch einen engen Gang steigt man auf einigen zwanzig — genau gezählt habe ich sie nicht — unregelmäßigen, verschieden hohen Stufen ziemlich steil in die Tiefe. Von oben gehen seitwärts schräge Lichtschächte hinab. Unten sieht man durch Löcher in drei leere Grabkammern. An den Wänden der Vorkammer sind früher Kreuze ausgemeißelt gewesen, von denen aber die Moslems immer einen Balken weggeschlagen haben, um das verhaßte Zeichen zu beseitigen. An andern mit Farbe angebrachten rohen, schwarzen Kreuzen hat sich aber ihr Fanatismus vergeblich abgemüht.

Um halb sieben Uhr stiegen wir zu Pferde und ritten durch die Reste der altberühmten herodianischen Säulenstraße westwärts hinab in das Tal von nāblus auf die Fahrstraße, von der wir Tags zuvor nach sebaṣtie abgebogen waren. Durch fruchtbare mit Ölbäumen bestandene Gründe, weite Saubohnenfelder und an frischgrünen Quittengärten vorüber, deren Bäume schon Fruchtansätze zeigten, führte uns der Weg. Besonders prachtvoll war die Vegetation bei dem malerisch gelegenen Dorfe ʿanebta. Die Gerste hatte dort bereits Ähren. Wir setzten uns in Trab und veranlaßten dadurch ein vor uns herschreitendes, mit einigen leeren Kisten beladenes Kamel, ebenfalls zu traben, zum großen Ärger des dazu gehörigen Fellachen, der uns einige wohl nicht sehr höfliche Reisewünsche nachschickte, als besagtes Kamel endlich zu der Einsicht kam, mit unsern Redschdpferden doch nicht konkurrieren zu können, sich deshalb seitwärts in die nicht vorhandenen Büsche schlug, bei dieser Gelegenheit aber mit großem Gepolter die offenbar nur lose befestigten Kisten verlor. Anderthalb Stunden hinter ʿanebta sahen wir vorn links auf der Höhe die Kaserne von ṭūl karm auftauchen und bogen rechts, also nach Norden, ab in die schon niedriger gewordenen Berge hinauf. Ein feiner warmer Regen ging hernieder, dauerte jedoch nicht lange genug, um das Hervorholen der Mäntel nötig zu machen.

Wir kamen durch die Ortschaft schuweke und erreichten um halb zwölf Uhr zeta, wo wir an einer Opuntienhecke eine längere Rast hielten. Nach dem fünfstündigen Ritt hatten wir alle etwas Hunger bekommen und ließen uns deshalb auf dem schnell durch Chalils, unseres Obermukaris, Fürsorge gebreiteten Frühstücksteppich nieder, ohne daran zu denken, unsere Pferde ihrer Churdsche (Satteltaschen) zu entledigen. Bald aber wurden wir übel gestört. Die braven Gäule fanden nämlich das feuchte Erdreich so herrlich, daß sie alle anfingen, sich mit offenbarem Behagen auf dem Boden zu wälzen und dabei mancherlei in unserm Gepäck, was durchaus nicht geplättet zu werden brauchte, zu zerdrücken. Als sie wieder auf allen Vieren standen, erkannten wir zu unserer Freude, daß immerhin alles noch glimpflich genug abgegangen war. Mein biederer Hengst, der edle Serkasi, hatte wenigstens eine aus Jerusalem sorgsam mitgeführte Kiste Zigarren nur leicht angebrochen. Nachmittags gings dann noch zwei Stunden weiter. Dschitta, das für die Heimat des Magiers Simon (Ap. Gesch. 8) gehalten wird, blieb zur linken Hand liegen. Dabei kamen wir vollständig aus dem Gebirge heraus in die Ebene Saron, von deren außerordentlicher Fruchtbarkeit die üppigen Weizenbreiten Zeugnis gaben. Nur in den gesegnetsten Gauen Deutschlands, etwa in Sachsen oder den besten Strichen meiner engeren posener Heimat habe ich derartig schöne, unkrautfreie Felder gesehen. Man sah auch freilich überall Leute eifrig darin tätig. Die ganze Landschaft war in einen zarten Duft förmlich eingetaucht wie auf einem Bilde von Claude Lorrain, und Goethes Frühlingslied ging mir eben durch den Kopf:

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie lacht die Sonne!
Wie glänzt die Flur!

als ein gewaltiger Satz Serkasis, dem die Fliegen arg zusetzten, mich zwang, meine Aufmerksamkeit gemeineren Dingen zuzuwenden. Ein kleiner Bach mußte durchritten werden, und Chalil fiel dabei ins Wasser, aus dem er sich unter gewaltigem Aufwand von Kehllauten wieder herausarbeitete. Den schweren, im Hebräischen wie im Arabischen leider sehr häufigen Kehllaut ʿajin rein auszusprechen, lernt man als Europäer selbst im Orient niemals so wie der Morgenländer. Als Muster einer vollkommenen Aussprache galt mir immer unser Chalil. Bei einer später noch zu erwähnenden Gelegenheit schien er überhaupt nur in ʿajins zu sprechen. Uns andern lief das Wasser bloß ein bißchen in die Stiefel hinein. Um halb vier gelangten wir nach kerkur, einem

elenden Dorfe, auf einer kleinen Anhöhe mitten in der Ebene gelegen, von einem gewaltigen Eukalyptus überragt. Die wenigen Bewohner, die sich zeigten, hatten etwas merkwürdig Starres in ihrem Gesichtsausdruck, als ob sie sozusagen psychopathisch minderwertig wären; ein kompliziertes Seelenleben führten sie augenscheinlich nicht, nur ihr Schech, ein Nubier, war ein intelligenter Mann, der uns ein wenig abseits von der Ortschaft dicht an einer Quelle unsern Lagerplatz anwies und seinem kleinen Söhnchen die Annahme der von uns gespendeten Metalliks huldreichst zu gestatten geruhte. Da es noch früh am Tage war, durchstreiften wir die Gegend, bemerkten zwei große Rinderherden, freuten uns über die vielen hübschen Blumen und bewunderten besonders die verschiedenartigen Disteln mit ihren prachtvollen Blüten. Leider lassen sich diese nicht pressen und mitnehmen, ohne jegliches Ansehen zu verlieren. Auffallend war mir die lange Bewurzelung mancher Blumen. Ich versuchte eine hübsche Iris auszugraben; da ich aber als Werkzeuge nur ein Taschenmesser und meine zehn Finger zur Verfügung hatte, kam ich damit natürlich nicht zustande, so tief wurzelte die Pflanze in der Erde. Abends hielt uns Prof. Dalman einen eingehenden Vortrag über Caesarea Palaestina, das wir am folgenden Tage besuchen sollten, und die Ursachen, die den König Herodes zur Gründung dieser im Verhältnis zu andern palästinischen Orten so jungen Stadt veranlaßt haben. Zur Abendandacht verlas ich den 23. Psalm und wir gingen zur Ruhe. Diesmal rauschte uns Regen in den Schlaf, der freilich in unserm Zelte anfänglich stark gestört wurde. Die Packtiere liebten es nämlich, sich an den Stricken, die die schützende Leinwand aufrecht hielten, zu scheuern und lockerten dadurch die Pflöcke, woran die Stricke angebunden waren, so daß der ganze Bau zeitweise ins Schwanken geriet, ehe jene von den Leuten wieder festgeklopft wurden. Außerdem erwiesen mir einige Mukaris die Ehre, sich draußen unmittelbar an meiner Zeltseite zur Ruhe zu legen. Jede ihrer Bewegungen machte ich natürlich drinnen pflichtgemäß mit. Endlich aber siegte doch die Müdigkeit, und die Pfeife unseres Vorstehers erklang uns am andern Morgen noch viel zu früh.

Dienstag, den 30. März. Nach der Morgenandacht über den 145. Psalm brachen wir um $^3/_4$7 Uhr westwärts, seewärts auf. Zuerst gings durch el-ṛāb, „das Dickicht", eine mit Eichen (Quercus aegilops) bestandene, sanfte Bodenschwellung. Das ist freilich ein Eichwald, wie er mit unserem deutschen nicht verglichen werden kann. Wie überhaupt bei der Mittelmeerflora stehen die einzelnen Bäume weit voneinander und erreichen längst nicht die Höhe unserer heimischen Riesen.

Die Äste sind deshalb auch nicht so hoch über dem Boden und können einem unvorsichtigen oder eiligen Reiter leicht zum Unheil werden, wie es Absalom geschah unter der Eiche im Walde Ephraim (2. Sam. 18, 9). Das rāḥ bestand übrigens vielfach nur aus Gestrüpp, zwischen dem wir uns hindurchwanden. Auch die beiden Rinderherden, die wir am vorhergehenden Tage zu Gesicht bekommen hatten, tauchten wieder vor uns auf. Sie gehörten jedenfalls Beduinen, die rechts und links von unserem Wege in drei großen Lagern zelteten. Ein Feld mit weiß blühenden Lupinen fiel mir auf. Mir waren bisher bloß gelb und blau blühende bekannt. Immerhin mag es sein, daß es sich um ganz blaßblaue Blüten handelte, die von weitem nur wie weiße aussahen. Auch viele schöne Disteln waren wieder zu sehen, darunter der ʿakkūb, der Roller der Bibel, Gundelia Tournefortii L. Das hebräische Wort galgal, von galal rollen, bedeutet eigentlich „Rad". So übersetzen denn auch die LXX Psalm 82, 14: Gott, mache sie [die Feinde] wie einen Wirbel, wie Stoppeln vor dem Winde, ὡς τροχόν, Vulg. ut rotam. Der Prophet Jesaja verwendet das Bild gleichfalls in ähnlicher Weise, Kap. 17, 13, wenn er sagt, daß „der Herr sie [die Feinde] verfolgen wird, wie der Spreu auf dem Berge vor dem Winde geschieht, und wie einem Staubwirbel vom Ungewitter geschieht. (Vulg. turbo.) Der ʿakkūb wird bis zu einem halben Meter hoch, hat sehr dicke, starre, lederartige Blätter, kann, wenn er von der Sonne ausgedörrt ist, leicht abgerissen werden und wird dann zusammengeballt über das Land gejagt, so daß es aussieht, als ob er von unsichtbaren Kräften dahingerollt würde. In dem ostjordanischen Hauran sollen diese Ballen zur Herbstzeit wohl einen Durchmesser von 80 cm erreichen und oft zu Hunderten vom Winde über die Brachfelder gerollt werden. Kein Wunder, daß das Pferd des Reisenden dadurch leicht scheu wird und dieser absteigen muß, bis die „Steppenhexen" vorüber sind. (Vergl. Fonck, Streifzüge durch die biblische Flora, Freiburg 1900, S. 84 ff.) Zur Rechten erblickten wir die Hügelkette der rōḥa und weiter nach vorn den Bergzug el-chuschm, den südwestlichen Ausläufer des Karmel. el-chuschm heißt auf deutsch die Nase, und tatsächlich bricht das Gebirge scharf wie ein Nasenrücken eine Strecke weit vom Meere ab. Über Schwemmland führte uns unser Weg weiter, das Gehöft von ḥadēdūn mit seinen hohen Eukalypten wurde ohne anzuhalten passiert, bis anderthalb Stunden für unsere Pferde recht beschwerlichen Watens durch tiefen Dünensand uns nach ḳēsārie brachten, dem alten Caesarea Palaestina. Ein eigentümliches allmählich immer stärker werdendes Brausen hatte unserm Ohre schon

seit dem Verlassen des ṛāb ein Rätsel aufgegeben, bis uns schließlich klar wurde, daß es die Brandung des Mittelmeeres war, die wir hörten. Um neun Uhr etwa sahen wir von der letzten hohen Düne die rotbedachten Häuser ḳēsāries auftauchen und dahinter den Spiegel des „äußersten Meeres" (Psalm 139) erglänzen. „Sei mir gegrüßt, o ewiges Meer! Klänge der Heimat rauscht mir dein Wasser" klangs durch den Sinn. Dort hinaus, immer westwardho! lag die deutsche Heimat, und sehnsuchtsvolle Grüße flogen hinüber. Es ist doch eigen, solange der Aufenthalt in Palästina währte, bin ich, trotz alles Schönen, das sich dem Auge bot, trotz alles Erhebenden, womit das Weilen an den heiligen Stätten der Christenheit das Herz erfüllte, der Iphigenie gleich am Ufer gestanden, das Land der Meinen mit der Seele suchend, und jetzt, da jene herrlichen Tage nun schon so weit, so weit dahinten liegen, will ich es fast beklagen, daß sie längst Vergangenheit geworden sind!

Erst Herodes der Große hat ḳēsārie gegründet, um die Warenzüge, die auf der via maris, dem „Wege am Meere" (Jes. 9, 1), vom Euphrat über Damaskus nach der Küste gingen, von den nördlichen Häfen abzulenken. Via maris publica quaedam via est, qua venitur ex Assyria ad mare Mediterraneum, nennt diese Straße der Franziskaner Quaresmius in seiner Elucidatio Terrae Sanctae.

Die jetzige Ortschaft ist ohne jede Bedeutung, klein und macht einen sehr verkommenen Eindruck. Von der alten Pracht zeugen nur kümmerliche Reste. Ehe wir ḳēsārie betraten, besuchten wir das östlich davon noch deutlich erkennbare Hippodrom, in dem eine große und zwei kleine metae umherliegen. Die Wege in und bei der „Stadt", soweit sie überhaupt vorhanden sind, werden zum Teil von niedrigen, aus lose aufeinander geschichteten Steinen hergestellten Mauern eingefaßt, auch Marmorstückchen fanden wir darunter, eine kleine Steinplatte trug eine kufische (früharabische) Inschrift, die Prof. Dalman kopierte. Im Süden des Ortes, unmittelbar am Ufer, erhebt sich noch im Halbkreise, nach der See zu offen, die aus einer Kette von Hügeln bestehende Umwallung des antiken Theaters. Auf dem Nordhügel ließen wir uns nieder, und der Vorsteher las uns Ap. Gesch. 12 und 25, wenn auch die Stätte von Herodes Agrippas Apotheose doch wohl nicht hier, sondern in dem Hippodrom östlich ḳēsāries gesucht werden muß. Die Küste ist mit Trümmern wie besät, eine ganze Reihe von Säulen liegt im Wasser. Am Meeresufer hielten wir Rast. Einige nahmen ein Bad, andere suchten Pflanzen — ich fand einen schönen, gelbblühenden Dünenmohn, den ich auch heil mit nach Europa gebracht habe — oder Marmorstückchen zum Andenken, kauften antikāt von den Eingeborenen, und alle

ließen wir die Gedanken weit zurückschweifen in die Vergangenheit. Welche Fülle geschichtlicher Erinnerungen stieg angesichts dieser elenden Trümmer in uns auf! Hier lag der Hauptmann Cornelius in Garnison, hier taufte ihn und sein ganzes Haus der Apostel Petrus, nachdem er ihnen seine Osterpredigt gehalten hatte (Ap. Gesch. 10), der Evangelist Philippus besaß hier ein Haus (Ap. Gesch. 21, 8), Paulus saß hier zwei Jahre lang gefangen, hier verantwortete er sich vor Felix und Festus, hier berief er sich auf den Kaiser zu Rom, von hier ging das Schiff in See, das den großen Heidenapostel mit noch 276 andern hinüberbrachte nach der Stätte seiner letzten Wirksamkeit (Ap. Gesch. 23—27). Origenes hat hier gelehrt, Eusebius, der Vater der Kirchengeschichte, ist hier Bischof gewesen, und Jerusalem war ihm untergeordnet. Fürchterliche Kämpfe haben in der Kreuzfahrerzeit um den Ort getobt. Der achteckige sacro catino, der jetzt im tesoro des Domes San Lorenzo zu Genua aufbewahrt wird, der mittelalterlichen Sage nach der heilige Gral, angeblich einst von der Königin von Saba an Salomo geschenkt, der Kelch, aus dem der Herr beim heiligen Abendmahle getrunken habe, der aus einem einzigen Smaragd bestehen soll, wurde bei der Eroberung der Stadt durch König Balduin I. von Jerusalem im Jahre 1101 hier erbeutet. Vor der geschichtlichen Wirklichkeit allerdings zerreißt das Gewebe der Sage. Ein gewisser Guglielmo Embriaco brachte das Gefäß nach Europa. Auf dem Transport brach ein Stück davon ab, und das Pariser Institut stellte fest, daß es sich in Wahrheit um einen grünen Glasfluß von übrigens unbekannter Herkunft handelt.

Der Philologe Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf hat zu Kaisers Geburtstag 1897 eine Prachtrede „Weltperioden" gehalten. Was er darin über Ephesus und andere Orte sagt, paßt mit geringfügigen Änderungen auch auf das heutige kesārie: Der Schakal heult um Caesarea, wo Petrus und Paulus gepredigt haben; in den Trümmern der Marmorhallen dieser Stadt wuchern die Dornen und kauern nur vereinzelt verkümmerte Barbaren; Dünensand wirbelt über den Prachtpalästen Herodis. (Reden und Vorträge S. 123.)

2. Längs der Küste.

Um ein Uhr nachmittags stiegen wir wieder auf, ritten nordwärts dicht am Strande entlang und schwelgten in der köstlichen Seeluft. Das Wasser der brandenden Wogen spülte über die Hufe unserer Pferde, landeinwärts ragte die scharfe Kante des chuschm, zur Linken glänzte im Sonnenscheine das Meer: es war herrlich. Blaue Quallen, die die Wellen ausgeworfen hatten (die Seelunge, medusa pulmo), bedeckten

zahlreich das Ufer, vor uns tauchte der Hauptstock des Karmel immer deutlicher auf. Mein Hengst Serkasi war jedenfalls noch nie am Meere gewesen, denn er wollte in der See seinen Durst löschen und steckte die Schnauze ins Wasser, wandte sich aber natürlich sofort mit unwilligem Schütteln und Schnauben wieder ab. Bald kamen wir an den nahr ez-zerḳa, den blauen Fluß, den Krokodilfluß des Plinius. Tatsächlich soll dort noch im Jahre 1877 ein weibliches Krokodil getötet worden sein. Wir überschritten oder vielmehr überritten den Fluß auf der sogenannten Kaiserbrücke, die dicht an der Mündung 1898 für unsern Kaiser erbaut worden ist, der ja damals zu Wagen von ḥēfa am Meere entlang nach jafa zog. Die Brücke ist etwa 25 cm hoch mit Sand bedeckt, welcher Umstand den Übergang für Reiter sehr angenehm macht, und soll die einzige der in jenem Jahre errichteten sein, die noch nicht wieder verfallen ist. Kurz dahinter verließen wir den Strand und zogen über zwei flache, mit niedrigem Gestrüpp bestandene Felsenbarren landeinwärts. Vom chuschm trennte uns noch ein ziemlich ausgedehnter Sumpf, gegen dessen Fieberausdünstungen vor einer Reihe von Jahren ein schon ganz hübsch herangewachsener Eukalyptuswald angepflanzt worden ist. Ein aus alter Zeit stammender steinerner Staudamm ist quer durch den Sumpf gezogen, aber so löcherich, daß wir es vorzogen, nebenher zu reiten, bis wir glücklich an eine Stelle gelangten, wo uns Wasser das Weiterkommen unmöglich machte. Wir mußten also zurück und uns doch bequemen, auf der Krone des übel zerfallenen Dammes den Sumpf zu überschreiten. Bald jedoch wurde die Fortsetzung des Weges wiederum sehr zweifelhaft. Auf eine Strecke von 5—6 m war der ganze Damm eingestürzt; dort, wo früher Mauerwerk gewesen war, stand Wasser, der Grund unter der Oberfläche lag voller Steintrümmer, rechts und links von der Dammlinie ging es in tiefe Wasserlöcher hinab, so daß die Pferde sehr vorsichtig schreiten mußten. Der erste Teil der Kavalkade war schon hindurch, unser, die wir zur zweiten Hälfte gehörten, Fortkommen wurde indessen plötzlich sehr problematisch, weil Pfarrer Mickleys Schimmel Suriani, den ich unmittelbar vor mir hatte, gerade als wir mitten im Wasser waren und dies mir, da es unsern Rossen bis an den Leib reichte, eben recht zudringlich in die Stiefel hineinlief, den Einfall bekam, saufen zu wollen, sich quer stellte und die nachfolgenden Pferde nun versuchten, seitlings vorüber zu gelangen, wobei wir unfehlbar in den Sumpf gestürzt wären. Glücklicherweise vermochten Peitschenhiebe und luftерschütternde ʿajin-Laute unserer Mukaris den Zug bald wieder in Ordnung zu bringen, und die schwierige Stelle wurde ohne Unfall passiert. Aber ein Augenblick bänglichen Herzklopfens war

es doch gewesen. Die Anfangsworte der Losung jenes Tages aus Jes. 43,2 hatten gelautet: So du durchs Wasser gehest, will ich bei dir sein, daß dich die Ströme nicht sollen ersäufen. Jenseits des Sumpfes erstreckten sich bis an den Fuß des Gebirges schöne, üppig grüne Felder. Das Land dort ist dschiftlik, wir würden sagen, Kronland, denn die Erträge fließen in die Schatulle des Sultans, was immer einen Schluß auf Fruchtbarkeit des Bodens rechtfertigt. Auf steilem, gewundenem Felsenwege erklommen wir nun die Höhe, auf der die größte Judenkolonie Palästinas, Sammarin, liegt. Der Ort, dessen Bewohner hauptsächlich Weinbau treiben, besteht aus etwa hundert Haushaltungen und ist schön gelegen. Das Straßenbild mit seinen Eukalypten, Palmen und Kakteen ist nicht übel, aber im ganzen macht die Kolonie doch keinen besonders guten Eindruck. Auch soll sich das Unternehmen nicht rentieren. Man sagt, daß jeder jüdische Ansiedler von vornherein 800 Franken erhielte, daß aber trotzdem die Leute nicht bestehen könnten, wenn Rothschild ihnen nicht ihren Wein zu hohen Preisen abkaufte. Als wir auf der andern Seite des Berges die abschüssige Fahrstraße wieder hinunterritten, fiel uns ein großes, europäisch aussehendes, dem Anscheine nach industrielles Gebäude auf. Ein grade des Weges daherkommender Sammariner erklärte uns auf unsere Frage: das sei die Weinfabrik!

Nachdem Prof. Dalman noch mit einem Teile unserer Reisegesellschaft das von Graf Mülinen in seinen Beiträgen zur Kenntnis des Karmels eingehend beschriebene Heiligtum nebi tâta besucht hatte (PJB 1909 S. 16), fanden wir uns in el-fredis, zu deutsch: im Paradiese, wo unsere Zelte standen, alle wieder zusammen. Eine zahlreiche Rinderherde — ich zählte 49 Haupt, die kamen, wenn auch nicht brüllend, die gewohnten Ställe füllend — gab Zeugnis von der immer mehr zunehmenden Rindviehzucht des heiligen Landes. Süß dufteten die Hecken blühender Akazien, und über dem Karmel spannte sich ein doppelter Regenbogen, sonst aber wurde es, je weiter der Abend vorschritt, immer kälter und ungemütlicher, mehrere Regenschauer gingen hernieder, und das Bewußtsein, daß ringsherum über Sumpf und Marsch das Fieber braute, trieb uns bald in unsere Feldbetten. Zur Abendandacht hatte Pfarrer Mickley den 93. Psalm verlesen.

Mittwoch, den 31. März. Beim Erwachen fanden wir, daß die Feuchtigkeit der Gegend bis ins Innere unserer Zelte gedrungen war. Unsere Sachen waren klamm und naß, wir hatten sie aber am Leibe bald wieder getrocknet und erwärmt. Der Morgenandacht diente der 28. Psalm als Text. Im Süden über dem Meere leuchtete ein Stückchen

Regenbogen. Das „Paradies" ist kein sehr anmutiger Ort, auch sollen die Einwohner sittlich nicht im besten Rufe stehen. Wir haben jedoch keine Berührungen mit ihnen gehabt. Die Zeit bis zum Abreiten benutzten wir zur Besichtigung des hier nōradsch genannten merkwürdigen Dreschschlittens des Dorfes, der in seiner Form von der sonst in Palästina gebräuchlichen abweicht und sich außerdem noch in der kleinen Siedelung el-mezar, ebenfalls am Westrande des Karmels, nur wenig nördlich von el-fredis, findet. In Nordsyrien, bei Aleppo, hat man diese Form allgemein. Im heiligen Lande besteht der Dreschschlitten aus einer dicken Bohlenlage, in die unten spitze Steine eingeklemmt sind, die das Zerkleinern des Getreides besorgen. Der nōradsch von el-fredis aber ist ein viereckiger hölzerner Rahmen, innerhalb dessen drei parallele Walzen angebracht sind, an denen man dünne scharfe Eisenscheiben befestigt hat, die das Korn zerschneiden, und zwar haben die beiden äußeren Walzen vier, die innere drei solcher Scheiben. In dem Rahmen stecken vier Pfosten, zwischen denen sich das Sitzbrett für den Lenker befindet. Das ganze stand unter einem auf Pfählen ruhenden Schutzdach. Graf Mülinen identifiziert den nōradsch mit dem bei Jes. 41, 15 erwähnten morag, welche Annahme auch viel für sich hat. (Beiträge zur Kenntnis des Karmels, Sonderdruck, S. 286.) Wenigstens bemerkt Seetzen ebenfalls, daß der Dreschwagen, der bei Aleppo im Gebrauche sei, schon sehr alt sein müsse und Jes. 41, 15 beschrieben werde. (Reisen, I, S. 63.)

Um halb sieben brachen wir auf und kamen eine halbe Stunde später durch das sogenannte Tor von ṭanṭura. Die der Küste vorgelagerte Felsenbarre ist an jener Stelle hohlwegartig durchbrochen und die Straße hindurchgeführt. Die Ortschaft eṭ-ṭanṭūra selbst, das Tor des Alten Testaments (Jos. 17, 11, Richter 1, 27), blieb links seitwärts liegen. Nur seine Palmenwipfel grüßten zu uns herüber. Vor Jahrtausenden war hier Grenzland zwischen Phönizien und Israel, und zwar der Stammgebiete Sebulon und Issaschar. Josua 17, 11 wird ausdrücklich erwähnt, daß Manasse unter Issaschar Dor und ihre Töchter hatte; Sebulon nennt schon Jakobs Segen (1. Mose 49, 13) als „an der Anfurt des Meeres wohnend und an der Anfurt der Schiffe und reichend an Sidon", und es ist sehr wahrscheinlich, daß die Worte über Sebulon und Issaschar aus dem Segen Moses (5. Mose 33, 19): sie werden die Menge des Meeres saugen und die versenkten Schätze im Sande, auf die Gewinnung des Purpurs aus den an jenem Strande zahlreich vorkommenden Purpurschnecken (murex trunculus und murex brandaris) und die Herstellung des Glases aus geschmolzenem Sande, wo-

durch die Phönizier seit alters berühmt waren, auf die Gegend von Dor-ṭanṭûra zu beziehen sind. Nicht weit hinter dem Tor von ṭanṭûra fanden sich rechts alte Gräber, die wohl zur Nekropole von Dor gehören mögen. Besonders auffallend war eine halbrunde, fast 7 m im Durchmesser haltende, dreistufige Sitzgelegenheit, die wir genau besichtigten und nach allen Richtungen hin vermaßen. Vielleicht ist es ein Platz zur Abhaltung von Opfermahlzeiten gewesen. Jedenfalls wurde Prof. Dalman dadurch lebhaft an ähnliche Anlagen in der alten Nabatäermetropole Petra, deren Erforschung ein spezielles Arbeitsgebiet von ihm bildet, erinnert. Einzelne größere Grabanlagen boten von denen, die uns aus der Umgebung von Jerusalem her schon bekannt waren, nichts Abweichendes. Unser Weiterritt ging nicht unmittelbar an der Küste entlang, sondern ein Stückchen davon ab auf der Fahrstraße, die zwischen zwei niederen Kalksteinbarren in einer damals mit dem schönsten Weizen bestandenen flachen Mulde dahinläuft. Oben auf dem Höhenzuge zur Rechten erschienen die Dörfer kufr-lam und es-surfend, bis wir nach einer Stunde sanften Trabens schêch ibrâḫ erreichten. schech ibraḫ ist ein moslimisches Heiligtum. Dicht dabei erstreckt sich ein weit ausgedehntes Höhengelände voller Steintrümmer, Höhlen, Grotten, wohl auch Gräbern, das Graf Mülinen als eine alte Opferstätte in Anspruch nimmt. Die genauere Feststellung wird durch den Umstand erschwert, daß alle diese Hänge offenbar schon seit langer Zeit als Steinbrüche gedient haben und die ursprüngliche Gestalt der jetzt in Trümmern liegenden Gebilde nicht mehr erkennen lassen. In vielem dürfte aber ein unbefangener Beobachter kaum etwas anderes als Reste von Ölpressen und Ölkeltern erblicken können (vgl. PJB 1909, S. 16).

Ein schneller kurzer Ritt brachte uns um 12 Uhr nach ʿatlit, dem „Pilgerschloß" der Kreuzfahrer, wo wir auf Steintrümmern am Meere mit dem Blicke nach Norden Mittagsrast hielten. ʿatlit hat eine bedeutende Vergangenheit, aber eine unbedeutende Gegenwart. Einst war es der Hauptsitz der Tempelherren im heiligen Lande und wurde von diesen noch 1218 stark befestigt. Andere alte Namen des Ortes sind districtum, détroit, nach dem apostolischen Legaten Oliverius von Köln so genannt propter viam strictam, und Petra incisa, wegen des dortigen Engpasses. Auch hat man gemeint, die jetzige Halbinsel, auf der ʿatlit liegt, sei ursprünglich eine Insel gewesen (Adrichomius: castrum peregrinorum quondam in insula maris sita, dicta Petra incisa), und der englische Reisende Pococke fügt dem hinzu, daß die Halbinsel erst durch den äußeren Festungsgraben abgeschnitten und so zu einer völligen Insel geworden sei. Der Graben

sei dann später wieder versandet. (Näheres bei Ritter, Erdkunde XVI, S. 613—617.) Jedenfalls trifft die durch den mittelalterlichen deutschen Pilger Ottokar von Horneck von ʿaṯlīṯ gegebene Beschreibung: „Dat was auch eine schöne Stadt", heute in keiner Weise mehr zu. Das dem Pariser Rothschild gehörige Dorf hat zwar einen türkischen Militärposten, ist aber sonst so unbedeutend wie möglich, die wogenumrauschten Ruinen aus großer Vorzeit jedoch sind zum Teil ganz gewaltig. „Wie ein Heldenleichnam mit zerhauener Rüstung liegt die edle Burg auf ihrem Meeresfelsen da", sagt Schubert, Reise in das Morgenland, III., S. 218. Mächtige Gewölbe haben die Jahrhunderte und die Kriegsstürme überdauert. Ihre Spitzbogengurten zeigen die für die Bauten aus der Kreuzfahrerzeit charakteristische Form, daß sie etwa in der Mitte der Wand in einer Konsole endigen.

Um halb zwei Uhr überstiegen wir den Hügel mit den Resten der alten Feste chirbet dustrē und gelangten von neuem auf die Fahrstraße, die wir vormittags verlassen hatten, um nach ʿaṯ'īṯ abzubiegen. Unser Vorsteher blieb zurück, um einige Kolumbarien dieser chirbe genauer zu untersuchen und schickte uns nach dem Karmel voraus. Wir verließen die Straße wieder, kreuzten in schräger Richtung die Ebene und erreichten durch anmutige Olivenpflanzungen das Dorf eṭ-ṭire, wo man mich für einen Gendarmen hielt. Manche Reisegesellschaften lassen sich in dieser Gegend durch einen solchen begleiten, Baedeker empfiehlt es sogar ausdrücklich. Nun trug ich eine alte Militärreithose, an der noch die rote Biese saß. Diese gab einigen Kindern den verblüffenden Gedanken ein, daß sie in mir einen türkischen Gendarmen vor sich hätten. Ich hörte ganz deutlich das Wort chaijāl. Eigentlich hatten wir vor eṭ-ṭire den Kamm des Karmel erklimmen sollen. Chalil bewies uns aber mit einem gewaltigen Aufwand von ʿajins, daß Prof. Dalman einen anderen Weg gemeint habe, und da unser Vorsteher noch nicht wieder zu uns gestoßen war, so schenkten wir dem Obermukari wohl oder übel Glauben. Chalils Ansicht erwies sich dann aber doch als falsch, wir mußten nachher einen ungeheuer steilen Zickzackweg empor, der mir von unten aus so senkrecht erschien, daß ich meinem Serkasi mit mir als Last auf dem Rücken den Aufstieg erst gar nicht zumuten wollte, sondern abstieg, um die Höhe zu Fuß zu nehmen. Dies ging indessen weit über meine Kräfte, und so vertraute ich mich denn aufs neue dem breiten Rücken meines Hengstes an. Mit Prof. Dalman, der uns jetzt auch eingeholt hatte, an der Spitze, uns in den Mähnen unserer braven, durchaus schwindelfreien, wenn auch gewaltig keuchenden Rosse festklammernd, was diese merkwürdigerweise nicht unangenehm, sondern

als eine Erleichterung zu empfinden schienen, grade als ob der Reiter mit ziehen hülfe, kamen wir glücklich oben an. Noch eine kleine Strecke ritten wir auf dem Gebirgskamme entlang, dann machten wir Halt.

Es war fünf Uhr nachmittags, und die Sonne senkte sich schon stark nach dem Spiegel des Meeres. Da hielten wir nun auf der Höhe des sagenumrauschten, liedumklungenen „Karmel am Meer" (Jos. 19, 26), dessen ehrwürdigen Gipfel weihevollste Erinnerungen aus der Geschichte des alttestamentlichen Bundesvolkes mit einem verklärenden Schimmer umsponnen und umwoben haben. Jesaja nennt den Schmuck des Karmel in einem Atem mit der Herrlichkeit des Libanon und dem lieblichen Saron (35, 2), das Haupt der Braut im Hohen Liede stehet wie der Karmel (7, 5), und wenn Amos die Schrecken des göttlichen Gerichts schildern will, so sagt er, daß auch des Karmels Haupt vertrocknet (1, 2). dschebel mār eljās nennt der Araber das Karmelvorgebirge, denn hier ist die Stätte der Wirksamkeit des Elias, wenn sich auch die einzelnen Vorgänge auf den ganzen Bergzug verteilen, von hier aus ließ der Prophet siebenmal seinen Knaben ausschauen, bis daß es rauschte, als wollte es regnen (1. Kön. 18), von hier schweiften in jener Abendstunde des letzten März auch unsere wonneerfüllten Blicke über Land und Meer, und wir konnten uns nicht losreißen von aller der Schönheit, die sich dem Auge darbot. Denn die Aussicht von dort oben ist über alle Beschreibung herrlich. Schon das Grün, das hier und da die Hänge bedeckt, erfreut im Gegensatze zu den kahlen Halden Judäas, die wir vor wenigen Tagen verlassen hatten. Am prächtigsten aber ist die Fernsicht. Da lag er vor uns gen Westen, der glanzvolle Spiegel des „äußersten Meeres" im goldenen Scheine der Abendsonne, landeinwärts nordöstlich schimmerten Obergaliläas Berge, überragt vom Hermon, nach Norden war bis zum weißleuchtenden Südende der Tyrischen Treppe die Ebene von ʿakka gebreitet, gegen Mittag dehnte sich die Küstenebene, aus der wir heraufgestiegen waren, über ʿatlit bis ḳesārie, hinter uns zog der Rücken des Gebirges, tief drunten zu unseren Füßen tauchten die deutschen Ansiedelungen auf, hüben Neuhardthof, drüben die von ḥefa, die ganze Rundschau eine lebendige Illustration zum 104. Psalm: Lobe den Herrn meine Seele! Herr, mein Gott, du bist sehr herrlich, du bist schön und prächtig geschmückt! Doch es mußte geschieden sein. Zwei Kornblumen von dort oben wurden noch zum Andenken an diese unvergeßliche Stunde gepflückt, und auf gewundener Straße stiegen wir hinunter nach ḥefa, wohin unser Troß uns vorausgezogen war. In ḥefa ist unser Kaiserpaar 1898 gelandet. Der damals zur Erleichterung der Landung in das Meer

hinausgelegte Kaiserstaden ist ein bleibendes Denkmal jener Tage geworden. Kreuz und quer durchstreiften wir die Stadt, ohne jedoch unser Lager zu finden, bis wir endlich nach längerem Suchen die Zelte unweit des Palmenwaldes auf einem großen freien Platze in der Nähe des Bahnhofs entdeckten. Unterwegs waren wir in die österreichische Post eingetreten, um Briefe nach Hause zu schicken und Nachfrage zu halten, ob der bei unserer Abreise aus Jerusalem drohende serbische Krieg wirklich ausgebrochen sei, erhielten aber zu unserer Beruhigung eine friedliche Antwort. Im Hafen lag das deutsche Kriegsschiff „Loreley", das für gewöhnlich in Konstantinopel stationiert ist und nur von Zeit zu Zeit die vorderasiatischen Küsten befährt. Um $^1/_4 8$ Uhr waren wir im Lager angekommen. Zur Abendandacht las P. Jäger den 62. Psalm. Die Nacht war sehr kalt und windig. Meeresrauschen klang in unsere Träume.

Donnerstag, den 1. April. Bei der Morgenandacht hörten wir den 101. Psalm. Um halb sieben erfolgte der Aufbruch. Zuerst gings über die Gleise der Bahn nach Damaskus durch den Palmenwald am Meere entlang bis zu dem hier an seiner Mündung ziemlich breiten Kison, dem Bach der Vorwelt (Kedumim) des Deboraliedes (Richter 5,21), dessen Wogen einst die Starken Siseras und seine 900 eisernen Wagen dahinwälzten, dessen Wellen sich mit dem Blute der von Elias geschlachteten Baalspfaffen mischten, heute nahr el-muḳaṭṭa' genannt und nur in seinem Unterlaufe dauernd Wasser führend. Die Furt an der Mündung fanden wir nicht, vielmehr ging es an den Stellen, wo wir den Übergang versuchten, sogleich tief hinab. Wir mußten also wieder eine Strecke zurück und den Fluß auf der weiter oberhalb befindlichen hölzernen Brücke überschreiten. Später sahen wir einige Leute den Kison unmittelbar am Rande der See durchwaten. Das Wasser reichte ihnen nicht einmal bis an die Kniee. So nahe dem Ausflusse hatten wir die Furt allerdings nicht vermutet. Es muß sich wohl dort eine Sandbank vorgelagert haben. In den Dünen trafen wir auf vereinzelte kleinere Palmen, die sich augenscheinlich von dem größeren Haine aus selbst dort angesamt hatten. Der Palmenwald von hefa ist berühmt und in der Tat auch der einzige größere in Palästina. Auf mich persönlich haben Palmenwälder stets mehr eigenartig und fremd anmutend als schön gewirkt. Sie können freilich sehr dekorativ sein, aber sie haben doch immer etwas Starres, geben wenig oder gar keinen Schatten und passen vielleicht in eine orientalische Landschaft wie z. B. an die Ufer des Nils besser als andere Bäume, indessen so ein deutscher Wald ist doch hundertmal schöner. Am Strande entlang zu reiten bei köstlichem

Sonnenschein und sommerlicher Wärme war eine Lust. Zahlreiche Fischer beobachteten wir bei Ausübung ihres Gewerbes. Sie fingen jedoch nur wenig große Fische, meist hatten sie nur kleines Zeug im Netz, in der Hauptsache die schon erwähnten blauen Quallen, die an der Luft bald ausdörrten und massenhaft auf dem Sande umherlagen. Auch Kamel- und Eselskarawanen begegneten wir und hatten reichlich Gelegenheit, Muscheln aller Art, darunter auch die altberühmten Purpurschnecken und kleine Seesterne, zu sammeln. Sogar ein erfrischendes Bad konnten wir nehmen. Um $^{3}/_{4}$11 Uhr gelangten wir nach ʿakka, das uns schon lange vor Augen gelegen hatte, nachdem wir an noch einem kleineren Palmenhaine vorübergekommen waren und den sehr flachen nahr naʿmen, vielleicht den Belus der Alten, dessen feinen Sand die Phönizier als besonders zur Glasbereitung geeignet gefunden haben sollen, durchschritten hatten. Eine schöne Tamariskenallee führt von dem letztgenannten Bache bis ans Stadttor.

Auch ʿakka, biblisch ʿakko, später Ptolemaïs, im Mittelalter nach den Johannitern St. Jean d'Acre, neuerdings meist wieder Akko oder auch Akkon genannt, hat eine glorreiche Vergangenheit. Von altersher zu Phönizien gehörig, in außerordentlich günstiger Lage an der einzigen Bucht der palästinischen Küste, etwa in der Mitte zwischen dem Karmel im Süden und dem dschebel el-muschakkah im Norden, auf einer nach Südwesten gekrümmten Halbinsel, so daß es nur einer kurzen Mole bedurfte, um einen ganz sichern, vor allem gegen die West- und Nordwinde geschützten Hafen zu schaffen, ist ʿakka sehr früh schon ein bedeutender Handelsplatz gewesen. Naturgemäß suchte man von der via maris möglichst schnell den Anschluß an die Küste und fand diesen am leichtesten in ʿakka. Auch das Christentum fand hier bald Eingang. Paulus begrüßte die dortige Gemeinde auf seiner Reise von Milet nach Jerusalem (Ap. Gesch. 21,7). Ihre glänzendsten Tage aber sah die Stadt während jenes „frommen Taumels, der Europa entvölkerte, um Asien zu verheeren", wie K. W. F. v. Funck das Zeitalter der Kreuzzüge nennt (Gemälde aus dem Zeitalter der Kreuzzüge, Leipzig 1821—24, I. Vorrede Seite VI), vornehmlich im dreizehnten Jahrhundert. Als Saladin auch die „Stadt des großen Königs" dauernd den Christen entrissen hatte, wurde ʿakka die Hauptstadt des Königreichs Jerusalem. Die Kriegsflotten der Abendländer und die Handelsschiffe der italienischen Republiken hatten hier ihren Haupthafen für das heilige Land. Die Stadt war stark befestigt und mit verschwenderischer Pracht aufgebaut. Templer und Johanniter besaßen in ʿakka ihre Haupthäuser. Hier errichteten mildtätige Bürger aus Bremen und Lübeck im Herbste 1190

unter dem Segel eines Schiffes auf dem Nikolaikirchhofe jene anspruchslose Pflegestätte zur Aufnahme erkrankter deutscher Pilger, das erste Heim der Brüder vom deutschen Hause, die bescheidene Wiege des später so ruhmvollen deutschen Ritterordens, des Kolonisators, Germanisators, Christianisators, ja schließlich unter Hohenzollernscher Führung auch Evangelisators Preußens. Von dem glanzvollen Leben, das in ʿakka herrschte, entwerfen die Geschichtsschreiber der Kreuzzüge ein anschauliches Bild. Sogar die jetzt in unsern Großstädten wieder modern gewordenen Dachgärten, die mir aus dem heutigen Orient nur vom Hôtel Semiramis in Kairo bekannt sind, zierten dort schon die prunkenden Paläste der Grafen und Barone des Königreichs Jerusalem. Die fruchtbare Ebene ringsum wurde in hoher Kultur gehalten, z. B. auch Zuckerrohr dort gebaut. Als im Mai 1291 der Sultan Melik el-aschraf von Ägypten die Stadt eroberte, erschütterte ihr Fall das gesamte Abendland, denn damit war der Untergang der christlichen Herrschaft im Orient entschieden, wenn auch ʿakka noch lange als Hauptlandeplatz für die Pilger nach dem heiligen Grabe seine Bedeutung behielt. Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts war die Stadt Residenz der fast unabhängigen Dynasten Dschezzar Pascha und seines Sohnes Solimān, hatte 1799 eine vergebliche Belagerung durch Napoleon I., 1832 eine Zerstörung durch Ibrahim Pascha und 1840 eine Beschießung durch die verbündeten englischen, österreichischen und türkischen Flotten auszuhalten, so daß es nicht wundernehmen kann, wenn keine sichtbaren Zeugen der Vergangenheit mehr zu dem Beschauer reden. Nicht weit vom Leuchtturm sahen wir einige alte Gewölbe mit Spitzbogennischen, ein paar unbrauchbare eiserne Kanonenrohre lagen in der Nähe umher, über den Resten des alten Hafendammes rauschten die Wogen, im übrigen aber ist ʿakka eine moderne arabische Stadt. Wohl zieht sich auch jetzt noch ein großer Teil des Handels aus dem Hauran dorthin, jedoch ist der Wettbewerb des aufblühenden ḥeka, besonders seit Vollendung der Eisenbahn nach Damaskus, stark fühlbar. ʿAkka hat nur ein Tor. Wir durchwanderten den sūḳ, die langgedehnte Marktstraße. Die prunkvolle Dschezzarmoschee besuchten wir ebenfalls. Ihr Hof enthält in einem besonderen Gebäude die mit Frucht- und Blumenornamenten verzierten Marmorsarkophage des Paschas und seines Sohnes Solimān, ist mit einigen Palmen geschmückt, hat einen hübschen Brunnen und eine eigentümliche Sonnenuhr. In dem Garten eines Kaffeehauses vor dem Tore hielten wir Rast, freuten uns, die Füße wieder einmal unter einen ordentlichen festen Tisch strecken zu können und labten uns an einer geräucherten Zunge aus Chalils Vorrat. Der Blick auf den Hafen, die

Bucht, die gekrümmte Linie des Strandes bis ḥēfa, von wo wir am Morgen ausgezogen waren, mit dem Karmel darüber ist sehr schön und erinnert an den Golf von Neapel. Ein großer englischer Dampfer verließ gerade den Hafen, und in einen Segler näher am Ufer wurden Apfelsinen verladen, die soeben auf Kamelen angekommen waren.

Um $^3/_4$1 Uhr saßen wir wieder im Sattel und strebten weiter nordwärts, nicht allzuweit von dem hier sehr felsigen und steinigen Strande, erst über Dünen, die zum Teil mit einer Grasnarbe, einer niedrigen Terebinthenart und Retschbüschen bedeckt waren. Eine kurze Strecke hinter der Stadt lag dicht an unserm Wege eine eiserne Kanonenkugel. Niemand hätte uns gehindert, sie als Andenken mitzunehmen, aber zum Anhängen an den Sattelknopf war sie doch zu schwer. Fruchtbare Weizen- und Gerstenfelder folgten, wie überhaupt die ganze Ebene auch jetzt noch reich angebaut ist. Drei, mehr oder weniger Wasser führende Flußläufe waren zu durchreiten. Auf der rechten, östlichen Seite blieb ein großer von Dschezzar Pascha angelegter Aquädukt lange Zeit sichtbar. Schließlich ging es durch den reinsten, schönsten, schiersten Sand hinauf und hinab, gerade so wie bei ḳēsārie, für uns Reiter sehr angenehm, aber für die Pferde außerordentlich ermüdend, bis wir um vier Uhr das wie eine Oase aus der Wüste vor uns auftauchende ez-zīb erreichten. Ez-zīb ist ein sehr lieblicher Ort. Es besteht aus einem hoch auf einem Hügel am Meer gelegenen Dorfe mit steilen engen Gassen und einem Gute, beides, wie die Bewohner erzählten, einem reichen Effendi aus bērūt gehörend. Das Landhaus, das dieser sich auf dem Dorfhügel erbauen läßt, war noch nicht ganz fertig. Man muß aus seinen Fenstern einen prächtigen Blick genießen, landeinwärts auf die schön gepflegten Fruchtgärten mit ihren Palmen, Zypressen, Tamarisken und hohen Opuntienhecken und westwärts aufs Meer. Ez-zīb ist das biblische Achsīb. Die Gegend wird Josua 19,29 als Grenze des Stammes Asser aufgeführt. Späterhin heißt der Ort Ekdippa und kann nicht unbedeutend gewesen sein. Von der alten nach Norden führenden Römerstraße, die der Reisende J. M. A. Scholz im Jahre 1820 noch deutlich erkannt haben will, entdeckten wir freilich nichts, auf den flachen, teilweise von den Wellen überspülten Felsen am Strande dagegen sahen wir Rinnen und Löcher für römische Soldatenspiele eingemeißelt, in ganz derselben Art, wie sie sich u. a. auch in dem Kellerfußboden unter dem Gebäude der katholischen Zionsschwestern in Jerusalem finden, wo man die Stelle der alten Hadriansburg vermutet, vielleicht ein Beweis, daß hier früher ein römisches Kastell gelegen hat. Ob die Wogen das Ufer abgebröckelt haben oder die Römerburg in das

Meer hinausgebaut war, bleibe dahingestellt. Die wasserholenden Mädchen und Frauen zeigten fast durchweg sehr anmutige Gesichtszüge. Die von der typischen blauen Gewandung der eigentlich palästinischen Fellachinnen abweichenden bunten Stoffe, die sie trugen, bewiesen, daß wir uns nun schon im Grenzgebiete des heiligen Landes befanden. Im Dorfe wurde grade eine Hochzeit gefeiert. Brautpaar und Gäste ließen sich willig photographieren, da ihnen versprochen wurde, sie sollten Bilder erhalten. Wie diese freilich nach ez-zîb gelangen würden, war uns nicht recht klar, da es dorthin natürlich keine Postverbindung gibt. Übrigens sind auch die Bilder nicht geraten, und die Dörfler harren noch heute vergeblich auf ihre Typen. Wir hatten noch lange Tag und daher Muße genug zum Umherstreifen. Unser Koch ʿOde erquickte uns ausnahmsweise mit einem Nachmittagskaffee, den er als besondere Ovation mit dem bei den Arabern so beliebten hel (Kardamom) gewürzt hatte. Auf einen herrlichen Sonnenuntergang folgte ein ebenso herrlicher Abend. Die Brandung rauschte ihr uraltes Lied, nordwärts schimmerten die weißen Klippen der Tyrischen Treppe, die wir am nächsten Tage übersteigen sollten, geisterhaft im Mondlicht. Die Andacht hielt P. Duhm mit dem 104. Psalm.

Freitag, den 2. April. Nachdem Prof. Dalman aus Matth. 24 die Morgenandacht gehalten hatte, erfolgte um sieben Uhr der Aufbruch, 50 Minuten später waren wir an dem Fuße des dschebel el-muschaḳḳaḥ, des „Spaltenberges", eines von Osten nach Westen sich erstreckenden Gebirgszuges, dessen Westende, das aus weißem Kalkstein bestehende Kap ras en-nāḳura, steil zum Meere abfällt, angelangt. Damit hatten wir das Südende der berühmten Tyrischen Treppe oder Leiter erreicht, Κλῖμαξ Τυρίων des Josephus, scala Tyriorum der Römer, des Treppenweges der Tyrier, über dessen Schwierigkeit und Gefährlichkeit man uns mancherlei vorgefabelt hatte. Tatsächlich sind eigentliche Schwierigkeiten auf dieser Strecke gar nicht vorhanden, ein sehr bequemer Weg ist es allerdings nicht. Aber nach meinem Empfinden haben wir auf unsern sonstigen Ausflügen weit bedenklichere Stellen ungefährdet passiert. Rās en-nāḳura gilt gemeinhin als die eigentliche Treppe. Ich kann mich aber dieser Meinung nicht anschließen. Auch Prof. Dalman bezieht die Stelle bei Josephus, Bell. Jud. II, 10, 2, unter Vergleichung mit einer Angabe des palästinischen Talmud auf den gesamten dschebel el-muschaḳḳaḥ, von dem rās en-nāḳura nur der südwestliche Ausläufer sei, und gibt die Möglichkeit zu, daß die Bezeichnung „Treppe" dem ganzen sehr alten Küstenwege bis zum rās el-abjaḍ, dem nordwestlichen Ende des hier bis an das Meer heran-

tretenden, etwa drei Stunden zum Überklettern erfordernden obergaliläischen Gebirges, gegolten haben könne. Anders kann es auch kaum sein: entweder verdient der Bergpfad in seiner ganzen Länge von rās en-nāḳūra als Aufstieg im Süden bis zum rās el-abjaḍ als Abstieg im Norden die Bezeichnung „Treppe" bzw. „Leiter", oder aber, und dieser Ansicht neige ich mich zu, nachdem ich an Ort und Stelle gewesen bin, der Name scala gebührt ausschließlich dem rās el-abjaḍ, dem weißen Vorgebirge. Auf den in der geographischen Anstalt von Wagner und Debes in Leipzig hergestellten Karten, zu denen auch die im Baedeker gehören, trägt übrigens das letztgenannte promontorium album die Bezeichnung scala Tyriorum. Das würde an sich noch nichts beweisen, da Karten nicht immer richtig sind. Wichtiger ist meines Erachtens der örtliche Befund. Rās en-naḳura ersteigt man auf einem nicht einmal sehr abschüssigen, etwa 2 m breiten, geröllbedeckten Wege, der gar nichts Treppen- oder Leiterartiges an sich hat; rās el-abjaḍ dagegen ist tatsächlich ein künstlich in die steile, aus weißem mit Feuerstein durchsprengten Senonkalk bestehende Felswand gehauener, stufenartiger, ebenso breiter, aber ungefähr drei- bis viermal so langer Paß, auf dem man aus dem Gebirge in die Ebene von Tyrus hinuntersteigt. Die beiden englischen Marineoffiziere Charles Leonard Irby und John Mangles, die am 21. Oktober 1817 von ez-zīb nach Tyrus zogen und den Weg execrable fanden, haben dieselbe Empfindung gehabt: sie nennen das weiße Vorgebirge the ladder of the Tyrians. (Travels in Egypt etc. London 1845, S. 61, Spalte 2, Zeile 8 und 9 von oben.)

Kurz vor acht Uhr begann der Aufstieg zum rās en-naḳura. Da das Gebirge bis hart an das Meer heranrückt — das Gestein scheint förmlich aus dem Wasser emporzuwachsen —, so bleibt unten kein Raum mehr für einen Weg übrig, deshalb ist ein geländerloser Saumpfad schräg die Bergwand hinaufgeführt. Links gähnt der Abgrund, und in der Tiefe grollen über spitzen Klippen die Wogen. Unsere Pferde überwanden den Aufstieg in einer Viertelstunde. Von oben, wo sich uns noch ein wundervoller Abschiedsblick auf die Ebene und Bucht von ʿakka bis zum Karmel auftat, ging es scharf landeinwärts und dann zwei Stunden lang zwar nicht in schwindelnder Höhe, aber immerhin über manchen steilen Abhang und wüstes Geröll hinauf und hinunter. Wir überholten zwei große Schafherden, Transporte von Schlachttieren. Auch sonst war der Weg trotz seiner Unbequemlichkeit recht belebt. Mehrfach ritten tief verschleierte Frauen an uns vorüber. Sogar für steile Felspfade sich sonst nicht eignende Kamele mit verächtlich hängender Unterlefze und ebenso stolzen wie unzufriedenen Mienen

begegneten uns. Die zum Teil verfallenen Türme, die sich in bestimmten Abständen zur Seite des Pfades erheben, sind alte Wachttürme. Sie stammen aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und wurden damals zur Sicherung der Straße erbaut. Der Schech der Gegend nahm das Passagegeld ein und mußte dafür die Wächter besolden. Um halb neun Uhr tauchten im Nordosten der in Wolken gehüllte Libanon und der majestätische dschebel esch-schēch, der schneebedeckte Hermon, vor unseren Blicken auf, zugleich sahen wir in grader Richtung vor uns das noch mehrere Stunden entfernte sonnenbeglänzte ṣūr, Tyrus. Eine halbe Stunde später ritten wir an dem recht anmutig zwischen Palmen, Maulbeerbäumen, Opuntien, Feigen und Sinselacht liegenden chān en-nāḳura vorbei. Der Sinselacht sieht fast aus wie unsere Akazie, nur mit glattem Stamme, und hat fliederartige Blüten. Der Talgrund zeigte üppige Weizen-, Gersten- und Bohnenfelder. Verschiedentlich waren darin kleine Säulen aus weiß gestrichenen Feldsteinen aufgestellt. Die auf dem Acker arbeitenden Leute erklärten uns, das seien Vogelscheuchen. Jenseit des wādi ḥamūl gab es am Bergesabhange und oben auf dem Kamme mancherlei merkwürdige Trümmer, Grabanlagen, Säulenreste — besonders eine hohe zeugte von längst entschwundener Pracht —, deren Besichtigung einen Teil von uns längere Zeit in Anspruch nahm, während die andern in träger Ruhe auf dem zwar harten, aber von der Sonne angenehm erwärmten Felsboden des Weiterrittes harrten. Inzwischen zog unser Troß, der später als wir aufgebrochen war, an uns vorüber. Schon von weitem hörte man die Glöckchen der schwerbeladenen Maultiere und Esel läuten. Vergeblich fragten wir uns immer wieder: Wo sind denn eigentlich die Schwierigkeiten des Passes? Wann kommt denn nun die altberühmte und so übel beleumdete Treppe? Sollten wir sie etwa unwissentlich schon passiert haben? So flach und eben dehnte sich der Strand weithin aus. Gerade um Mittag stiegen wir beim chān iskanderūn vom Pferde, um auf Steinen am Meere zu rasten. Die in der Nähe befindlichen Ruinen sind Reste des alten Alexandroschene, des späteren durch König Balduin I. von Jerusalem neu aufgebauten Kastells Skandarion der Kreuzfahrer, das auch dem heutigen chān den Namen gegeben hat. Ob es sich dabei um eine Anlage Alexanders des Großen handelt oder ob man nur bis zu dem römischen Kaiser Alexander Severus zurückgehen darf, unter dessen Regierung die scala in die Steilwand des rās el-abjaḍ eingehauen worden sein soll, ist streitig. Unwahrscheinlich ist die erste Annahme nicht, denn der Mazedonierkönig hat in der dortigen Gegend geweilt und mag ebenso wie später Balduin daselbst gegen Tyrus Werke aufgeführt haben.

Alexandroschene wird schon in dem Itinerarium Burdigalense vom Jahre 333 genannt, und der hauptsächlichste zeitgenössische Geschichtsschreiber der Kreuzzüge, Wilhelm von Tyrus, seit 1174 Erzbischof, erzählt, daß hier ein castrum Alexandri Magni gestanden habe. Der Strand war recht ergiebig an Purpurmuscheln. Eine Zeitlang sahen wir Fischern zu, die mit dem Wurfnetz arbeiteten. Um halb zwei brachen wir wieder auf.

Zunächst ging es eine sanft geneigte, aber sehr steinige Anhöhe hinan, darauf ein wenig steiler hinab, dann wieder hinauf und mit scharfer Wendung nach rechts, nach Osten, und jetzt tauchte plötzlich das weiße Gestein des nördlichen Gebirgsabhanges, des rās el-abjad, promontorium album, der eigentlichen Treppe, vor unsern staunenden Augen auf. Auf diese Weise löste sich auch das Rätsel, warum man vorher nichts von dem Passe bemerkt und doch so lange schon die Stadt Tyrus fast mit greifbarer Deutlichkeit vor sich liegen gesehen hatte. Das Ufer biegt nämlich beinahe rechteckig ostwärts um und bildet eine weite Bucht, deren Südrand rās el-abjad ist, und an deren Nordrande ṣūr liegt. Der Weg ist seitlich in die Felswand eingehauen, geht stufenförmig, daher die Bezeichnung Treppe, erst aufwärts, dann in derselben Weise abwärts. Er ist etwa 2 m breit, so daß man sich zur Not ausweichen kann, geglättet durch jahrtausendelange Benutzung, und wäre wohl auch hoch zu Roß oder zu Esel zu passieren, wenn das Reittier geführt würde. Wir stiegen indessen lieber ab und nahmen den Paß zu Fuß. Die Felswand fällt steil nach dem Meere zu durchschnittlich 60 m tief ab, ebenso hoch ragt der Berg an der Innenseite, der Rand des Weges hat nur stellenweise ein niedriges Geländer von lose aufgeschichteten rohen Blöcken, so daß wir es immerhin ratsam fanden, die ja unbedingt schwindelfreien Pferde an der äußeren Kante schreiten zu lassen und uns selbst längs der Bergwand zu halten. Man will in dem Felsgestein dieses berühmten Passes sogar Spuren von Wagengleisen festgestellt haben. Davon haben wir jedoch nichts bemerkt, und ich halte es auch für ganz unmöglich, daß hier Wagen fahren können. Zum Übersteigen der Treppe brauchten wir dreiviertel Stunden. Auch eine Sage knüpft sich an diesen Ort. Am Fuß der Felswand hat das Meer eine große Höhle ausgenagt, die sogenannte Klage- oder Seufzerhöhle, mġaret ennūḥ. Man erzählt, daß einst ein Hochzeitszug mit Sang und Klang über die Treppe gestiegen, das Pferd der Braut aber gestrauchelt, mit ihr in den Abgrund gestürzt und von den Wellen verschlungen worden sei. Der Geist der Braut ist seitdem in diese Höhle gebannt und läßt von dort aus sein Klagelied erschallen. Bis nach ʿakka und ṣūr ver

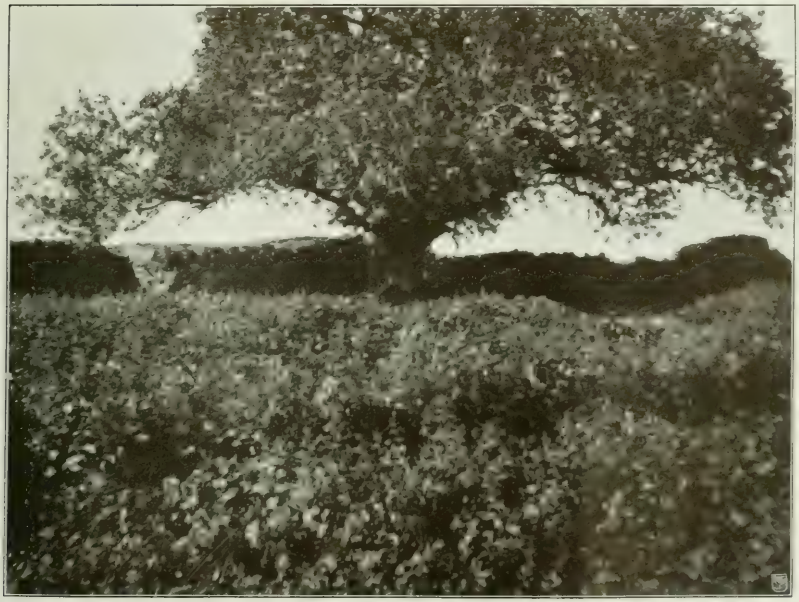
nimmt der abergläubische Eingeborene in stürmischen Nächten die erschütternden Jammerlaute.

Unten in der Ebene ließen wir die Pferde ein bißchen laufen, und im flotten Trabe ritten wir, zuletzt wieder dicht am Strande, so daß die Wellen die Hufe der braven Gäule bespülten, im herrlichsten Frühlingssonnenschein auf Sur (Tyrus) zu, wo wir denn auch nach anderthalb Stunden glücklich ankamen. Ein Segelschiff stach aus dem Hafen grade in See. Auf dem schmalen Isthmus, der jetzt das ehemalige Inseltyrus mit dem Festlande verbindet, standen unsere Zelte.

Es ist doch ein eigenes Gefühl, das den Besucher solcher uralten Kulturstätten wie Tyrus ergreift. Feldmarschall Graf Moltke spricht einmal von Städten, die man sich wohl in Gedanken vorstellt, die man aber nicht in Wirklichkeit zu sehen bekommt. Er hatte freilich, als er diesem Gedanken Ausdruck gab, eine viel bedeutendere Stadt vor sich als wir in Sur, denn er blickte von dem großen Turme des Kreml auf Moskau hernieder, aber die Empfindung selbst ist doch die gleiche. Man kennt von der Schule her die Phönizier und weiß von Tyrus und Sidon, aber daß man einst selbst dorthin geführt werden würde, ahnt man nicht. Und in viel höherem Maße noch trifft diese Erwägung zu auf die heiligen Stätten der Christenheit, auf Jerusalem, Bethlehem, Nazaret. In Sur freilich müssen die geschichtlichen und religiösen Erinnerungen, die in einem wach werden, den fast völligen Mangel an Zeugen einer großen Vergangenheit ersetzen. Tyrus ist nicht nur 70 Jahre vergessen gewesen (Jes. 23, 15), es ist überhaupt ein vergessener und verlorener Ort geworden. An der großen Fremdenstraße liegt es nicht und wird deshalb selten besucht. Einst seine Kaufleute Fürsten und seine Krämer die Herrlichsten im Lande (Jes. 23, 8), jetzt ein bloßer Fels und ein Wert, darauf man die Fischgarne ausspannt (Hes. 26, 4. 5. 14). So hat sich der göttliche Fluch, daß es nicht mehr gebauet werde, furchtbar erfüllt! Bekannt ist die Belagerung der Stadt durch Alexander den Großen. Auch Jesus hat an ihren Grenzen geweilt. Der Sonntag Reminiscere mit seinem Evangelium von der wunderbaren Heilung der Tochter des kananäischen Weibes erinnert uns alle Jahre wieder daran. Paulus hat sich ebenfalls 7 Tage bei den dortigen Jüngern aufgehalten (Ap. Gesch. 21, 3. 4). Die heutige Ortschaft liegt nur auf dem nördlichen Teile der Halbinsel. Nach der Westseite zu fällt die Küste steil und schroff ungefähr 6 m tief ab. Am Südostende der Stadt sind noch ganz geringfügige Überreste der alten Kathedrale vorhanden, deren von Eusebius verfaßte Weiherede uns erhalten ist. Darin sollen auch die Gebeine Friedrich Barbarossas beigesetzt worden

Aufnahme von G. Dalman.

2. Aussicht von ḳal'at el-ḥöṣn (Hippos) nach Tiberias.

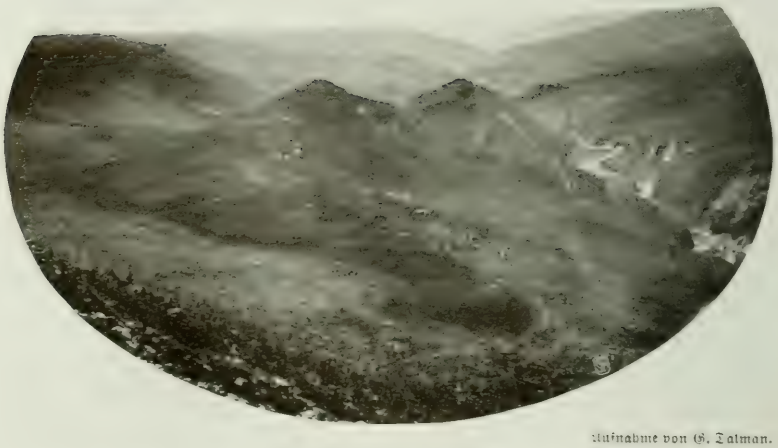


Aufnahme von G. Dalman.

3. Terebinthe und Häuser von kurse.

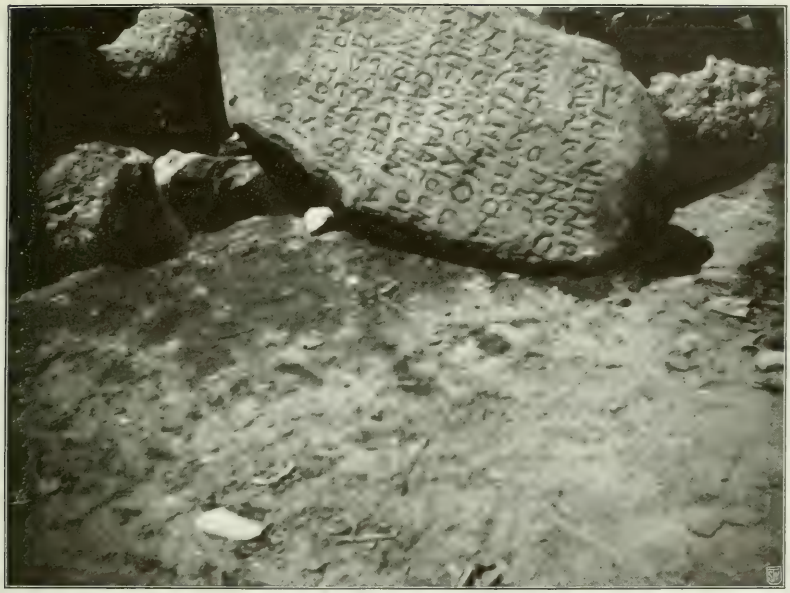
Aufnahme von G. Dalman.

4. Waſſerfall des rukḳād.



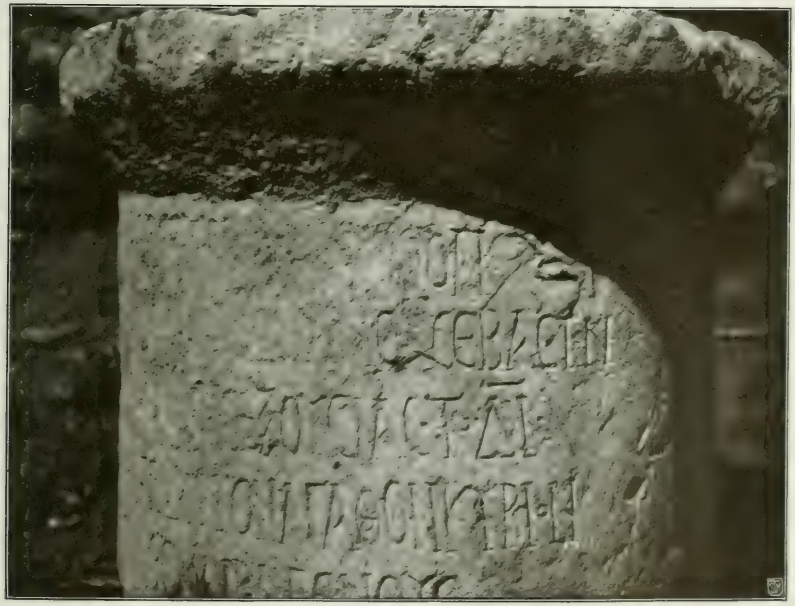
Aufnahme von G. Dalman.

5. Ausſicht auf tell ehdēb (Gamala) und dschamle von Norden.



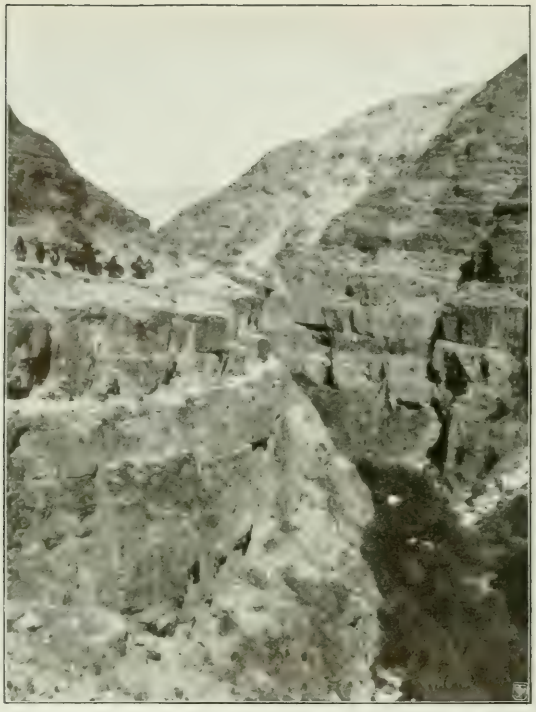
Aufnahme von R. Graf.

6. Grenzstein aus der Zeit Diokletians.



Aufnahme von O. Talman.

7. Basis einer Statue Hadrians.

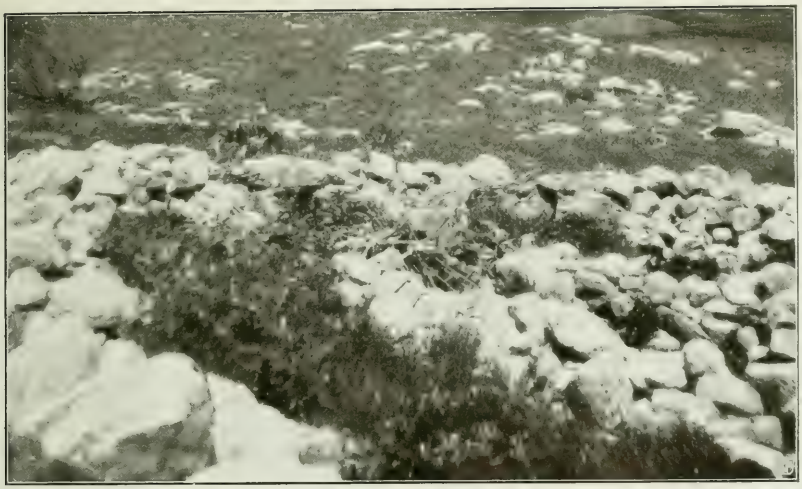


Aufnahme von G. Dalman.

8. Im wādi ḳelt (links oben die Mitglieder des Inſtituts).

Aufnahme von G. Dalman.

9. Tamariske am Jordan.



Aufnahme von P. Kahle.

10. Nebi schuʿēb im wādi nimrīn, Gesamtansicht.

Aufnahme von P. Kahle.

11. Nebi schuʿēb, Eingang.

Aufnahme von P. Kahle.

12. Schēch ṣuēliḥ auf dem Wege nach Mādaba.

Aufnahme von P. Kahle.

13. Imām ʿali bei Jericho.

Aufnahme von P. Kahle.

14. Schēch ʿabdallāh bei chirbet eḳbāla.

Aufnahme von P. Kahle.

15. Schēch abu misjif im wādi en-nār.

Aufnahme von E. Aurelius.

16. Schēch el-ḥalabi in bēsān.

Aufnahme von P. Kahle.

17. Schēch aḥmed el-ʿadschami bei bēt maḥsīr.

sein, nachdem man viscera et cerebrum et carnem suam aqua coctam et ab ossibus separatam (schauderhafte Vorstellung!) in civitate Antiochiae begraben hatte. (Nach englischen Chroniken mitgeteilt von Robinson, Palästina, III, S. 675, Anm.) Unser Kaiser Friedrich III. hat sich lebhaft für die Sache interessiert. Die auf seine Anregung hin angestellten Nachgrabungen haben aber kein Ergebnis gehabt. Nach einer sehr späten unbegründeten Sage soll übrigens Barbarossa nicht im Saleph, sondern im nahr el-ḳāsimije dicht bei Tyrus den Tod gefunden haben. Von der Kathedrale ist noch eine umgestürzte kolossale rotgranitene Doppelsäule zu sehen, und auch sie wäre nicht mehr da, wenn die Baumeister Dschezzar Paschas, der die ganze Küste zur Verschönerung von ʿakka geplündert hat, sie hätten von der Stelle bewegen können. (Volney, Voyage en Syrie, II, 196: Djezzâr, qui a dépouillé tous ces cantons pour orner sa mosquée d'Acre, a voulu les (deux colonnes) enlever, mais ses ingénieurs n'ont pas même pu les remuer.) In ihrer Bedeutung nicht mehr erkennbare Trümmer liegen am Ufer verstreut. Vieles mag im Sande begraben oder vom Meere überflutet sein. Ein großes Linsenfeld im Süden war uns peinvoll zu durchschreiten, weil man fortwährend auf Steine trat, die man unter dem Pflanzengrün nicht sah. Unser Zeltlager stand auf dem Hals der Halbinsel bei einem eingefriedigten Garten mit schönen hohen Sykomoren, der aber nicht zugänglich war. Bei dem Garten steht ein alter Turm, und in diesem Turm befindet sich ein Brunnen, dessen Wasser aus unbekannten Gründen alljährlich im September von einem rötlichen Ton getrübt wird (argile rougeâtre, Volney, a. a. O., S. 197). Die Bewohner waren recht zudringlich, aber die antikāt, die sie anboten, machten den Eindruck der Echtheit und wurden billig abgegeben. Die als Wächter angenommenen Soldaten der türkischen Garnison schützten vor groben Belästigungen. Drei türkische Notabeln besuchten unser Lager und erhielten im Zelte des Vorstehers die übliche Bewirtung mit Kaffee. Während der warmen vom Meeresrauschen erfüllten Nacht machten zahlreiche Moskitos die Honneurs des Ortes und gaben ihre zierlich gestochenen Visitenkarten ab. Eins freilich ist den Tyriern geblieben, wie es schon vor Jahrtausenden war, das ist die schöne Aussicht, landeinwärts auf die Berge. Es ist allerdings die Frage, ob sie sich daraus viel machen. Die Abendandacht hielt P. Möller mit dem 8. Psalm.

Sonnabend, den 3. April. Nach der Morgenandacht über die Salbung Jesu in Bethanien (Joh. 12) verließen wir um die gewöhnliche Zeit, 7 Uhr, das Lager und ritten zunächst wieder am Strande

dahin. Von Norden gesehen präsentierte sich sur viel hübscher als Tags zuvor von Süden. Zehn Segler lagen im Hafen. Der Himmel war halb bedeckt, die Luft sehr milde. Hinter dem kleinen wādi el-mezraʿa bogen wir landeinwärts ab und gelangten um halb neun Uhr an den nahr el-ḳāsimije, über den eine schöne steinerne Bogenbrücke führt. Der nahr el-ḳāsimije — in seinem Oberlaufe, wo wir ihn noch kennen lernen sollten, litāni genannt — bildet die eigentliche Nordgrenze Palästinas gegen Syrien, auch die Dialektgrenze. Das palästinisch-arabische o wird zu au, e wird zu ei oder ai. Einige behaupten auch, das Wort ḳasimije bedeute Teilung oder Scheidung. Die Fahrstraße, der wir folgten, ist ziemlich einförmig. Sie führte durch schöne Weizen-, Gersten- und Bohnenfelder, die links von der See, rechts von dem hier nicht sehr hohen Gebirge begrenzt wurden. Nach einer weiteren Stunde sahen wir in der Bergwand Höhlen und Grotten, deren ursprüngliche Bestimmung nicht klar ist. Die eine davon, die auch Renan beschreibt, mṛaret el-fardsch, wurde besucht und die Innenwände abgeklatscht und photographiert. Ihr Eingang ist eng, und es geht abschüssig hinab. Man rutscht förmlich hinein, bei welcher Gelegenheit ich mich buchstäblich in die Nesseln setzte, die dort üppig wucherten, aber eben dadurch die Passage für die Nachkommenden frei machte. Das Innere der Höhle liegt voller Schutt. Die Wände zeigen flache Nischen und roh eingeritzte Figuren, die an die im PJB 1908, S. 52 von Prof. Dalman erwähnten Bilder der Sesostrissstelen erinnern, zugleich aber auch Embleme des Astartedienstes bedeuten oder gar nur als obszöne Phantasieprodukte höchst unheiliger Künstler anzusprechen sind. Links und rechts unten von der mittleren etwas höher eingemeißelten Wandnische befinden sich kleinere Vierecke mit rechteckigen Löchern darin. Was sie aber zu bedeuten haben, wer will das mit Sicherheit bestimmen? Das Löschpapier der Abklatsche wanderte in die Eierbüchse. Der Eiervorrat wurde anderswo verstaut. Der Erfolg war, daß wir beim Frühstück Rührei hatten in der besonderen Aufmachung mit Hindernissen, nämlich mit Schalen. Wir waren eben Opfer der Wissenschaft. Chalil hatte einen lebhaften ʿAjinwechsel mit einer empörten Fellachin, die gegen das Reiten durch ihr Feld, das vor der Höhle lag, Einspruch erhob. Unter einem wilden Charrūb an der Straße hielten wir noch ein Weilchen und sahen einem Bauern zu, der sein Feld mit Durra bestellte. Auch ein Beduinenlager befand sich in der Nähe. An uns vorüber pürschte sich eine kleine Jagdgesellschaft langsam nordwärts. Was sie aber jagten, blieb uns dunkel. Solange die Jäger in Sicht waren, fiel kein einziger Schuß. Inzwischen hatte sich der Himmel völlig

aufgeklärt, die Sonne Syriens brannte heiß auf uns hernieder, in munterem Wechsel zwischen Trab und Galopp nahmen wir ein Stück Straße nach dem andern und erklommen um 12 Uhr die Höhe von ʿadlūn, dessen Gräberfeld oder vielmehr Gräberwand — denn die Höhlen sind in den recht steilen Abhang eingegraben — aber nichts besonders Interessantes darbot. Robinson, der am 25. Juni 1838 hier vorbei gekommen ist, nennt ʿadlūn oder wie er schreibt ʿadlân eine „frühere Ortslage aus verworrenen Haufen von Steinen und mehreren alten Brunnen bestehend" (Pal. III, 689), meint damit aber nicht das Dorf auf der Höhe, das wir besuchten, sondern eine Stelle in der Ebene zwischen Straße und Meer. Die Identifizierung ʿadlūns mit der Ornithopolis des Strabo ist völlig unsicher, wenn auch nicht unmöglich. Oben auf einem freien Platze dicht am Dorfe wurde das Frühstück eingenommen. In glühendem Sonnenbrande lagen wir halb schläfrig auf dem Erdboden, umschwirrt von Fliegen, dicht umdrängt von den ʿadlūnischen Autochthonen, wobei außerdem noch zu unserer geringen Ergötzung einige Zigeuner eine seltsam dumpf klingende Musik verursachten, nach deren Rhythmen ein als Mädchen verkleideter Knabe einen gar nicht anmutigen Tanz aufführte, dessen Zweck und Ziel das unvermeidliche Backschisch war.

Nach dem Abstieg folgten wir wieder im wesentlichen der Fahrstraße und erreichten um halb fünf Uhr nachmittags unser Zeltlager an der Brücke über den nahr ez-zaherāni, den blumenreichen. Auch hier im Norden ist die Ebene fruchtbar und reich angebaut, nur nach dem Strande zu erscheint reiner Sand. Über dies ganze Küstengebiet sind hin und wieder einzelne Trümmerstücke wie ausgesät, augenscheinlich aus sehr verschiedenen Zeiten stammend. Die Dürftigkeit der Überreste läßt aber keinen sicheren Schluß auf ihre einstige Bestimmung zu. Auf der Höhe zur Rechten, ungefähr halbwegs zwischen ʿadlūn und dem nahr ez-zaherāni, gerade da, wo die Küste nach Nordosten umbiegt, zeigte sich ṣarfend, die alte „Zarpath, welche bei Sidon liegt" (1. Kön. 17,9), Sarepta der Sidonier im Neuen Testament (Luk. 4,26), wo im Hause der Witwe das Mehl im Kad nicht verzehrt wurde und dem Ölkruge nichts mangelte bis auf den Tag, da der Herr regnen ließ auf Erden, und wo Elias durch sein Gebet die Seele des einzigen Sohnes wieder zu ihm kommen ließ (1. Kön. 17). Der nahr ez-zaherāni trägt den Namen des blumenreichen mit Recht. Prächtig blühende Oleanderbüsche zierten seine Ufer, und Prof. Dalman ließ es sich nicht nehmen, unsere Abendtafel mit Sträußen dieser schönen roten Blüten zu schmücken. Einige benutzten den Rest des Tages, um in der nahen See ein er-

frischendes Bad zu nehmen. Die Abendandacht hielt P. Nestle und verlas das Evangelium vom kananäischen Weibe, dessen Gebetserhörung ja in der Gegend von Tyrus und Sidon stattgefunden hat.

Sonntag, den 4. April, Palmarum. Die Morgenandacht knüpfte Prof. Dalman an den Einzug Jesu in Jerusalem an (Matth. 21). Diesmal etwas früher als sonst, bald nach sechs Uhr, ritten wir ab und gelangten auf der reichlich langweiligen Fahrstraße nach Überschreitung des nahr es-semik kurz vor acht nach ṣēda, dem alten Sidon, der anderen berühmten Phönizierstadt, wo Paulus gute Freunde hatte, die er auf seiner Reise nach Rom besuchte (Ap.-Gesch. 27, 3). Ṣeda (Sidon) ist heutzutage viel bedeutender als ṣur (Tyrus), wenn ihm auch das nördlich gelegene bērut empfindliche Konkurrenz macht. Die Stadt an sich ist zwar nicht schön, aber in ihren Straßen herrscht ein lebhaftes Treiben. Tyrus macht dagegen einen förmlich toten Eindruck. Reizend ist die Lage. Auf der Landseite ziehen sich weithin rings um die Stadt die herrlichsten Gärten. Deren Ausdehnung ist im Norden noch etwa dreimal so groß als im Süden, und doch gebrauchten wir, die wir von Süden kamen, zum Durchreiten von dem äußersten Ende bis zum Stadttor volle 25 Minuten. Es war eine entzückende Blütenpracht, und ein Garten erschien uns immer schöner als der andere. In buntem Wechsel zogen wir an Orangen, Zitronen, Granaten, Aprikosen, Mandeln, Tamarisken, Bananen, Palmen vorüber. Das heutige ṣeda liegt auf einer stumpfen Halbinsel, der seewärts noch eine andere, ganz schmale, längliche spitzhackenförmig vorgelagert ist. Der alte südliche Hafen ist versandet. Der Großemir der Drusen Faḫr ed-dīn (1595—1634), ein höchst genialer, völlig selbstständiger Fürst, hat ihn zuschütten lassen. Der alte nördliche Hafen dient auch jetzt noch als solcher, er ist zum Teil nach dem offenen Meere zu durch Klippen mit Überresten alter Dämme abgegrenzt, doch nicht ganz geschützt, da die Quadern der Molen entfernt und anderweitig verwendet worden sind, so daß bei starkem Sturm die Wellen darüberhinfluten. Auch ist der Hafen für Schiffe mit größerem Tiefgange ungeeignet, da die sehr seichte Einfahrt nur flach gehende Barken passieren können. Sie ist ebenfalls von Faḫr ed-dīn verschüttet worden, um den türkischen Kriegsschiffen den Zugang unmöglich zu machen. Die östlichste Klippe der nördlichen Kette ist die größte und höchste. Auf ihr erhebt sich das sogenannte Meerschloß, ḳal'at el-baḥr, Ruinen eines aus der Kreuzfahrerzeit stammenden Kastells, das aber auf uralten, sicherlich noch von den Phöniziern erbauten, in den natürlichen Felsgrund gefügten Quadermauern errichtet worden ist, wahrscheinlich ursprünglich das Nordost-

bollwerk der antiken Hafenbefestigung. Das Meeresschloß ist militärisch ohne Bedeutung, hat aber einen türkischen Wachtposten. Nach Baedeker soll der Besuch nicht gestattet sein. Wir wurden aber nicht gehindert, das Kastell in seiner ganzen Ausdehnung zu besichtigen. Nur beim Photographieren wurden anfänglich Schwierigkeiten gemacht, die aber durch dasselbe Mittel der Überredung, das einst die alten Sidonier bei dem Kämmerer Blastus in Anwendung brachten, mit Leichtigkeit zu beseitigen waren. (Ap.-Gesch. 12, 20.) Mit dem Festlande ist ḳal'at el-baḥr durch eine ebenfalls aus dem Mittelalter herrührende, steinerne, neunbogige, schon ziemlich schadhafte Brücke verbunden. Von der höchsten Stelle des Gemäuers hat man einen wundervollen Blick auf das Meer, die Stadt und vor allem nach der Landseite über die üppig grünenden Fruchtgärten auf die Vorberge und den Hauptstock des Libanon. Gar nicht weit landeinwärts — man soll in einer guten Stunde hinkommen können — liegt auf einem der ersten Vorberge vom Meerschloß deutlich sichtbar mār eljās mit einer Maronitenkapelle und der zerfallenen früheren Winterresidenz der exzentrischen Lady Esther Stanhope, die in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Fabel des Libanons war und durch ihr phantastisches Auftreten, ihre unbeschränkte Wohltätigkeit, die jedoch schließlich auch ihr großes Vermögen erschöpfte, sowie durch den Glauben der Eingeborenen, daß sie mit der Geisterwelt in Verbindung stünde, unter den Drusen einen großen politischen Einfluß hatte.

In der Stadt ṣēda besuchten wir den sūḳ, wo Proviant eingekauft wurde, und ich ein halbes Pfund Stückenzucker für meinen Hengst Serkasi, der danach sehr lecker war, erstand. Auf die Frage nach der Post wurden wir zuerst in den Hinterraum eines Glasladens gewiesen, in dem sehr minderwertige, offenbar aus Europa eingeführte Sachen verkauft wurden. Es stand da allerdings ein Schreibtisch mit einigen Stempeln und ein Ständer mit Ansichtskarten, die von uns vorher schon geschriebenen Postkarten wurden uns auch abgenommen, aber das Ganze sah doch so wenig postalisch und amtlich aus, daß wir einiges Mißtrauen hegten. Dies war indessen, wie sich später herausstellte, unberechtigt. Die Karten aus dem Glasgeschäft sind alle richtig angekommen. Diejenigen, die ganz sicher gehen wollten, verfügten sich nach dem eigentlichen Postamt am Serai, wohin wir den Weg nun erst gründeten. Hier aber waren die Postkarten ausverkauft, und wann es wieder welche geben würde, wer konnte das wissen? Jedenfalls hatten wir nicht Zeit, darauf zu warten. Die größte Moschee ṣēdas, dschami' el-kebir, bietet nichts Bemerkenswertes. Zuletzt umwanderten wir

die Stadt im Süden, an der tatsächlich unzugänglichen, auf einem teilweise aus Resten von Purpurmuscheln bestehenden Schutthügel errichteten Zitadelle, ḳal'at el-mu'ezze, vorüber und besuchten das im Südosten gelegene Gräberfeld des Königs Eschmunazzar aus dem vierten Jahrhundert vor Christus. Der 1855 aufgefundene Sarkophag Eschmunazzars mit seiner berühmten 22zeiligen Inschrift, der längsten phönizischen die man kennt, befindet sich allerdings nicht mehr dort, sondern im Pariser Louvre, wo ich ihn vor 20 Jahren schon gesehen habe, damals ohne eine Ahnung davon, daß ich später einmal die Nekropole dieses Königs besuchen würde.

3. Vom Meer zum Fels.

Mit ṣeda hatten wir den nördlichsten Punkt unseres Reiseweges erreicht. Jetzt ging es wieder nach Süden. Um elf Uhr stiegen wir zu Pferde und ritten dieselbe Straße bis zum nahr ez-zaherâni zurück, die wir frühmorgens gekommen waren. Den Grund begriffen wir anfangs nicht, mußten jedoch wohl oder übel unserem reijis folgen, dessen Leitung wir nun einmal anvertraut waren, und der uns auch bisher noch niemals irregeführt hatte. Indessen ohne verwundertes Kopfschütteln ging es nicht ab. Warum ritten wir nicht die schöne breite Fahrstraße, die von ṣeda quer durchs Gebirge fast in grader Richtung bis nach en-nabaṭije führt, wo unser nächstes Nachtquartier sein sollte, und die im Baedeker so deutlich vorgezeichnet ist? Nun einfach deswegen nicht, weil es diese Straße gar nicht gibt! Die Fahrstraße nach en-nabaṭije, die noch nicht zur Hälfte fertig ist, beginnt vielmehr an der Brücke über den nahr ez-zaherâni, wo unser letztes Zeltlager gestanden hatte. Um halb eins waren wir wieder an dem „Blumenreichen" und begannen nach einstündiger Ruhepause den Aufstieg ins Gebirge. Die ganz neue Straße zieht sich in steilen Windungen die Höhe hinan und bietet prächtige Ausblicke rückwärts aufs Meer, sowie vorwärts auf den über die Wolken ragenden Libanon und den im Silberglanze seines Schnees blitzenden Hermon, den dschebel eschschech. Leider hörte die Kunststraße nach zwei Stunden plötzlich auf, und wir waren also für unser Weiterkommen wieder auf die steinigen, abschüssigen, geröllbedeckten Bergpfade angewiesen. Einen schauderhaften Hang waren wir eben halb hinaufgestiegen, als Chalil, der etwas zurückgeblieben war, mit Berg und Tal erschütternden ʿAjinlauten hinter uns herrief, wir wären falsch geritten und müßten wieder umkehren. Die Steilwände des Libanon erdröhnten von den hohen Kehltönen. Es war die gewaltigste Stimmentfaltung, die wir bis dahin von ihm

gehört hatten. So etwa muß der Grieche Stentor vor Troja gerufen haben. Prof. Dalman traute zwar Chalils Ortskenntnis nicht recht, ließ sich aber endlich doch zum Wenden der Pferde bewegen, und wir kletterten den Berg wieder hinunter, wo dann unser braver Obermukari sehr bald, gar nicht beschämt, sondern ganz harmlos eingestand, er hätte sich geirrt, und die von uns zuerst eingeschlagene Richtung wäre doch die rechte gewesen. So mußten wir denn den steinigen Abhang wieder hinauf. Eine besonders schöne Aussicht auf den Libanon hatten wir bei dem Dorfe dēr ez-zaherani. Oben auf dem Kamme sah man das Heiligtum nebi ṣāfi über den Wolken auftauchen. Nun war noch das Dorf kefr rummān zu passieren, dann erblickten wir um halb sieben Uhr abends das große metāwile-Dorf en-nabaṭije, unser Tagesziel. Die weißen auf einem großen freien Platze aufgeschlagenen Zelte schimmerten uns schon von weitem entgegen. Auch unsern Pferden gereichte dieser Anblick zu ausnehmender Heiterkeit, wie ihr frischer Trab über Stock und Stein bewies. Besonders mein Serkasi wollte sich gar nicht halten lassen.

Die metāwile sind eine muslimische Sekte und wie die Perser Schiiten im Gegensatze zu den sunnitischen Türken und übrigen Arabern. Mohammeds Schwiegersohn Ali gilt ihnen ebensoviel, wenn nicht mehr als der Prophet selbst. Sie haben ihre Hauptsitze in Galilea, waren früher als Räuber berüchtigt und gelten als ganz besonders fanatisch. Uns haben sie aber nichts getan. En-nabaṭije liegt in einer flachen Einsattelung des Gebirges, ist ein aufblühender Ort und macht einen recht wohlhabenden Eindruck. Es gibt viel hübsche stattliche Häuser dort, die durch ihre eigenartige Vorderwand auffallen. In dieser befinden sich nämlich zwischen beiden Seiten drei Bogenöffnungen. Die fast vollständig gerundete Scheibe des Mondes ließ ihr glänzendes Licht über der Landschaft leuchten und goß einen zauberhaften Schimmer verklärend über Berg und Tal, Häuser und Zelte, Menschen und Tiere. Lind wehte der Lenz durch die Stille der Nacht. Bei der Abendandacht las uns Prof. Dalman das Gleichnis von den bösen Weingärtnern (Matth. 21).

Montag, den 5. April. Das war ein anstrengender, aber glanzvoller Tag, einer der glanzvollsten der ganzen Reise. Nachdem wir den 99. Psalm gehört hatten, verließen wir gegen 7 Uhr en-nabaṭije, waren anderthalb Stunden später in dem schon ziemlich hoch gelegenen Dorfe arnūn und ritten von da in zwanzig Minuten den auf dieser Seite nur mäßig steilen Berg hinan, auf dessen Höhe die Ruinen der alten Feste ḳal'at esch-schaḳif, die dem ganzen Landstrich belad esch-schaḳif den Namen gegeben hat, gen Himmel ragen. Ein

Panorama von geradezu überwältigender Pracht tat sich von hier oben vor unsern Augen auf. Der Gipfel oder vielmehr der Rücken des Berges bildet ein leidlich abgeplattetes, an den Rändern hier und da eingerissenes Oval, auf dessen Nordende sich die Trümmer der eigentlichen alten Burg erheben. Im Osten und Süden stürzt der Fels mit grausiger Steilheit 460 m tief zur Schlucht des liṭāni hinab, der sich hier mit scharfer Biegung nach Westen wendet, und dessen grünlichweiß schäumende Wasser dem schwindelnden Blicke des Beschauers aus dem Abgrunde herauf entgegenleuchten. Als ḳāsimije ergießt sich der liṭāni später ins Meer. Auf der südlichsten Ecke sind noch dürftige Reste des einstigen castellum novum zu erkennen, zwischen dem und dem Hochschloß sich früher die Häuser des der Burg angebauten Städtchens hinzogen. Die Aussicht war einzig schön und wird gewiß einem jeden von uns unvergeßlich im Gedächtnisse haften bleiben. Westlich und nordwestlich glänzte der Spiegel des Mittelmeeres und schweifte das Auge über belād esch-schaḳif, durch das wir gekommen waren. Sidon sah man nicht. Es liegt zu tief und wird durch die Berge verdeckt. Im Norden türmte sich mächtig der Südstock des Libanon, im Osten vor allem erhob sich voll majestätischer Pracht das ehrwürdige Haupt des dschebel esch-schēch, des Hermon, mit seinem schneegekrönten Scheitel fast drohend am tiefblauen Himmel, davor erstreckte sich das von hier oben aus gesehen tief erscheinende, zwischen zwei Felsenbarren sich hinziehende Hochland von merdsch ʿajūn, südöstlich verschwamm halb im Dunste die Sumpfniederung arḍ el-ḥūle, in derselben Richtung, aber ganz nahe zogen sich am jenseitigen sanft geneigten Abhange die Häuser von der mimās hinauf, südlich und südwestlich breitete sich weithin die Berglandschaft belād beschāra, der nördlichste Teil von Obergaliläa, aus. Wir befanden uns schon jenseit der Nordgrenze Palästinas. Belād esch-schaḳif, merdsch ʿajun und der Hermon bilden nach der Mitternachtsseite hin eine natürliche Mauer, durch die sich nur der liṭāni-ḳāsimije einen schmalen Spalt gebrochen hat, und schließen das heilige Land wie mit einem Walle nordwärts ab. Als ein breiter Graben zieht sich die Quellniederung des Jordan gen Süden. Südöstlich auf der Höhe über bāniās, dem biblischen Caesarea Philippi, das selbst nicht zu sehen war, tauchten die Zinnen von ḳalʿat namrūd, dem Schwesterschlosse von ḳalʿat esch-schaḳif, im Rahmen der Bergwand auf. Eine uralte Handelsstraße ging hier als eine Art Gegenstück zu der südlichen via maris von Damaskus nach Sidon und wurde von diesen beiden Schlössern vollständig beherrscht. Das Kastell von bāniās liegt etwa in der Mitte, die Strecke von Sidon bis ḳalʿat esch-

schaḳif macht ungefähr ein Drittel des ganzen Weges aus. Das letztgenannte müßte man übrigens auch, wenn man seine Lage genau kennt, von den nach bērūt fahrenden Dampfern aus sehen können. Die Mauern der noch immer imponierenden Burg sind ungeheuer dick, an manchen Stellen wohl bis zu 4 m. Besonders kolossal wirkt der an der Südwestecke der Burg noch ziemlich gut erhaltene halbkreisförmige Turm. Im Innern sind mächtige Gewölbe in den Fels gehauen, dessen natürliche Beschaffenheit überhaupt in der scharfsinnigsten Weise als Grundlage der Feste sowie zur Herstellung von Gängen und Zisternen ausgenutzt worden ist. Nördlich an der schmalen Westseite und südlich dient ein durchschnittlich 25 m tief in den Felsen gehauener Graben als Schutz, im Osten gähnt der Abgrund, nur südöstlich führt ein enger Zugang vom Plateau in die Burg. Die Länge des Kastells beträgt nach Baedeker 120 m, die Breite 30 m, was wohl stimmen wird. Nachgemessen haben wir es nicht.

Ḳal'at esch-schaḳif muß, genügend besetzt, vor Erfindung der Feuerwaffen schlechthin uneinnehmbar gewesen sein. Saladin hat es lange vergeblich belagert, und als sich ihm im April 1190 die Besatzung ergab, war sie wohl durch Hunger dazu gezwungen. Auch dem Sultan Beibars ergab sich 1268 die durch den kurz vorher erfolgten Abmarsch des größten Teils der Mannschaften geschwächte Garnison nur aus dem Grunde, weil sie zur Verteidigung nicht mehr zahlreich genug war. Sonst hat die Burg mehrfach durch Kauf oder Tausch den Besitzer gewechselt. Zuletzt, ehe das Land wieder völlig dem Islam anheimfiel, gehörte sie den Templern. Im 14. Jahrhundert wird sie bei arabischen Schriftstellern, wie in der Tabula Syriae des Syrerfürsten Abulfeda noch erwähnt, scheint dann aber der Vergessenheit anheimgefallen zu sein. Denn ob die Burg mit dem von Fahr ed-din befestigten Kastell el-kif zu identifizieren ist, auf welcher Meinung die Angabe bei Baedeker, daß jener ḳal'at esch-schaḳif wiederhergestellt habe, vielleicht beruht, ist mindestens sehr ungewiß. Im Anfang des vorigen Jahrhunderts war ḳal'at esch-schaḳif Residenz der Schechfamilie 'Ali es-sarir vom vornehmsten Hochadel der metāwile, jetzt aber ist es völlig unbewohnt. Nur ein paar Hirten trafen wir oben an. Ja, wenn diese Trümmer reden könnten, was würden sie wohl alles zu erzählen haben!

Zurück mußten wir wieder durch arnun. Beim Absteigen begegneten uns zwei wasserholende junge Frauen in blauen Hosen, die uns etwas zuriefen, was wir leider nicht verstanden, was aber außerordentlich komisch gewesen sein muß, denn sie kamen vor Lachen kaum den Berg hinan. Auf steilen Zickzackwegen ritten und kletterten wir den Abhang hinunter

und erreichten nach anderthalb Stunden bei der über den Litāni führenden dschisr el-chardeli die Fahrstraße nach ed-dschedēde, die wir schon von oben wie einen dünnen weißen Faden sich hatten durch die Talschlucht ziehen sehen. Nun erblickten wir die von ḳal'at esch-schaḳif gekrönte Steilwand des Berges von unten. Auch dieser Eindruck war großartig. Leider ließ er sich im Bilde nicht festhalten, da die ganze Wand wegen allzugroßer Nähe unseres Standpunktes auf der photographischen Platte keinen Raum hatte. Jetzt merkte man auch, daß merdsch 'ajun ein Hochland ist. Ein von blühendem Oleander eingesäumter Wasserfall kam davon herab. Wir ritten über die erste Barre, durchzogen schräg die fruchtbare Mulde, die zwischen den beiden Felswülsten eingesenkt ist, und rasteten bald hinter der Judenkolonie el-meṭalle am Südende der zweiten Barre. Die ganze arḍ el-ḥule mit dem unberechtigerweise Meromsee genannten baḥr el-cheṭ konnten wir von dort aus übersehen. Unten vor uns lag die Stätte des 2. Sam. 20, 13 ff. erzählten Kampfes zwischen Joab und Seba, biblisch Abel Beth Ma'acha. Der Ritt des Nachmittags führte uns über den nahr ḥaṣbāni, einen Quellfluß des Jordan, schauerliches Basaltgeröll, auf dessen runden Kuppen die Pferde fortwährend abrutschten, durch Sümpfe und schildkrötenbelebte Wasserlachen nach tell el-ḳādi, dem biblischen Dan, wo wir bei Quellenrauschen, Pappel- und Platanensäuseln, Vogelschlag, Froschgesang und unendlichem Grillengezirp eine köstliche warme Vollmondnacht durchleben und durchschlafen sollten. Hier, im Lande am Jordan und Hermonim, bei dem Berge miṣ'ar (Psalm 42, 7) gedachten wir wie einst die Kinder Korahs voll Dankes des Herrn. Er hatte des Tages verheißen seine Güte und des Nachts sangen wir Ihm und beteten zu dem Gott unseres Lebens (Ps. 42, 9). Er hatte Gnade zu unserer Reise gegeben, Ihm sei daher auch der Dank und die Ehre![1]

[1] Eine kurze Beschreibung der ganzen Reise i. Palästinajahrbuch 1909 im Jahresbericht des Vorstehers.

Karte von PALÄSTINA

mit Angabe des Weges für Reise und Ausflüge des Jahres 1911,

entworfen von G. Dalman.

Verlag d. Kgl. Hofbuchh. v. E. S. Mittler & Sohn, Berlin, Kochstr. 68/71

Palästinajahrbuch

des

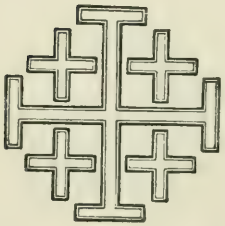
Deutschen evangelischen Instituts für Altertumswissenschaft des heiligen Landes zu Jerusalem

Im Auftrage des Stiftungsvorstandes

herausgegeben von

Prof. D. Dr. Gustaf Dalman

Achter Jahrgang



Mit 7 Tafeln und 1 Karte in Steindruck

Berlin 1913
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstrasse 68—71

Alle Rechte aus dem Gesetz vom 19. Juni 1901
sowie das Übersetzungsrecht sind vorbehalten.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

I. Jahresbericht des Instituts für das Arbeitsjahr 1911 12,
abgestattet vom derzeitigen Vorsteher, Professor D. Dr. Dalman (mit Karte) 1

1. Das erste Jahrzehnt des Instituts 3
2. Die Mitglieder 7
3. Vorlesungen und Vorträge . . . . . —
4. Die Arbeiten des Instituts 8
5. Bibliothek und Sammlungen 9
6. Die Tagesausflüge 11
   - Teich von Gibeon 12
   - Ai 13
   - Fluchtweg Abners 14
   - Eskol 16
   - Bethzur . . . . . —
   - Beeroth 18
   - Modein 19
   - Migdal Aphek 21
7. Die Zeltreise 25
   - Thormasia 26
   - Haus Michas 27
   - Tirza 29
   - Ophra 31
   - Salem 34
   - Taricheä 36
   - Kana 38
   - Jotapata 40
   - Bethsaida 45
   - Geogesener 49
   - Hippos 50
   - Gamala 52
   - Migdal der Färber 54
   - Gadara 55
   - Mizpa in Gilead 57
   - Dok 61
   - Ebene Achor 62

Seite

II. Arbeiten aus dem Institut.

1. Dalman, Das heilige Land und die heilige Geschichte 67
2. Gustavs, Streifzüge durch die Vogelwelt Palästinas. Mit Beigabe arabischer Vogelnamen von G. Dalman 85
3. Linder, Die Passahfeier der Samaritaner auf dem Berge Garizim . 104
4. Dalman, Das samaritanische Passah im Verhältnis zum jüdischen . 121
5. Kahle, Gebräuche bei den moslemischen Heiligtümern in Palästina . 139
1. Die Gaben beim Heiligtum 139
2. Die Gelübde 148
3. Das Tieropfer 153
4. Regenprozessionen 162
5. Ein Tag beim nebi mūsa-Fest 165
Inhaltsverzeichnisse zu Kahle, Die moslemischen Heiligtümer in und und bei Jerusalem, Palästinajahrbuch 1910, S. 63 ff. . . . 179
— Das Wesen der moslemischen Heiligtümer in Palästina, Palästinajahrbuch 1911, S. 85ff. 179
— Gebräuche bei den moslemischen Heiligtümern in Palästina, Palästinajahrbuch 1912, S. 139 ff. 179

III. Von unseren Reisen.

Sarowy, Um das Südende des Toten Meeres 181

Verzeichnis der Abbildungen.

neben Seite

Tafel 1: Übergang über den Jarmuk bei el-maḳarin im Jahre 1911. — Wasserfall des Jarmuk im Tor 34
„ 2: Lage von Bethsaida (el-ʿaradsch) am See von Tiberias. — Die Mündung des Jordan in den See von Tiberias. . . . 46
„ 3: Rätselhafte Skulptur von Gamala. — Türe des Mausoleums von tejaṣir 52
„ 4: Aquäduft bei Dok. — Idyll am wādi schaʾēb 60
„ 5: Opferplatz der Samaritaner. — Passahfeier der Samaritaner . 106
„ 6: Schēch ʿabdessalām in chirbet ʿalmīt (bei ʿanāta). — Opferblut an einer Fellachenwohnung in silwān 140
„ 7: Nebi Musa. Im ersten Hof. Ankunft neuer Pilger. — Nebi Musa. Im zweiten Hof: Volksspiele 170

Kartenskizze von Palästina von G. Dalman (zwischen S. 12 u. 13).

Jahresbericht

des Deutschen evangelischen Instituts für Altertumswissenschaft des heiligen Landes

für das

Arbeitsjahr 1911 12

abgestattet

vom derz. Vorsteher **Professor D. Dr. Dalman**

am 30. Juni 1912.

Die
Heilige
Neues
Schrift
Testament

1. Das erste Jahrzehnt des Instituts.

Der Abschluß des ersten Jahrzehntes seines Bestehens, welcher mit diesem Arbeitsjahr eintritt, gibt Veranlassung, über die bisherige Arbeit des Instituts Rechenschaft abzulegen.

Das erste Jahr wurde durch eine Choleraepidemie, von welcher auch der neuernannte Vorsteher etwas zu fühlen bekam, beeinträchtigt, weil von einer Aussendung von Mitgliedern abgesehen werden mußte. Dann aber hat die Tätigkeit des Instituts ohne Hindernis vor sich gehen können, und selbst der italienisch türkische Krieg hat den Gang seiner Studien und Reisen nicht unterbrochen, wenn auch das erhöhte Maß behördlicher Fürsorge für die Sicherheit unsrer Zeltreise als Belästigung empfunden werden konnte. 61 deutsche Theologen haben bisher die Stipendien des Instituts genossen. Davon waren 41 Pastoren, 9 Kandidaten, 5 Gymnasiallehrer oder sonst im Schulamt tätige Theologen, 6 Universitätslehrer (wovon einer zweimal entsandt wurde). Ausgesandt wurden von Preußen, ältere Provinzen 27, von Preußen, neuere Provinzen 8, von Württemberg 5, Königreich Sachsen 4, von Baden, Mecklenburg-Schwerin, Hamburg je 3, von Braunschweig 2, von Anhalt, Bayern, Elsaß-Lothringen, Sachsen-Altenburg, Schwarzburg-Sondershausen, Schwarzburg-Rudolstadt je 1. Das bedeutet eine erfreuliche Beteiligung fast aller deutschen Landeskirchen an den Vorteilen und der Tätigkeit des Instituts und eine Gelegenheit zu enger Berührung von Angehörigen aller deutschen Stämme von der Provinz Preußen bis zum Elsaß, von Schleswig bis Bayern. Unter den von Preußen Ausgesandten war auch ein Glied der evangelischen Kirche Österreichs. Auf eigene Kosten haben an Arbeit und Reise des Instituts teilgenommen drei württembergische Kandidaten, ein oldenburger Schulinspektor, ein schwedischer Professor und ein Kandidat desselben Landes, ein dänischer

Theologe und Dr. phil. und ein niederländischer Kandidat. Zwei deutsche und ein finnischer Universitätslehrer und ein deutscher Student haben sich unseren Reisen angeschlossen. Die bescheidenen Räumlichkeiten des Instituts und die wünschenswerte Beschränkung seiner Reisekarawane auf eine kleine Zahl der Teilnehmer erlauben keine unbegrenzte Ausdehnung seiner Gastfreundschaft. Aber wir freuen uns dankbar des Vertrauens, das sich in dem Anschlusse freiwilliger Teilnehmer aus der Heimat und aus den evangelischen Kirchen benachbarter und befreundeter Nationen ausspricht. Die eigentlichen Mitglieder des Instituts haben dadurch nichts verloren, sondern durch bereicherte Anregung Gewinn gehabt.

Mit sehr verschiedenen körperlichen und geistigen Voraussetzungen sind ältere und jüngere Semester im Institut vereinigt gewesen. Der persönliche Ertrag ihres Aufenthalts hat auf sehr verschiedenen Gebieten gelegen. Enttäuschungen haben nur solche erlebt, welche zu keinem Gebiete der Palästinawissenschaft nähere Fühlung gewinnen konnten. Am meisten gewannen diejenigen, welche ohne einseitige Beschränkung auf das nach vorgefaßter Meinung Wissenswerte mit offenem Blick und gleichmäßiger Liebe alles umfaßten, was das heilige Land darbietet. Bei allen, hoffen wir, ist eine stille Anhänglichkeit an Palästina erwachsen, welche Gewähr dafür bietet, daß das hier Geschaute und Erlebte weiter wirkt und durch fortgesetzte Arbeit in theoretische und praktische Werte umgesetzt wird.

Den Statuten des Instituts und der kurzen zu Gebote stehenden Zeit entsprechend wird von seinen Stipendiaten vor allem ein receptives Verhalten erwartet. Die ihnen aufgetragene Arbeit soll in erster Linie ihnen selbst nützen. Der Mitarbeiter führt diese Bezeichnung nicht eigentlich als Gehilfe des Vorstehers, sondern weil ihm aktive Beteiligung an der Palästinaforschung obliegt, wofür der siebenmonatliche Aufenthalt in Palästina die nötige Muße bieten soll. Der ständige Berufsarbeiter des Instituts ist der Vorsteher. Ihn nötigt der große Umfang der ihm gestellten Aufgabe, sich nach allen Seiten mit Rüstzeug zu versehen. Geographisches, Naturwissenschaftliches, die Altertümer von der prähistorischen bis zur arabischen Zeit, des Volkes Sitte und Arbeit, seine wirtschaftlichen Verhältnisse, seine Sprache sollen beachtet sein. Dazu kommen während der Ausflüge und Reisen des Instituts, welche die beste Jahreszeit ausfüllen, die Aufgaben des Pfadfindens und der ökonomischen und geistigen Versorgung der Karawane, wobei Zeit und Kraft für die eigentliche Forschungsaufgabe oft nur mühsam und unter Kampf errungen werden kann. Das Malaria-Klima Palästinas bedeutet dabei keine geringe Belastung für alle, die — gleichviel ob Eingeborene oder Aus

länder — hier einen Hausstand führen. Nach diesen Verhältnissen will beurteilt werden, was von Leistungen des Instituts im ersten Jahrzehnt seines Bestehens an die Öffentlichkeit getreten ist.

Hierher gehört nicht am wenigsten die große Zahl der von den Mitgliedern nach ihrer Heimkehr gehaltenen Vorträge, welche dem stiftungsgemäßen Zweck des Instituts, „die Beziehungen zwischen den Stätten der heiligen Geschichte und dem Interesse der christlichen Frömmigkeit in der evangelischen Kirche zu pflegen und zu beleben", entsprochen haben. Sie haben nicht nur den Horizont der christlichen Gemeinden zu erweitern und der Verkündigung des Evangeliums eine größere Wirklichkeitskraft zu geben gesucht, sondern zugleich verschiedenen christlichen Unternehmungen, nicht am wenigsten auch den Missionen im heiligen Lande, damit Dienste geleistet Daneben hat es nicht an schriftstellerischen Leistungen volkstümlicher und wissenschaftlicher Art in Kirchenblättern, wissenschaftlichen Organen und besonderen Büchern gefehlt, durch welche die hier gewonnenen Eindrücke zum Gemeingut gemacht wurden. Manches davon mag keinen dauernden Wert besitzen, muß es auch nicht, um seinem Zweck zu entsprechen. Aber es sind auch Beiträge zur Palästinaforschung entstanden, welche ihren Verfassern Ehre machen, und wir hoffen, daß in allen Leistungen etwas von der Wahrhaftigkeit und nüchternen Sachlichkeit zu spüren ist, welche das Palladium unseres Instituts wie jeder wissenschaftlichen Forschung ist. Neben der Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins und anderen wissenschaftlichen Organen hat das seit 1905 herausgegebene Jahrbuch des Instituts Früchte unserer wissenschaftlichen Studien enthalten. Unter den bearbeiteten Stoffen geographischer Natur seien genannt: Die Wüste Juda, das Tote Meer, die Stätten der Geschichte Davids, Judaea und Galilaea bei Josephus, die Ortslagen Samaria, Bettir, Bethanien, Gibea Sauls, Gibeon (noch ungedruckt), Mizpa, Ai, Nebi Samwil, die Gegend von Michmas. In das archäologische Gebiet gehören: Jerusalem zu Christi Zeit, nach dem Pilger von Bordeaux, bei Wilhelm von Tyrus, Burchard vom Berge Zion, zur Zeit der Kreuzfahrer, der Heilige Felsen von Jerusalem, der zweite Tempel, die Grabeskirche, der Felsendom, die Aksa Moschee, Gethsemane, die Nekropole von Jerusalem (noch unfertig), die Schalensteine und die Steinkreise Palästinas, aber auch die Mosaiken Palästinas, das Jerusalem des Madaba-Mosaiks. Ethnologischer Natur sind die Themata: Haus, Hochzeitsgebräuche, Trauergebräuche, Volkserzählung der palästinischen Bauern, die Volksschulen Jerusalems, die moslemischen Heiligtümer bei Jerusalem und ihre Bräuche. In die Missionsstatistik gehört: Die evangelischen Missionen Palästinas. Dabei

sind einige Buchveröffentlichungen mehr umfassender Art, auch eine dem Dialekt Jerusalems geltende sprachliche Arbeit noch ganz außer Acht gelassen.

Der Aufhellung der Epoche Jesu Christi und seiner Apostel, aber auch des Wesens semitischer Religion gelten die eingehenden Studien, welche der Vorsteher den Felsheiligtümern von Petra gewidmet hat. Je mehr die Überzeugung sich Bahn bricht, daß ohne die tiefere Erkenntnis der Eigenart des orientalischen Hellenismus oder des hellenisierten Orients eine geschichtliche Einsicht in die Entstehung des Christentums nicht möglich ist, desto mehr wird sich auch die allgemeine Aufmerksamkeit den Denkmälern dieser Geschichtsepoche zuwenden, unter denen die peträischen eine hervorragende Stellung einnehmen. Ein Teil der geographischen Beobachtungen des Vorstehers haben in eine neue Ausgabe der weitverbreiteten Fischer'schen Karte von Palästina (Geogr. Anstalt von Wagner & Debes, Leipzig) und in eine Neuzeichnung der weiteren Umgebung von Jerusalem, welche demnächst erscheinen soll, Aufnahme gefunden. Sie bedeuten hoffentlich einen Fortschritt in Bezug auf die Angabe des Wegenetzes, der arabischen Ortsnamen und mancher anderer Einzelheiten. Umfangreiche Sammlungen aus dem ethnologischen und archäologischen Gebiet warten noch der Verarbeitung.

Da dem Institut keine Mittel zu Ausgrabungen zu Gebote stehen, ist ihm versagt, die Erforschung Palästinas auf diese Weise zu fördern. Auch bedeutet seine Lehraufgabe und die Notwendigkeit, auf den Reisen jedes Jahr vielfach dieselben Punkte aufzusuchen, in mancherlei Beziehung eine Einschränkung seiner Forschungstätigkeit. Aber wir vertrauen, daß das erste Jahrzehnt seines Bestehens doch hat dartun können, wie es lehrend und forschend, ohne Einseitigkeit und Kleinkrämerei, im Dienst der Altertumswissenschaft des heiligen Landes und der evangelischen Kirche der Heimat, nicht ohne Schwierigkeiten, aber tapfer und geduldig sich seinen Platz in der Welt des Geistes zu erobern bemüht ist.

Daß wir noch immer in einem Miethaus wohnen, bedeutet eine nicht geringe Unsicherheit der Existenz des Instituts. Jede Steigerung der Miete würde uns wehrlos finden, jede Kündigung in die schwerste Verlegenheit stürzen, weil es kein anderes Haus in Jerusalem gibt, in welchem wir zu ähnlichem Mietpreise nur irgendwie genügende Räumlichkeiten erhalten würden. Außerdem sind die jetzt zu Gebote stehenden Räume für die Vorlesungen, die Bibliothek, die Sammlungen völlig ungenügend. Umsomehr freuen wir uns, daß das zweite Jahrzehnt des Instituts mit der Hoffnung auf Abhilfe dieser Übelstände durch den Bau

eines eigenen Hauses begonnen werden kann. Einige Kirchenregierungen haben dafür sehr erfreuliche Zuwendungen gemacht, und Herr und Frau Krupp von Bohlen und Halbach, sowie Ihre Exzellenz Frau Wirkliche Geheime Rat Krupp haben zu der früheren Spende für den Hausbau ein Geschenk von 8000 Mk. für den zu erwerbenden Grundbesitz gefügt und dadurch die Aussicht vergrößert, daß das künftige Institut auch an einem Deutschlands und seiner selbst würdigen Platze im Zusammenhang mit anderen deutschen Anstalten erstehen wird. Das Ziel ist noch nicht erreicht, aber wir vertrauen, daß andere Spender diesem Vorgang folgen werden.

2. Die Mitglieder des letzten Jahres.

Als Mitarbeiter des Instituts wurde vom Königreich Sachsen benannt Herr Gymnasialoberlehrer Dr. P. Thomsen aus Dresden, von dessen wertvoller Bemühung um unsere archäologische Sammlung weiter unten die Rede sein wird.

Als Mitglieder wurden benannt:

von Preußen, ältere Provinzen:
Pastor Lic. Macholz aus Görlitz,
Pastor Gustavs aus Kloster auf Hiddensöe,
Domprediger Dr. Vopel aus Naumburg a. S.,

von Preußen, neuere Provinzen:
Pastor Dr. Sprenger aus Hannover,
Pastor Hansen aus Pellworm in Schleswig,

von Braunschweig:
Pastor Palmer aus Wolfenbüttel.

Angeschlossen hatten sich für die Dauer des Lehrkurses:
Cand. theol. Linder aus Upsala, Schweden,
Dr. phil. Schmidt aus Kopenhagen, Dänemark,
Cand. theol. de Groot aus Groningen, Holland.

3. Die Vorlesungen und Vorträge.

Die im Februar und März gehaltenen Vorlesungen galten folgenden Gegenständen:

Topographie und Archäologie von Jerusalem und seiner näheren Umgebung, Montag und Donnerstag vormittag 9—12 Uhr, Prof. Dalman.

Einführung in die Altertumswissenschaft Palästinas, Montag und Donnerstag nachmittag 5—6 Uhr, Dr. Thomsen.

Religiöse Sitten der heutigen Palästiner, Dienstag und Freitag abend 6—7 Uhr, Prof. Dalman.

Leben, Arbeit und Dichtung der heutigen Palästiner (mit Benutzung des Palästinischen Diwans), Montag und Donnerstag abend 6—7 Uhr, Prof. Dalman.

Folgende öffentliche Vorträge wurden gehalten:

am 4. März: Das heilige Land in seiner Beziehung zur heiligen Geschichte, Prof. Dalman.

am 11. März: Jerusalem nach der Mosaikkarte von Madaba, Dr. Thomsen.

am 18. März: Der heilige Sabas, ein Charakterbild aus dem byzantinischen Palästina, Pastor Lic. Macholz.

am 25. März: Streifzüge durch die Vogelwelt Palästinas (mit Vorzeigung der Vögel), Pastor Gustavs.

Für die Lichtbilder des zweiten und dritten Vortrags hatten wir die wertvolle Hilfe der schwedischen Photographen der Amerikanischen Kolonie in Jerusalem, wofür ihnen auch hier gedankt sei. Pater Mauritius vom Benediktinerkloster auf dem Berge Sion hatte die Güte, für den zweiten Vortrag seine ausgezeichneten Reproduktionen des Bildes von Jerusalem auf dem Madaba Mosaik zur Verfügung zu stellen. Auch dafür sei hier verbindlicher Dank gesagt.

4. Die Arbeiten des Instituts.

Von Arbeiten der Institutsmitglieder wurden abgeliefert:

K. Schmaltz, Studien zur Geschichte der Grabeskirche.

P. Lohmann, Archäologisches von en-nebi samwil.

Jäger, Der Weg von Jericho nach Bethel und die Lage von Ai.

H. Hansen, Die Eroberung Ais durch Josua.

Im Druck erschien als „Studien aus dem deutschen ev. Institut für Altertumswissenschaft in Jerusalem" Nr. 19:

Rotermund, Das Jerusalem des Burchard vom Berge Sion, ZDPV 1912, S. 1 ff., 57 ff.

Von anderen Arbeiten sei genannt:

Baumann, Sprichwörter und Redensarten (Nachtrag), MuN des DPV 1911, S. 70—75.

Hartmann, Die Herrschaft von al-kárak, Der Islam 1911, S. 129—142.

— —, Zum Ortsnamen aṭ-Ṭajjiba, ZDMG 1911, S. 536—538.

— —, Volksglaube und Volksbrauch in Palästina nach den abendländischen Pilgerschriften des ersten Jahrtausends, Archiv für Religionswissenschaft 1912, S. 137—152.

Boehmer, Auf den christlichen Friedhöfen Jerusalems, Neue kirchl. Zeitschrift 1911, S. 963—985.
Seitz, Die Arbeit der Kaiserswerther Diakonissen im Orient, Monatsschrift der Frauenhilfe 1911.
P. Kahle, Zur Herkunft der ʿAtâba-Lieder, ZDPV 1911, S. 242—244.
G. Dalman, Beigabe der arabischen Namen zu Dinsmore, Die Pflanzen Palästinas, ZDPV 1911, S. 185—241.
— —, Die Grabungen nach dem Tempelschatz von Jerusalem, MuN des DPV 1911, S. 56—61.
— —, Nochmals die Grabungen des Parker Syndikats, ebenda 1912, S. 14—16.
— —, Zur Karte des Syrisch Ägyptischen Grenzgebiets, ZDPV 1912, S. 43—48.
— —, Palestinaforskningens uppgift och betydelse för teologien och kyrkan, Bibelforskaren 1911, S. 425—444.
— —, Neue Petraforschungen und der heilige Felsen von Jerusalem, Leipzig, J. C. Hinrichs, 1912.
— —, The Treasury of Pharaoh, Palestine Exploration Fund, Annuary for 1911.
— —, Jahresbericht des Schwedischen Konsulats für 1910, Svensk Export 1911, S. 663 f., 667.
F. Lundgreen, Wilhelm von Tyrus und der Templerorden, Berlin, Emil Ebering, 1911.
K. Jäger, Das Bauernhaus in Palästina, Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1912.
W. Knieschke, Die Eschatologie des Buches Joel in ihrer historisch geographischen Bestimmtheit, Naumburg a. d. S., Lippert, 1912.

Herr Pfarrer K. Jäger in Köppern wurde mit seiner oben genannten Institutsarbeit in Tübingen zum Dr. phil., Herr Pfarrer W. Knieschke in Sieversdorf mit der zuletztgenannten Schrift in Rostock zum Lic. theol. promoviert. Beiden gelten unsere herzlichen Glückwünsche.

5. Die Bibliothek und die Sammlungen.

Unsere Bibliothek, welche jetzt auf etwa 2800 Bände angewachsen ist, bietet für die wichtigsten Gebiete der Palästinaforschung das notwendigste Material. Sie ist nicht bestimmt, eine allseitige Bücher sammlung zu sein, auch wird sie auf theologischem Gebiete durch die private Bibliothek des Vorstehers ergänzt. Aber für die arabische Literatur und für wissenschaftliche Zeitschriften bedarf sie sehr einer Er

gänzung, welche aus den laufenden Mitteln des Instituts nicht bewirkt werden kann. Raummangel erlaubt schon seit einiger Zeit nicht mehr ihre vollständige Aufstellung. Auch sollte das Vorlesungszimmer nicht gleichzeitig Bibliothek sein. Sehr dankenswerte Geschenke an Büchern wurden uns zu Teil von der Königlichen Universitäts-Bibliothek in Upsala, von Herrn Professor D. Dr. W. Staerk in Jena, Herrn Pfarrer Dr. K. Jäger in Köppern, Herrn Pfarrer Lic. W. Knieschke in Sieversdorf, Herrn Professor Lic. Dr. Lundgreen in Rudolstadt und Herrn Fritz Lorch in Stuttgart.

Die Sammlung der Altertümer, welcher Herr Zahnarzt Retzlaff im vergangenen Jahr zwei Krüglein geschenkt hat, war besonders auf dem keramischen Gebiet nicht unwesentlich gewachsen. Der Mitarbeiter des Instituts, Herr Dr. Thomsen, hat ihren innerlichen Wert dadurch gesteigert, daß er nach gründlichem Studium des Zuwachses diesen klassifiziert und verzeichnet, aber auch eine Revision des ganzen Bestandes vorgenommen hat. Wir bleiben ihm dafür zu dauerndem Danke verpflichtet. Auch die bisher nur in ihrem auf Jerusalem bezüglichen Teile geordnete Münzsammlung ist von demselben nun nahezu vollständig bestimmt und aufgestellt worden, wobei sich ergeben hat, daß alle römischen Kaiser bis zur byzantinischen Zeit vertreten sind. Für die ethnologische Sammlung erhielten wir dankenswerte Beiträge von Frau Dr. Einsler und Herrn Dr. Kanaan in Jerusalem.

Der Vogelsammlung, welche gegenwärtig 314 Exemplare palästinischer Vögel zählt, hat Herr Pastor Gustavs seine Aufmerksamkeit zugewandt und den vom Vorsteher aufgestellten Katalog vielfach ergänzt und neu geschrieben, sodaß hier eine ihm zu dankende definitive Ordnung eingetreten ist. Nur war es aus Mangel an Raum und Geld nicht möglich, die schöne Sammlung auch sachentsprechend aufzustellen. Ein Teil davon befindet sich noch in einer großen Kiste, alles übrige steht zwar in drei Schränken, ist aber so zusammengedrängt, daß irgend welche Übersicht unmöglich ist.

Dem Herbar hat Herr Oberlehrer Bauer und Herr Kandidat Linder eine Anzahl schöner Pflanzenexemplare zugewandt. Der letztere hat auch durch Anzeichnung alles Vorhandenen in dem Pflanzenkatalog von Dinsmore und Dalman die Übersicht über die Sammlung erleichtert. Die Steinsammlung erhielt einen für ihre richtige Bestimmung sehr erwünschten Zuwachs durch eine Anzahl von Mineralien und Fossilien, welche das Ev. Luth. Landeskonsistorium zu Dresden von der Mineralienniederlage der Bergakademie zu Freiberg i. S. und der Firma B. Stürtz in Bonn a. Rh. bezogen und dem Institut geschenkt hat.

Auch hier fehlt uns der notwendige Raum für die Aufstellung, obwohl wir schon längst einen Teil der ethnologischen Sammlung in einen Vorratsraum gelegt haben, um für anderes Platz zu gewinnen. Ebenso konnten die bisher gesammelten Konchylien nicht aufgestellt werden. Wir schließen deshalb mit dem dringenden Wunsch, daß das zweite Jahrzehnt für das im ersten Gesammelte vor allem die dringend nötige Behausung bringe.

6. Die Tagesausflüge.

Der erste Ausflug am 3. Februar nach bēdschāla, artas und Bethlehem galt vorzugsweise der im Frühlingsgrün prangenden Landschaft Judäas, in welcher die Kohlmeise ihr unermüdliches leises Gezwitscher ertönen ließ. Aber wir nahmen auch Kenntnis von Schule und Kirche des Evangelischen Jerusalems-Vereins in bēdschāla und ließen die ehrwürdige Geburtskirche in Bethlehem nicht unbesucht. Bei dieser riefen die im vorigen Jahrgang S. 11 erwähnten Überhöhungen der Außenwände und besonders Maueransätze im Oberteil der Seitenapsiden nach dem Langschiff zu den Gedanken wach, ob diese Kirche nicht vor der Kreuzfahrerzeit zweigeschossige Emporen gehabt hat, wie es Eusebius von dem Langschiff des Martyriums in Jerusalem berichtet. Die uralte Frontmauer des Langschiffes der Geburtskirche ist auch darin merkwürdig, daß sie ursprünglich im Süden über den jetzigen Bau hinaus verlängert gewesen sein muß, während die Südmauer der jetzigen Narthex aus jungem und schlechtem Mauerwerk besteht und darin von der Stirnmauer derselben abweicht, die ein Flickwerk aus großen guten Quadern darstellt. Es ist dringend nötig, daß einmal ein Bauverständiger das Mauerwerk der ganzen Kirche gründlich untersucht. Dann erst wird ihre Baugeschichte aus dem Bereich der bloßen Vermutungen heraustreten.

In das Benjaminiterland führte der Ausflug am 10. Februar nach en-nebi samwil, ed-dschib und el-kubēbe. Am erstgenannten Ort wird jetzt das Langschiff der Kreuzfahrerkirche, in dessen Krypta sich das traditionelle Grab Samuels befindet, wieder aufgebaut, leider viel zu niedrig und ohne Verständnis für den Stil des ursprünglichen Bauwerks, obwohl genau auf den alten Umfassungsmauern. Bei dem Bau ist auch die Ostapside mit gradliniger Außenwand im Schutt gefunden worden. Sonderbarerweise hatte das Langschiff nur ein Seitenschiff auf der Nordseite mit dem Eingang zur Krypta. Grabungen im Norden und Süden der Kirche haben auch Teile einer alten Umfassungsmauer zu Tage gebracht, wahrscheinlich von der Befestigung, mit welcher

Justinian das Samuelsgrab umgab. Auf ihn wird man nach dem Bericht des Procopius auch zurückführen dürfen die flaschenförmige Zisterne auf der Südseite der Kirche. Sie ist nach unsrer Messung über 17 m tief und hat nach der Aussage eines Mannes, der hineingestiegen ist, unten einen Umfang von 40 ba', d. h. etwa 64 m, sie darf also als ein gewaltiges Werk gelten.

Die Mittagsrast hatten wir unfern ed-dschib (Gibeon) in der Nähe eines kleinen, mit einer schwachen Quelle verbundenen Felsenteiches, der in Survey of Western Palestine für den Teich von Gibeon vorgeschlagen wird, bei dem die Mannen von Joab und Abner einen sonderbaren Zweikampf ausführten (2. Sam. 2, 13 ff.). Aber das kleine Bassin, dessen durch eine Grotte allerdings erweiterter Hauptraum nur 2,85 zu 3,93 m mißt, kann nie von großer Bedeutung gewesen sein. Auch führt keine eigentliche Heerstraße hier an der Westseite von ed-dschib vorüber. Viel mehr Wahrscheinlichkeit spricht doch für den Teich von 17 zu 11,75 m auf der Ostseite, der nach Aussage der Leute durch eine Rohrleitung mit der nahen Hauptquelle des Dorfes verbunden war. Sein Mauerwerk ist zwar gewiß nicht alt, aber da er mit Erde ziemlich gefüllt ist, sieht man nicht, was sich in der Tiefe befindet, und kann nur soviel beobachten, daß er wenigstens auf drei Seiten im Felsen liegt und auch mit einer Felsentreppe in der einen Ecke versehen war. Die von Hebron gekommenen Leute Joabs würde man auf dem von Jerusalem hier mündenden Wege zwischen Quelle und Teich vermuten, die vom Ostjordanland herangezogenen Leute Abners unterhalb des Teiches nach der Straße zu, die von dem alten Gibea nach Gibeon führte. Das „Feld der Hinterlistigen" von 2 Sam. 2,16 ist dann die bebaute Fläche, die sich hier in Terrassen vom Dorfe nach dem weiten Talgrund hinabsenkt.

Auf dem dritten Ausflug am 21. Februar wandten wir uns nach dem Nordosten. Mit Benutzung der Jesaja 10, 28 ff. vorausgesetzten Heerstraße gelangten wir zunächst nach dscheba' (Geba Benjamins), dann auf einem direkten Wege, der uns an einem megalithischen Bauwerk von 3,20 m im Quadrat, das mit ähnlichen Erscheinungen bei chirbet der esch-schabâb und zwischen burdsch bêtin und et-tell zusammenzustellen ist, vorüberführte, aber auch einen Überblick über den berühmten Paßweg jener Straße ermöglichte, nach muchmâs (Michmas), schließlich wieder auf der großen Straße nach der Gegend des alten Ai bei dem jetzigen der diwân. Wo der Weg oberhalb muchmâs auf die Höhe kommt, hat man große Felsplatten zu überschreiten.

Zu: Palästinajahrbuch VIII.

Karte
von
PALÄSTINA
mit Angabe des Weges
für
Reise und Ausflüge des Jahres 1912,
entworfen von G. Dalman.

Verlag d. Kgl. Hofbuchhdl. v. E. S. Mittler & Sohn, Berlin, Kochstr. 68/71.

Holzinger hat sie für die schebarim[1] von Jos. 7,5 vorgeschlagen, das „Steinbrüche" heißen soll, indem er meinte, daß da „große Felsen" seien. Aber diese Bezeichnung auf Schicks Karte gilt nicht dem Wege, sondern der steilen Wand des wādi el-ʿalālijāt, die ein gutes Stück davon ab liegt. Von größerer Bedeutung ist das Verständnis der Lage des alten Michmas zwischen dem Oberlauf des wādi et-tin und des wādi ḥabibe, das man hier oben gewinnen kann. Vor der diwān bogen wir von der Straße westwärts ab und gelangten durch das wadi ḥaijān nach den drei Felsenteichen (ed-dschuḥrān)[2], welche zur Ortslage chirbet ḥaijān gehören. Holzinger sagt zu Jos. 7,2 von ihr, daß sie die Straße von Jericho nach Bethel sperrte, und hält sie deshalb für geeignet, als Ai zu gelten. Aber der jetzt mit Oliven bestandene flache und niedrige Ausläufer einer zu den Gipfeln von ed-dschora und et-tell allmählich ansteigenden Höhe, auf welchem chirbet ḥaijān liegt, beherrscht die Straße nicht, von welcher man auf sie herabschaut, und hat nur eine unfeste Ortschaft tragen können. Keine eigentliche Ortslage ist erkennbar, wohl aber in der Umgebung des von zwei Eichen beschatteten alten Gewölbes des aḥmed abu-r-rikbe eine alte Ölpresse mit Gewichtstein, Ölmühle und Ölzisterne. Vielleicht stand hier ein Kloster oder ein Gutshof, mit dem die Teiche und die nahen Felsengräber zusammenhängen.

Der Besuch von et-tell, der wahrscheinlichen Lage von Ai, unterhalb deren eine Quelle, ʿên ed-dschāje, bemerkenswert ist, und burdsch betin ergab nichts Neues. Aber wir nahmen dann Anlaß, durch einen Abstecher vom Wege festzustellen, was man auf tell en-naṣbe, dem vermuteten Mizpa, von Jerusalem wahrnimmt. Wir sahen von links nach rechts die Turmspitze der Erlöserkirche, Dach und Turm der Kirche von Mariae Heimgang, den Turm von St. Salvator, das Hospiz von N. D. de France, den Russenbau und die ganze Neustadt Jerusalem. Das für Mizpa geltende „gegenüber von Jerusalem" ist deshalb hier vollständig an seinem Platz, selbst wenn man den Ausdruck von gegenseitiger Sichtbarkeit versteht.[3]

Zwischen marsāba und el-muntār wurde am 24. Februar der Besuch von chirbet mird (Kastellion) eingeschaltet, das auf steiler

[1] Das von mir Bibelforskaren 1911, S. 440 dafür genannte kufr nata wird es auch nicht sein. Durch Änderung der Lesart wird am besten der Ortsname ganz ausgeschaltet. Übrigens lernte ich jetzt, daß umm ekren Felsen sind, welche jenseits kufr nata am Wege nach Jericho liegen (vgl. PJB 1911, S. 13).

[2] Auf Schick's Karte weit nach Westen verschlagen, auf der engl. Karte richtig angegeben.

[3] Vgl. Baumann, ZDPV 1911, S. 126 ff., und PJB 1911, S. 15.

Höhe wie ein vorgeschobener Posten die Verkehrslinien der bḳe'a überschaut. Seine Bedeutung als Festung reicht gewiß über die Klostergründung des heiligen Sabas an dieser Stelle weit hinaus. Da es neuerdings griechischer Besitz geworden ist, kommt auch vielleicht von seinen Altertümern wieder etwas zu Tage. Der Bach des Kidrontals trat diesen Winter gar nicht in die Erscheinung.

Den Weg nach den beiden stärksten Quellen östlich von Jerusalem 'en fara und el-fauwar machten wir am 5. März diesmal so, daß wir von der ersteren Quelle zu der Straße dscheba'-Jericho hinaufstiegen und von ihr aus el-fauwār erreichten, das in diesem Jahr sehr viel wasserärmer war als das vorige, aber doch immerhin einen so starken Bach entsandte, daß der Rücken meines ḥezma-Freundes 'abd el-wāli nötig war, um uns hinüberzutragen. Auf der genannten Straße, die ich schon voriges Jahr (PJB 1911, S. 11) für den

Fluchtweg Abners von 2. Sam. 2

vorschlug, wird sich auch der den Auslegern Bedenken erregende „Hügel[1] gegenüber Giaḥ auf dem Wege der Wüste von Gibeon", auf welchem Abner um Sonnenuntergang mit seinen Mannen Halt machte, nachweisen lassen. Giaḥ ist nach seiner Wortbedeutung (vgl. giḥon für die Sprudelquelle von Jerusalem) und nach der Gegend, um die es sich handeln muß, el-fauwār, der „Sprudel". Eine Wüste von Gibeon kann es nicht geben, weil das Gebiet anderer Ortschaften Gibeon von der Wüste trennte. Nur Gibea oder Geba kommt in Frage, und das letztere wird gemeint sein, weil dies sicher immer das Gelände zwischen wadi fāra und wādi es-ṣwenīṭ beherrscht hat. Der noch immer viel benützte Weg nach Jericho, welcher oberhalb von el-fauwār das Tal kreuzt, läuft vor dem Herabstiege in das Tal unmittelbar nördlich an zwei Kuppen vorüber, welche sich ausgezeichnet dafür eignen, von einer fliehenden Truppe für einen Halt und zu einer Verhandlung mit den Verfolgern benützt zu werden. Es sind el-ḳrēn und tell el-mil , beide ohne Ortslagen, der letztere näher am Zusammenlauf der Täler, hier wādi el-ḳalābis und wādi el-ṛazāl genannt. Beide Kuppen fallen steil zum Wege zu ab, sind aber nicht so hoch, daß die mündliche Verhandlung zwischen Abner und Joab von ihnen aus nicht leicht denkbar wäre. Tell el-milḥ liegt näher an el-fauwār, könnte also in erster Linie in Frage kommen. Daß Abner um Sonnenuntergang hier vor Gibeon anlangte, ist sehr begreiflich, und

[1] gib'at amma in 2. Sam. 2, 24 ist nach V. 25 in gib'a äḥat „ein Hügel" zu verbessern.

ganz verständlich, daß Joab an dieser Stelle auf eine weitere Verfolgung verzichtete. Ob die Erstürmung des Hügels gelang, war zweifelhaft, Abners Leute konnten ihn vielleicht in das wādi el-ḳalabis hinabtreiben. Jedenfalls war der weitere Zug über Täler und Höhen bedenklich. Wir unsererseits benützten für den Rückweg das letzte Stück der Römerstraße von Jericho, welche südlich unterhalb der umm eṭ-ṭala' den Horizont von Jerusalem überschreitet.

Der Ausflug nach Hebron, der Stadt der Patriarchengräber, am 8.—10. März sollte dieses Mal Gelegenheit geben, einen Teil des Judäa westlich vorgelagerten Hügellandes der Schephela kennen zu zu lernen. Das Russische Hospiz bei der Abrahamseiche, dem jetzt eine Kirche beigefügt worden ist, war unser Standquartier. Ein wundervoller Weg auf der Höhe zwischen den tiefen Tälern wādi 'aziz und wādi fer'a führte über taffūḥ schließlich steil in das zuletzt genannte Tal hinab, das sich bald zu der ebenen Feldfläche des wadi bet afrendsch erweitert. Ehe dies geschehen ist, zeigen die abfallenden Gesteinschichten ebenso wie das an das Cenoman-Gebirge unmittelbar angeschlossene Senon-Hügelland, daß wir die Bruchlinie, mit welcher die Entstehung der Schephela zusammenhängt, überschritten haben.[1] Von idna (nicht idna, wie Fischer-Guthe) gelangten wir durch das wādi bet 'alām über die Höhe bei chirbet ḳuḳa zwischen ehemals mit Wald, jetzt mit Macchie von Eiche, Mastixterebinthe, Johannisbrotbaum und Rhamnus dicht bestandenen Hügeln, die wir zum Schluß überschritten, nach dem tell sandaḥanna, einst Maresa, dessen mächtige Größe im Verhältnis zu den kleinen Ortslagen des Berglandes jedem Judäer imponiert.

In den gewaltigen Grotten von 'arāḳ el-me'zab gegenüber dem tell erinnerten in die Felswände gehauene kleine Nischen mit hervorragendem Pfeiler an ähnliche Erscheinungen in Petra. Aber wir wurden belehrt, daß sie erst neuerdings gehauen wurden, um Schläuche anzuhängen, eine neue Mahnung, mit sakralen Deutungen vorsichtig zu sein. Eine tiefe glockenförmige Cisterne mit prächtig kaltem Wasser, zu dem eine sich windende Treppe mit Geländer hinabführt, zeigt, wie die ähnlich ausgestatteten Grotten am Abhang des tell, deren wir einige besuchten, gemeint sind. Wir sahen da auch Taubengrotten, in Verbindung mit Cisternen, in denen einzelne auf den Wänden zerstreute Nischen sich nur als Lampenplätze betrachten ließen, welche die Steinhauer bei ihrer von oben nach unten fortschreitenden Arbeit eingehauen

[1] Auf der geologischen Karte Palästinas von Blanckenhorn ist die Grenze hier um 4 km nach Osten zu verschieben.

hatten. Den Eingang zu der berühmten Taubenanlage es-sūḳ suchten wir und unser Begleiter aus bētdschibrin diesmal vergebens. Zwei Steinkreise von 6,50 und 13,50 m Durchmesser schienen alt zu sein, sind aber doch vielleicht nur Reste von Viehkraalen.

Für den Rückweg durch die Schephela diente das breite wādi senābre mit Quelle und Bächlein, zum Hinaufstieg in das Gebirge ein Nebenzweig desselben, das wādi el-ḳuff[1], dessen schroffer Charakter im Verhältnis zu den anmutigen Tälern der Schephela mit ihrem bebauten Grunde den Gegensatz des Gebirgslandes besonders deutlich zeigte. Ein Dorf auf der Höhe über dem Tal soll nach Guthe[2] den Namen bet iskāhel tragen und das biblische

Eskol

darstellen. Aber weder Conder, noch Guérin, noch ich selbst haben das Dorf anders als bēt ḳahil nennen hören. Bēt iskāhil ist völlig unbekannt und kann nur als Mißverständnis der fellachischen Aussprache betitschāḥil betrachtet werden, wenn es nicht einem Europäer zu liebe so geformt wurde. Das Tal Eskol mit seinen berühmten Trauben ist jedenfalls in dem wilden und engen wādi el-ḳuff nicht zu suchen. Der Pilgerin Paula zeigte man es zwischen Bethzur und der Abrahamseiche, also wohl in dem Tal, welches nördlich von rāmet el-ʿamle die Hebronstraße schneidet und worin sich nach der englischen Karte die Ruine burdsch ḥaske findet.

An dem aus der israelitischen Königszeit wohlbekannten

Bethzur,

das später eine Grenzfestung zwischen dem edomitischen und judäischen Gebiet war, gingen wir diesmal auf dem Heimwege nicht vorüber, ohne ihm einen Besuch abzustatten. Die dafür wohl mit Recht angenommene, durch junge Trümmer bezeichnete Ortslage bet ṣūr von nur etwa 100 zu 120 m Größe scheint wenig fest. Denn sie liegt an dem Nordhang einer Höhe, deren platter Felsgipfel die Ortschaft offenbar niemals trug. Die weithin sichtbare Turmruine, welche jetzt bet ṣur kennzeichnet, wird aus den Trümmern einer Befestigung errichtet sein, welche die Stadt da, wo sie die Höhe erreichte, als an ihrem schwächsten Punkte, immer hat haben müssen. Ein schöner Quellbrunnen liegt im Nordosten unmittelbar unterhalb der Ruinen. Die Verbindungslinien der alten Ortschaft scheinen mir durch die Karten nicht hinreichend geklärt, sie

[1] Baedeker ḳuf. Aber es ist ḳuff gemeint, das gewöhnliche Wort für „Fels“ im Dialekt des Südens.

[2] Nach Guthe auch bei Buhl und in verschiedenen Bibelwörterbüchern.

werden noch der Untersuchung bedürfen. Der nahe Hügel von chirbet ṭebeḳa[1] sieht im Grunde mehr nach einer alten bedeutenden Ortslage aus, aber die größere Nähe an der Nordsüd-Straße wird neben der Erhaltung des Namens immer bet ṣūr empfehlen müssen.

Um in die Landschaft am westlichen Abfall des judäischen Landrückens einen Einblick zu erhalten, zogen wir westlich parallel der Meridionalstraße nordwärts, gerieten in die Anfänge des tiefen wādi ruschrāschia (engl. Karte er-rischrāsch), über welchem chirbet dschāla hoch thront, und gelangten auf der Wasserscheide zwischen Mittelmeer und Totem Meer nach dem ansehnlichen Dorf bet ummar mit dem Grabheiligtum des nebi matta,[2] also wohl des Matthäus oder Matthias, zu dem man uns den Zutritt verweigerte. Die große Straße, welche nach der englischen Karte westlich von bet scha'ār nordwärts führt, fanden wir stellenweise erkennbar, jetzt vertritt sie indes meist ein schmaler Pfad, bei dem man keine Römerstraße vermuten würde, wenn nicht auf dem Grat nordöstlich von den vier Eichen ballūṭat el-jerze Reste von drei Meilensteinen vorhanden wären. Diese Römerstraße hat wahrscheinlich den Weg durch das wādi el-bijār, welcher an die ältere Hebronstraße erinnert, vermeiden wollen. Sie zweigte wohl erst bei el-chaḍr von der Hauptlinie ab, erstieg die Wasserscheide und lief bei chirbet kūfīn wieder in die Hauptlinie ein. Die moderne Fahrstraße, die bei Schick und auf Fischer's Karte irrige Abweichungen nach Westen erhalten hat, läuft zwischen beiden alten Tracen. Der Untersuchung bedarf noch, ob die Höhenstraße wirklich über den Gipfel von esch-scherafe hinlief. Wir zogen auf einem guten Wege jenseits desselben dahin und genossen dabei einen wundervollen Blick über den gesamten Abfall des Gebirges bis zur Küstenebene hinab.

Diese Küstenebene selbst näher kennen zu lehren, war der vier tägige Ausflug vom 20. bis 23. März gemeint. Ein langer Ritt, der leider dem uns begleitenden Professor D. Staerk aus Jena einen, glücklicher Weise nicht ernsten Unfall brachte, führte uns auf der alten historischen Straße von Beth Horon bis el-midje, dann auf einem rechts abweichenden Wege nach der erfreulich aufblühenden Kolonie Wilhelma, deren neues Hotel uns für zwei Nächte behagliche Aufnahme gewährte.

Am Wege beachteten wir pflichtgemäß die Ortslagen, welche für das biblische

[1] Engl. Karte ungenau ṭubiḳa.

[2] Auf Schick's Karte ungebührlich vom Dorfe abgerückt.

Beeroth,

eine der Gibeoniterstädte von Josua 9, in Frage kommen. Nach Eusebius lag es 7 römische Meilen von Jerusalem an der Straße nach Nikopolis. Dem Namen nach würde man zunächst an chirbet el-bijār, mir als chirbet bir el-bijār benannt, rechts von der Straße $6^1/_2$ römische Meilen von Jerusalem denken. Es liegt am Ausgang des wādi ed-der in die kleine Ebene östlich von ed-dschib (Gibeon) platt auf fast ebenem Gelände, durch formlose Trümmer aus unbehauenen Steinen gekennzeichnet. Von den zahlreichen Cisternen, welche die Ortslage nach Aussage der Leute enthalten soll, ist nur eine erkennbar. Daß Eusebius hier Beeroth angenommen hat, ist recht wahrscheinlich, zumal seine Bezeichnung „unter Gibeon" an keine feste Lage denken läßt, aber es ist undenkbar, daß eine feste antike Stadt so gelegen war. Thomsen hat auf chirbet ʿid gewiesen, das fast eine römische Meile weiter, links vom Wege auf einem Hügel liegt, und dem gegenüber wir an der Straße einen römischen Meilenstein fanden. Meine, auf einem späteren Ausflug am 18. Mai vorgenommene Untersuchung der chirbe ergab, daß am Nordende des Hügels Mauerwerk aus größeren behauenen Steinen (an einem Gebäuderest maß ich eine Front von 16 m) vorhanden ist, das von Umfassungsmauern, die im Norden und Westen erkennbar sind, umgeben wird, daß aber eine antike Ortschaft von Bedeutung hier nicht gelegen zu haben scheint. Zwei Cisternen waren vorhanden. Der nicht sehr ferne bir el-ʿazez (engl. Karte irrig el-ʿazeir), welcher der Jugend von ed-dschib für Schwimmübungen dient, hat einen nie versiegenden Wasservorrat geboten.

Durch die für das alte Beeroth unwahrscheinliche Nähe von ed-dschib (Gibeon) ist Guthe veranlaßt worden, jenes lieber bei chirbet el-latatīn zu suchen. Der Name „die Kalköfen" (von lattūn = attūn), nicht „die Schwätzer" (so Guthe) oder „die Zerstoßer" (so Name-Lists), hängt damit zusammen, daß dort einmal zwei Kalköfen gestanden haben. Die Trümmer, welche ich mir ebenfalls am 18. Mai genau ansah, lassen im Westen einen graden Mauerlauf von 41,60 m Länge erkennen. Weiter nach Osten zu liegt unterhalb eines kleinen Trümmerhaufens (von einem Kalkofen) ein Felsenteich (mit Mauer an der Nordseite) von 11 zu 8,65 m und gegen 3 m Tiefe, und noch weiterhin die Ruine eines Turms, vielleicht eines Feldturms, an einer Grube, die vielleicht ein Teich war. Aus diesen Trümmern darf man allenfalls schließen, daß sich hier in der Römerzeit ein Straßenkastell befand, worin τὸ ἔννατον der Madabakarte vermutet werden kann. Gegen die Annahme einer wehrhaften Ortslage an dieser Stelle spricht die völlig unfeste Situation.

Die Ruinen befinden sich zwar auf einem Bergsattel zwischen zwei tiefen Tälern, wādi en-niml im Norden und wādi selman im Süden, und muldenförmige Einsenkungen (im Süden auch das wādi eṭ-ṭaḳa) führen von ihnen zu diesen Tälern hinab. Aber die Fläche auf der Höhe ist so breit und wird außerdem im Westen von der breiten Kuppe rās mḥammad, im Süden von dem zu chirbet ed-dschfer aufsteigenden Terrain zwischen wadi eṭ-ṭaḳa und der Einsenkung nach dem Kopf des wādi selmān zu überragt, daß eine Ortschaft, welche hier auf der Nordseite der Straße nach Beth Horon lag, als völlig ungeschützt gelten muß. Allerdings vereinigt sich hier mit dieser Straße der von el-bire über rāfāt kommende Weg, der auch eine wichtige alte Verkehrslinie war, und ein Wegekastell war hier sehr am Platze, zumal grade von hier ab die Hauptstraße auf einer verhältnismäßig schmalen Höhe zwischen zwei Tälern hinläuft, nicht aber ebenso eine Ortschaft, welche eine weitere Umgebung, die ihre wirtschaftliche Basis bildet, zu beherrschen bestimmt war.

Übrigens muß Beeroth gar nicht an dieser Straße wirklich gelegen haben. Das moderne el-bire im Norden wird freilich von den anderen Gibeoniterstädten zu weit ab liegen. Sein Name, der mit Beeroth kaum zusammenhängt, da die weibliche Form el-bire nicht „die Cisterne" heißt und außerdem grade diese Ortschaft mit ihrer schönen Quelle nicht nach Cisternen zu bezeichnen war, wird wohl am ehesten auf aramäisches bira „Burg" zurückgehen ebenso wie die anderen Örtlichkeiten gleicher Benennung, von denen sich die nächstgelegene bei ḳerjet abu rōsch befindet. Will man von der Angabe des Eusebius absehen, würde in der Gruppe Gibeon, Kephira, Beeroth, Kirjath Jearim das zu dritt genannte am ehesten in dem quellenlosen biddu zu suchen sein, weil auf diese Weise ein zusammenhängendes Gebiet entsteht, wie es für den Städtebund vorauszusetzen ist.

Nach dem somit an unserem Wege vergeblich gesuchten Beeroth war es Modeïn,
die Heimat der Hasmonäer und die Stätte ihres Grabes, nach dem wir bei dem Dorfe el-midje ausschauten. Dort unterscheiden die Bauern von dem tell, an welchem ihre Ortschaft liegt, die jenseits eines tiefen Tales nahe einer Verzweigung der großen Straße an ihrem nördlichen Arme liegende Ortslage[1] als chirbet minje und nennen sich selbst

[1] Sie ist auf dem Plan der Survey of W. Pal., wonach Guthe's Bibelwörterbuch, auf dem Hügel oberhalb der Felsengräber nicht in ihrer wirklichen, sehr erkennbaren Ausdehnung angegeben. Außerdem ist der daran vorüber führende Hauptweg weggelassen, welchen die große englische Karte richtig hat.

midnāwi, Plur. medānwe, als habe ihre Ortschaft midna geheißen. Das ist auf modeʿim, aramaisiert modeʿin, allenfalls zurückzuführen, besonders wenn man annimmt, daß el-midne auf el-mudne zurückgeht. Daß die Grabanlage bei dem nahen schēch el-ṛarbāwi, welche man eine Zeitlang für die Makkabäergräber hielt, dafür nicht zu brauchen ist, hat Clermont Ganneau gezeigt.[1] In der Mischna[2] wird ha-modiʿith als ein Ort erwähnt, von dem aus man die Passahfeier in Jerusalem nur schwer am gleichen Tage erreichen kann. Der palästinische Talmud[3] bestimmt das näher dahin, daß man spätestens mittags abmarschieren muß, um zurecht zu kommen, der babylonische Talmud[4] berechnet die Entfernung auf 15 römische Meilen (= 22,18 km), während el-midje in grader Linie 27½ km, in Wirklichkeit gewiß 30 km von Jerusalem entfernt ist. Indes mag der babylon. Talmud nur von der Annahme aus, daß es sich um einen halben Tagemarsch handle, seine 15 Millien berechnet haben, und die Möglichkeit, von el-midje in 6—7 Stunden Jerusalem zu erreichen, kann nicht bestritten werden. Das 37 km = etwa 25 Millien von Jerusalem entfernte Lydda gilt in der Mischna (Maaś.scheni V 2) als das Ziel eines Tagemarsches, so konnte eine Entfernung wie die von el-midje wohl als weite Entfernung für einen Halbtag betrachtet werden, und die Möglichkeit, daß die Mischna an diese Lokalität dachte, läßt sich aufrecht erhalten.[5] Somit ist es zwar möglich, aber nicht gewiß, daß wir Modeïm bei el-midje zu suchen haben.

Ehemals jüdische Ortschaften, ḥadiṭe und bēt nebāla, das letztere von einer großen Olivenpflanzung umgeben, erinnerten auch weiterhin an das nacherilische Judäa, bis wir dann bei nebi kifl in die große Nordsüdstraße der Küstenebene einlenkten und auf ihr das langgestreckte Wilhelma mit seiner schönen Eukalyptus-Allee erreichten.

Dem langen ersten Tagesmarsch folgte ein kurzer zweiter, der von Wilhelma nordwärts führte, zunächst zu dem eingehend in Augenschein genommenen nebi ṭāri, der eigentlich jāschir heißt, also vielleicht auf Ascher zurückgeht, dann nach dem fast platt in der Ebene liegenden Dorf rentie (nicht rentije, so Fischer-Guthe), das auch für Ramathaim vorgeschlagen wurde, aber jedenfalls das Remphtis des Eusebius nicht

[1] Arch. Res. I, S. 361 ff.

[2] Pes. IX 2.

[3] j. Pes. 36 d.

[4] b. Pes. 94 a.

[5] Die von Neubauer, Géographie du Talmud, S. 99 behauptete „vollkommene" Übereinstimmung der talmudischen Angaben mit großer Nähe an Lydda ist nach dem Obigen nicht ohne weiteres zutreffend.

ist. Unser nächstes Ziel war die Araberfestung ḳal'at rās el-'ēn an den Quellen des 'audscha Flusses. Sie bedeckt nur einen kleinen Teil der als Hügel wohl erkennbaren Ortslage von etwa 500 zu 300 Schritt, welche für das Antipatris des Herodes sehr wohl gelten kann, in dem Paulus nach Apostelg. 23, 31 als Gefangener weilte. Für seine Lage ist bedeutsam, daß die wichtige alte Straße Jerusalem-bir zēt-'abūd hier in die Meridionallinie des Küstenlandes einmündet. Aber auch eine direkt von Osten kommende, von der Natur dargebotene Linie (s. u.) hatte hier ihr nächstes Ziel und kreuzte die Hauptstraße in der Richtung nach Jaffa.

Migdal Aphek.

Wir wandten uns ostwärts nach dem nahen Rande des Hügellandes, an welchem medschdel es-ṣādiḳ (auch medschdel jaba genannt) weithin sichtbar wie eine Herrscherin der Ebene thront. Es ist einmal ein ummauertes Kastell von 102 zu 54 Schritt in Länge und Breite gewesen, dessen Mauer auf der Westseite mit zwei vorspringenden Türmen erhalten ist. Dies wird aus arabischer Zeit stammen, obwohl es an Anzeichen älteren Materials (ein Türsturz mit Rosette, ein zweiter mit griechischer Inschrift, aus einer Kirche stammend) nicht fehlt. Nach der engl. Karte scheint die Ortschaft am westlichen Rande einer Hochebene zu liegen, sie ist aber vom östlichen Gelände durch ein Seitental des im Süden vorüberstreichenden wādi medschdel völlig getrennt und liegt auf dem durch einen Sattel abgetrennten südlichen Ende eines isolierten langgedehnten Hügels, ist also von Natur fest und erscheint als die Fortsetzung einer uralten Anlage. Sie mußte auch deshalb von Bedeutung sein, weil nicht nur das weite Tal an ihrer Südseite die Pforte der schon vorher erwähnten Westlinie vom Gebirge Ephraim war, sondern auch jene Jerusalem-Straße grade hier von Südosten in die Küstenebene eintritt. Deshalb ist die Vermutung Guthes[1] sehr einleuchtend, daß der „sogenannte Turm des Apheḳos", wie man wird übersetzen müssen[2], den Josephus Bell. Jud. II 19,1 für die Gegend von Antipatris erwähnt, hier gelegen war. Wahrscheinlich hieß die Ortschaft damals Migdal Aphek, und ist in der arabischen Zeit zu einem medschdel es-ṣadiḳ oder jaba geworden.[3] Dagegen ist die von Guthe auch empfohlene kleine Ruine ḳurnet el-ḥāramije für jenes Aphek

[1] MuN des DPV 1911, S. 33ff.

[2] Schwerlich „Burg, die Apheka heißt" oder „die nach Apheka benannt ist" (so Guthe).

[3] medschdel ist für die Araber nicht „Turm", sondern unverstandener Ortsname.

nicht zu brauchen, weil es die von ihm angenommene „höhere Lage und bessere Übersicht über Ebene und Tal" nicht besitzt, sondern abseits und verborgen jenseits der medschdel östlich gegenüberliegenden Höhe in unfester Lage sich befindet. Möglich, aber kaum beweisbar ist, daß auch das Aphek der Philisterkämpfe von 1. Sam. 4,1; 29,1 hier zu suchen ist. Die Beziehung von medschdel zu den vorgenannten Wegen des großen Verkehrs kann dafür sprechen. Dem Boten, welcher die Nachricht von der Wegnahme der Lade Gottes nach Silo brachte, stand die Westlinie über der rassāne und kerāwa ibn zed und durch das wādi esch'ar (mir als w. esch-scha'r bezeichnet) für seinen raschen Lauf zur Verfügung. Wenigstens versicherte mir ein Mann aus dem unfern selūn gelegenen el-lubban, daß man von dort aus diesen bequemen Talweg stets nach Jaffa einschlagen werde. Über die Gegend des Schlachtfeldes und des israelitischen Lagers (wofür man am ehesten das an der Straße nach birzēt gelegene el-lubban der Schephela vorschlagen würde), kann man nur unsichere Vermutungen anstellen.

Auf dem weiteren Wege am Rande des Hügellandes entlang versetzte in byzantinische Zeit der sonderbare Bau bei el-mezer'a, der jetzt als nebi oder schēch jahja bezeichnet wird. Eine von zwei Säulen und zwei Eckpfeilern getragene Vorhalle führt in ein Haus, das in einen größeren rechten und einen kleineren linken Raum geteilt ist. Der letztere, in den man jetzt durch eine gebrochene Öffnung aus dem ersteren gelangt, hatte ursprünglich keinerlei ebenerdigen Eingang,[1] ist aber mit einer Treppe versehen, welche inwendig zu der Höhe einer von drei in der Ostwand hoch oben angebrachten Fensteröffnungen hinaufführt und ursprünglich auch ermöglichte, durch eine Luke auf der Nordseite die Dachterrasse zu erreichen. 43 Nischen in den Wänden des Raumes sprechen dafür, daß er als Taubenhaus gemeint war, in welches man von außen durch Anlegen einer Leiter durch ein Fenster einstieg. Der andere Raum gleicht mit seinen dachtragenden Bogen einem arabischen Wohnhaus und wird auch zu diesem Zweck hergerichtet worden sein, wobei die auffallend niedrige Tür aus vier Gesimsstücken gebildet wurde, von denen eines als Unterschwelle dient.[2] Die Vorhalle ist anscheinend der einzige in der ursprünglichen Gestalt erhaltene Teil des Bauwerks, das ein Mausoleum aus byzantinischer Zeit gewesen sein mag. — Vor der Rückkehr nach Wilhelma lockten zwei große,

[1] Die auf Conders Plan, SWP II, S. 366, gezeichnete Tür in der Mitte der Innenwand war nie vorhanden.

[2] Es ist deshalb unveranlaßt, über den sonderbaren „Stil" der Türumrahmung Betrachtungen anzustellen.

burgartig dreinschauende Gebäude nach dem Dorfe ḳūla hinauf. Sie gehören in arabische Zeit und werden mit den verwandten Bauten von medschdel und ʿabūd in eine Klasse zu setzen sein.

Am folgenden Tage zogen wir auf der Meridionalstraße südwärts, zuerst nach lidd (Lydda) zum Besuche seiner Georgskirche. Die imponierenden Reste des Kreuzfahrerbaues zeigen eine in Palästina nicht häufige Kreuzform, wobei ein Gewölbeglied zwischen die Chorapsiden und das Querschiff eingeschaltet ist. Viel unbedeutender erschien dagegen in dem nahen er-ramle die „große Moschee", eine wohl erhaltene Kreuzfahrerkirche, deren Portal jetzt wieder freigelegt worden ist, unverständlich die unregelmäßige Anlage der „weißen Moschee" mit ihrem berühmten Turm aus arabischer Zeit. An den ausgedehnten Pflanzungen der jüdischen Kolonie Rechoboth vorüber ging unser Weg nach ʿāḳir, dessen Lehmhäuser auf einer sanft ansteigenden Höhe nicht ahnen lassen, daß sie die Trümmer der Philisterstadt Ekron mit dem Heiligtum des Baal Zebub bedecken. Der Oberstein einer römischen Mühle mit einer sonderbaren, wohl als ein Gesicht gemeinten Skulptur an einer Seite, verriet gleichwohl eine Phase seiner älteren Geschichte. Die nahe gelegene Judenkolonie Mazkereth Bithja (meist Ekron genannt) beschattete durch ihre in 15 Jahren gewaltig hochgeschossenen Eukalyptusbäume unsere Mittagsrast auf grünem Rasen.

Nachdem wir bei medschdel vielleicht auf dem Schlachtfelde gestanden hatten, auf welchem die Lade Gottes verloren ging, waren wir hier auf dem Wege, welchen sie auf ihrem Heimwege von Ekron nach Bethsemes nehmen mußte, auf dem neuen mit zwei säugenden Kühen bespannten Wagen, welchen die Philisterfürsten geleiteten (1. Sam. 6, 7 ff.). Sie hatte zunächst wie wir durch welliges Gelände nach dem hier von einer Quelle befeuchteten, sonst wasserlosen wādi el-merabbʿa, dem Unterlauf des wādi es-ṣarār, hinab zu steigen und folgte dann der jetzigen Bahnlinie das weite Tal aufwärts. Wir wichen hier vom ebenen Wege ab und erstiegen bei el-ḳezāze die mit üppiger Macchie bedeckte Hügelkette, welche an der Südseite des Tales entlang läuft. An ihrem südlichen Fuße im Ausgang des wādi ʿammurie überraschte der Anblick eines Felsblocks, der auffallend an den Felsaltar von ṣarʿa[1] erinnerte. An eine natürliche Felsbank lehnt sich ein auf drei Seiten behauener Block von 0.90 m Höhe, zu dessen Plattform von 1.80 zu 1.37 m man von zwei Seiten auf zwei Stufen emporsteigt, während er vorn senkrecht abgehauen ist. Über die Plattform erhebt sich noch um 6 bis 7 cm eine flache Erhöhung von 74 zu 67 cm. Davor befindet

[1] S. PJB 1908, S. 43.

sich eine kleine natürliche Vertiefung. Ein wirtschaftlicher Zweck der Anlage ist kaum denkbar, für bloße Steinbrucharbeit scheint sie zu regelmäßig. So ist die Annahme eines sakralen Zweckes wohl erlaubt.

Von dem hochgelegenen el-brēdsch, einem Sommersitz des griechischen Patriarchen, warfen wir einen Blick auf die ebenfalls hochliegende Ortslage tibne, wohl das Timnath von Ri. 14, in dessen Nähe Simson den Löwen zerriß und dessen Felder er durch die an die Schwänze von Füchsen oder Schakalen gebundenen Brände verheerte. Da Bethsemes israelitischer Grenzort war (1. Sam. 6, 12), wird Timnath die nächstgelegene philistäische Ortschaft gewesen sein. Das paßt zur Simsongeschichte, welche eben hier beheimatet ist; aber minder passend scheint, daß man nach Ri. 14 von Zorea (= ṣarʿa) nach Thimnat hinabgeht. Jeder Ortskundige würde von einem Hinübergehen reden, da beide Ortschaften hochliegen und nur durch das weite wādi eṣ-ṣarār getrennt sind. Indes ist die Annahme erlaubt, daß der Erzähler, dem genauere Lokalkenntnis fehlte, hier wie sonst die Judäer als Bergbewohner dachte, die Philister als Bewohner der Niederung.

Im Abenddunkel kreuzten wir das feuchte wādi būlos und stiegen zu der Landwirtschaftlichen Erziehungsanstalt der italienischen Salesianer in dem hochgelegenen bēt edschmāl hinauf, wo wir uns zum Nachtquartier angemeldet hatten und freundliche Aufnahme fanden.

Der letzte Tag des Ausfluges zeigte zuerst die Ausgrabungen des Palestine Exploration Fund in ʿen schems (Bethsemes), wo wir vergeblich die Anwesenheit des Leiters der Ausgrabungen, Herrn Dr. Mackenzie, erhofft hatten. Der große Stein, auf welchen man damals die Lade Gottes niedersetzte (1. Sam. 6, 14 ff.), ist freilich nicht mehr zu erkennen. Er wäre unten im Tale in westlicher Richtung von der Ortslage aus zu vermuten. Nach einem Besuche bei dem Altarstein von ṣarʿa, der vielleicht für die Geschichte Simsons eine Bedeutung hatte, besahen wir zwischen ʿarṭūf und eschwaʿ auf einem felsigen Hügel einen aufgestellten Steinblock, in welchem Schick eine kanaanitische Steinsäule vermutete[1]), während Hanauer geneigt schien, das Grab Manoahs und Simsons hier zu suchen.[2]) Ein Senkgrab, über dessen Alter sich nichts sagen läßt, ist in der Tat vorhanden, aber bei dem über 2 m hohen Stein weist nichts über seine von Schick auch zugegebene Beziehung zu einer Öl- oder eher Weinkelter hinaus. Der von Schick gezeichnete Plan bedarf freilich einer Neuzeichnung, da er offenbar auf Grund sehr

[1] ZDPV 1887, S. 148.
[2] PEFQ 1906, S. 238 f.

unvollkommener Notizen daheim entworfen wurde.[1]) Ein von Schick nicht bemerktes Columbarium fanden wir südlich von dieser Weinkelter an dem gegenüberliegenden Abhang. An ihm ist bemerkenswert, daß drei Wände eines viereckigen Schachtes, der wie eine Cisternenmündung aussieht, mit 23 Nischen besetzt sind. Man wundert sich, daß die Theorie von Beisetzungsstätten von Aschenurnen oder von Illuminationseinrichtungen von Gräbern gegenüber solchen und ähnlichen Erscheinungen immer noch aufrecht erhalten werden kann, während in Palästina wohlbekannt ist, daß wilde Tauben während der heißen Tageszeit und nachts sich mit Vorliebe in leere Cisternen setzen und da gefangen werden.

Auf dem Wege der Gotteslade befanden wir uns wiederum ein Stück, als wir über eschwa' nach bet mahsir hinaufritten. Wir hatten zu diesem Ende zuerst den Weg nach bāb el-wād zu verfolgen, und kaum anderswo dürfte man die Lade nach Kirjath Jearim gebracht haben (1. Sam. 7, 1), weil der sehr steile Aufstieg nach bet mahsir, zu dem wir von diesem Wege abbogen, ebenso wie der Weg über kesla (Kesalon) kaum empfehlenswert gewesen wäre. Nur eine kurze Mittagsrast war uns in dem schönen Hain des schech el-'adschami vergönnt. Vor el-kerje passierten wir den Hügel von der el-azhar, auf dem man den Ruheplatz der Lade im Hause Abinadabs vermutet hat. Ihrem Zuge nach dem Berge Zion, dem David und „ganz Israel" vorantanzte (2. Sam. 6), folgten wir bis zuletzt auf unserem Heimwege nach der heiligen Stadt.

7. Die Zeltreise.

Vom 1. bis 22. April wurde Palästina in seinen wichtigsten Teilen und mit Aufsuchung der geschichtlich bedeutsamsten Punkte bereist. Die Zahl der Teilnehmer (S. 7) forderte auch dies Jahr fünf Zelte, über denen die deutsche, preußische, sächsische, schwedische und türkische Flagge wehte. Das Wetterglück war fast zu groß, denn das Ausbleiben starken Regens bedeutete, wie es in Palästina nicht anders sein kann, eine oft recht drückende Hitze, welche Reiten und Ruhen erschwerte.

Der Weg des ersten Tages in der Nordrichtung hatte als Höhepunkt die Mittagsrast auf dem höchsten Gipfel der weiteren Umgebung von Jerusalem, dem 'a ur, dessen Fernsicht freilich durch Dunst recht verschleiert war. Daß der alte Baal Hazor auf der breiten Gipfelfläche und den Abhängen nicht nur eine, sondern drei Verehrungsstätten

[1] Dasselbe gilt von seinem Plane einer Weinkelter und eines Columbariums am Fuße desselben Hügels, ZDPV 1887, Tafel V.

bei verschiedenen Eichengruppen hat, erfuhren wir diesmal. Bei denen, die sich am nördlichen und südlichen Abhang befinden, betet man, weil sie mit ḳibla-Bezeichnung versehen sind. Aber auch bei den schönen Eichen auf der Höhe vollzieht man dem ʿaṣūr Gelübdeopfer. Alle drei Stätten nennt man el-ʿauāṣir. War es hier ein alter Berggott, dessen Verehrung fortlebte, so erinnerte weiter nördlich die einzelnstehende Eiche, esch-schadschara el-mbārake, bei dem Dorfe el-mezraʿa an die Verehrung der Landesgottheit bei großen Bäumen. Kein Heiligengrab war da vorhanden; aber auf eine Felsplatte hatten die Verehrer als Zeichen ihres Besuchs Steine und Steinhäufchen niedergelegt.

Ein steiler Abstieg führte hinab in die grüne Ebene von turmus ʿaija, dessen Name nach Schwarz, Neubauer, Buhl und Baedeker auf ein talmudisches Thormasia zurückgehen soll. Es gab nach j. Ber. 4 c einmal einen Jakob turmesārā, der nach dem Zusammenhang war, was sein Beiname besagt, nämlich Bademeister (thermasarius). Hätte er gegen das Zeugnis der alten Ausgaben und Handschriften turmesājā „der Turmesäer" geheißen, so würde das nur auf eine Ortschaft turmesā oder turmus schließen lassen. Es fehlt also dem vermeintlichen Thormasia jede Bezeugung.

Bei sēlūn (Silo) vergegenwärtigten wir uns aufs neue, wie die Dorfruine dort ebenso wie die beiden „Moscheen" als Bauwerke der arabischen Zeit angehören. Der einzige Baurest, der nach älterer Zeit aussieht, ist das Gemäuer zwischen ihnen nicht weit vom Teiche, auf das wir PJB 1908, S. 12 aufmerksam gemacht haben. Doch scheint dschāmiʿ el-jetēm auf einem Trümmerhügel zu stehen, der für das alte Heiligtum auch in Frage kommen könnte.

Das Haus Michas.

Das Heiligtum des abu-l-ʿōf, unterhalb dessen wir durch das felsige wādi mūsa nach dem chān von el-lubban (Nachtquartier I) zogen, hat eine eigentümliche Bedeutung durch die von Guérin[1] und mir festgestellte Tatsache, daß es mit einer Ortslage namens dscherābe zusammenhängt. Dieser Name erinnert an die Guérin unbekannt gebliebene Erzählung Rabbi Nathans (b. Sanh. 103 b): „Von Gerab nach Silo sind drei Millien, so daß der Rauch des Opferfeuers [in Silo] sich mit dem Rauch des Bildes des Micha [in Gerab] vermischte. Als die Engel ihn [Micha] fortstoßen wollten, sagte aber der Heilige, gebenedeit sei Er: Laßt ihn, denn sein Brot ist für die Reisenden vor

[1] Samarie II, S. 32.

handen." Die Gastfreundschaft des Micha machte sein gesetzwidriges Heiligtum des göttlichen Schutzes wert. Man hat also im zweiten Jahrhundert n. Chr. jenes Heiligtum „auf dem Gebirge Ephraim", von wo die Daniten den Ephod raubten, den sie dann in Dan aufstellten (Richter 18, 30), in Gerab, nahe der großen Heerstraße des Landes, gesucht, an der es auch nach der biblischen Erzählung notwendig gelegen haben muß. Wahrscheinlich gab es damals hier ein heidnisches Heiligtum, das später ʿabdurraḥmān abu-l-ʿof ersetzte. Daß die ungangbare Luftlinie von dscherābe nach sēlun nur 1½ Millien beträgt, ist ohne Belang und kann nicht veranlassen, die südöstlich gelegene chirbet ṛrabe für diese Tradition in Anspruch zu nehmen.[1]

Auf einem Ritt vom 15. Juli konnte chirbet dscherābe bei dem weli ʿabdurraḥmān abu-l-ʿof besucht werden. Sie liegt auf einem Gipfel der Hügelkette, welche den Kessel von el-lubban südlich begrenzt. Wer auf der großen Straße von Süden kommt, hat die beiden Häuser des Weli (Grabbau und Haus des Dieners) grade vor sich, wenn er bei sindschil aus dem wādi el-baḳara heraufgestiegen ist. Etwa 1½ km westlich davon überschreitet die westwärts ausbiegende Straße die Hügelkette. Aber es ist leicht dahin zu gelangen und sehr vorstellbar, wie der Levit aus Bethlehem und die Daniten aus der Gegend von Zorea auf ihrem Wege nach dem Norden dorthin abbogen (Richter 17, 8; 18, 2). Oben überrascht eine Aussicht, die im Westen das Mittelmeer, im Norden den Garizim umfaßt. Felsenkeltern, Cisternen, ein kleiner Felsenteich umgeben die Kuppe, die Stätte des Heiligtums, am Nordabhang liegt die nicht große Ortslage. Weinpflanzungen bedecken den Scheitel der ganzen Kette. Über das tiefe wādi mūsa hinweg sieht man 270 m tiefer chirbet sēlūn, und da dies fast genau im Osten liegt, mußte der Westwind allerdings den Opferrauch von hier oben über Silo hin treiben. chirbet ṛrābe ist im Südwesten sichtbar; aber es ist durch die Hügelkette von abu-l-ʿof von sēlūn getrennt und auch deshalb für die talmudische Erzählung nicht brauchbar.

Der zweite Reisetag führte uns in das samaritische Gebiet. Als sein südlicher Grenzort wird von Josephus ein Borkaios angegeben, dessen Namen man in chirbet berḳit bei es-sāwie wiederfindet. Auffallenderweise sagte mir ein Mann aus el-lubban, der mich hier begleitete, eine Ortslage solchen Namens gebe es da gar nicht, wohl aber chirbet

[1] So mit Conder Klein, MuN des DPV 1912, S. 19 f., der auch eine andere Tradition erwähnt, welche anzunehmen scheint, daß das Bild des Micha später nach Baalbek gewandert war.

barkuḳ westlich von der Straße am Bergabhang. Trotzdem haftet der Name berkit tatsächlich an einer Quelle östlich vom chān es-sāwie, woher die Frauen von es-sāwie ihr Wasser holen. — Ein den Samaritanern wichtiges Heiligtum besuchten wir in dem Grabe Eleazars, des Sohnes Aarons, in der Nähe des Dorfes ʿawerta. Ein ungewöhnlich sauber gehaltener Hof umschließt ein gewaltiges Grabmal von $5^1/_2$ m Länge und 3,70 m Höhe, über das eine prächtige Terebinthe ihre Zweige breitet. Ein unterirdischer Raum neben dem Grab enthielt früher den Eingang zur Grabkammer selbst. Die Moslems denken freilich hier bei el-ʿuzēr an el-chaḍr, den Ewiglebenden, der kein Grab, sondern nur Erscheinungsstätten hat und eigentlich Baljān (oder Balja) ibn Malkān abu-l-ʿAbbās heißt.[1] Auf ihn führen sie auch die unmittelbar beim Dorfe gelegenen Gräber Ithamars, des Pinehas und der 70 Ältesten zurück, so daß ein ihm geltendes Gelübde an jeder dieser Stellen gelöst werden kann. Die Samaritaner pflegen um Pfingsten hier einige Tage zu verbringen und vollziehen dabei auch Gelübdeopfer. Ihr Verdienst ist auch die ungewöhnliche Sauberkeit und gute Erhaltung des Heiligtums.

Quer über die Ebene, welche hier wirklich sahl machna heißt, ritten wir an chirbet machna et-ta ta vorüber und dann direkt nach dem Garizim hinauf, dessen Gipfel wir somit vom Süden her über seine große Stadtruine erreichten. Der heilige Felsen der Samaritaner, der 12,50 zu 13,45 m mißt, forderte zum Vergleiche mit dem heiligen Felsen von Jerusalem heraus.[2] Wer ihn selbst als eine uralte Opferstätte betrachtet, hat jedenfalls die Anschauung der Samaritaner nicht für sich, welche meinen, daß sich hier das Allerheiligste ihres Tempels befand, in welchem übrigens entsprechend der Vorschrift des Gesetzes auf einem wirklichen Altar geopfert wurde. Die Höhle, deren jetzt 4 m tiefer Schlund sich 3,50 m lang und 1 bis 1,60 m breit neben der Felsplatte öffnet, gilt ihnen nicht als das geheimnisvolle Versteck der Stiftshütte, wie Montgomery[3] annimmt, sondern dem Augenschein entsprechend als eine profane Cisterne. Vom jetzigen Opfer-

[1] S. Al-Damiri, Ḥajat al-ḥajawān, s. v. ḥūt musa wajuschaʿ, und PJB 1911, Seite 87.

[2] Vgl. Dalman, Neue Petra-Forschungen und der heilige Felsen von Jerusalem, S. 143.

[3] The Samaritans. S. 239. Montgomery nennt die Bundeslade; aber der Samaritaner Marka, auf den er sich beruft, redet von der Stiftshütte, und stellt die Höhlen von Hebron, Berg Hor, Nebo und Garizim in einer Weise nebeneinander, daß man nicht veranlaßt ist, überall an bekannte sichtbare Höhlen zu denken.

platz der Samaritaner stiegen wir steil zum Tale von nāblus hinab und hielten die Mittagsrast beim Jakobsbrunnen, deren schon öfters hervorgehobene eigentümliche Lage besonders dadurch hervortritt, daß eine von der balāṭ-Quelle getriebene Wassermühle unmittelbar neben dem Garten des Brunnens liegt. Ein Besuch bei den mir seit langem wohlbekannten samaritanischen Priestern und in ihrer ehemaligen wie jetzigen Synagoge vervollständigten das Bild der Reste einer ehemals ansehnlichen Religionsgemeinschaft, welche noch immer sich müht, das nach ihrer Überzeugung nur bei ihnen unverfälscht erhaltene Gesetz Moses zu bewahren, aber durch eine sonderbare Fügung dem Oberhaupt der Juden Jerusalems politisch unterstellt ist, so daß ich veranlaßt war, für die Militärfreiheit ihrer Priester bei diesem Fürsprache einzulegen.

Nach dem Nachtlager vor dem Westende von nāblus Sichem (Nachtquartier II) gab der diesmal über zāwāta und ʿēn hārūn genommene Weg nach sebaṣṭie auf der Höhe vor en-naḳūra Gelegenheit zum Vergleich der Ortslagen von Sichem und Samaria, die hier beide sichtbar waren, jene auf dem „Nacken" des leicht zu sperrenden Tals zwischen den „Schultern" der hohen Berge zu seinen Seiten, dies auf vornehmer Höhe, durch weite Täler getrennt von einem Panorama von Bergzügen. Nach unangenehmen Berührungen mit der Bevölkerung von sebaṣṭie, wo die Ausgrabungen im letzten Jahre geruht hatten, wirkte wohltuend der Anstand und die Freundlichkeit der Christen des anmutig gelegenen nuss edschbil, wo wir nahe der Dorfquelle rasteten. Die Quelle mit einem maḳām des chaḍr neben ihr, aber selbst versehen mit einer Nische für Weihlämpchen über dem Wasserausfluß, war ein hübsches Beispiel für Quellheiligtümer, in welchen antike Volksreligion fortlebt.

An dem rauschenden Bach der Quelle el-fauwār entlang zogen wir durch Olivengärten im wādi bēt nimrin aufwärts in östlicher Richtung, bogen dann in einen südlichen Nebenzweig des Tales ein, überschritten fast unmerklich die Wasserscheide zwischen Mittelmeer und Jordan und gelangten so, immer im Tale dahinreitend, in eines der dem wādi fār'a ostwärts zustrebenden Täler. Ein unbeabsichtigter Abweg auf der Straße nach ʿaṣīret el-ḥa ab führte auf eine Höhe, die volle Aussicht gewährte auf das hochgelegene ṭallūza', in welchem man wohl mit Recht

Thirza,

die alte Königsstadt des Reiches Israel, vermutet hat. Der Ausdruck des Hohenliedes (6, 4) „schön wie Thirza" kam dem Beschauer hier von selbst auf die Lippen. Wie eine Herrscherin ragt ṭallūza auf ihrem

Berge über die mit Oliven bestandenen Höhen, die sie umgeben. Dahinter erhebt sich links der Doppelberg von ṭammūn, rechts die steile Kuppe des nebi belān, den Abschluß bildet die hohe Wand des ʿadschlūn und der belḳa, vom Jabboktale durchbrochen, — ein herrliches Bild, dem nicht viele in Palästina gleichen. Die jetzige Ortschaft deckt die Stätte der alten. Von sichtbaren Altertümern ist also nichts zu erwarten. Graf Mülinen sah in der Nähe Gräber und ein von ihm nicht erkanntes Schachtkolumbarium.[1] Quellen fehlen in unmittelbarer Nähe, man muß sich also mit Zisternen behelfen oder wandert nach Wasser zu der am Fuß des Gebirges liegenden bedān-Quelle. Der Reichtum des bedeutenden Dorfes sind seine Oliven, die Flächen für Getreideanbau liegen weiter ab. Für seine Lage ist zu beachten, was die Karten bisher nicht kenntlich gemacht haben, daß nördlich unterhalb ṭallūza im wādi jehūda ohne jede erhebliche Steigung ein bequemer Verkehrsweg vorübergeht, welcher in einziger Weise zunächst sebaṣṭie mit tell el-fārʿa, damit aber auch den Westabfall des Gebirges mit dem Osten, die Küstenebene mit der Jordanniederung verbindet. Sowohl von bēsān als von ed-dāmie her konnte man so leicht nach dem alten Samaria gelangen, mit dem einzigen Nachteil, daß man beständig durch Täler zu ziehen hatte. In einer halben Stunde steigt man von ṭallūza westlich und östlich zum Talwege hinab. Die Ortschaft sperrt nicht das Tal, aber sie vermag sehr wohl es zu beherrschen. Die Verlegung einer Residenz von hier nach dem $2^1/_2$ Stunden entfernten Samaria erscheint natürlich. Eine Beherrschung des Landes von ṭallūza aus, wenn doch Sichem nicht in Frage kommt, scheint denkbar, wenngleich nicht bequem und der Verbesserung bedürftig. Burchard vom Berge Zion könnte also recht haben, wenn er das alte Thirza hier fand.[2]

Daß nach Neubauer[3] Thirza bei den Juden Thiran und Tharitha heißen soll, hat allerlei Unheil angerichtet[4] und bedarf deshalb der Zurechtstellung. Im Midrasch zu Hsl. 6,3 wird neben anderen Deutungen der Ausdruck „schön wie Thirza" auf die Frauen von tirʿān bezogen, welche sich weigerten, ihren Schmuck für die Verfertigung des

[1] MuN des DPV 1908, S. 39.

[2] Nach Guthe meinte er wohl tell el-fārʿa. Aber die „Stadt auf hohem Berge 4 Meilen östlich von Samaria" kann nicht der tiefgelegene und selbst niedrige tell sein.

[3] Géographie du Talmud, S. 172.

[4] Buhl hat darauf die Identifikation von Thirza mit dem Tirathana des Josephus gebaut.

goldenen Kalbes herzugeben. Dieselbe Erzählung wird ebenda zu 4, 9[1] auf die Frauen des Geschlechts der Wüste (d. h. der Israeliten zur Zeit des Wüstenzuges) überhaupt bezogen und gehört jedenfalls in diese Zeit, so daß nicht leicht auszumachen ist, was oder wer mit tirʿān gemeint ist. Vielleicht ist an das Geschlecht der Tirʿātim von 1. Chr. 2, 55 gedacht. Das Thargum läßt den Namen Tirza stets unverändert und gibt es nur 1. K. 15, 21 mit tarʿitā „die untere" wieder, wohl weil gerade vorher rāmtā „die Höhe" genannt wird.

An der landschaftlichen Schönheit von tallūza nimmt teil der Unterlauf des wādi jehūda, das wādi el-mārāsch[2], zu dem wir auf dem Wege nach tell el-fārʿa hinabstiegen. Oliven und andere Schattenbäume schmücken seine felsigen Abhänge. Der Kuckucksruf verband damit heimatliche Klänge. Wo die Berge niedriger werden, beginnt die Flora des ṭōr. Zizyphus, wilde Feigen und Oleander charakterisieren die Landschaft, durch welche ein Bächlein leise seinen Weg sucht. Schließlich traten wir ein in den nach Norden zu weit ausgedehnten baumlosen, aber wohl angebauten Kessel von fārʿa, welchen die englische Karte durch zu starke Einzeichnung der Talzüge nicht hinreichend kenntlich macht. Unser Weg vereinigt sich mit der von Süden kommenden Römerstraße, berührt nun auf dessen Nordseite einen niedrigen platten Hügel, den tell el-fārʿa, und steigt zu der starken Quelle an seinem Fuß, dem rās el-fārʿa, hinab.

Ophra?

Die Ortslage tell el-fārʿa, zu welcher wir hinaufritten, liegt auf dem östlichen Ende des flachen felsigen Höhenzuges zwischen dem Unterlauf der Täler wādi el-mārāsch und wādi es-sarrās und ist von ihm als künstlicher Trümmerhügel deutlich abgesetzt. Ihre jetzt mit Getreide bestandene sehr ebene, breite Fläche senkt sich allmählich nach Osten und fällt schließlich steil ab zur Quelle, die hier eine ziemlich große Lache bildet. Nicht sehr weit unterhalb treibt ihr Wasser schon eine Mühle. Eine Pflanzung von Zitronen und Feigen ist dort sichtbar. Gegenüber im Osten steht auf einem kleinen Ruinenhügel ein ansehnlicher runder Turm, burdsch fārʿa, den Guérin viereckig gesehen hat, vielleicht weil er seitdem umgebaut wurde. Diese Ortslage ist jedenfalls an Bedeutung

[1] Auch Pirke Rabbi Eliezer Kap. 45, Thanchuma, ki tissa (nicht in Ausg. Buber).

[2] Die engl. Karte hat die Namen wadi el-marasch und wadi es-sarras vertauscht. Das letztere ist das von jasid kommende Paralleltal, das nicht, wie die Karte angibt, in das erstere, sondern bei ʿen farʿa mündet.

mit dem tell nicht zu vergleichen, könnte aber eine Burg gewesen sein. Die Ortschaft auf dem tell war nach ihrer Lage die natürliche Beherrscherin des ganzen Kessels, bei welcher alle Verkehrslinien zusammenliefen. Nordsüdlich geht die Römerstraße von bēsān nach Jerusalem vorüber. Die von Westen kommenden Wege setzen sich südlich vom tell in der Richtung nach dem Jordan fort. Man ist hier etwa 150 m über Meereshöhe, aber die westlichen Berge erheben sich rasch bis zu etwa 600 m, nicht viel weniger hoch sind die Höhen von ṭammūn im Osten, nahezu 800 m erreicht die imponierende Kette des nebi iblān im Südosten. Überall ist der Blick gehemmt, offen nur durch das weite wādi el-fār'a in der Richtung des Jordan. Kein Wunder, daß man die Empfindung hat, hier in der dorflosen öden Einsamkeit der Jordan senke anzugehören. Das Hochland, auf dessen Rand ṭallūza wie ein schmaler Saum grade eben sichtbar ist, erscheint als eine Größe, der man vollständig entrückt ist. Alles macht tell el-fār'a passend für die von Budde zuerst vorgeschlagene Gleichsetzung mit dem Ophra Gideons. Die Umsetzung von Ophra in fār'a könnte damit zusammenhängen, daß der erstere Name, weil an 'afrīt „Dämon" erinnernd, den Arabern anstößig war.[1])

Im abendlichen Dunkel erreichten wir ṭūbās (Nachtquartier III), jenes Tebez, bei dessen Belagerung Abimelech, Gideons Sohn, ein unrühmliches Ende fand (Richter 9, 34), jetzt ein sehr bedeutendes Dorf auf einem langsam abfallenden Hange oberhalb der Straße, welche hier wieder bis ca. 370 m gestiegen ist. Vor tejāsīr nahmen erst fünf römische Meilensteine, worunter einer mit Inschrift, die Aufmerksamkeit in Anspruch, dann das neuerdings wieder zu einem Haus gewordene Mausoleum el-ḳaṣr, dessen kräftig profilierte Türe[2]) als ein Vorbild für die improvisierte Türumrahmung bei nebi jaḥja (s. o.) gelten könnte, aber hier ursprünglich und echt ist. Von den gebauten Grabnischen im Innern (SWP II, S. 245) sahen wir nichts mehr. Beachtung verdient aber auch, was Conder nicht erwähnt, daß sich direkt unter dem Bauwerk eine von einem Pfeiler gestützte Grabgrotte von 12,26 zu 7,65 m mit einer bogenförmigen Vorhalle befindet. Ihr galt doch wohl der Aufbau. Ein Stück seines Gesimses, das am Boden liegt, zeigte von unten nach oben Eierstab, Zahnleiste, Tropfleiste, Eierstab und eine Hängeplatte mit flachen Konsolen, oberhalb deren die Einzelheiten der

[1] S. dafür R. Hartmann, ZDMG 1911, S. 536 ff.
[2] Tafel 3, Abbildung 6.

Profilierung nicht mehr erkennbar sind.[1] Also spätrömische Kunst auch hier. Es ist auffallend, daß derartige Kunstreste in Palästina so selten über diese Periode hinausreichen. — Das Dorf tejāṣir selbst ist seines Namens wegen für Thirza vorgeschlagen worden. Aber obwohl es oberhalb eines Tales liegt, macht es den Eindruck einer unfesten Ortslage ohne bedeutenden Trümmerhügel. Es mag alt sein, aber es ließe sich nicht verstehen, wie jemand von diesem verborgenen Punkte an entlegener Stelle das Reich Israel hätte regieren wollen.

Wir verließen die direkte Straße nach bēsān, um die an tejāṣir sich östlich anschließende Senke kennen zu lernen. Ihr wie dem südlichen Paralleltale ist eigen, daß sie nach dem Jordan zu geschlossen ist. Während dort das ablaufende Wasser sich schließlich eine wunderliche winkelige Bahn durch den Verschluß gerissen hat, ist es hier nordwärts nach der Ebene von bēsān zu ausgewichen und wendet sich erst da dem Jordan zu. Wir begleiteten das trockene Haupttal um sein nordwärts gewandtes Knie, wo es als tiefe Felsenschlucht das Gebirge durchbricht, und stiegen dann zu seinen salzigen, einen Bach bildenden Quellen ʿēn elḥmijte und ʿēn mālih hinab, unterhalb deren eine ziemlich süße Quelle bei einer Mühle am südlichen Rande des Bachbettes, eigentlich im Bache selbst, entspringt. Nachdem im oberen Tal eine vielartige Baum- und Strauchvegetation von Weißdorn, Kreuzdorn, Johannisbrotbaum, Terebinthe und Mastixterebinthe, wilden Mandeln und Ölbäumen[2], auch dem überall in Palästinas Bergland häufigen dornigen Pfriemstrauch (Calycotome villosa) mit prächtigen gelben Blüten das Auge erfreut hatten, traten hier wieder die Zizyphusarten und der Ginster ihre Herrschaft an. Eine brütende Hitze stand im Einklang zu den Thermen, welche in zwei kleinen offenen und einem überbauten Becken auf der nördlichen Seite des Baches wādi mālih hervortreten. Die Versuche der Bauern, welche in der Nähe für einen Effendi aus nablus ein Gehöft erbaut haben, durch Grabungen den eigentlichen Ausgangspunkt der heißen Quelle zu finden, hatten soeben eine antike Badeanlage ans Licht gebracht. Sie bestand aus einem kreisrunden Becken von $5^1/_2$ m Durchmesser, an das sich nach Osten und Westen durch Bogenöffnungen Kanäle anschließen, und aus einem nordwärts daneben liegenden größeren Baderaum in der Form eines kleinen Zirkus

[1] Conder's Abbildung gilt wohl demselben Fragment, läßt aber den oberen Eierstab weg und schneidet das obere Stück ganz ab.

[2] Die von Conder grade für diese Gegend berichtete Bezeichnung des wilden Ölbaums als ʿazzun habe ich nirgends bestätigt gefunden. Auch in ṭubās war sie unbekannt.

von 18½ zu 5,60 m. Dieses im Westen bogenförmig, im Osten gradlinig geschlossene Bauwerk wird inwendig auf allen Seiten von drei Stufen umzogen, welche zu dem 3,24 m breiten Mittelraum hinabführen. War das Bassin bis zum Niveau der obersten Stufe gefüllt, war es 69 cm tief. Man wird also wohl auf den Stufen im Wasser gesessen haben. Die Umfassungsmauern aus behauenen Steinen oberhalb der Stufen sind zerstört. Die Leute sagten, daß sie in der südlichen Längswand zwei Bogenfensterchen, am Westende ein solches mit gradem Sturz gefunden hätten. Von dem letzteren zeigten sie einen der Pfosten, welcher eine kleine Halbsäule mit Würfelkapitäl als Schmuck hatte. Das beweist byzantinischen Ursprung der Anlage.

Wir entflohen schließlich dem heißen Tale und fanden an dem unter Dornbüschen über Felsen rieselnden Wasser der Quelle ʿen esch-schakk eine zwar nicht kühle, aber doch luftige Stätte für die Mittagsrast. Daran schloß sich ein mehrstündiger Ritt durch die weite, auf ihren Oasen mit Getreide wohlbestellte Ebene von bēsān. Zuerst berührten wir die Feldfläche, welche der Ortschaft des hochragenden tell el-ḥamme am Rand des Gebirges als Voraussetzung gedient haben wird. Hölscher[1] wird hier mit Recht Abel Mehola vermuten. Diese Felder hat also Elisa mit einem der zwölf Joch Ochsen seines Vaters bestellen helfen, als der Ruf des von Damaskus heimkehrenden Elia ihn traf (1. Kön. 19, 19). Grade hier liegt es nahe, an reiche Grundbesitzer zu denken, die eine große Ackerfläche auf einmal unter den Pflug nehmen. Die zweite Feldfläche wird gebildet von der Quellengruppe bei ed-der, das eine kleine Erhebung, aber keinen eigentlichen tell aufweist. Der muntere Quellbach, den wir überschritten, hat wahrscheinlich die Tauftätigkeit des Bußpredigers Johannes gesehen. Denn das wasserreiche Aenon bei Salem von Joh. 3, 23 wird bei ed-dēr zu suchen sein, während der Hügel tell er-reḏa weiterhin rechts am Wege als Salem angesehen werden muß. Ein großes Bewässerungsland besonders nordwärts, aber auch zum Jordan zu ist der Besitz dieser Stadt gewesen. In der letzteren Richtung liefert eine am Nordfuß des Hügels entspringende starke Quelle das erforderliche Wasser. Diese Quelle muß es gewesen sein, welche man im 4. Jahrhundert der Pilgerin Etheria als die Taufstätte des Johannes in einem Garten zeigte. Denn sie befand sich nur 200 Schritt von dem damals mit einer Melchisedek-Kirche geschmückten Hügel, an dessen Fuß man ringsum die Fundamente vom Palaste dieses Königs zu sehen glaubte. Auch kam das Wasser der

[1] ZDPV 1910, S. 18.

Aufnahme von P. Lohmann.

1. Übergang über den Jarmuk bei el-maḳārin im J. 1911 (vgl. S. 53).

Aufnahme von G. Dalman.

2. Wasserfall des Jarmuk im ṭōr (S. 35).

Ortschaft von dieser Quelle. Hier befindet sich nach Conder auch das Heiligtum des schēch sālim, welches den Namen des alten Ortes bewahrt hat. Die Hügel tell abu faradsch und tell er-raʿjān, welche Hölscher[1] für Salem vorgeschlagen hat, wären dagegen zu klein, um für eine Ortslage von irgend welcher Bedeutung in Frage zu kommen. Von allen tell-artig aus der Ebene ragenden Hügeln sind als wirklich bedeutend außer dem schon erwähnten tell el-ḥamme nur tell et-tōm und tell es-sārim zu nennen. Hier müssen bedeutende alte Ortschaften gelegen haben, von deren Namen wir nichts wissen. Sie haben von Westen her das wohlbewässerte Land nach dem Jordan zu bebaut, während im Norden das damals auf seinen tell beschränkte älteste Bethsean nicht viel mächtiger gewesen sein wird als sie.

Um Sonnenuntergang erstiegen wir bei dem in Kaskaden herabkommenden Bach der ḥasanije-Mühlen die von der englischen Karte nicht kenntlich gemachte Lisan-Terrasse, auf welcher das neue bēsān (Bethsean) liegt und bezogen gegenüber seinem großen tell unser Lager (Nachtquartier IV). Der aus dem Tale ragende steile Hügel der alten Stadt, an deren Mauern einst die kopflosen Leichname Sauls und seiner Söhne hingen (1. Sam. 31, 10), ist ursprünglich ein Erzeugnis der Erosion zweier Wasserläufe gewesen, kein Krater, wie Guérin meinte, zumal der Basalt erst einen Kilometer weiter nördlich und östlich auftritt. Außer dem Theater zeigt das Zentrum des hellenistischen und römischen Skythopolis im Tale nur verschwindende Reste seiner Schmuckbauten.

Der weitere Weg durch das Jordantal in nördlicher Richtung zeigte, wie hier ein von Westen kommender Lavastrom die Abhänge bedeckte, zunächst ohne den Fluß zu erreichen. Aber bei der Brücke dschisr el-medschāmiʿ, wo der Jordan näher an den Gebirgsabfall herankommt, hat er sich durch den Basalt hindurcharbeiten müssen und schießt mit solcher Macht durch die mühsam erzwungene Öffnung, daß bei unserm Bade im Fluß einer der Genossen fast mit fortgerissen worden wäre. Basaltblöcke im Schatten eines Brückenbogens dienten unsrer Mittagsrast. Um den schönen Fall des Jarmuk zu sehen,[2] der ganz in der Nähe vor seiner Mündung in den Jordan ebenfalls durch Basalt zu brechen hat, zogen wir auf der Ostseite des Jordan nordwärts, überschritten bei dem tosenden Fall auf einer Brücke den Jarmuk

[1] ZDPV 1910, S. 25. Die sonst für Salem auch genannte chirbet umm el-ʿamdān, welche hügellos ist, kann jedenfalls das Sedima (wofür wohl Selima zu lesen) = Salem der Pilgerin Etheria nicht sein. Gar nicht gehört hierher das Alinon-Sapsaphas der Madabakarte jenseits des Jordan nahe dem Toten Meer.

[2] S. Abbildung 2 auf Tafel I.

und hatten am Südende des Sees von Tiberias mittelst eines Bootes, das unsere der Sättel entledigten Pferde im Wasser nachzog, den Jordan wieder westwärts zu überschreiten.

Das Nachtlager (Nachtquartier V) am Strande des Sees auf dem salzhaltigen Lande von el-mellāḥa unterhalb der jungen jüdischen Kolonie Kinnereth, welche das alte Sinnabris ersetzt hat, gab Gelegenheit, wie schon früher, chirbet el-kerak unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Daß man hier das alte Beth Jerach des Talmud und das

Tarichеae

des Josephus zu suchen hat, glaube ich nicht mehr bezweifeln zu dürfen. Daß Josephus es als Tiberias ähnlich unter dem Berge liegend bezeichnet, ist ja freilich nur dann zutreffend, wenn man die Vergleichung wesentlich abschwächt. Bei Tiberias steigt das Gebirge teilweise unmittelbar hinter der Stadt in die Höhe, hier liegt wenigstens $^1/_2$ Kilometer mehr ebenes Gelände dazwischen. Ursprünglich war die sehr ansehnliche alte Ortslage eine Insel, vom Seeufer und den beiden sich rasch vereinenden Ausflüssen des Jordan gebildet. Aber der nördlichere Ausfluß wurde wohl schon im Altertum verschwemmt und versumpfte. Seiner Überschwemmung durch Hochwasser entgegenzuwirken, hatte man im Altertum einen in den Resten noch vorhandenen Damm von etwa 5 m Dicke aus mit Kalk verbundenen Steinen gebaut, welcher vielleicht auch als Straße benutzt wurde. Er führt in einer schwach gebrochenen Linie vom Nordende der Stadtlage, die, nach den Trümmern zu urteilen, ihre stärkste Befestigung enthielt, nach der Gegend von Sinnabris, endet aber, ohne sich an den Hügel dieser kleinen Ortslage anzuschließen, an der von bes n nach Tiberias führenden Straße. Der liebenswürdige Direktor von Kinnereth machte uns darauf aufmerksam, daß die alte Stadt auch der Quellwasserleitung nicht entbehrte. Einzelne Teile davon waren bei der Feldbestellung zum Vorschein gekommen. In einem Bett von Kalk und Steinen von 1,38 m Breite liegen ineinander verpaßte Steine von 60 cm im Quadrat, durch welche eine Öffnung von 30 cm Durchmesser läuft. Manche Steine haben auch ein nach oben führendes Loch von 12 cm Durchmesser, das mit einem runden Stein verschlossen werden konnte, wohl zu Untersuchungen der Leitung im Fall des Versagens. Unmittelbar neben der Steinleitung liegt eine Tonröhrenleitung von 13 cm innerer Weite in einem 75 cm breiten Kalkbett. Beide Leitungen laufen von der Höhe des Stadthügels westwärts, müssen also das tote Jordanbett, in welchem kein gebauter Aquädukt sichtbar ist, unterirdisch überschritten haben, gehen dann unter der besān-Tiberias-

Straße durch, wo man sie wieder wahrgenommen hat, und sind sicherlich mit der Quelle des wadi feddschas verbunden gewesen, welche auch Tiberias, oder wenigstens seine Thermen, mit Quellwasser versah. Eine derartige Leitung in Steinröhren, wie wir sie in Palästina von Jerusalem und Hippos aus römischer Zeit kennen, beweist für el-kerak eine Stadt von Bedeutung in dieser Periode. Das kann hier am Südende des Sees nur Taricheae sein. Ein hier gefundenes hübsches Feuersteinmesser war gleichzeitig ein Zeuge sehr viel älterer Besiedelung.

Unser zweitägiges Lager (Nachtquartier VI, VII) unterhalb der alten Burg von Tiberias wurde am Ostersonnabend benützt zu einem Bootausflug nach tell ḥūm-Kapernaum, am Nachmittag des Ostersonntags zu einem Ritt nach dem Heptapegon, um den ruwer (Ginnesar) und chirbet minje, die andere für Kapernaum vorgeschlagene Ortslage, kennen zu lernen. Unterwegs war zu sehen, wie das elende medschdel, das alte „Migdal der Fische", oberhalb der ʿen el-medauwara als jüdische Kolonie, die einen mißglückten Versuch von anderer Seite beerbt hat, eine neue Phase seiner Geschichte erlebt.

Wir hatten nun die wichtigsten Teile Judäas und Samarias sowie ein gutes Stück der Jordanniederung und den See von Tiberias gesehen. Galiläa, die Heimat Jesu, sollte aber diesmal in besonders großem Umfang durchstreift werden. Deshalb wandte unser Weg sich wieder gen Westen. An kefr sabt und seinen vielfarbigen Anemonen vorüber nahmen wir den Weg nach dem Tabor. Dort war die Ausgrabung der Kreuzfahrerkirche fortgesetzt worden und hatte im Felsboden ihrer ehemaligen Krypta drei sonderbare Gruppen von Schalen und Becken enthüllt, welche mit der in den Felsen eingehauenen Krypta gleichaltrig sein mußten. Man würde erwarten, daß der Platz der drei Jünger, welche bei der Verklärung Jesu gegenwärtig waren, bezeichnet gewesen ist. — Am Fuße des Berges wurde ich aufmerksam auf einen Hügel nördlich vom Dorf dabūrie, welcher eine Ortslage zu sein schien. Die jetzige Ortschaft ist eine Hangsiedelung am Rande der Ebene, deren Lage durch die Beziehung zu ihren Feldern gerechtfertigt wird. Jene Ortslage, durch ein kleines Tal von dem Ausläufer des Berges getrennt, an welchem dabūrie liegt, hatte den Vorzug, fester zu sein. Sie heißt chirbet dabūra und könnte wohl die Stätte des alten Taberath bezeichnen.

In Nazareth (Nachtquartier VIII) sahen wir die schönen romanischen Skulpturen, welche die Grabungen der Franziskaner bei der Verkündigungskirche zu Tage gefördert haben. Das nahe saffūrie

(Sepphoris), die ehemalige Hauptstadt Galiläas, ist nach ihrer Lage noch immer eine königliche Stadt, wie die Einwohner, welche ihre Häuser durch künstliche Muster in Lehm zu zieren verstehen, mit Stolz sagen. Ehemalige jüdische Besiedelung beweist die neben der Kreuzfahrerkirche gefundene aramäische Mosaikinschrift, welche Clermont Ganneau richtig gelesen hat, obwohl er sie als hebräisch bezeichnet.[1] Sie lautet: „Gedacht ist |zu Gutem| des Rabbi Judan, |Sohn des Tan|chum, Sohn des — —, der geschenkt hat diese |Tafel|." Im vierten Jahrhundert hat also wohl hier eine Synagoge gestanden, auf deren südlichen Teil Graf Joseph von Tiberias die Vorgängerin der Kreuzfahrerkirche setzte. Quer über die battōf-Ebene,[2] welche nach einem alten Beth Netopha nahe ihrem Ostende diesen Namen zu führen scheint,[3] ritten wir nach chirbet ḳāna, das gewiß ein altes

Kana

bedeutet, von welchem aber bezweifelt wird, daß es das Kana des Johannes-Evangeliums und des Josephus war, welche beide jedoch so reden, als habe es nur Ein galiläisches Kana gegeben. Schon in der byzantinischen Zeit scheint die Tradition zwischen diesem Ort und kefr kenna (ob richtiger ḳenna?) geschwankt zu haben. Sicher ist, daß Burchard vom Berge Zion um 1280 das biblische Kana in chirbet ḳāna aufsuchte, nach seinen Angaben am Abhang eines hohen runden Berges, dem Dorf Ruma gegenüber, am Nordrand einer Ebene, die bis Sepphora reicht. Er fand da einen unterirdischen Raum, der als der Hochzeitssaal von Joh. 2 galt, und den Platz der sechs steinernen Krüge. Jetzt nennt man chirbet ḳāna die Ruine eines kleinen, anscheinend arabischen Dorfes am Südabhang einer Bergkuppe, welche im Westen durch das wādi ḳāna, im Norden durch eine tiefe Einsattelung, im Osten durch eine kleine Fläche von dem umgebenden Gebirge getrennt ist. Von der Ebene her beginnt der Berg mit einem langsamen Anstieg, auf welchem die Spur eines alten, aufwärts laufenden Weges erkennbar ist. Darauf folgt eine Terrasse mit einer noch jetzt Wasser haltenden und viel benutzten Zisterne, dem bir ḳāna, weiter ein neuer nicht steiler Aufstieg mit der Dorfruine, in der Burchard offenbar den Hochzeitssaal fand, endlich eine steile Höhe, der eigentliche Gipfel des Berges, eṭ-ṭawīl, der nach

[1] Receuil IV, S. 345 ff., 372; Viaud, Nazareth, S. 184 ff.

[2] Es schien, daß auch jetzt dieser Name vorzugsweise dem östlichen Teile der Ebene gilt. Für gewöhnlich braucht man die Teilnamen sahl ṣaffūrie, sahl kufr menda, sahl sachnin, weil dies Dorf die Ebene bei ḳāna besitzt, sahl el-ʿuzer usw

[3] S. Klein, MuN des DPV 1908, S. 33 ff.

Meinung der Bauern keine chirbe trägt. Wir fanden aber seine, mit Strauchwerk bestandene Gipfelplatte und einen großen Teil des Abhangs nach Norden und Nordwesten zu ganz mit Trümmern und Zisternen bedeckt. Eine Ortslage von etwa 165 m Länge und 50 m Breite ist erkennbar, und ihre natürliche Festigkeit sowie die gute Ausstattung mit Zisternen nötigt, an eine antike Ortschaft von Bedeutung zu denken. Dem erhaltenen Namen nach war dies das galiläische Kana, nicht kufr kenna, das auf ein altes kephar kanna zurückgeht und wohl nur seiner für die Pilger bequemen Lage die Vorliebe der Tradition verdankt. Eine Ortschaft Kana setzt Guthe's Bibelatlas voraus zwischen diesem kufr kenna und Nazareth mit Berufung auf eine dort befindliche Quelle ʿen ḳānā. Aber die Quelle heißt ʿen el-ḳana „Leitungsquelle", weil sie mit einer Wasserleitung verbunden ist, und berechtigt somit keinen Schluß auf ein hier gelegenes Kana. Wir haben also guten Grund, die Stätte des Hochzeitswunders und des wahrscheinlich festen Ortes, an dem sich Josephus einmal aufhielt (Vita 16), weder bei ʿen el-kanā, noch in kufr kenna, sondern in chirbet ḳāna zu suchen. Weit streift von hier oben der Blick über die grüne Ebene, deren östlichen Teil ich früher einmal in einen See verwandelt fand. Gegenüber, an den Fuß des kahlen, felsigen Gebirges von ṭorʿān (nicht ṭūrʿān) schmiegen sich die Dörfer er-rummāne, el-ʿuzēr und el-beʿēne mit ihren Olivengruppen. Weiter westlich liegen er-rūme und tell bedawije (das alte Ruma und Asochis). Eine Herde kommt zum Brunnen, um getränkt zu werden. Scharfer Wind facht unser Teefeuer aus zusammengetragenen Dornen unter einer mallūl-Eiche hoch empor. Hier konnte Josephus von sicherem Orte aus die Ebene und ihre Zugänge von Süden beobachten und, wenn nötig, einen raschen Rückzug nach Jotapata oder Sogane (sachnin) bewerkstelligen.

Nach dem ehemaligen Jotapata, berühmt durch seine von Josephus geleitete Verteidigung gegen die Römer, bei der er in Gefangenschaft geriet, begaben auch wir uns, indem wir das wādi ḳāna aufwärts zogen. Nirgends hatten wir bisher eine so üppige Buschvegetation bis zur Baumhöhe gesehen, wie sie uns hier besonders auf dem Südhange des Tales begleitete. Terebinthen, Eichen und myrthenähnliche Phillyreen, Storax mit weißen duftenden Blütentrauben, dunkelgrüne Johannisbrotbäume und Erdbeerbäume mit rotem Geäst, wilde Birnen und Mandeln, Weißdorn in Blüte und Kreuzdorn, dem deutschen Ginster ähnliche dornlose Pfriemsträucher und Calycotomeen, beide mit gelben Blüten, bildeten den Berg hinauf ein fast undurchdringliches Dickicht. Das nordwestlich laufende Tal wendet sich schließlich

direkt nordwärts und hat hier seinen Anfang in zwei Zweigen, von denen der östliche als Fortsetzung des Haupttales gilt, das westliche wādi edschfāt genannt wird. Zwischen beiden erhebt sich steil der Hügel von chirbet edschfāt (nicht dschefāt, so Buhl), dem von Schultz, dem ersten preußischen Konsul in Jerusalem, 1847 entdeckten

Jotapata.

Der alte Name hieß nach der Mischna (Erach. VI, 9) Jōdephāth. Daß das schließende t nicht der Wurzel angehört, folgt aus dem Patronymicum Jodephā'a, das b. Zeb. 110b, Meila 13b (Ausg. Venedig 1522) vorkommt und im palästinischen Talmud Sukk. 54c die Form Jothephājā mit th erhält. Jothephāth steht also für aramaisiertes Jōdephā oder hebräisches Jodāphā. Das hieß vielleicht: „Gott hat beschimpft." Die üble Bedeutung konnte Veranlassung der Änderung des d in t gewesen sein. Von einer Ebene von Jōdephāt redet b. Nidd. 20a neben der Ebene von Sikhni, womit doch wohl die Ebene zwischen den jetzigen Dörfern sachnin (auf den Karten irrig suchnin) und ʿarrābe gemeint ist. Aber unmittelbar bei chirbet edschfāt ist keine Ebene oder weites Tal vorhanden, die gemeint sein könnte. Nur kann edschfāt in seiner Blütezeit so wie sachnin jetzt (s. o.) einen Teil der baṭṭōf-Ebene besessen haben, sodaß dieser gemeint wäre. Die Tosephta hat in der Parallelstelle Nidd. III 11 die Lesart Joṭebat, scheint also an das biblische Joṭebā (Jā ebā) zu denken, das Eusebius als eine alte Stadt Judaeas bezeichnet, aber vielleicht doch nach ihrer Lage nicht gekannt hat. Wäre Joṭebā wirklich dasselbe, wie Jōdaphā, könnte man darin ebenfalls eine Umnamung zu besserer Bedeutung (nach jāṭab „gut sein") sehen. Aber die Lesarten der Thosephta sind meist wenig zuverlässig. Das arabische edschfāt scheint defāt (ohne Gottesnamen) nach dem arabischen dschufā „Wertloses" umzuwandeln.

Wenn man wie wir von Süden her, wo immer ein wichtiger Zugang gewesen sein muß, den Hügel von edschfāt ersteigt, gelangt man zuerst auf eine 70—80 m[1] über dem Tale liegende Terrasse von etwa 120 m Länge und 80 m Breite, die mit Trümmern bedeckt ist und wo es an Tonscherben nicht fehlt, die bis in die römische Zeit hinaufreichen müssen. Durch einen von Westen kommenden Graben wird sie nach Norden zu teilweise abgeschlossen. Darauf folgt ein neuer etwa 200 m langer Anstieg zum eigentlichen Gipfel, welcher 126 m über der Talsohle im Süden liegt. Die mit 5 Zisternen besetzte Gipfelplatte von ca. 30 m Durchmesser ist — offenbar im Interesse der

[1] Die Höhen sind mit dem Aneroid-Barometer gemessen.

Zisternen — vollständig abgeräumt, sodaß der nackte Fels zu Tage liegt. Trümmer und Keramik sind weder hier noch auf dem vielfach mit Buschwerk bedeckten Aufstiege zu sehen. Während auf der niederen Terrasse jede Fernsicht durch die umgebenden höheren Berge versperrt ist, sieht man von hier aus nach Süden über sie hinweg das Gebirge von tur'ān mit dem Dorfe el-ūzer, auch den nebi sa'in bei Nazareth mit dessen höchsten Häusern. Die battof-Ebene bleibt verborgen. Ein Abfall von ca. 28 m führt nun steil zu einem Sattel hinab, dessen westliche Seite ein Teich von gegen 40 m Länge und Breite einnimmt, während ein Damm östlich davon zu dem gegenüberliegenden Gelände hinüberführt, das sich nun breit und sehr allmählich erhebt und erst in großer Entfernung seine größte Höhe erreicht. Trümmer aus größeren Steinen liegen hier westlich und nördlich vom Teich und Damm. Der Weg nach den nächstgelegenen Dörfern sachnin und me'ār steigt hier in die Höhe.

Nach Josephus (Bell. Jud. III 7) lag Jotapata auf einem steilen Hügel zwischen anderen Bergen verborgen und war nur im Norden leichter zugänglich. In dieser Richtung lag auch die höchste Höhe innerhalb der Stadt, welcher eine eigentliche Burg wohl nicht trug, aber von Josephus mit einer Mauer versehen worden war. Die Stadt lag an den Abhängen des Hügels, den die Römer mit Anwendung von Belagerungsdämmen und Türmen von Norden her erstürmten. Diesen Voraussetzungen entspricht der Hügel von chirbet edschfāt, mit der einen Ausnahme, daß von Trümmern auf der ganzen nördlichen Erhebung nichts zu sehen ist, auch bei der häufigen Sichtbarkeit des Felsbodens im Boden wenig davon zu erwarten. Hier müßten freilich noch gründliche Untersuchungen besonders der Abhänge den Augenschein ergänzen. Schultz und Guérin haben angenommen, daß die alte Stadt hauptsächlich nördlich von jener Einsattelung gelegen habe, wo umfassende Trümmer zu sehen seien. Wir haben unsere Untersuchungen in dieser Richtung vielleicht nicht weit genug ausgedehnt, aber das völlig übersichtliche Terrain hinreichend überschaut, um mit Sicherheit sagen zu können, daß eine Stadt auf diesem aufsteigenden Gelände jeder natürlichen Festigkeit entbehrt haben würde, und daß Dämme bei ihrer Eroberung völlig überflüssig waren, Guérin[1] läßt Josephus freilich sagen: „Nur vom Norden ist sie (die Stadt) zugänglich, indem eines ihrer Quartiere an die unteren Seiten des Berges gebaut ist, welcher sich hier schräg vor ihr erhebt." Aber es heißt in Wirklichkeit: „Sie war aber nur vom

[1] Galilée I, S. 479.

Norden zugänglich, wo sie an den Endabhang des Berges hinangebaut war." Dabei kann der Leser nur an den Berg der Stadt selbst denken, von dessen fast überall steilen Abstürzen unmittelbar vorher die Rede war. Die Römer hätten füglich zuerst den von der Natur ungeschützten Stadtteil erobert und sich dann gegen das Übrige gewandt, wenn etwas Derartiges vorhanden gewesen wäre. Vielleicht ist das Rätsel dadurch zu lösen, daß die Ortschaft, welche hier unten lag, das nach der gründlichen Zerstörung der Römer (Bell. Jud. III 8, 36) wieder aufgebaute neue Jotapata gewesen ist. Bei seiner Erbauung hat man die alte Bergstadt grade nach Norden zu ihrer Steine beraubt und ihre Stätte trümmerlos gemacht. Als positives Zeugnis dafür darf gelten, daß die Mischna an der oben genannten Stelle ausdrücklich das „alte Jodephat" zu den aus Josuas Zeit stammenden Städten rechnet, also ein „neues" kennt, dessen jüngerer Ursprung wohlbekannt war.

Die schwer gangbare Schlucht auf der Westseite des Tales, durch welche Josephus eine Zeit lang mit der Außenwelt zu verkehren vermochte (Bell. Jud. III 7, 14), kann nur das Nebental sein, welches nahe dem Südende des Hügels in das wādi edschfāt mündet und das zum dschebel dēbebe hinaufsteigt. Auch die tiefe Zisterne, von der sich seitlich eine von oben unsichtbare weite Höhle trennte (III 8, 1), worin Josephus sich mit 40 Männern verbarg, läßt sich anschaulich machen, wenn auch natürlich nicht nachweisen. Es käme erstlich in Frage am Südabhang des Gipfels eine 11,40 m lange und mit einem Nebenraum ebenso breite, inwendig $3^1/_2$—5 m hohe, von zwei dicken Pfeilern gestützte Zisterne, zu welcher eine gewundene, bequeme Treppe hinabführt. Durch eine zerbrochene Wand hängt diese Zisterne zusammen mit einer geräumigen Höhle, deren Decke jetzt eingefallen ist. Aber die Zisterne hat auch selbst am Eingang zur Treppe einen engen Nebenraum, der wohl als Schöpfloch gemeint ist. Er ließ sich als Zisterne betrachten und der Hauptraum als eine damit zusammenhängende Grotte. Etwas Ähnliches zeigte eine zweite Grotte, welche am Nordabhang des Gipfels jetzt durch eine breite, sehr niedrige Öffnung zugänglich ist. Sie ist 26,60 m breit und 12,67 m lang und im Hintergrund verbunden mit einer 6,70 m weiten Ausbuchtung, bei welcher ein Loch gleich einer Zisternenmündung nach oben geht. Als die breite Öffnung der natürlichen Höhle noch durch Fels verschlossen oder verbaut war, diente der Raum als Zisterne. Aber niemand, der durch die Mündung hinab schaute, konnte da unten eine so weite Höhle vermuten, die als Versteck somit sehr geeignet war.

Welcher der Weg nach Jotapata war, den Vespasian in vier Tagen für seinen Heerzug ebenen ließ (B. J. III 7, 3), ist nicht auszumachen. Er konnte über sachnin vom Norden herankommen, aber auch durch das wadi ḳana von der Ebene heraufziehen. In keinem Fall ist aber die Vorstellung zutreffend, die Kohout vertritt,[1] daß Jotapata am nördlichen Ausgang der Ebene battōf liegend sozusagen ihr Schlüssel sei. Kein bedeutender Weg führt hier vorüber.[2] Eine Festung an dieser Stelle war ein Schlupfwinkel, in dem man sich festsetzen, von dem aus man die Umgebung beunruhigen konnte, aber keine beherrschende Hauptstadt. Das Entsetzen, das Jotapatas Fall in Jerusalem hervorrief (III 9, 5), zeigt nur, welche übertriebenen Hoffnungen man dort auf solche Schlupfwinkel gesetzt hatte.

Der fortschreitende Nachmittag nötigte zum Aufbruch. Wir ritten durch das wādi ḳāna wieder in die Ebene hinaus, an ihrem Nordrand ein Stück entlang und stiegen dann etwas beschwerlich auf dem chānūḳ-Passe über den Kamm ihres nördlichen Randgebirges hinauf nach ʿarrābe, das selbst wieder eine kleine Ebene beherrscht, an deren westlichem Saum sachnin auf seinem Hügel sichtbar wird. Schönes Abendglühen beleuchtete die saftgrünen Fluren und die dunkeln Olivenhaine, während von den schwärzlichen Bergen ringsum die Herden heimzogen. ʿarrābe (nicht ʿarābe; Nachtquartier IX) wird oft für das Gabara des Josephus gehalten, das Vespasian unmittelbar vor Jotapata einnahm und zerstörte (B. J. III 7,1). Bei unserem Weiterzuge entstand die Frage, ob das auf einem gegen 100 m hohen steilen Grat liegende der ḥanna am Ostabschluß der Ebene von ʿarrābe sich nicht besser für dies Gabara eigene, als die unfeste Hangsiedelung ʿarrābe. der ḥanna ist kein antiker Name. Es könnte leicht ein altes Gabara oder auch Gadara (die Lesarten bei Josephus sind unsicher)[3] hier gelegen haben. Gāder „Feldmauer" wäre sogar ein sehr passender Name für den langen Grat von der ḥanna, dessen westliches Ende eine Turmruine krönt.

Die höchste Staffel von Galiläa zu ersteigen benützten wir das wādi es-sellāme mit seinem hübschen Bach, der acht Mühlen in Bewegung setzt, und fanden am Fuß der imponierenden Bergkette, welche hier das Land verschließt, zwar keine Ebene, aber doch eine mit den Dörfern er-rāme, sedschūr, naḥf (nicht nuḥf), der el-asad, beʿne und medschdel krūm besetzte unregelmäßige Senke, welche bei naḥf am

[1] Fl. Josephus, Jüdischer Krieg, S. 627.

[2] Die von Guthe im Bibelatlas, Karte 13 hergestellte Verkehrslinie kabul - Jotapata — kufr menda hat keine Wahrscheinlichkeit für sich.

[3] S. Oehler, ZDPV 1905, S. 58.

meisten ebenes Gelände zu besitzen schien. Wie sehr die Bergkette eine Verkehrserschwerung bedeutet, bekamen wir an uns selbst zu erfahren bei dem steilen, nach Ansicht der Bewohner des olivenreichen er-rāme bequemen, auf den Karten nicht verzeichneten Aufstieg über die östliche Schulter des 1049 m hohen dschebel heider, der sich 654 m über er-rāme erhebt.

In dem mitten im Gebirge gelegenen Drusendorf bēt dschann tat sich uns der Gastraum des Schechhauses für die Mittagsrast auf. Das würdige Dorfhaupt ließ es sich nicht nehmen, wenigstens unsere Pferdejungen zu speisen. Nach tiefem Abstieg ins wādi sarṭabe gelangten wir auf einem buschigen Grat an sonderbaren, aber meist natürlichen Felsgruppen vorüber nach dem Doppelgipfel des dschebel dschermaḳ (1199 m), der höchsten Erhebung Palästinas. Die vorgeschrittene Zeit erlaubte nicht, bis zu dem höheren der beiden Gipfel vorzudringen, aber ganz ungewöhnlich farbenschön war das Panorama, das sich uns darbot, vom glänzenden Mittelmeer bis zum Hauran-gebirge, vom schneeigen Libanon bis zu dem als die letzte einer großen Zahl von Bergketten südwärts sichtbaren Ebal. Tiefdunkles Blau bedeckte die dscholān-Ebene mit ihren alten Vulkanen, wie ich es von hier aus bisher nie gesehen. Nach kurzer Berührung des am Fuß des Berges liegenden merūn mit seiner alten Synagogenruine und seinen teilweise sehr jungen jüdischen Heiligengräbern und einem Abstiege bis auf ca. 628 m erklommen wir im Abenddunkel die wieder 838 m hoch liegende Bergstadt ṣafed (Nachtquartier X). Der Sturz eines Pferdes mit dem Reiter verlief glücklicherweise ohne ernstliche Folgen. Hatten Pferde und Menschen diesen Tag in Auf- und Abstiegen Erhebliches geleistet, so brachte der folgende einen um so bequemeren kurzen Ritt über die jüdische Kolonie Rosch Pinna hinab zur Jordanbrücke bei dem Heiligtum der Jakobstöchter, die im nördlichen Palästina an wenigstens vier Stellen[1] begraben sind und wahrscheinlich irgend eine heidnische Größe fortsetzen.

Von diesem wichtigen Punkt nahe dem See baḥret el-ḥeṭ[2] an der Via Maris, dem nördlichsten der diesjährigen Reise (Nachtquartier XI), wandten wir uns wieder südwärts, um an den See von Tiberias und den Schauplatz der Wirksamkeit Jesu zurückzukehren. Beim Zuge

[1] In banias, ṣafed oberhalb burḳa und hier; außerdem bei bīr umm ma'īn bei Jerusalem.

[2] Auch dies Jahr überzeugte ich mich, daß die Anwohner des gewöhnlich nach el-ḥule genannten Sees ihn so nennen und el-ḥule ausschließlich auf die Landschaft nördlich vom See beziehen.

auf der Ostseite des Jordans begegneten wir etwa oberhalb ed-dikke einer Anzahl bisher wohl nicht beachteter Dolmen von teilweise ungeheurer Größe (bis 7,40 m innerer Länge und 1,75 m Breite). Dann stiegen wir hinab zu dem Alluvium weniger des Jordan als der von Nordosten herabkommenden Bäche des wādi-es-safa und wādi ed-dālie, der kleinen Ebene ebṭeḥa. Sie ist für Theologen ein historischer Boden besonderer Bedeutung, denn an oder in ihr muß

Bethsaida Julias,

die Heimat des Petrus, Andreas und Philippus, gesucht werden. Die Trockenheit dieses Aprils war für die Untersuchung ein Vorzug. Die sonst hier sehr üppige Vegetation war verdorrt und verdeckte nicht den Erdboden und die auf ihm zerstreuten Trümmer, auch der Sumpf war so wasserarm, daß er den Verkehr nicht hinderte und die Verhältnisse der eigentlichen Wasserläufe klar hervortraten.

Zuerst gelangten wir an den 25 m hohen Hügel, den die Beduinen schlechtweg et-tell nennen. Seine Gipfelfläche, die 138 einfache Schritt breit und 260 Schritt lang ist, wird völlig bedeckt von Trümmern aus rohen unbehauenen Blöcken. Ein Rest der Stadtmauer schien im Nordosten erkennbar. Nach Südwesten zu steigen die Trümmer den hier sehr allmählich abfallenden Abhang hinab und verlängern das Stadtgebiet noch um 140 Schritt. Vorratshäuser und Ställe der Beduinen stehen hier und am westlichen Abhang in ziemlich großer Zahl. Am letzteren beschattet eine schöne Terebinthe das umwallte Grab des schēch eḳlāje (mir früher als el-burḍadi bezeichnet), die Stätte einer früheren Mittagsrast des Instituts, am Fuß des Hügels eine zweite den Grabbau des schech muḥammad, in dessen Nähe wir diesmal unter einer großen Sykomore lagerten. Sehr befremdlich für eine hier vermutete hellenistische Stadt ist das Fehlen von besser bearbeiteten Steinen. Masterman[1] redet von einer großen Menge „gut geschnittener viereckiger Steine", aber was er meint, sind nur gebrochene, nicht behauene Steine. Einige rohe Türstürze, drei Säulenstümpfe und einige Hausteine im Gebäude des schech muḥammad, ein schöner Untersatz für eine Olivenmühle, alles aus Basalt, war das einzige darüber hinaus Reichende, das sich auftreiben ließ. Auch die Beduinen haben für ihren Hüttenbau nichts Besseres gefunden. Auf der Westseite des Hügels führt der nordsüdliche Hauptverkehrsweg der Gegend und ein vom Jordan kommender Bewässerungskanal vorüber. Nahe seinem Südwestfuße jenseits des Weges entspringt die starke Quelle ʿen et-tell, bildet zuerst einen kleinen Teich und entsendet dann ihr Wasser nach

[1] Studies in Galilee, S. 103.

dem nahen Jordan. Eine anscheinend ebendaher kommende, 80 cm breite und jetzt ca. 65 cm hohe Mauer zieht in seltsamen Windungen am Teiche entlang und über die Quelle weg. Sie könnte wohl eine vom Jordan kommende Wasserleitung getragen haben, welche vielleicht weiter südlich noch eine Mühle treiben sollte. Eine weitere Untersuchung wäre sehr wünschenswert. — Der tell ist sicher eine alte Ortslage[1], die Beherrscherin der ebṭeha-Ebene würde man hier erwarten. Daß sie eine hellenistische Königsstadt war, ist aber jedenfalls nicht zu erkennen.

Ein gut reitbarer trockener Pfad führte uns erst westwärts nach einer von den Karten nicht gezeichneten Schlinge des mit starker Strömung, also immer noch nicht unbedeutendem Gefälle, dem See zueilenden Jordan, dann in südlicher Richtung nach chirbet et-ʿaradsch (oder el-ʿarēdsche[2], wie man mir sagte) am Seestrande (im Ganzen vom Fuß des tell 25 Minuten in gutem Fußgängerschritt). Für eine Möglichkeit der Besiedelung des Strandes ist von Bedeutung, daß der See durch Anschwemmung von feinem Basaltsand, der mit Muschelteilchen durchsetzt ist, eine flache Düne oder eigentlich Nehrung gebildet hat, die 100 bis 200 Schritt breit ist und sich deutlich abhebt von dem hinter ihr liegenden sumpfigen Gelände. Diese Nehrung ist neuerdings da, wo sie an die Jordanmündung stößt, zur Anlage einer hübschen Orangenpflanzung benützt worden. Etwa 1 km weiter ab steht das weithin sichtbare zweigeschossige, von einer Palme überragte Haus von ʿAbdurraḥmān Bāscha mit einer niedrigen Arbeiterwohnung, die beide übrigens mit dem Transport von Pilgern nichts zu tun haben, wie Heidet bei Vigouroux annimmt. Hier liegt die Ruinenstätte el-ʿaradsch auf einer schwachen Erhöhung der an dieser Stelle verbreiterten Nehrung. Sie ist erkennbar an vielfachen Steinen, die in der steinlosen Umgebung auffallen, einigen Mauerresten und überall reichlich zerstreuter Keramik, die mir sicher bis in die hellenistische Zeit zu reichen schien. Vor der eigentlichen, 280 Schritt langen und bis 200 Schritt breiten Ortslage liegt ein 50 Schritt breiter Strand, der zum großen Teil als jüngere Anschwemmung wird gelten dürfen.

Eine Lagune, welche nicht sehr weit südöstlich von el-ʿaradsch ihre Öffnung nach dem See hat, trennt die Ortslage vom Sumpflande. Sie endete jetzt ungefähr am westlichen Ende der Ortslage. Es war aber zu sehen, daß sie bei höherem Wasserstand gewiß um ½ km weiter reicht und also die Düne fast vollständig zur Nehrung macht. Schumacher[3]

[1] Anders urteilte ich PJB 1905, S. 79f.
[2] S. Tafel 2, Abbildung 3 und 4.
[3] ZDPV 1886, S. 287, 319.

Aufnahme von G. Dalman.

3. Lage von Bethsaida (el-ʿaradsch) am See von Tiberias (S. 46).
Links von dem Baum in der Mitte des Bildes der niedrige dunkle Hügel et-tell.

Aufnahme von R. Müller.

4. Die Mündung des Jordan in den See von Tiberias (S. 46).
Links die Lagune von el-ʿaradsch, rechts davon die Lage von Bethsaida.

redet von einem alten Steinpfad, dem Rest einer fahrbaren schönen Römerstraße, deren Spuren von el-ʿaradsch bis zum tell zu verfolgen seien. Wir fanden auch den die Lagune durchquerenden Damm, den er meint. Er ist aber nur 1,70 m breit und mit einer 70 cm breiten und 30—35 cm tiefen Rinne versehen, also keine Straße, sondern ein Aquädukt, wie auch den Anwohnern wohl bekannt war. Nach ihrer Aussage kommt die Leitung von der Quelle ʿen el-hizheze, welche südwestlich vom tell im Sumpflande bei einigen Bäumen mir gezeigt wurde. Die Ortslage hat also eine Quellwasserleitung gehabt. — Minder klar sind die Verkehrsbedingungen von el-ʿaradsch. Schumacher verzeichnet eine Hauptstraße, welche am Ostufer des Sees nordwärts streichend, sich in der ebṭeḥa westlich wendet, da auf eine in grader Richtung vom tell nach el-ʿaradsch laufende Straße stößt, sich mit ihr vereinigt, el-ʿaradsch umkreist und, am Seestrande entlang laufend, den Jordan bei der Mündung überschreitet. Daß die grade Straße vom tell her nicht nachweisbar ist, war schon oben gesagt. Sie ist auch wenig wahrscheinlich, weil das festere und höhere Terrain sich immer in der Nähe des Jordan befunden haben wird und also die alte Landverbindung von el-ʿaradsch nie sehr anders laufen konnte als jetzt. Damit fällt auch die von Schumacher angenommene Verbindung nach dieser Straße. Es gab und gibt hier vielmehr zwei neben einander laufende Wege. Der eine ist die Hauptstraße, welche an et-tell westlich vorüberzieht und sich da in zwei Arme scheidet, den Weg, der durch die Furt umm sidre über den dort mehrfach gespaltenen und deshalb meist gangbaren Jordan führt, und den Weg, welcher nordwärts nach der Brücke der Töchter Jakobs geht. Von der Hauptstraße zweigt sich am südlichen Anfang der ebṭeḥa ein Uferweg ab, der jedenfalls bis el-mesʿadije läuft, und dem vielleicht eine Barre im See die Fortsetzung über die Öffnung der Lagune ermöglicht. Jenseits derselben ist jedenfalls wieder ein Pfad vorhanden, welcher von el-ʿaradsch aus die Jordanmündung erreicht und sie auf einer weit in den See hinausgehenden Barre überschreitet. Dieser Strandweg, der sehr vom Wasserstande abhängt, ist aber kein Hauptweg und kann es nie gewesen sein. Das alte el-ʿaradsch hatte also seine wichtigste Verbindung nach et-tell und erreichte dort den Anschluß an die große Landstraße.

Bethsaida hat nach den alten Angaben in dieser Gegend nahe dem Jordan gelegen und muß nach seinem Namen ein Fischerort gewesen sein. Man wird sich der Annahme nicht entziehen können, daß zu diesem Fischerort die Ortslage von el-ʿaradsch gehörte. Sie genoß den Vorteil, daß die Lagune, wenn sie etwas ausgeschlämmt wurde,

einen Hafen für die Boote darbot, der bei Westwind, welcher hier einen starken Seegang hervorruft, nicht entbehrt werden konnte. Masterman macht dagegen geltend, daß es bei el-ʿaradsch sehr ungesund gewesen sei und die Fischer vorgezogen haben würden, auf et-tell zu wohnen. Aber daß bei el-ʿaradsch eine alte Ortschaft lag, ist doch eine Tatsache, und wer anders als Fischer hätten sich wohl hier niedergelassen? Außerdem ist nicht so gewiß, ob es hier am Strande, wo man die West- und Südluft vom See bekam, wirklich ungesünder war als auf dem niedrigen tell, welcher von drei Seiten Sumpfluft erhielt. chirbet minje gegenüber im ruwēr hat vielleicht eine noch ungünstigere Lage und war doch ebensowohl bewohnt wie medschdel.

Freilich kann man sich ein hier am Strande liegendes Dorf nicht als Beherrscherin einer größeren Umgebung denken. Eine solche gehört an einen großen Verkehrsweg. Die Residenz Julias muß deshalb auf dem tell gelegen haben, der allein in dieser Gegend zu solchen Zwecken paßt. Es ist auch anzunehmen, daß diese günstige Ortslage auch vor der Erbauung von Julias nicht unbenützt geblieben ist, daß also immer hier eine Ortschaft lag, welche mit dem Stranddorf eine Einheit gebildet haben mag. Hier an der Straße war der Markt der Gegend, dort am Hafen hausten die Bootsleute und Fischer. Für die Lage von Julias in dieser Nähe vom Jordan haben wir ein bestimmtes Zeugnis bei Josephus (Vita 72). Die Juden warfen Verschanzungen auf „ein Stadium von Julias nahe am Jordanflusse", während die Streitmacht Agrippas 5 Stadien von Julias lagerte und dort die Straßen, die nach Seleukia und Gamala führten, besetzte. Da die Juden notwendig bei einer Jordanfurt lagern mußten, um den Zusammenhang mit dem Westen nicht zu verlieren, kann man sich ihre Verschanzung nur an dem Wege denken, der bei umm sidre über den Jordan führt. Ein Julias, das von da nur ein Stadium entfernt war, konnte nur in et-tell sein. Das Lager der Gegner war dann etwa am wādi ed-dschummeze am südlichen Rande der ebṭeḥa. Von da führte ein Weg nordöstlich nach Seleukia, während man nach Gamala am besten wie unser Troß durch das wādi es-samak und über el-ʿāl gezogen sein wird.

Die weiter östlich am Strande gelegene Ortslage el-mesʿadije, welche Schumacher (neben el-ʿaradsch) und Guthe (im Bibelatlas) für Bethsaida halten, der letztere, indem er et-tell als Julias davon unterscheidet, konnten wir nicht aufsuchen. Sie kann für denjenigen, welcher im Einklang mit den Angaben des Josephus et-tell für Julias hält, nicht ernstlich in Frage kommen. Ihr fehlt jede brauchbare direkte Beziehung zum tell, von dem sie in grader Linie 3 km entfernt ist.

Wasserläufe, die Lagune, Sumpf liegen dazwischen. Sie gehört zur südlichen eb eḥa, nicht zur Gegend des Jordan, während der durch die natürlichen Verhältnisse gegebene Zusammenhang von el-ʿaradsch mit dem tell zweifellos ist.

Auf der großen Straße zogen wir südwärts durch die Bäche der ebṭeḥa und gelangten vor chirbet ʿaḳib,[1] auch einer alten Ortslage, aus dem Alluvium auf den hellgrauen, festen Lisan Boden, der von hier ab, mit Ausnahme der Talmündungen, die Küste bildet, welche wohl meist einen halben Kilometer, und bei den Flußmündungen noch wesentlich mehr, in der Breite mißt.[2] Die geologische Karte Blanckenhorns läßt bis zum wādi es-samak den Basalt, dann den Senon das Seeufer erreichen, was aber kaum den Tatsachen entspricht.

Wenige Minuten südlich von el-kurse stand unser Lager (Nachtquartier XII) und veranlaßte erneute Beschäftigung mit der Gergesenerfrage (vgl. PJB 1911, S. 20 ff.). Schumacher hat nordöstlich davon den Abfall des Hochlandes el-ʿaret als passend für den Absturz der Säue in den See bezeichnet, obwohl ein Kilometer ihn vom Strande trennt. Die von Wilson dafür vorgeschlagene Stelle liegt etwa 2 km südlich. Unmittelbar bei der in kleinen Lachen wenige Meter vom See zu Tage tretenden Therme ḥammet el-mezefre kommt von der Hochebene her ein langsam abgedachter, mit Feld bedeckter Vorsprung nahe an den See heran und hat da einen ziemlich steilen, teilweise felsigen, aber nicht jähen Abfall von 44 m Höhe. Vom Fuß des Berges sind dann noch 65 Schritt zum Strande bei noch ca. 10 m Abfall. Südlich von dem vorspringenden Berge liegt eine Einsenkung mit fruchtbarem Boden, welche deshalb moḳaʿ ʿedlo „Ort seines rechten Ertrags“ (nicht „Sturz der ʿadla“, so Schumacher) genannt wird. Von einer Ortschaft oder Gräbern ist nichts zu sehen. Auch hier spricht keinerlei besondere Wahrscheinlichkeit für den Absturz der Säue. — So wenig bei wadi es-samak als bei wadi fik fanden wir im Bachbett Wasser, weil die Bewässerung der Felder es vollständig verbraucht. Was die Karten in solchen Fällen, die sich in Palästina öfters wiederholen, angeben sollten, kann gefragt werden.

[1] Schumacher schreibt duḳet kafr ʿakib, wobei aber duḳet (ich hörte doḳet) nicht die Ortslage bezeichnet, sondern Gestrüpp, bezw. Land mit dornigem Gestrüpp (sidr), was jetzt zumeist in Acker verwandelt ist.

[2] Hölscher, Landes- und Volkskunde Palästinas, S. 47, redet von einem schmalen, muschelbedeckten Strand, während das Westufer des Sees breiter sei. Das Umgekehrte wäre zutreffend.

Eine durch vier Meilensteine kenntliche Römerstraße führt an ḳal'at el-ḥöṣn (Hippos) vorüber hinauf nach fiḳ und gewinnt da Anschluß an einen wichtigen Handelsweg nach Damaskus. Man darf wohl annehmen, daß der an dieser Stelle auffallende Straßenbau zusammenhängt mit einem Versuch, im Interesse von Hippos den Verkehr von dem direkten Aufstieg beim chân el-'aḳabe ab und nach diesem Aufstiege hinzulenken. Das alte

Hippos

kann seiner Lage nach nur als der große Markt des dscholân seine Nahrung gefunden haben, und das ist ohne direkte Beziehung zu einem großen Verkehrswege nicht denkbar. Wir besuchten die in Palästina einzigartige große Stadtanlage auf einer isolierten Bergplatte mit wunderbarer Aussicht, beachteten dann aber auch den östlich davon gelegenen Kessel, welcher den Namen des alten Sūsithā (= Hippos) bewahrt hat. Schumacher benennt als sūsie eine „ausgedehnte, aber total unkenntlich gemachte Ruine in einer kleinen Ebene östlich von der ḳal'at el-ḥuṣn." [1] Das Richtigere, das unser diesmaliger Besuch bestätigte,[2] ist Folgendes: Während das tief eingeschnittene Bachtal wādi fiḳ, das unten (nach der gleichnamigen chirbe) auch wādi en-nḳēb[3] genannt wird, am nördlichen Rand der von fiḳ herabkommenden Einsenkung dahinläuft, hat sich — ohne Zweifel durch Erosion, nicht durch Abrutsch (so Schumacher) — an ihrem südlichen Rande ein Kessel gebildet, der sich schließlich durch eine unmittelbar östlich an ḳal'at el-ḥöṣn vorüberlaufende Schlucht (mit einer Quelle, 'ēn el-m dan) nach dem wādi fiḳ zu entwässert. Zwischen Kessel und Bachtal blieb stehen erst ein isolierter Hügel, dann als seine Fortsetzung ein längerer, in der Mitte eingesattelter Grat, welcher es-serdsch „der Sattel" genannt wird. Das ganze Gelände zwischen wādi fiḳ und dem südlichen Rand (ḥarf) der Einsenkung wird von den Leuten von fiḳ, die hier Besitzer sind, sūsie genannt, ohne mit dem Namen selbst den Gedanken an eine Ortslage zu verbinden. Jener Grat heißt serdsch sūsie, weil er zu diesem Gelände gehört, und die auf seiner Einsattelung gelegene, sehr deutlich erkennbare, kleine, nur 30 zu 90 Schritt

[1] ZDPV 1886, S. 349. In Guthe's Bibelatlas, Karte 13, wird sūsie als Hippos-Susitha sogar auf die Hochebene im Süden und kal'at el-ḥöṣn auf das nördliche Ufer des Talbaches gelegt.

[2] Vgl. PJP 1907, S. 12.

[3] Nicht wadi enṣb und Dorf enṣb (so Schumacher), wie ich sowohl 1907 als dies Jahr durch Nachfrage bei Beduinen und Bauern feststellte. Sch. wurde wohl durch die ostjordanische Aussprache engēb getäuscht, die schon Seetzen richtig verzeichnet.

messende, einst ummauerte chirbe aus dem gleichen Grunde chirbet susie, der Kessel birket sūsie. Eine große hellenistische Stadt hat hier nicht gelegen, sie hätte nicht so spurlos verschwinden können. Hippos selbst war nicht hier, nur sein semitischer Name Sūsithā blieb in dieser Form an seinem nächsten Gebiete haften, während es selbst namenlos wurde, da ḳal'at el-ḥōṣn „die Burg der Feste" nicht als eigentlicher Name gelten kann. Doch läßt sich fragen, warum die Hippener auf Münzen bezeichnet werden als „Antiochener bei Hippos" (πρὸς Ἵππῳ), was de Saulcy übersetzt „des Antiochiens placés au pied du mont Hippos." Sollte ein ältestes Sūsithā in der Tat hier auf dem „Sattel" gelegen haben? Das wäre nicht ganz unwahrscheinlich. Denn nur eine bedeutende Stadt konnte die von Wasser und Feldern abgelegene große Bergplatte füllen und bewohnbar machen.

In fik (Aphek) nahmen wir die Mittagsrast wieder im menzul des Schēchs, der sich die Mühe nicht verdrießen ließ, uns bei den Antiquitäten des Dorfes herumzuführen. Grabsteine mit den Inschriften Παυλου und Αλεξα (Gen. von Αλεξᾶς), auch dem Monogramm Christi bewiesen eine frühere christliche Bevölkerung, eine Säule mit siebenarmigem Leuchter und hebräischer Inschrift und Türstürze mit dem Leuchteremblem jüdische Bewohner, ein Türsturz mit Altären und einem Weinkrater, wie man annehmen muß, auch Heiden. Über el-'al gelangten wir, auf der Hochebene des dscholān durch weite Feldflächen reitend, nach unserm Lager (Nachtquartier XIII) bei kufrélma. Die Einwohner der von Europäern selten aufgesuchten Ortschaft waren einigermaßen erregt über unsere Anwesenheit und dachten schließlich an italienische Spionage. Sie waren deshalb nicht geneigt, ihre Altertümer zu zeigen. Aber schön war der Blick über die weite Fläche des dscholān bis zum Hermon und in die etwa 250 m tiefe Schlucht des ruḳḳād, über welchem das Dorf liegt, mit dem merkwürdigen Grat des rās el-ḥāl, der diesseits des Flusses die Bildung des jenseits weiter östlich gelegenen tell el-ehdēb[1] in kleinerem Maßstabe wiederholt.[2] Anders als von Osten her wie im Vorjahre,[3] aber vielleicht imponierender, nimmt sich von hier aus der letztere aus, weil seine steilen Abstürze der Nordseite angehören.

[1] Man sagt in dschamle nicht tell, sondern chirbet el-ehdeb.

[2] Schumacher bezeichnet ras el-hal als zweiten Namen des tell ehdeb. Aber in kufrélma war kein Zweifel darüber, daß der ras el-ḥal auf dieser Seite des Flusses sei, wo man mir ihn zeigte, während man in dschamle die Bezeichnung gar nicht kannte.

[3] PJB 1911, S. 25.

Gamala.

Nur allzu kurz bemessen war die Zeit, die wir am folgenden Tage nach Überschreitung des rukkād auf chirbet el-ehdeb, das alte Gamala, verwenden konnten, um die Untersuchung des Vorjahres zu vervollständigen. Es zeigte sich wie so oft, wie schwer es ist, der Zeltreise des Instituts wissenschaftliche Resultate abzuringen und sie nicht zu einem bloßen Vergnügungsritt mit Vorweisungen herabsinken zu lassen. Die Wasserverhältnisse der alten Stadt entsprechen nicht der Schilderung Schumachers,[1] denn die Quelle ʿen el-ḥamaṭa entsendet keinen Bach weder in das Tal unterhalb der chirbe, noch nach dem hochgelegenen Dorfe dschamle. Auch sahen wir nicht die Quelle, welche nach der Schilderung des Josephus sich im Bereiche von Gamala befand. Aber am Abend erzählte mir unser beduinischer Gastfreund, daß eine schwache Quelle, ʿen el-chnēzīr, etwas westlich von der Ortslage am Abhange in einer Grube entspringe. Damit wäre die bisher vermißte Quelle von Gamala, welche auch nach Josephus für das Bedürfnis der Stadt nicht genügte, mit großer Wahrscheinlichkeit entdeckt. Der Keramik der chirbe fehlte außer gefirnißter Ware nicht der fein geglättete rote Ton der hellenistischen Zeit. Eine sonderbare Skulptur in Basalt fand ich östlich von dem Hügel der Stadt am Heraufwege vom rukkād. Auf einer Platte von 50 zu 55 cm Größe ist in einer Umrahmung roh ausgeführt eine geflügelte Gestalt,[2] anscheinend mit lockigem und wohl auch bärtigem Kopf. Die Behandlung der Brust spricht ebenfalls für eine männliche Figur. Das lange Gewand scheint aufgenommen und über dem Bausch gegürtet zu sein, wie sonst nur bei weiblicher Kleidung. Die Beine treten hervor, wie es bei fliegenden Gestalten üblich ist. Die Verwandtschaft in Größe und Art der Ausführung mit der Skulptur des Asklepios, die Schumacher in dem nahen kufrélma fand,[3] spricht für heidnische Bedeutung der Figur. Aber geflügelte männliche Gestalten sind mir, außer den Göttern der Winde, auf griechisch römischem Gebiet unbekannt. So müßte man an die geflügelten männlichen Genien der Babylonier oder an einen bärtigen Engel der altchristlichen Kunst denken. Auch dann wäre die Skulptur auffallend und in Palästina einzigartig. Möchten andere sich darüber äußern!

Die Lage der alten Stadt ist insofern Jotapata verwandt, als sie in ihrem Kessel ganz verborgen ist und nur von den Rändern des Tales gesehen werden kann. Auch liegt sie an keiner großen Heerstraße, das

[1] Across the Jordan, S. 7, ZDPV 1886, S. 218, vgl. die Karte von 1896.
[2] S. Tafel 3, Abbildung 5.
[3] ZDPV 1886, S. 337.

Aufnahme von G. Dalman.

5. Rätselhafte Skulptur von Gamala
(S. 52).

Aufnahme von A. Schmidt.

6. Türe des Mausoleums von tejāṣīr
(S. 32).

Flußtal selbst bietet keinen brauchbaren Weg. Aber vom Südende des Sees von Tiberias herauf läßt sich doch eine Straße nachweisen, die vielleicht Josephus vorgeschwebt hat, als er schrieb, daß Gamala „Taricheae gegenüber" jenseits des Sees liege (Bell. Jud. IV 1, 1). Auch Vespasian könnte sie benutzt haben, als er von Tiberias her heraufzog und auf dem die Stadt überragenden Berge, also bei dschamle, ein festes Lager errichtete (Bell. Jud. IV 1, 3). Es wäre der Weg, den wir selbst nahmen, und der von dschamle auf dem Hochplateau zwischen rukkād und Jarmuk über ʿabdīn in allmählicher Senkung und nur zuletzt in steilem Abstieg der Vereinigung beider bei dem tell abu fed[1] zustrebt, hier den Jarmuk überschreitet, dann auf seiner linken Seite in einiger Höhe sich entlang zieht und erst vor el-ḥamme auf das rechte Ufer des Flusses zurückkehrt. Dies war ein sehr brauchbarer Weg, bis die Eisenbahn ihn unterhalb der rukkād-Mündung für ein Stück durch ihre nicht für jedermann zugängliche Trace ersetzte und die Benutzer des Weges nötigte, durch zweimaligen Flußübergang[2] das verschwundene Wegestück zu umgehen.

Für uns war die Zerstörung des alten Weges verhängnisvoll, weil sie die Erreichung des Tagesziels in umkes unsicher, nach Ansicht der hier hausenden Beduinen unmöglich machte. Da der menāḥire-Schech ʿAli abu Sulṭān uns auf das freundlichste aufforderte, seine Gäste zu sein, machten wir aus der Not eine Tugend, nahmen ein Bad im Jarmuk und ließen uns im Zelt unsers Gastgebers unter dem steilen Burgfelsen von abu fed häuslich nieder (Nachtquartier XIV). Bald tönte die Melodie des Kaffeemörsers, die Kaffeetasse kreiste, und im Küchenzelt waren die Frauen eifrig beschäftigt, wie Sara für die drei Männer (1. Mos. 18, 6) frisches Fladenbrot zu backen. Das Anerbieten des Schechs, uns ein Schaf zu schlachten, baten wir ablehnen zu dürfen. Das Abendmahl, zu dem wir um die Schüsseln kauerten, bestand aus Süßmilch, Dickmilch und Buttermilch, einem Eierauflauf und einem Stoß von Dünnbrot. Mit den vom weichen Brot abgerissenen, zu Löffeln geformten Stücken ergriffen wir von den Eiern, schöpften die Milch und ließen nur wenig übrig. Nach dem Mahl trat die Abendunterhaltung in ihr Recht. Wir lagerten im Kreis beim Schein einer an der Zeltstange aufgehängten Laterne, der Schech stimmte die einsaitige Beduinengeige (rabābe) und trug mit wehmütigen Tönen kaṣiden vor zum Preise der Gastfreundschaft und zur Klage über den Niedergang, der die freien Beduinen betroffen. Das Loblied lautete:

[1] Schumacher tell el-ḥawi.

[2] S. Tafel 1, Abbildung 2.

jā dār galbi dāime dōm jetṛītsch
mā ʿomr ṭūṭ er-rūm dschaffal ḥālitsch
wala ʿomritsch bitti bil-hauādschīs wifkār
jā mā ḥala dschamaʿ er-refāga beḥalālītsch
wel-binn jeḥmiṣ wel-fanādschīn tindār

„O Zeltplatz,[1] stets allzeit preist dich mein Herz,
niemals schreckte Trompetenschall der fremden Krieger[2] deinen Stand,
und niemals nächtetest du in Sorgen und Gedanken!
O wie süß war die Sammlung der Genossen in deinem Besitz,
wenn die Kaffeebohne röstete und die Tassen kreisten!"

Auch wir boten Gesang als Gegengabe. Am meisten Beifall fanden dabei die zarten Melodien unsers schwedischen Reisegenossen. Schließlich trat die Nacht in ihr Recht. Wir alle wurden mit Polstern und Decken versehen. Der Schech selbst hielt die Nachtwache.

Große Hitze und ein leerer Magen — die Araber kennen kein eigentliches Frühstück — erschwerte am andern Tage den Ritt durch das schöne Flußtal, unter dessen artenreichem Baumbestand hier Platane, Judasbaum und Euphratpappel hervorgehoben seien. Bei el-muchebe, wahrscheinlich dem Migdal der Färber des Talmuds, das auch Badeort war,[3] überraschte ein ganzer Palmenwald, eine große Seltenheit in Palästina, bei dem auch die sonst der Umgebung fremde Acacia farnesiana und Granatapfelsträucher den menschlichen Anbau verraten. Die Akazie ist deshalb merkwürdig, weil nach der rabbin. Literatur bei dem Migdal der Färber uralte Akazien wuchsen, die man in Beziehung zu dem Gebrauch der Akazie beim Bau der Stiftshütte setzte und des halb nicht anzutasten wagte. Und doch gilt Acacia farnesiana als erst seit dem 17. Jahrhundert aus Amerika nach der alten Welt gewandert. Sollte die Akazie von el-muchebe doch eine andere Art sein? Die heißen Quellen von el-muchebe werden an Fülle und Hitzegrad noch übertroffen von den Thermen el-ḥamme weiter unten im Tal, die zu besuchen wir den Fluß überschritten. Mittags begrüßten uns oben bei umkes Freudenschüsse unserer Leute, die ängstlich auf uns gewartet hatten, und ein willkommenes Mahl (Nachtquartier XV).

In umkes, dem alten Gadara, wo der Diebssinn der Jugend unangenehm auffiel, ist es schwer, neue Beobachtungen zu machen.

[1] dār ist im Beduinischen der Platz, über welchem das Zelt (bet) errichtet ist.

[2] rum nennen die Beduinen die Soldaten der türkischen Regierung.

[3] Klein, Beiträge zur Geographie und Geschichte Galiläas, S. 84, bestimmt seine Lage nicht näher, setzt es aber auf der Karte zwischen Gadara und el-ḥamme, was nicht dazu paßt, daß es auch Badeort war.

Früher dort Sichtbares ist sogar verschwunden. Eine Münze wurde aber erworben, welche auf der einen Seite den Kopf des Kaisers Mark Aurel, auf der anderen eine Trireme und die klare Inschrift Γαδαρεων της κατα πτ ναυμα δκ zeigt. Das weist auf das Jahr 224 n. Chr. In der Inschrift muß wohl gelesen werden τῆς κατὰ ποταμὸν ναυμάχης, sie redet also von den „Gadarenern der am Fluß Seekämpfe veranstaltenden (Stadt)." Daraus folgt erstlich, daß die Trireme, welche auch sonst auf den Münzen von Gadara vorkommt, nicht bedeutet, daß die Stadt Besitz am See von Tiberias hatte, daß ihr vielmehr die Veranstaltung von Seekämpfen eigentümlich war, welche nicht auf dem See, sondern am Jarmuk statt hatten. Möglicherweise war das antike Theater, das ich in el-ḥamme besuchte, der Zuschauerraum einer Naumachie, deren Bassin mit Fluß- oder Thermalwasser dort leicht zu füllen war. Daß man schlechtweg vom „Flusse" redet, paßt zum gegenwärtigen Sprachgebrauch. Es würde jetzt niemand hier einfallen, dem Flusse unterhalb der Stadt einen anderen Namen als esch-scheriʿa zu geben.[1]

Anmutig war der weitere Weg auf der ostwärts die Höhe entlang führenden Römerstraße durch ausgedehnten Parkwald mit recht hochstämmigen Eichen. Die Spuren der am Wege in den Fels gehauenen, öfters auch bedeckten Wasserleitung bezeugten eine so kleine Wasserrinne, daß sie mit den Leitungen von Taricheae und Hippos nicht verglichen werden kann und wohl kaum sehr weit hergekommen ist. Ein großer Quellbrunnen im Hause des Schechs ist jetzt der wichtigste Wasservorrat von umkēs. Schließlich wandten wir uns südöstlich, um auf einem Wege, der auch Römerstraße gewesen sein wird,[2] über sama und kufr dschāiz nach bēt rās zu gelangen. Hier hat die neue Karte Schumachers leider empfindliche Lücken gelassen. Der Höhenzug, welcher östlich von unserem Wege eine wichtige Wasserscheide bildet, und die dort ihren Anfang nehmenden, recht tief eingeschnittenen Zweige des wadi ʿarab fehlen, sodaß als Ebene erscheint, was ein coupiertes Hügelland ist. Die geologische Karte Blanckenhorns hat nicht nur umkes selbst irriger Weise in Basalt gelegt, sondern auch beinahe unseren ganzen heutigen Weg bis irbid durch Basaltgebiet laufen lassen. Wir fanden aber durchweg nichts anderes als Senon, dem auch der soeben erwähnte

[1] Über die üblichen Bezeichnungen des Jordan und Jarmuk beabsichtige ich anderwärts zu reden.

[2] Diesen sehr bequemen Weg, der noch immer die Hauptverbindung zwischen umkes und bet ras ist, haben die Römer sicher dem Talwege durch das wadi ʿarab vorgezogen, welchen Guthe in MuN des DPV 1912, S. 38 erwähnt.

Höhenzug bis über bet rās hinaus angehört. Erst weiter östlich mag hier Basalt beginnen.

In dem ehemaligen Kapitolias, jetzt bet rās, zeigte man uns im Südosten der alten Stadt einen gewundenen, langen Felsengang, der mit Mauerwerk endete und wohl zu einer Ausfallspforte am südlichen Rande der Stadt gehört hatte. Sehr bemerkenswert war ein Sarkophag mit Sphingen an den Ecken und zwei Eroten auf der Vorderseite, von denen Guirlanden nach den Sphingen gehen. Über den Guirlanden sowie an den Stirnseiten sind Gorgoneia angebracht. Die Rückseite ziert ein Gorgoneion zwischen großen Akanthusblättern.

Viel imponierender als das, wenn auch umfangreiche Kapitolias nimmt sich der große platte tell des alten Beth Arbeel, jetzt irbid (Nachtquartier XVI), aus, das zur Zeit des Propheten Hosea eine schreckliche Zerstörung erfuhr (Hosea 10, 14). Außer der bekannten Cyklopenmauer und Gräbern, deren Öffnung ich früher hier erlebte, ist nichts aus so alter Zeit hier bekannt. Der spätrömischen Zeit gehört an ein wohlerhaltenes Mausoleum mit der Kranzinschrift ΜΕΤΑ ΠΑΝΤΑ Τ—. Der Schluß ist unlesbar und war es schon um 1876,[1] weshalb die versuchten Lesungen des letzten Wortes als ταυτα (so Merrill) oder ταφος (so Clermont-Ganneau)[2] ungewiß sind. Der Türsturz in der Nähe, dessen Inschrift von der Errichtung eines Grabmals „im 15. Jahr der Gründung der Stadt" redet,[3] ist vielleicht von Kapitolias hierher geschleppt worden, da von irbid als autonomer Stadt nichts bekannt ist. Dann würde das Jahr 113 n. Chr. gemeint sein. An heidnische Zeit erinnert ein anderer Türsturz mit einem viereckigen Mittelfeld, in das eine Stele oder ein Altar[4] eingezeichnet ist.

Statt den sonst üblichen Weg am Rande des gileaditischen Berglandes über el-ḥōṣn zu nehmen, zogen wir nach dscherasch eine wichtige, gewiß alte Meridionalstraße, deren Endziele ʿammān und es-salṭ gewesen sein werden und welche ursprünglich an sūf westlich vorüberlief (wie es Schumachers Karte noch zeichnet), aber schon seit einigen Jahren dort unterbrochen und über das Dorf sūf selbst geleitet ist. Bei edūn hätten wir gern die von Schumacher entdeckte „sakrale" Gruppe mit „Malstein, Altar, Opferschalen und Steinkreis"[5] gesehen, fanden sie aber nicht und beschäftigten uns statt dessen mit einer unregel

[1] S. Merrill, East of the Jordan, S. 293.
[2] Recueil I, S. 17, aber ohne Angabe, daß die Lesung nur hypothetisch ist.
[3] S. Revue Biblique 1894, S. 623.
[4] Bei Schumacher, Northern Ajlun, S. 152, nur als Leiste gezeichnet.
[5] MuN des DPV 1897, S. 1.

mäßigen Gruppe großer Feuersteinblöcke, die teils aufrecht, teils in schräger Richtung aus dem Boden ragen, aber nur als natürliche Bildung sich betrachten ließen, so auffallend auch besonders ein senkrecht stehender Stein von 1,57 m Höhe, 2,30 m Breite und 77 cm Dicke erschien. Beachtenswerter war ein aus großen Steinen cyklopisch geschichteter runder Feldturm, der sehr an den viereckigen Turm im wādi el-ṛafr bei irbid erinnert. Ruinen von vier ähnlich gebauten Türmen waren hier und weiter südlich an unserm Wege sichtbar. Man benützte offenbar das hier vorhandene Material zur Schichtung solcher Cyklopenbauten, die einer weit zurückliegenden Zeit angehören werden.

Bald darauf betraten wir das Waldgebiet des ʿadschlun, das bis suf unsern ganzen Weg begleitete. Leider haben die Kohlenbrenner an dieser Straße die großen Stämme sämtlich ihrer Zweige beraubt und das Unterholz vernichtet. Einige durch den Aberglauben der Araber geschützte Eichengruppen bilden die einzige Ausnahme. Dazu gehörte der wundervolle Hain des abu schaʿr, nicht weit vom Dorfe ʿabbin. Ein mächtiger Baum von 10 m Höhe, 20 m Durchmesser der Krone und 5,60 m Umfang des Stammes spendete unserer Mittagsrast willkommenen Schatten.

Ehe wir nach suf hinabstiegen, war es eine wichtige Aufgabe, zu untersuchen, was es mit dem

Mizpe Gilead

auf sich habe, welches nach Guthe (Bibelwörterbuch und Bibelatlas) auf dem von Schumacher gefundenen tell maṣfa liegen soll, von dem Heidet bei Vigouroux berichtet, daß dort Dolmen und Felsaltäre zu sehen seien und daß die Landbewohner ihn als einen maʿbed, einen Kultort, betrachten. Ich ritt mit drei Genossen von ṭuṛret ʿomēdāt (Schumacher ʿameidān), dem Paß, der nach sūf hinabführt, ostwärts die Höhen entlang und gewann zum Führer einen älteren christlichen Bauern aus sūf, dessen Rinder hier oben weideten. Da der Grund und Boden hier nach sūf gehört, ließ sich an seiner Kenntnis der Ortsnamen nicht zweifeln. Es folgten von Westen nach Osten fünf mit Strauchwerk bewachsene Gipfel, von denen der letzte, vom weli ibrāhim ibn el-idham gekrönt, durch das tiefe wādi es-sahlāt von den übrigen getrennt ist. Dieses hier in südlicher Richtung laufende Tal hat seinen nordwest-südöstlich gerichteten, muldenförmig weiten Oberlauf nördlich von der eben genannten Hügelkette und erhält hier von Osten einen Nebenzweig, der den Namen telʿat ed-dschindi (bei Schumacher ist ṭelʿat |mit ṭ ed-dschindi Bezeichnung eines Höhenrückens) trägt. Zwischen dem

Haupttal und dem Nebenzweige liegt nördlich vom Knie des Haupttales der Hügel muhallal es-sahlat (nach Sch. tell es-sahlāt), der nach Aussage meines Führers keine chirbe trägt, wie sie Schumacher verzeichnet. Dagegen zeigte er mir eine kleine Trümmerstätte am Haupttal oberhalb des Einlaufs des Nebentals und eine zweite zwischen beiden Tälern. Beide hatten jedenfalls zu ihrer Voraussetzung die von hier aus leicht zugängliche Quelle ʿen ʿabellīn am Abhang des nördlichen Paralleltales. Die Gegend dieser Trümmerstätten und die südlich davon liegenden zwei Bergkuppen werden mekabb es-samn genannt, während Schumacher grade hier die Namen bāb el-maṣfa für das Tal und tell el-maṣfa für eine Kuppe angibt. Daß dies unrichtig sei, wurde mir ausdrücklich versichert und statt dessen der östliche Teil des Tals mit dem südlich daranstoßenden Hügel (bei Schumacher tell makabb es-semen) als bāb el-maṣfa bezeichnet. Man pflegt dabei die im Tal und auf den Höhen befindlichen Feldstücke nach bāb el-maṣfa bezw. mekabb es-semn zu benennen, während es nicht gewöhnlich ist, den Kuppen selbst den Namen tell zu geben. Die Reihenfolge mekabb es-semn westlich und bāb el-maṣfa östlich stimmt überein mit dem, was mir 1906 und 1909 in suf gesagt und gezeigt wurde, aber auch mit meinen Beobachtungen von 1908, als wir von es-ṣachra an bāb el-maṣfa vorüber nach mikible und dscherasch ritten. Von einer auf der Hügelkette befindlichen Ortslage wußte niemand etwas, und auch ich mit meinen Begleitern konnte weder etwas derartiges, noch auch Dolmen oder „Opferstätten" erkennen. Der bei Schumacher als tell el-maṣfa bezeichnete und mit einer chirbe versehene Hügel weist nichts auf als gelegentliche Haufen aus sehr kleinen Steinen, welche aussehen, als habe man da einmal Feldstücke zum Zweck der Bebauung abgeräumt. Daß der Name bāb el-maṣfa „Tor des Wasserablaufs" damit zusammenhängt, daß an der damit bezeichneten Stelle das Wasser der Talmulde sich für den steilen Ablauf sammelt, habe ich schon im Jahrbuch für 1908, S. 16 auseinandergesetzt. Ein altes Mizpa hat hier oben jedenfalls nicht liegen können, weil überhaupt keine Ortslage von Bedeutung vorhanden ist, und Schumacher hat mit Recht es auch da nicht zu finden gemeint. Daß es auch nicht gegenüber auf el-menāra gelegen hat, hatten wir 1910 festgestellt.[1]

Dscherasch-Gerasa, unter den von uns diesmal aufgesuchten Städten der auch für Jesu Geschichte wichtigen Dekapolis die fünfte,[2]

[1] PJB 1910, S. 18.

[2] Neben Skythopolis, Hippos, Gadara und Kapitolias.

wurde von sūf aus rasch erreicht (Nachtquartier XVII). Keinerlei Entdeckungen waren diesmal zu verzeichnen. Aber die Revision früherer Beobachtungen hat immer ihre Bedeutung. Beim Artemistempel bleibt sonderbar, daß die Säulen des Pronaos so schön erhalten blieben, während die übrigen Säulen, auf welche das breite Podium berechnet gewesen ist, bis auf wenige Reste auf der Nordseite spurlos verschwanden. Sie müssen absichtlich beseitigt worden sein. Man darf vermuten, daß dies geschah, als man auf das Podium im Süden und Westen einen Nebenraum aufbaute, dessen Zweck wir nicht kennen. Im Innern der Cella, das jetzt schmucklos ist, wird man Marmor oder Stuckverkleidung annehmen müssen, welche auch den Nischen der Wände die unentbehrliche Umrahmung gab. Anders war es im Südtempel. Dort schließt die Gliederung der Wand durch gut gearbeitete Pilaster die Stuckverkleidung aus. Aber die fehlenden Kapitäle könnten auch aus Stuck gewesen sein, weil bei der Einsetzung von Kapitälen in Stein wohl für ihren Halt besser gesorgt wäre. Die Pilaster sind mit den Mauersteinen aus einem Stück gearbeitet.

Nach der Mittagsrast in der kühlenden Zugluft des Triumphtores überschritten wir den Jabbok und hatten unser Nachtlager bei dem Dorfe, nicht wie sonst der Quelle, er-rummān (Nachtquartier XVIII). Das früher dort von mir entdeckte Stierbild (PJB 1905, S. 45, ZDPV 1906, S. 201 f.) ist nach Damaskus verkauft worden. Ein hübsches Skulpturfragment mit Weintrauben und Vögeln, das mir jetzt gezeigt wurde, wird in die byzantinische Epoche der Ortschaft gehören. Zu den Wechselfällen der Reise gehörte, nachdem früher schon zwischen nablus und ṭūbas im wadi bedan ein Maultier durch einen Sturz in den Abgrund umgekommen war, daß beim Übergang durch das wādi er-rumemin ein mit Futter beladenes Pferd sich rückwärts überschlug und auf dem Rücken zwischen Felsblöcken eingeklemmt im Wasser festlag. Glücklicherweise war sein Reiter abgestiegen. Er würde sonst erschlagen gewesen sein. Mit Mühe, aber unbeschädigt konnte das Tier aus seiner Lage befreit werden. Nach den Karten, die unglaublicherweise das wadi er-rumman zu einem Nebental des wadi er-rumemin machen und den Weg von er-rummān nach er-rumemin über die weit abliegende chirbet el-bascha leiten, konnte man freilich hier nicht reiten. Umsomehr waren wir veranlaßt, das wirkliche Landschaftsbild in uns aufzunehmen.

Nach dem Aufstieg aus dem wadi abu ḳutten gerieten wir zu unsrer Überraschung auf die neugebaute Fahrstraße ʿamman es-salt und hatten hier eine schöne Übersicht über die von den Karten zu weit östlich gelegte Ebene (el-baḳʿa). Auf dieser Straße, welche mit dem wadi

esch-schadschara grade gegenüber dem alten Gadur,[1] der Hauptstadt des von Jesu vor seinem Tode besuchten jüdischen Peraea, in das wadi es-salṭ mündet, zogen wir diesmal von Süden in die Tochterstadt es-salṭ ein (Nachtquartier XIX).

Der Weg durch das Tal des von es-salṭ zum Jordan hinabfließenden Baches, der durch die Quellen dschādūr, farḥa, hazzīr und mkarfat verstärkt wird, wird im Obertal verschönt durch die hübschen Obstgärten der Saltener mit ihren Feigen, Aprikosen, Zitronen, Granatapfelsträuchern und Nußbäumen. Dann folgten die Reste ehemaliger Bewaldung in vereinzelten Eichen (zwei Arten), wilden Mandeln und Oliven, Storax, bis sich schließlich im wadi schaʿeb die Baum Vegetation mit Weiden, Oleander und Schilf um den Bach zusammendrängt. Hier hielten wir unsere letzte gemeinsame Mittagsrast unter 3 bis 4 m hohen Oleanderbüschen, die sich fast als Bäume bezeichnen ließen.[2] Neben uns rauschte der Bach in kleinen Kaskaden. Sein im Schatten schwärzliches, in den durch das Geäst einfallenden grellen Lichtern hellblitzendes Wasser spielte mit dem Schilf, dessen Blätter sich zu ihm hinabsenkten. Eine Libelle, ein weißer Schmetterling huschte darüber. Ein vereinzelter Frosch, ein leise zirpender Vogel ließen sich hören. Ein Idyll wie in der Heimat, wenn nicht die vollen Buketts blaßroter Oleanderblüten, die sich über den Felsblock am Wasser neigen, im Winde nickten, und wenn nicht draußen außerhalb des Bereiches des Schattens und des Wassers die Talhänge mit ihrer gelb und weiß gebrannten Pflanzendecke zwischen hellgelben und schwärzlichen Felswänden blendendes Sonnenlicht und glühende Hitze ungemildert zurückstrahlten. —

Das letzte Zeltlager (Nachtquartier XX) stand wie gewöhnlich an der Jordanbrücke. Dann trennten sich drei von uns, um auf dem kürzesten Wege nach Jerusalem zurückzukehren. Die anderen kreuzten das wādi ḳelt bei der für die Lage des alten Gilgal vielleicht bedeutsamen ʿēn el-ṛarabe (nicht ṛarba)[3] auf dem mit Euphratpappeln dicht bewachsenen Talgrunde und besuchten die Quelle ʿēn ḥadschle, mit deren Wasser die griechischen Mönche jetzt eine Oase mit Weinlauben und Bananen mitten in der Wüste erstehen lassen. Hier muß das alte Bethhogla gelegen haben, zumal die Stätte des nicht ganz nahen Gerasimos Klosters gar nicht nach einer alten Ortslage aussieht. Doch fanden wir außer einem kleinen Hügel an der Quelle mit byzantinischen Scherben keine sicheren Andeutungen dafür. Das Nordufer des Toten

[1] Vgl. PJB 1910, S. 22.
[2] S. Tafel IV, Abbildung 7.
[3] S. PJB 1911, S. 31.

Aufnahme von P. Thomsen.

7. Aquädukt bei Dok (S. 61).

Aufnahme von G. Dalman.

8. Idyll am wādi scha'ēb (S. 60).

Meeres, bei welchem die Barrenbildung mit den rückwärts liegenden Sumpflachen in ähnlicher Weise auffällt wie bei der ebteha am Nordende des Sees von Tiberias, das ausgegrabene alte Jericho, dabei ein Apfelsinengarten, von dessen Bäumen wir wunderbare große Früchte pflückten, und — nach dem Nachtquartier (XXI) im Hotel — das wâdi kelt bei dem Chozibakloster waren die letzten Schaustücke unserer Reise.

Zehrende Hitze begleitete uns nach Jerusalem hinauf. Erst nach der Ankunft dort trat ein jäher Wetterumschlag ein, der manchen eine schlimme Erkältung brachte und die englischen Reisenden, die mit uns in den Fluten des Jordan Erfrischung gesucht hatten, unter Kälte leiden ließ, wo wir über die Hitze geseufzt hatten. Wir hatten den nicht angenehmen, aber doch wertvollen Vorzug, im April den Sommer des heiligen Landes gekostet zu haben.

Zu den Leistungen des Instituts ist auch zu rechnen ein dreitägiger Ausflug, den Vorsteher und Mitarbeiter am 28. bis 30. November 1911 unternahmen. Er galt hauptsächlich der von Jericho nach et-ṭaijibe hinaufführenden und noch immer vielbenutzten alten Straße, die auch eine Römerstraße war, wie die von uns freilich nicht gesehenen Meilensteine beweisen. Über el-fauwar und ʿen el-ḳelt erreichten wir Jericho. Jener Straße folgend verwandten wir geraume Zeit auf die zweiteilige Ortslage abu lahm links von der Straße bei ʿen ed-dûḳ, in welcher man mit Recht das alte

Dok

sehen darf, in welchem der Makkabäer Simon ermordet wurde. Das Kastell, welches die Stätte des Mordes war, ist vielleicht auf der kleinen Erhebung am westlichen Rande der nördlicheren und größeren der beiden Trümmerstätten zu suchen, also unmittelbar über dem schroffen Abfall zum Tale des Quellbaches in der Nähe des in seiner jetzigen Gestalt sicher arabischen zweigeschossigen Aquädukts,[1] welcher das Quellwasser nach einer östlich von der Ortslage liegenden weiten, muldenförmigen Senke führt, die sich für Bebauung eignet. Aber möglich ist auch, daß es die südlichere Trümmerstätte gewesen ist, ein im Durchmesser 160 Schritt haltender flacher Hügel, der sich ebenfalls an das Tal lehnt, aber auch auf den anderen Seiten in ziemlich steilen, wenngleich nicht hohen Abhängen aufsteigt. Was Survey of Western Palestine III, S. 209 als chirbet abu lahm beschreibt, ist nicht diese Ortslage, welche gleichwohl die Karte richtig angibt, sondern die Trümmerstätte am Fuß des Hügels

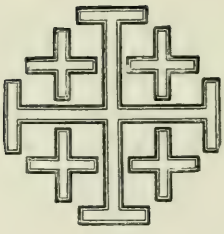
[1] S. Tafel IV, Abbildung 3.

muedden eblal nordwestlich vom maḳam des Imām ʿAli, welche zu chirbet abu laḥm nicht gerechnet wird und die man mir als el-ʿummar bezeichnete. Gewiß ist man besonders auf der Terrasse des maḳam selbst, die auch Trümmer aufweist, höher als auf jenen Ortslagen und hat eine freiere Aussicht. Aber man vermißt die von der Survey behauptete Festigkeit dieser Lage, denn der Abfall zum Tal liegt weit ab, und der im Rücken aufsteigende Hügel ist ungünstig. Außerdem liegt die Quelle, welche den Namen der alten Ortschaft erhalten hat, nicht hier, sondern bei chirbet abu laḥm.

Der wichtigste Besitz des alten Dok war jedenfalls die zwischen den naḳb abu-s-sirādsch unterhalb des Quarantanaberges im Westen, den Hügel ḍahret et-ṭemje im Süden und das wādi nueʿme im Osten eingeschlossene, nach Osten abfallende Fläche, welche sich von der hoch gelegenen Quelle ʿen ed-dōḳ her bewässern läßt, und an der jetzt eigentlich der Name ed-doḳ haftet. Eusebius hat die durch die Steinigung Achans bekannte Ebene Achor nördlich von Jericho gesucht, wo auch der alte Name erhalten sei. Das kann nur entweder den Kessel von ed-doḳ oder die Ebene weiter nördlich am ʿaudscha-Flusse meinen, wahrscheinlicher aber den ersteren, weil man die Steinigungsszene gewiß nicht von Jericho so weit abgerückt hat. Daß die damalige Tradition irrig war, folgt daraus, daß nach Jos. 15,7 die Ebene Achor an der Grenze der Gebiete von Juda und Benjamin und deshalb nicht nördlich von dem benjaminitischen Jericho lag. Da man dorthin Achan hinaufbringt (Jos. 7, 24), muß sie höher gelegen haben als Gilgal, das nach Jos. 9, 6 noch immer als Lager der Israeliten zu denken ist (trotz 7,2). Das wādi ḳelt oder das wādi ṭelʿat ed-damm, das Legendre bei Vigouroux und Buhl nennen, kommen als enge Täler für die „Ebene" nicht in Frage, aber auch nicht die ganze „Ebene zwischen dem Gebirge, dem unteren Jordan und dem Toten Meere" (Guthe), weil man von Gilgal dorthin hinaufzieht. Am ehesten handelt es sich um einen dem Gebirge naheliegenden Teil dieser großen Ebene. Ich würde die ebene Fläche am Gebirge zwischen wādi ḳelt und ḍahr et-ṭemje mit dem Unterlauf des wādi abu-r-retame oberhalb Jericho dafür vorschlagen. Sie paßt in die judäisch-benjaminitische Grenzlinie und eignet sich zum Träger eines besonderen Namens. Nach der englischen Karte hieße sie jetzt wādi et-teisun, ich hörte wādi oder sidd tesūn nur von der oberhalb gelegenen Schlucht, durch welche das wādi abu-r-retame sich entwässert.

Der Aufstieg der Römerstraße nach eṭ-ṭaijibe beginnt mit der Serpentine von mdscharr el-chaschabe zwischen zwei Zweigen des

wadi abu ʿobeida (nicht zwischen seinem nördlichsten Zweige und dem wādi ʿabed, so die engl. Karte) und bleibt dann stets auf der Höhe zwischen dem wādi luhhet (engl. Karte lueit) und dem wadi er ramamne. Sie steigt innerhalb von 6 km nicht weniger als 800 m und ist ausgezeichnet durch einen keiner anderen Straße nach dem Hochlande eigenen großartigen Ausblick rückwärts über den ġôr, nordwärts hinab in die tiefen Schluchten des wadi luhhet und seines südlichen Nebenzweiges, des wādi abjad, und hinauf nach den steilen Abhängen des Gipfels von en-nidschme (729 m), wohl des höchsten Berges in solcher Nähe der Jordanniederung, südwärts über die Verzweigungen des wādi mākuk. — Auf der Höhe des Gebirges verließen wir die große Straße und gelangten über rammūn und el-bire nach rāmallah, um am nächsten Tage die Fortsetzung des Fluchtweges der Philister von Michmas über Bethel nach Ajalon (1. Sam. 14, 31) ein Stück weit zu verfolgen. Es zeigte sich, daß in der Tat der Weg von el-bire über rafat nach el-latātin (s. oben S. 19) als alte Straße betrachtet werden kann. Von hier aus konnte die Flucht durch das wādi selmān oder auf der Beth Horon-Straße nach der Ebene von Ajalon fortgesetzt werden. Wir ritten nur bis zur Quelle ʿen selmān den ersteren Weg hinab und gelangten über bet dukku und el-ḳūbebe nach Jerusalem zurück, zufrieden, unsere Kenntnis wichtiger Verkehrswege des heiligen Landes nach Westen und Osten an nicht unwesentlichen Punkten ergänzt und zugleich unsere Anschauung seiner großen Züge erweitert zu haben.



II.

Arbeiten aus dem Institut.

1. Das heilige Land und die heilige Geschichte.

Von Professor G. Dalman.

Ein früheres Institutsmitglied hat Palästina das fünfte Evangelium genannt. Dieses Urteil bedarf der Einschränkung. Denn das Wesen dessen, den die vier Evangelien schildern, ist zwar durchaus erkennbar als diesem Lande entstammend, aber daß es nicht das notwendige Produkt Palästinas ist, das empfinden wir Palästiner am allerlebhaftesten, so sehr, daß wir immer wieder zu der Frage gedrängt werden: „Wie konnte er aus Palästina kommen?“ Trotzdem ist wahr, daß Jesus Christus am Ende einer in ihn ausmündenden Geschichte steht, welche mit diesem Lande unauflöslich verknüpft ist, wegen deren eben wir Palästina das heilige Land nennen. Es ist mit dieser Geschichte nicht wie mit Sagen und erfundenen Erzählungen, welche durch die Länder wandern, hie und da bodenständig werden und die Farbe eines Landes, ja eines bestimmten Ortes annehmen, von denen zum Schluß aber niemand mehr sicher sagen kann, wo ihre eigentliche Heimat ist. Sie besteht aus einer geistigen Strömung, welche ein bestimmtes Volk erlebt hat und die nur im Zusammenhang mit einer Reihe von äußeren Erlebnissen dieses Volkes verstanden werden kann. Solche Geschichte kann nur unter bestimmten äußeren Voraussetzungen so geschehen, wie sie sich ereignet hat, und zwar nicht nur in bezug auf ihre unwesentlichen Nebenumstände. Ihre Heimat ist keine bloße Schaubühne mit Kulissen, zwischen denen Personen und Völker sich bewegen. Nicht wenige betrachten freilich das heilige Land in dieser Weise. Sie suchen darin weniger Verständnis der heiligen Geschichte, als Anschauung, und sind zufrieden, wenn die topographische Wissenschaft ihnen nur eben die Punkte kenntlich macht, auf welche ihre Aufmerksamkeit sich richten soll. Wer so Palästina betrachtet, kann etwa die Hauptstraße des Landes von Hebron nach Nazareth entlanggeritten sein, alle bedeutenden historischen Orter Palästinas,

wie sie an dieser Straße liegen, aufgesucht haben und doch ohne jeden Gewinn für das wirkliche Verständnis der heiligen Geschichte heimkehren. Er hat nicht beachtet, daß die Bedeutung der sogenannten historischen Punkte immer im Zusammenhang steht mit den natürlichen Bedingnissen, auf welchen die Existenz eines solchen Ortes beruht, daß niemand Jerusalems und Samarias Wesen begreift, der nicht ihre ganze weitere Umgebung kennt, ihre Verbindungen, ihre Ernährungsverhältnisse, daß die Beziehung der heiligen Geschichte zum heiligen Lande dem immer ein Rätsel bleiben muß, der neben der großen Landstraße auf dem westjordanischen Landrücken nicht den beiderseitigen Abhängen, der Küstenebene, dem ostjordanischen Plateau die erforderliche Beachtung schenkt.

Wer in dieser Weise an der Äußerlichkeit sehr beschränkter Eindrücke haften bleibt, ist in Gefahr, das Unwesentliche und Zufällige zur Hauptsache zu machen und die alte Geschichte bloß in neue Gewänder nach der Mode des modernen Orients zu kleiden. Wir lächeln, wenn russische Pilgerinnen mit Andacht einen Stein küssen, von dem man ihnen eine Beziehung zur heiligen Geschichte behauptet hat, während wir wissen, daß er erst neuerdings geformt und an seinen Ort gebracht wurde. Aber man erzählt von einem hochgebildeten Manne, er habe, um sicher zu sein, daß sein Fuß denselben Boden berührt habe wie Jesu Füße, auf dem Wege nach Bethanien quergehend einen Fuß immer vor den andern gesetzt. Er hatte nicht bedacht, daß die Auflösung der Erdoberfläche durch die athmosphärischen Einflüsse, abgesehen von der Abnutzung eines Weges durch tausendjährigen Gebrauch, einen derartigen Wunsch unerfüllbar macht. Auch wir alle, wenn auch wohl der im Lande Wohnhafte weniger als der nur vorübergehend hier weilende Fremde, bedürfen immer wieder der Erinnerung daran, daß die Geschichte dieses Landes niemals stillgestanden hat, und daß das Land, wie wir es sehen, nicht unmittelbar das Land der Bibel und der Boden der heiligen Geschichte ist, sondern das Produkt von Einflüssen, in welchen Türken, Araber, Kreuzfahrer, Römer, Griechen für unsere Anschauung eine größere Rolle spielen als das alte Israel, und daß die Altertümer, welche unsere Aufmerksamkeit zuerst auf sich ziehen, meist über das Mittelalter nicht hinausreichen, wie es in unserer deutschen Heimat ebenso der Fall ist. Trotzdem hat das Land eine seit Jahrtausenden gleichgebliebene Grundbeschaffenheit, an der etwas mehr Bewaldung, wie man sie dem Altertum zutrauen darf, nichts Wesentliches ändert. Grade diese Grundbeschaffenheit ist der Boden, auf welchem die Geschichte nicht nur spielte, sondern *erwuchs*. Wer Palästina als das heilige Land begreifen will, muß vor allem die dem Verständnisse Palästinas den Weg versperrende un-

biblische Behauptung von dem auf dem Lande lastenden Fluch, der es aus einem Paradies in eine Wüstenei verwandelt habe, fahren lassen, und dann versuchen, etwas davon zu verstehen, wie dies Land in seinen Grundzügen dazu beitrug, die heilige Geschichte zu formen, als ein unentbehrlicher Faktor derselben. Er muß lernen, die einzelnen Eindrücke von der Farbe, der Form und der Natur, den Altertümern des Landes diesem großen Gesichtspunkt unterzuordnen, und sich vom Einzelnen auf das Allgemeine, vom Schein auf das Wesen zurückführen zu lassen. Er wird dann überall heiligen Boden unter den Füßen fühlen und der törichten und fruchtlosen Jagd nach besonderen heiligen Stätten ohne Wehmut Valet sagen. Wie ich meinerseits allmählich gelernt habe, Palästina zu verstehen, davon will ich versuchen, andeutungsweise einen Eindruck zu geben.

Wir heben einen Stein vom Wege auf, und haben damit in den Händen eine Probe des Materials, aus welchem Gott die Oberfläche dieses Landes werden ließ. Es ist Kalkstein aus der Epoche des Cenoman am Ende der mesozoischen Periode, d. h. der jüngsten Bildungszeit in der eigentlichen Entstehungsgeschichte unserer Erde. Das sagt uns schon sehr viel über das, was von einem Lande, dessen Oberfläche ursprünglich eine hochgehobene Kalksteinfläche bildete, erwartet werden kann. Kein Erzreichtum ist ihm beschieden, auch Kohlen sind in erreichbarer Nähe nicht wahrscheinlich. Zu einem Industrielande im Zeitalter der Dampfmaschine war es nicht bestimmt. Kulturfähig ist der Kalk, wenn er die genügende Befeuchtung erhält, weil er dann den brauchbaren rotbraunen Humus bildet, der die Farbe unserer Landschaft so wesentlich bestimmt. Ohne die nötige Befeuchtung hat er aber infolge seiner Durchlässigkeit eine ähnliche Fähigkeit, eine trostlose Wüste zu bilden, wie der Sand. Es kommt also darauf an, auf welchem Teile der Erdoberfläche und in welcher besonderen Lage eine Scholle aus Kalkstein sich befindet. Hier am Ostrande des Mittelmeerbeckens, wo allein im Winter die West- und Südwestwinde Niederschläge von Regen verursachen, während sie im Sommer unter dem Einfluß der nächtlichen Abkühlung nur Tau absetzen, fehlt es nicht an Befeuchtung, die sogar wegen des Aufsteigens des Kalklandes unmittelbar am Rande des Meeres als eine reichliche gelten darf. Aber sie beschränkt sich auf einen meist nur 160 km breiten Streifen, hinter welchem die regenlose Zone anfängt, sie ist auch da sehr mangelhaft in der warmen Jahreszeit, in welcher große Hitze sie rasch verdunsten läßt, und ihre Fülle in der kalten Jahreszeit ist so groß, daß ein nicht geringer Teil unbenützt abfließt und eine wichtige Wirkung der Niederschläge nur darin besteht, die Kalkscholle

in Stücke zu reißen und immer tiefere Ablaufrinnen für das Wasser in sie hineinzusägen. Das muß zur Folge haben, daß die zu Tage tretenden Wasservorräte des Landes, seine Bäche und stärkeren Quellen, in der Tiefe liegen und zumeist nicht geeignet sind, der natürlichen oder künstlichen Bewässerung des Landes zu dienen. Selbst das Tal des größten Flusses von Palästina, des Jordan, das selbst auf anderem Wege entstanden ist, wird von seinem Wasser nicht befruchtet. Es ist unbebaubare Wüste, wo nicht vom Gebirge herabkommende Bäche zur künstlichen Bewässerung Gelegenheit bieten. Daß wir in Jerusalem noch immer keine den Bedürfnissen der Stadt entsprechende Wasserleitung haben, ist eine Folge der Kalksteinnatur unseres Landes, die dem große Hindernisse in den Weg legt. Das ist aber nur ein Symptom der Schwierigkeiten, mit welchen jeder Versuch, die Kultur dieses Landes durch künstliche Maßnahmen zu heben, immer hat ringen müssen und immer zu kämpfen haben wird. Warum sind die einzigen Bewässerungsflächen, welche die Umgebung von Jerusalem zeigt, die kleinen Talsohlenstücke bei silwān und bei arṭās, welche einst königlicher Besitz waren? Weil nur hier in der Tiefe die Natur auch zur Sommerszeit ein wenig Wasser bietet, womit Gemüsebau in umfassenderem Stile betrieben werden kann. Das Anpassungsvermögen der Vegetation an einen feuchtigkeitsarmen Sommer hat dies Land mit edlen Früchten beschenkt. Aber es mußte hier immer einen Kampf ums Dasein geben, von welchem der Bewohner wasserreicher Niederungen keine Ahnung hat, und der nur dem noch sehr viel härter um sein Leben kämpfenden Wüstensohne als ein paradiesisches Ruhen an Milch- und Honigbächen erscheinen konnte.

Die dem Kalkschollenlande eigene Durchfurchung durch tiefe Täler hat aber noch eine andere Folge für seine Kultur. Es fehlen darin die großen bebaubaren steinlosen Ebenen, die für den Getreidebau in größerem Stil die notwendige Voraussetzung sind. Der Ackerbauer muß mühsam kleine Flächen entsteinen und Abhänge womöglich in Terrassen verwandeln. Täler, Berge und Felsblöcke bilden Hindernisse für die Bebauung selbst, ebenso wie für den Transport des errungenen Ertrages. Die palästinische Kalkscholle hat an ihrem westlichen Fuße eine Ebene, ursprünglich gehobener Meeresgrund, deren Oberfläche ein gemeinsames Produkt des sandführenden Meeres und des vom Kalkgebirge herabgeschwemmten Humus ist. Aber diese Ebene ist mit dem Hochland so mangelhaft verbunden, daß sie als eine für sich bestehende Größe betrachtet werden muß, die mit der Kalkscholle selbst keine notwendige Einheit bildet. Wie ungleich größer war die Bebauungsfähigkeit in dem ebenen Schwemmlande Mesopotamiens und der langgestreckten

Oase Ägyptens, denen große Ströme eine Fülle von befruchtendem Wasser zuführten! Dort konnten die Kulturwerte sich häufen und auf ihrem fruchtbaren Nährboden auch eine höhere Kultur mit Kunst, ausgebildeter Religion und den Anfängen von Wissenschaft erwachsen. Bei Griechenland, das auch ein Kalkland ist, ersetzte seine unvergleichliche mannigfaltige Küstenbildung das, was ihm selbst an Kulturfähigkeit fehlte. Sie beförderte den Kulturaustausch nach außen und innen und begründete dadurch den ehemaligen Reichtum des Landes. Palästina mit seiner fast gradlinigen, nahezu hafenlosen Küste fehlte auch dieser Ersatz. Es war offenbar nicht geschaffen und bestimmt, ein Kulturland ersten Ranges zu sein. Kunst und Wissenschaft werden ihren Ausgangspunkt hier nicht haben. Aber es sollte und konnte auch nicht kulturlos sein. Der Wellenschlag des Kulturfortschritts im Zweistromlande im Nordosten und im Nillande im Südwesten hat es notwendig berühren müssen, vor allem, weil die wichtigste Straße des Verkehrs zwischen beiden uralten Kulturzentren an seiner Küste entlang führte. Dabei war es aber auch von Bedeutung, daß es im Gegensatze zu dem nahen regenlosen und deshalb wüsten Hinterlande so kulturfähig war, daß zum mindesten seine Weiden und sein Getreide den viehzüchtenden Bewohnern der Wüste anziehend und begehrenswert erscheinen mußten. Es war geeignet, einem Nomadenvolk die Möglichkeit zu bieten, in den Bereich einer höheren Kultur einzutreten und selbst ein Kulturvolk, wenn auch kein Kulturträger ersten Ranges, zu werden.

Hier ist die nahe Beziehung des Landes zu seiner Geschichte unverkennbar. Daß ehemals die Israeliten, und sehr viel später die Araber in Palästina aus Nomaden zu Bauern wurden, entspricht seinem Wesen. Aber auch für den Gottesglauben Israels ist es von Bedeutung, daß er in einem Lande sich entfaltete, das kein Kulturland vor anderen sein konnte, aber doch zu den Kulturmittelpunkten am Euphrat und Nil in Beziehung stand. Will man diese Beziehung näher untersuchen, so muß man ihren lokalen Voraussetzungen weiter nachgehen. Ägypten liegt bedeutend näher an Palästina als Mesopotamien. Wüsten liegen in beiden Richtungen trennend dazwischen. Aber doch ist beachtenswert, daß von Mesopotamien her durch Kulturland, wenn auch auf Umwegen, eine Verbindung besteht, während eine derartige Brücke nach dem näheren Ägypten fehlt. Es läßt sich erwarten, daß dieser Zusammenhang kulturfähigen Landes auch eine Kulturgemeinschaft bedeutet, die in der Richtung nach Ägypten sich nicht ebenso findet, — was auch wieder für die religiöse Entwickelung der Israeliten sich als bedeutungsvoll erwies. Daß Palästina dabei natürlicher Weise keiner der beiden Mächte ange-

hörte, machte das kleine Ländchen zu einer selbständigen Größe zwischen ihnen, dem der äußerliche wie innerliche Kampf mit ihrer Übermacht nicht erspart werden konnte. Bei seiner Kleinheit war äußerliche Selbständigkeit dauernd nicht zu behaupten. Es war entscheidend und sogar weltgeschichtlich von Bedeutung, daß seine israelitischen Bewohner doch in der Lage waren, ihre innerliche Freiheit, d. h. die Selbständigkeit ihres religiösen Besitzes, gegen den Andrang der Großmächte zu behaupten, in den von dort kommenden mächtigen Einflüssen nicht unterzugehen, sondern sie eigenartig zu verarbeiten und geistig zu bezwingen. Für diese Zähigkeit in der Selbstbehauptung, die innerlichen Sieg bedeutete bei äußerer Niederlage, hat Palästina Erziehungsstätte sein können, vor allem wegen seiner oft in übertriebener Weise betonten Einhegung, welche seinen Bewohnern die Bildung einer Eigenart ermöglichte, dann aber auch, weil es Gelegenheit gab zur steten Auseinandersetzung mit verwandten Größen, und zu einem Kampf, der für größere Aufgaben schulte.

Daß Palästina sich zu einer derartigen Erziehungsstätte eignete, beruht vorzugsweise auf seinen äußeren und inneren Grenzen. Von den äußeren Grenzen war die Wüste im Osten schon erwähnt. Die Wüste ist nicht deshalb eine Grenze, weil sie ein unbewohntes Land wäre, aber ihre spärliche Bevölkerung steht in ihrer Kulturart so weit ab von der seßhaften Bevölkerung Palästinas, sie ist so oft genötigt ihr feindlich zu sein, daß eine unmittelbare Beeinflussung trotz aller Berührung kaum statt hat. Beduinen und Fellachen sind gegensätzliche Pole. Die ersteren werden die letzteren in den Grenzgebieten häufig belästigen, aber gerade deshalb sie nötigen, sich zusammenzuschließen und in ihrer Eigenart zu festigen. Diese Nötigung ist im östlichen Palästina besonders stark, weil keine natürliche Grenze das regenlose Land von dem bebaubaren scheidet. Dem Hin- und Herfluten der Wüstenbeduinen kann hier nichts anderes Halt gebieten als eine starke Bauernschaft, welche von Westen her durch das Hinterland und durch eine Gewalt, welche die gesamte Kraft desselben in die Wagschale zu werfen vermag, gestützt wird. Wir lieben es, die Berge Moabs zu bewundern, wenn der rötliche Abglanz der Abendsonne auf ihnen emporsteigt, um dann schließlich wie ein Heiligenschein über ihnen zu schweben. Wir hätten aber Grund, mit Sorge und Angst nach ihrem ebenen Rande zu schauen, hinter welchem das Hochplateau in die Wüste übergeht, wenn nicht die Bauern von mādaba und es-salṭ und die Tscherkessen von ʿammān und dscherasch drüben Wacht hielten, wenn nicht die Armee der Osmanen

als ultima ratio von Zeit zu Zeit drüben eingriffe. Einst hausten an der Stelle der schûr- und ʿanéze-Beduinen die Midianiter. Ihre Bedeutung für die Israeliten erhellt aus den biblischen Erzählungen von der Richterzeit. Gideon vereinte einen Teil der Israeliten gegen ihre Raubzüge und gehörte deshalb zu den Vorläufern der Könige Israels. Jedes derartige Ereignis bedeutete eine innere Aufrüttelung und Festigung des israelitischen Zwölfstämme-Volkes und war deshalb von Bedeutung für die Selbständigkeit auch seines religiösen Empfindens. In dem Einer und Retter des Volks wurde Gottes Hilfe sichtbar. Etwas Messianisches trat in die Erscheinung.

Im Süden von Palästina ist der Übergang zur niederschlagsarmen Wüste ein wenig besser gestellt als im Osten. Die Kalkscholle seines Hochlandes senkt sich erheblich auf einer Linie, die von Gaza nach dem Südende des Toten Meeres gezogen werden kann, und gibt hier Anlaß für die weiten Flächen von bir es-seba' und chirbet el-milh, die sich nach dem Mittelmeer im wâdi razze entwässern. Auch liegt es in den Verhältnissen der Sinai-Halbinsel, daß keine sehr mächtigen Nomadenstämme hier hausen. Von hier aus ist deshalb der Andrang der Wüstenbewohner weniger heftig und weniger gefährlich. Das letztere spiegelt sich in der Geschichte Israels darin wider, daß es nach 4. M. 14 von Süden her Kanaan nicht einnehmen konnte. Daß in späterer Zeit die Edomiter hier eindrangen und das südliche Judäa besetzten, hängt mit einem besonderen Schwächezustand der Judäer nach der Zerstörung Jerusalems durch die Babylonier zusammen.

Die Hafenarmut der Mittelmeerküste im Westen empfinden wir Palästiner noch heute dadurch, daß im Winter Post- und Frachtsendungen oft ausbleiben. Sie bedeutet in jeder Jahreszeit eine Unterbindung des Verkehrs zur See, zumal die palästinische Küste kein nahes Gegenüber einer anderen Küste hat, welche jeden Vorteil windschwacher Tage ausnützen könnte. Freilich wird der Verschluß dieser Grenze nicht unbedeutend gemildert durch die Tatsache, daß die weite Küstenebene trotz ihrer Unterbrechung durch den Karmel und die Vorgebirge der tyrischen Leiter dem internationalen Landverkehr Raum bietet, und daß im Norden die der Küste vorgelagerten Inselchen zu den wichtigen Seehandelsstädten Tyrus und Sidon umsomehr Anlaß gaben, weil die Bevölkerung des Libanon, denen auf der Westseite ein Vorland fehlt, notgedrungen seewärts gerichtet ist. Auf dem Wege des hier im Norden erwachsenden Seeverkehrs hat auch das uralte ägäische Kulturgebiet Palästina berühren müssen. Das Kultur vermittelnde Phönizien, dessen

Gebiet sich öfters an der palästinischen Küste weit nach Süden zog, hat hier wichtigen Einfluß ausgeübt.

Eigentümlich sind die Verhältnisse im Norden. Die Erhebung von Obergaliläa in der Linie rās en-nāḳura-dschebel kanʿān, läßt nur bei ṣafed eine Lücke. Nördlich davon bildet die Schlucht des nahr el-ḳāsimije eine zweite Grenze, die sich ostwärts im Hochland von merdsch ʿajun und der gewaltigen Erhebung des Hermon fortsetzt. Wer in diesen Gegenden weilt, hat noch jetzt die Empfindung, daß sie nordwärts gravitieren und daß Sidon und bērūt für sie Hauptmarkt und Kulturmittelpunkt sind. Die Verbindung südwärts ist schwierig und wenig erstrebt. Hier liegt ohne Zweifel eine natürliche Nordgrenze Palästinas, deren äußerste Linie man von der alten Templerfeste ḳalʿat esch-schaḳīf herrlich überschaut.

Vom Nordosten gilt, was vom Osten überhaupt zu sagen war, daß ihm die natürliche Grenze fehlt. Wenn die Reise des Instituts von bāniās über el-ḳunēṭra südwärts führt, haben wir stets Gelegenheit zu beobachten, wie zwar die Hochebene des dschōlān durch ihre energische Abdachung nach Westen sich als zu Palästina gehörig kennzeichnet, wie aber nur eine niedrige Hügelkette sie von der sehr flachen Kesselandschaft des dschedur trennt, die zweifellos dem Bereiche der uralten Oasenstadt Damaskus angehört. Diese Stadt, deren Reichtum heute wie im Altertum darauf beruht, daß sie der Markt der Bewohner der östlichen Wüste ist, hatte hier nördlich und südlich vom See von Tiberias bequeme Einfallstore nach dem westlichen Palästina. Daß die alten Aramäer sie benutzt haben und vor allem versuchten, ihren Weg zum Mittelmeer durch Herrschaft über das nördliche Palästina zum eigenen Besitz zu machen, ist nur selbstverständlich. Das nördliche und östliche Israel vornehmlich hat mit ihnen zu tun gehabt, und das Auftreten der Propheten Elia und Elisa in dieser Zeit, in welcher auch der Einfluß des nahen Phönizien übermächtig zu werden drohte, zeigt, wie unter dem Druck von zwei Seiten das religiöse Selbstgefühl lebhaft aufflammte und das Aufgehen des israelitischen Glaubens in die kanaanitische oder syrische Religion verhinderte.

Die Wirkung der äußeren Grenzen Palästinas wird durch seine inneren Grenzen teilweise verstärkt, teilweise gemildert. Die bedeutsamste innere Grenze ist der nordsüdlich ziehende große Einbruch der Kalkscholle, in welchem der Jordan durch zwei Staubecken hindurch dem Sammelbecken des Toten Meeres zuläuft, worin alle ihm zugeführten Salze seit vielleicht Millionen Jahren sich aufhäufen. Es ist diesem, 5 bis 20 km breiten, nur zwischen bahret el-chēṭ und Tiberias-See

unterbrochenen, tiefeingeschnittenen Graben eigentümlich, daß seine große sommerliche Hitze wenigstens in seiner größeren Hälfte das Wohnen darin widerrät. Wenn wir von Tiberias absehen, das eigentümliche Voraussetzungen für seine Existenz hat, liegt jetzt keine einzige bedeutendere Ortschaft darin, so anziehend auch seine Weiden für alle seßhaften wie nomadischen Viehbesitzer des Landes sind. Zum Teil ist sie gradezu das Eigentum von Nomaden, welche mit der seßhaften Bevölkerung des Landes nicht zusammenhängen. Steile und beschwerliche Paßwege bewirken meist den Verkehr zwischen dem beiderseitigen Hochlande und diesem tiefen Graben, in den die Nebentäler von West und Ost schluchtartig einzutreten pflegen, in einer Form, welche sie zu Verkehrsmitteln ungeeignet macht. Wir alle kennen die wilde Romantik des unteren wādi el-ḳelt, einige von uns das gleichgeartete wādi dehr im Süden davon, das wādi māḳūḳ und wādi luhhet im Norden. Ausnahmen bilden z. B. das weite wādi kerawa unterhalb von nāblus und das wādi schaʿēb im Osten, das nach es-salṭ einen brauchbaren Weg bietet, der freilich der Talsohle meist nicht folgen kann. Das Tote Meer-Becken ist wegen seiner steilen und des Süßwassers meist entbehrenden Ufer so bevölkerungsarm, daß es, statt der Verbindung beider Landesteile zu dienen, noch in höherem Maße scheidet als das Tal des Jordan. Keine Querlinie verbindet hier die beiden Ufer. Dasselbe gilt vom Staubecken der ḥule-Ebene mit seinen Sümpfen, und selbst der See von Tiberias vermittelt infolge der mangelhaften Besiedelung seines Ostufers keinen nennenswerten Querverkehr. Die Furten des Jordan sind zwar zahlreich, aber im Winter und Frühjahr unbrauchbar, sodaß heutzutage die im Altertum nicht vorhandenen vier Brücken von benat jaʿḳūb, el-medschāmiʿ, abu ḥsēn (bei bēsān), el-ṭōrāmje (bei Jericho), das Boot bei bāb et-tumm (am Südende des Sees von Tiberias) und die Fähre von ed-damie allen Verkehr an sich ziehen.

Diese Verhältnisse ergeben eine natürliche Zweiteilung des Landes, die auch in der heutigen administrativen Einteilung sich ausdrückt. Das Ostjordanland ist der wilāje von Damaskus angeschlossen, das Westjordanland, soweit es nicht im Bezirk von Jerusalem eximiert wurde, der wilāje von bērūt. Dieselbe geographische Empfindung drückt sich aus in der Erzählung des Josuabuches (Kap. 22), wonach die jenseits des Jordans wohnenden Israeliten fürchteten, man werde das Ostland als außerhalb des heiligen Landes gelegen betrachten und ihnen deshalb ihr Anrecht an den Gottesdienst des westjordanischen Israel streitig machen. Obwohl der Prophet Ezechiel das transjordanische Land wirklich vom gelobten Lande ausschloß, hören wir nichts von praktischen

Folgen einer solchen Anschauungsweise, die in modernen Behauptungen von der bibelgeschichtlichen Bedeutungslosigkeit des Ostjordanlandes noch immer fortlebt. Gleichwohl hat die natürliche Sonderstellung desselben die bedeutsamsten Folgen gehabt. Sie machte vor allem möglich, daß Ammoniter und Moabiter in jenem Lande eigene Herrschaftsgebiete hatten bis über die Königszeit Israels hinaus. Die Ausdehnung ihrer Gewalt über israelitisches Gebiet wurde sogar zeitenweise als eine solche Gefahr für Gesamtisrael empfunden, daß sie Taten hervorrief, die große Teile des Volkes in Bewegung setzten, wie die Geschichten von Ehud, Jephtah und Saul zeigen. Wenn man die alte Stiege des Peorberges nach Madaba hinaufkommt und die weiten ebenen Feldflächen sieht, die sich von dort über den Arnon bis zum heutigen wadi el-ehsa südlich von el-kerak ausdehnen, zu denen das westjordanische Hochland keine Parallele kennt, dann begreift man, daß hier ein wirtschaftlich starkes Volk sitzen konnte, selbst innerlich gefestigt durch die stets nötige mannhafte Gegenwehr gegen die im Osten benachbarten Zeltbewohner der Wüste. Stark aber mußten die Bewohner des ostjordanischen Landes sein, denn sie hatten ehemals wie heut den eigentlichen Druck der Wüstenvölker auszuhalten, denen gegenüber ihre Grenze offen war. Sie dienten dadurch dem Westjordanlande als ein Schutz, der dort eine ruhige Kulturarbeit ermöglichte. So bedeutet die Grenze des Jordangrabens, in dessen Weite wir vom Ölberg hineinschauen, neben der Ermöglichung transjordanischer Sondermächte eine wichtige Sicherung des Bodens, welchem der Hauptstrom der israelitischen Geschichte angehört.

Daß auch die Israeliten hier im Osten ein Gebiet inne hatten, war insofern von Bedeutung, als gar manche, wie die Familie Sauls und David dort in gefährlichen Zeiten eine Zuflucht fanden, so wie heute noch einzelne, deren Leben im diesseitigen Palästina gefährdet ist, über den Jordan fliehen. Vor allem aber scheint es in der Zeit, in welcher die phönizische Kultur auch ihre Religion den Israeliten aufzuprägen begann, ein Rückhalt gewesen zu sein für die religiöse Eigenart Israels, sodaß ein Sohn Gileads, Elia, im Westjordanlande einen Kampf entflammen konnte, welcher den fremdländischen Glauben in seine Schranken zurückwies. Es ist zweifelhaft, ob chirbet isdib im ʿadschlun die wirkliche Heimat Elias gewesen ist. Aber die eichenbestandene Bergspitze von mār eljās in ihrer Nähe, die auch im Horizont des Ölberges liegt, ist ein des großen Mannes würdiges Denkmal.

Auch nach Westen zu hat ein Absturz der Kalkscholle dem Berglande des westlichen Palästina vor allem im Süden eine wichtige innere

Grenze geschaffen. Es ist der Abfall, von dessen Höhe aus wir bei bēt maḥsīr, bei el-ḳubēbe und bēt'ūr el-fōḳa in die Küstenebene hinabblicken, dessen Vorbereitung im Süden noch näher an die Mittellinie des Landes herantritt, sodaß wir schon an der Paßhöhe von eschscherafe bei el-chadr auf seiner Grenze stehen. Dieser Abfall steht als Scheidewand zwischen dem Küstenlande und dem Hochlande des südlichen Palästina. Die Küstenebene, welche hier 15 bis 40 km breit ist und einen sehr wesentlichen Teil des Gesamtlandes bildet, dessen Hochplateau nur eine Breite von ca. 30 km hat, ist auf diese Weise von der Natur zu einer selbständigen Größe gestaltet. Ehemals haben die Philister hier gesessen, welche, wie es scheint, aus dem ägäischen Kulturkreise eingewandert waren und daher von den übrigen Landesbewohnern als Fremdländer empfunden wurden. Sie haben in Israels Geschichte eine ähnliche Wirkung ausgeübt wie die Nachbarn im Osten. Sie waren in ihrem fruchtbaren Lande an der großen internationalen Kulturstraße stark genug, um meinen zu können, daß auch das Hochland von ihnen beherrscht werden müsse. Ihr die Israeliten nahezu erstickender Druck im Zusammenhang mit einem Vorstoß der Ammoniter gegen das östliche Israel waren die Geburtswehen des israelitischen Königtums, also der staatlichen Ordnung, in deren Bereich das Prophetentum erwuchs. Daß dieses die weltgeschichtliche Bedeutung des Glaubens Israels vorbereitet hat, unter Bedingungen, welche das Auftreten der Großmächte vom Euphrat und Nil auf dem palästinischen Schauplatz herbeiführte, kann hier nur angedeutet werden.

Nach den Längsgrenzen Palästinas waren auch die *querlaufenden Grenzen* von unverkennbarer Bedeutung. Die äußerlich am meisten hervortretende ist der merdsch ibn ʿamir, die Ebene von Jesreel, die einem von Südost nach Nordwest laufenden Bruch der Kalkscholle des Landes ihren Ursprung verdankt und durch das weite Tal des nahr dschālud bei besān mit dem Jordangraben verbunden ist. Daß sie als Grenze wirkt, verdankt sie nicht ihrer Breite, obwohl man an der breitesten Stelle von Süd nach Nord über 20 km rechnen kann. Denn die Zugänge zur Ebene sind von Süden her bequem. Nur im Norden erhebt sich das Gebirge wenigstens am östlichen Ende der Ebene rasch und steil. Aber das sehr fruchtbare Land dieser Ebene ist infolge ihres Verschlusses nach dem Meere zu durch die waldigen Höhen von el-ḥāritije stellenweise sumpfig und überall ungesund, sodaß ihre Bewirtschaftung fast ausschließlich von den aufsteigenden Rändern aus, also durch die Bevölkerung der Umgebung, erfolgen muß. Auf diese Weise wirkt die Ebene scheidend, und zwar so, daß sie sich mehr dem

südlichen Lande anschließt, zu welchem das im Osten in beherrschender Lage thronende Jesreel noch gerechnet werden muß.

Dieser natürliche Sachverhalt ergibt die Absonderung des nördlichsten Teils von Palästina, das wir hauptsächlich aus der neutestamentlichen und spätjüdischen Geschichte als Galiläa kennen. Dieses selbst wird durch den schon erwähnten ersten nördlichen Verschluß Palästinas, die Kette des dschebel heider, wieder in zwei Hälften geteilt, von denen die nördlichere, das „obere Galiläa", als ein äußerstes Hinterland bezeichnet werden muß, dessen Gesicht mehr dem Norden und Westen, und zwar zunächst Tyrus zugekehrt ist. Seine geographische Zugehörigkeit zu Palästina ist keine unbedingte. Auch war seine Besetzung durch die Israeliten keine vollständige und sein Zusammenhang mit dem Hauptlande unsicher. Anders steht es mit dem „unteren Galiläa", dessen staffelförmiger Aufstieg zum dschebel heider schon unmittelbar nördlich vom alten Samaria den Horizont begrenzt. Seine Verkehrslinien gehen westwärts und südwärts, weniger ostwärts. Es ist kein in einem verborgenen Winkel liegendes Land, wie man es sich manchmal vorgestellt hat, sondern im Gegenteil Straßen des Großhandels durchziehen es. Aber allerdings es war im Verhältnis zu Palästina kein Zentrum, sondern ein Außenposten, von dem die Frage war, ob er sich behaupten ließ. Es hat in die alte palästinische Geschichte nur einmal entscheidend eingegriffen, als Barak, von Galiläa herkommend, die nächstwohnenden Nord- und Südstämme zu einem Vorstoße vereinte, welcher die Jesreelebene den sie beherrschenden Kanaanitern entriß. Die Tatkraft der Gebirgsbewohner, welche von der Masse ihres Volkes nicht abgeschnitten werden wollten, wurde bedeutsam für den Zusammenhang des Gesamtvolkes.

Weiter südlich fehlen ebenso einschneidende Grenzen in der Querrichtung. Es läßt sich zwar erwähnen, daß das tief eingeschnittene wadi dscherint in der Linie von rāmallah von Westen her in den Landrücken weit hineinreicht und daß von Osten her der Oberlauf des wadi ḳelt eine vielfach ebenso schwer zu überschreitende Schranke bedeutet, welche bis el-bire reicht, sodaß nur ein kaum 5 km breiter Streifen den Übergang von Norden nach Süden vermittelt. Das gäbe ja eine Linie, welche der überlieferten Stammesgrenze von Benjamin und Ephraim und der Reichsgrenze von Juda und Israel ungefähr entspricht. Indes von größerer Bedeutung ist, daß der allgemeine Charakter des Landes und seltsamerweise auch die heutige Kleidung des Volks sich zu ändern beginnt mit der Gegend von sindschil, d. h. an

der Grenze des jetzigen Bezirks von Jerusalem und ganz nahe der Grenze von Judäa und Samaria in der Zeit Christi.

Während im Süden ein von Süd nach Nord eben fortlaufender, nach beiden Seiten breit abgedachter Landrücken, der die Wasserscheide bildet, die Form des Landes bestimmt, haben im Norden hauptsächlich fünf große, querlaufende Talzüge, die sich mehrfach zu fruchtbaren ebenen Becken erweitern, diesen Landrücken vollständig aufgelöst. Der von Jerusalem nordwärts Reisende wird beobachten, wie er vor el-lubban und vor ḫuwāra und später vor es-sīle hohe Bergketten zu überschreiten hat, aber auch wie bei turmus ʿaija zum erstenmal eine Ebene einsetzt und wie weiterhin weite bebaubare Täler und Ebenen miteinander wechseln. Im allgemeinen senkt sich auch nordwärts das Land. Die Luft wird milder und das Land feuchter, die Ackerkrume tiefer und reicher. Die niedrige wellige Hügellandschaft der rūḥa bildet zuletzt in nordwestlicher Richtung den Übergang zu der Erhebung des Karmels nahe der Küste. Im allgemeinen ist der Übergang vom Hochland zur Küstenebene hier weniger erschwert als im Süden. Aber besonders wichtig ist, daß im Tale von nāblus geradezu ein Querschnitt des Landes von West nach Ost vorliegt, welcher die Küste mit der Ebene von ʿaskar verbindet, die selbst schon jenseits der Wasserscheide liegt und zum Wassergebiet des Jordan gehört. Daß zwei brauchbare Verkehrslinien hier auch vom Jordan heraufkommen, von denen die nördlichere über bēsān als eine Linie des Großhandels von Damaskus her gelten kann, berechtigt die Aussage: nāblus, das alte Sichem, ist die natürliche Hauptstadt von Palästina. Ihre einzige Schwäche war ihre mangelhafte natürliche Festigkeit, die einer der Gründe war, weshalb die israelitischen Könige nicht sie, sondern das wehrhafte Samaria zur Residenz wählten. Aber die natürlichen Vorteile der Lage von Sichem waren so stark, daß es als einflußreicher und schwer zu beeinflussender wohlhabender Platz noch immer besteht, während Samaria zu dem elenden Dörfchen sebaṣtie herabgesunken ist. Wir Jerusalemer pflegen heutzutage mit Geringschätzung auf nāblus herabzusehen, wie die Bewohner einer Metropole auf eine zurückgebliebene Provinzialstadt. Aber ziehen wir bei Jerusalem alles ab, was es dem verdankt, daß es ein Mittelpunkt für drei Religionen ist, denken wir allein an seine natürlichen Vorteile, so dürfte der Rest nur für eine Stadt reichen, die in der Größe etwa zwischen nablus und Hebron liegt. Ein Mittelpunkt wie das alte Sichem beherrscht seine Umgebung weithin. Heutzutage bildet die ungefähre Mitte zwischen ihm und Jerusalem die südliche Grenze seines Einflusses. Wir können uns leicht denken, daß,

als Jerusalem unbedeutender war, der Einfluß von Sichem noch weiter reichte; aber wir begreifen auch, daß er ein Ende nahm, wo sehr andere Kulturverhältnisse entscheidend einsetzen, d. h. eben mit der Gegend von Jerusalem. Andere Querstraßen des Landes, die den einzigen, wenn auch schlechten Hafen der palästinischen Küste mit dem Ostlande verbinden, besonders die Wege von Jericho über Bethel und über Jerusalem, ergaben hier einen neuen Einschlag. Das breite Einsetzen eines feuchtigkeitsarmen Abfalls zum Jordantale und Toten Meere, der zum großen Teil für Feldwirtschaft nicht zu brauchen ist, verschmälerte das kulturfähige und für seßhafte Siedelungen geeignete Land um ein Bedeutendes und schuf so nach dem Süden zu ein Zweites Palästina, nach Osten hin isoliert durch Wüstland und Totes Meer, im Süden von Wüste begrenzt, im Westen vom Meer getrennt durch das selbständige und seiner nicht bedürfende Küstenland, das noch heute an Gaza einen wichtigen eigenen Mittelpunkt besitzt.

Dieses Zweite Palästina war in ganz anderem Maße ein Binnenland als das Erste, auch sehr viel ärmer als dieses, teils infolge seines ärmeren Hinterlandes, teils weil es reicher ist an kulturfeindlichen Felsengipfeln und -Hängen, infolge seiner größeren Denudierung von den weicheren Kalken des Senon und Eocän, die weiter nördlich vorherrschen. Wer vom Libanon herkommend Palästina durchreist, nicht von Hotel zu Hotel, sondern von Bauernhaus zu Bauernhaus, der kann noch heute beobachten, wie der Einfluß einer fortgeschrittenen Kultur nach Süden zu beständig an Stärke abnimmt, daß nicht einmal das europäisierte Jerusalem in dieser Richtung einen Einfluß ausübt, der über die allernächsten Nachbardörfer hinausreicht. Im Altertum haben dieselben Naturbedingungen entsprechende Verhältnisse erzeugt, vielleicht im allgemeinen durch das ganze Land hin bessere als jetzt, weil seitdem das Aufhören der großen Handelswege zu Lande, aber neuerdings auch der Druck der Weltpreise auf den Wert der wichtigsten Landesprodukte, des Öls, des Weines, des Getreides, der Wolle, für Palästina einen Niedergang bedeuten, der bis jetzt durch andere Vorteile nicht ausgeglichen ist. — Vor zwölf Jahren hatte ich den Wunsch, möglichst primitive palästinische Volkssitte kennen zu lernen. Man gab mir den Rat, mich zu diesem Ende zwischen Libanon und Hermon bei den Bauern des kleinen Dalat in merdsch ʿajûn niederzulassen, und ich habe die dort verbrachten sieben Wochen lehrreicher Beobachtung nicht bereut. Aber schon damals bemerkte ich, was sich mir später bestätigte, daß die meisten Dörfer bei Jerusalem einfachere Lebensformen und altertümlichere Sitte geboten hätten. Im Norden herrscht der Fort-

schritt und das Liebäugeln mit dem Ausland, der Süden ist konservativ und minder beweglich, schon weil er arm ist.

Daß ein so gearteter Süden den Norden Palästinas nicht dauernd beherrschen konnte, scheint selbstverständlich, und deshalb natürlich, daß eine judäische Dynastie nicht hat ganz Palästina auf längere Zeit einen können, selbst wenn es seine Residenz an den Nordrand ihrer engeren Machtsphäre legte, wie es David tat, als er Jerusalem anstatt Hebron zu seinem Sitz machte. Die Sauliden nahmen eine günstigere Stellung ein, weil ihre benjaminitische Heimat am Ostrande des Kessels von Gibeon immerhin als ein Grenzgebiet zwischen Norden und Süden gelten konnte. Aber der Niedergang auch ihrer Macht und die langdauernde Sammlung Palästinas um zwei Mittelpunkte, einen südlichen und einen nördlichen, erscheint durchaus als das natürliche.

Die Zweiheit eines Nord- und Südreiches hatte ihre tiefgreifende Bedeutung, denn den natürlichen Verhältnissen nach mußte sie einen Gegensatz in sich schließen, der nicht auszugleichen war. Außerdem war das Fehlen einer klaren natürlichen Grenze einem friedlichen Neben einander ungünstig. Der größere Umfang des Nordlandes und seine reicheren Hilfsquellen gaben seinem Volk ein Recht, sich als das eigentliche Israel zu betrachten, von dem der Süden mit Unrecht fernbliebe. Das Südland setzte dem entgegen die Überzeugung, daß nicht nur die Gotteslade, unter deren Führung ganz Israel einst Kanaan eroberte, in ihm schließlich ihren Sitz genommen habe, sondern daß auch allein hier Sitte, Recht und Glaube der Väter gehütet werde, daß also das wahre Herz Israels in Juda schlage. Dieser in der Natur des Landes begründete Gegensatz hat besonders die Judäer in ihrer Stellung gefestigt und für die Behauptung wie die Vertiefung ihres religiösen Besitzes Früchte getragen.

Bisher wurde nur der Teil der Vorgeschichte Jesu Christi ins Auge gefaßt, welcher sich an das in Palästina angesiedelte Zwölfstämmevolk knüpfte. Nach dem babylonischen Exil im 6. Jahrhundert kam eine Zeit, in welcher nur noch Reste des alten Bestandes und neue Kolonien die ehemalige Nation im Lande vertraten. Neben ihnen und zwischen ihnen saßen zahlreiche religions und stammesfremde Elemente, deren Zusammensetzung je länger desto mannigfaltiger wurde. Das gab verworrene Verhältnisse, die sich zwar auch an den Naturboden Palästinas anschlossen, der eben die Möglichkeit zu einem Nebeneinander vieler Größen darbot, aber nicht mehr so leicht durchschaubar sind wie vorher.

Doch zeigen sich Erscheinungen, die früher Beobachtetes fortsetzen. Der Gegensatz zwischen dem Ersten und Zweiten Palästina lebt wieder

auf in der Eifersucht der auf Garizim anbetenden Samaritaner und der um den Tempel von Jerusalem geeinigten judäischen Kolonie. Der alte Zwist hat sich nur mehr als früher auf das gottesdienstliche Gebiet konzentriert. Er ist deshalb aber doch nicht von der Landesnatur unabhängig geworden. Denn erstlich handelt es sich um Nachwirkungen eines Zustandes, welcher vorher im Zusammenhang mit der Landesnatur erwachsen war, und dann werden wir nicht daran zweifeln dürfen, daß der Sitz der Samariter im bevorzugten Herzen des Landes die Gewalt ihrer Position immer aufs neue stärkte. Sie fühlten sich als die Erbherren des Landes und seiner Religion, die Templer von Jerusalem erschienen ihnen als Emporkömmlinge mit zweifelhaften Rechten. Daß selbst im Gesetzbuche der Jerusalemer Jerusalem nie als religiöser oder politischer Mittelpunkt des Gesamtvolkes erscheint, sondern vielmehr die Gegend von Sichem als das Ziel seines Einzuges nach Palästina ausdrücklich erwähnt wird, mußte sie in ihrer Überzeugung bestärken. Daß die Samariter 5. Mos. 27,4 den Ebal in Garizim verwandelten oder die Juden den Samaritern zum Tort die umgekehrte Korrektur vollzogen, hat im Grunde mit der Streitfrage Jerusalem oder Garizim nicht viel zu tun. Aber es zeigt, wie sehr die Lokalfrage den ganzen Kampf beherrschte.

Die Mitte des Ostjordanlandes gelangte in dem hellenistischen Gebiet der Zehnstädte (Dekapolis) als eine mächtige Sondergröße, welche griechisch-römische Kunst und Religion in semitischem Gebiet zur Herrschaft brachte, zu neuer Bedeutung. Als eine neue Schutzmauer der palästinischen Kultur schob sich von Petra her das hellenisierte Araberreich der Nabatäer zwischen die Wüste und das Land der Oliven und Weinstöcke. Das waren Gewalten, denen Ostjordanien nicht ohne göttliche Fügung den Raum zu mächtiger Entfaltung bot in einer Zeit, als der religiöse Besitz Israels bestimmt war, seine Retorte zu sprengen und sich in hellenistische Formen zu gießen. Daneben war auch jetzt der gesonderte Osten wichtig als Zufluchtsstätte. Der Täufer, aber auch Jesus und die erste Christenheit haben davon in verschiedener Weise Gebrauch gemacht.

Das südliche Galiläa und ein Teil des alten Gilead war auch wieder israelitisch besiedelt, und zwar meist von solchen, welche zu der judäischen Kolonie nähere Beziehung hatten. Die örtliche Trennung von Jerusalem und der Gegensatz zu den dazwischen hausenden Samaritern hat dazu beigetragen, daß man, um seine Eigenart zu behaupten, mit besonderer Energie sich an den Tempel von Jerusalem anschloß. Für uns ist bedeutsam, daß die Zerstreuung der an Jerusalem haftenden

Israeliten auf die verschiedenen Teile Palästinas die Möglichkeit gab, daß sich unter ihnen verschiedene Richtungen ausbildeten. In Jerusalem hatte die Intelligenz des Volkes ihren Sitz, welche durch die Sammlung und Erklärung der schriftlichen Zeugnisse aus der israelitischen Vorzeit das Wesen ihres Glaubens zu sichern suchte, je länger desto mehr aber den Nachdruck legte auf eine fein ausgesponnene Rechtstheorie und auf die genaue Bestimmung der äußeren Lebensformen. Die jüdische Bevölkerung von Galiläa und Peräa war dem die Tatkraft lähmenden Einfluß dieser Intelligenz mehr entrückt, in kindlicher Unbefangenheit ließ man Gesetz und Propheten auf sich wirken. Man war auch nicht durch die Beteiligung an der Politik der Machthaber an das Rechnen mit den Machtmitteln der heidnischen Weltmacht gewöhnt. In der abgelegenen Heimat, die man mit Leuten fremden Glaubens zu teilen hatte, erwuchs vielmehr ein besonders lebhaftes Gefühl für die Stellung, welche dem Volke des lebendigen Gottes eigentlich zukomme. Wenn man zu den Festen nach Jerusalem pilgerte, sah man mit Verwunderung und Ingrimm, wie es am irdischen Thronsitze Gottes zuging. Als der römische Kaiser durch die Ausschreibung der Schätzung unter dem Landpfleger Cyrenius definitiv seine Hand auf Palästina legte, war es ein aus dem zu Galiläa gerechneten Gamala stammender Jude, der den Anstoß gab zur Entstehung der Partei der „Eiferer", welche nach dem Vorbild des Priesters Pinehas mit dem Schwert der Gottesherrschaft Bahn brechen wollte sowohl in Israel als in der Welt. Juda sollte gereinigt werden von den mit der Welt paktierenden Abtrünnigen ebenso wie von den römischen Machthabern. Dieser Eifer um Gott, welchen schließlich wiederum ein Galiläer (aus dem jetzigen dschisch) in Jerusalem zur Herrschaft brachte, hat dem letzten Rest jüdischer Selbständigkeit und seinem Mittelpunkt, dem Tempel, den Untergang gebracht und dadurch in Gottes Hand dazu mitgewirkt, eine neue Phase in der Geschichte des wahren Gottesglaubens herbeizuführen.

Aber das Hinterland Palästinas war zu noch Größerem bestimmt. In derselben Zeit, in welcher jener politische Eiferer den Waffenkampf für die Gottesherrschaft vorbereitete, hat ein anderer Galiläer, Jesus von Nazareth, gelehrt: „Die Gottesherrschaft kommt nicht mit äußerlichen Geberden, daß man sagen könnte: Hier ist sie, da ist sie; sondern sie ist inwendig in euch. Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist!" Auch dieser Galiläer wollte der Gottesherrschaft in Israel und auf Erden Raum bereiten. Seine Lehre, deren Mutterboden die Ufer des Sees von Tiberias sind, hätte Jerusalem gerettet, wenn man sie dort hätte annehmen wollen. So brachte die fern von politischen Berechnungen

außerhalb des Getriebes der Schulweisheit in einem galiläischen Dörfchen emporgesproßte Wahrheit zwar nicht den Juden, aber der Welt das Leben. Die Eigenart des Hinterlandes gewann eine menschheitsgeschichtliche Bedeutung, wie schon der Evangelist Matthäus (4, 13 ff.) es staunend empfunden hat, wenn er von dem Glanz redet, der nach dem Prophetenwort (Jes. 8, 23) über das verachtete Land der „Straße zum Meer, jenseits des Jordans, des Galiläa der Völker" aufgegangen ist.

Was jetzt nur in großen und groben Zügen angedeutet werden konnte, bedarf der genaueren Ausführung und der Anwendung auf das Einzelne. Es will auch nicht als eine Theorie betrachtet werden, die man als ein fertiges Produkt in seine Gedanken aufzunehmen oder abzulehnen hat. Sondern es ist gemeint als ein Fingerzeig, wie man von den hohen Warten unsers schönen Landes in dasselbe hinausschauen soll und in seinen großen Zügen heilige Geschichte lesen, in welcher Richtung man bei der Wanderung und dem Ritt Eindrücke sammeln muß, wenn man das heilige Land nicht nur wie ein Bilderbuch durchblättern, sondern begreifen lernen will.

Gottes Schöpfungswerk wirkt fort in allem irdischen Geschehen. Als Palästina aus einer Kalkscholle wurde, war es das Land der heiligen Geschichte in Gottes Ratschluß. Das Nachdenken über die Beziehung des Landes zu dieser Geschichte ist theologischer Natur, denn es ist ein Versuch, in Demut etwas von diesem Ratschluß zu ahnen.

2. Streifzüge durch die Vogelwelt Palästinas.

Von Arnold Gustavs, Pfarrer der Insel Hiddensöe bei Rügen.

Mit Beigabe arabischer Vogelnamen von G. Dalman.[1]

Das Museum unseres Instituts enthält eine schöne Vogelsammlung, die umfangreichste Sammlung palästinischer Vögel, die bisher in Jerusalem vorhanden ist. Die Existenz dieser Sammlung zeugt davon, daß das Institut sich durchaus nicht nur mit Antiquitäten befaßt, sondern auch der ganzen lebenden Welt Palästinas seine Aufmerksamkeit zuwendet. Es ist gewiß ein fruchtbarer Gedanke, an diese Sammlung einmal für weitere Kreise Bemerkungen zu knüpfen. Wenn ich dazu ausersehen bin, diese Aufgabe zu lösen, so kann ich nicht umhin, mich als Dilettanten zu bezeichnen, obwohl ich immer Freude an der Vogelwelt gehabt habe und vor allem in der Beobachtung der Vogelstimmen eine willkommene Ablenkung von geistiger Arbeit gefunden. Zudem habe ich noch mit der Schwierigkeit zu kämpfen, daß ich bei meinen Angaben vielfach auf literarische Nachrichten angewiesen bin, da die Zeit, die ich in Palästina zugebracht habe, für ornithologische Beobachtungen nicht sehr günstig war. Als meinen Hauptgewährsmann nenne ich H. B. Tristram (The Fauna and Flora of Palestine in The Survey of Western Palestine, London 1888).

Das Beobachten von Vögeln ist nicht etwa nur für den Ornithologen von Fach anziehend, sondern für jeden, der Freude an der Natur hat. Und zwar dies aus dem Grunde, weil nichts so sehr dem Charakter der Landschaft Sprache verleiht wie die Vogelstimme. Der Garten, die Wiese, das Flußtal, der Hochwald, die steinige Einöde erschließen sich in ihrem tiefsten Wesen unserm Gemüte durch die Vogelstimmen, die wir dort hören. Die Vögel geben mit ihrem Plaudern und Rufen die

[1] Eingehendere Mitteilungen über palästinische Vogelnamen beabsichtige ich in der Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins zu geben. D.

stimmungsvolle musikalische Begleitung ab zu dem, was unser Auge sieht. Durch die Vogelstimme spricht gewissermaßen die Seele der Landschaft unmittelbar zu uns.

Jede Landschaft hat ihr speziell eigentümliche Vögel. Von dem geographischen Charakter eines Landes hängt es ab, welche Vogelarten in ihm vertreten sind, und vor allem, in welchem Häufigkeitsverhältnis die einzelnen Arten zueinander stehen. Besonders ist die größere oder geringere Kultiviertheit des Landes ein wichtiger Faktor für das Zurücktreten gewisser Arten und für das Zahlreicherwerden anderer. Dafür nur einige Beispiele. In Deutschland hat wie in allen Ländern mit überwiegendem Getreidebau die Anzahl der körnerfressenden Vögel sehr stark zugenommen. Darauf ist die unheimliche Anzahl der Spatzen bei uns zurückzuführen. Andrerseits sind die Sumpf- und Röhrichtbewohner immer seltener geworden, je mehr infolge der Moorkultur größere sumpfige Gebiete in Wiesen und Ackerland verwandelt werden. Daher ist der Kranich zu einer Rarität geworden, weil er sich in größeren Herden nur in weiten Morästen und unzugänglichen Bruchwäldern hält. Es ist dagegen auch interessant zu beobachten, wie verschiedene Vögel ein erstaunliches Anpassungsvermögen entwickelt haben. Die Schwalbe, jetzt ein intimer Nachbar menschlicher Wohnstätten, ist ursprünglich an Fels- und Erdwänden zu Hause; der Hausrotschwanz, dessen ureignes Gebiet steinige Einöden sind, ist ein Mitbewohner der Steinwüsten moderner Großstädte geworden.

Es ist nach dem eben Ausgeführten für eine allgemein verständliche Behandlung der Vögel Palästinas sicher das Beste, von der wissenschaftlichen Klassifizierung derselben ganz abzusehen, vielmehr die Vögel vorzuführen gruppiert nach den Landschaften, in denen sie vorkommen. Freilich läßt sich dabei nicht vermeiden, daß Vögel, die in allen Gebieten hie und da vorkommen, nur bei einem erwähnt werden. Daß es sich nur um eine kleine Auswahl aus den mehr als 200 Arten unsrer Sammlung bei dieser Vorführung handeln kann, braucht kaum erwähnt zu werden.

Wenn wir uns nun die Bodengestaltung Palästinas ansehen, so müssen wir von vorherein sagen, daß alle die Vögel, die Buschwerk und Wald lieben, stark zurücktreten müssen, da Palästina ein waldarmes Gebiet ist. Jedenfalls wird sich ein großer Unterschied zeigen zwischen der Ornis der gebirgigen Strecken und derjenigen der Jordanaue. Zu diesen beiden Gebieten kann man noch einerseits die Meeresküste mit ihren Seevögeln und den See von Genezareth mit seinen Binnenseevögeln rechnen und andrerseits die Vogelwelt des Toten Meeres und des unteren Jordantales. Die Vogelwelt dieser zuletzt genannten Gegend nimmt

eine ganz singuläre Stellung ein wegen des tropischen Klimas, das hier herrscht.

An ausgedehnteren Baumpflanzungen sieht man in Palästina vornehmlich Ölbaumhaine; sie sind es, die der Landschaft des Westjordanlandes ihr eigenartiges Gepräge geben. Hier muß man unbedingt Singvögel erwarten, zumal wenn etwas Wasser in der Nähe ist.

Es gibt in den Ölbaumpflanzungen einen sowohl nach Aussehen wie Stimme gleich anmutigen Frühlingsboten. Das ist die Kohlmeise (Parus maior, Tr. 72[1]). Sie ist an der gelben Unterseite und dem schwarzen Kragen und Chemisette unschwer zu erkennen, noch leichter an dem schönen Frühlingsliede, einer der wenigen Vogelweisen, die man einigermaßen naturgetreu nachpfeifen kann. Die Schwaben legen diesem Liede nicht unpassend die Worte unter: „D' Zit isch do . . . ", nämlich die Frühlingszeit. Die Kohlmeise ist im Februar der Singvogel gewesen, den ich am meisten gehört habe. Sie habe ich überall vernommen, unfehlbar aber da, wo Ölbäume standen. Wenn ich in dieser Zeit auf den Ausflügen des Institutes nach der Bestimmung einer Vogelstimme gefragt wurde, war ich meist genötigt, die Kohlmeise zu nennen, sodaß ich anfangs bei meinen Kameraden wohl in dem Verdachte stand, dies sei der einzige Vogel, den ich kenne. Ich möchte jedem, der einen Anfang mit dem Verhören von Vogelstimmen machen will, zunächst das Beobachten der Kohlmeise empfehlen, da ihr Gesang im Gegensatz zu dem anderer Vögel stets ganz stereotyp ist.

Dem Auge ebenso leicht erkennbar wie die Kohlmeise ist der Stieglitz (Carduelis elegans, Tr. 110, arab. serrāḳ ḥenemma). Seine Nahrung besteht aus öligen Sämereien; besonders liebt er Distelsamen. Daher der Name Distelfink. Er liebt mehr niedriges Gebüsch als hohe Baumpflanzungen und ist in solchen ebenso häufig wie die Kohlmeise in Ölbaumhainen. Besonders zahlreich fand ich ihn in el-ḳubēbe in den schönen Gartenanlagen, die Pater Müller dort geschaffen hat. Ja, sogar auf dem hohen und ziemlich kahlen Gipfel des nebi samwil erfreute mich am 10. Februar ein Stieglitz mit seinem Gesang. Auch ihn kann man, wenigstens an dem Lockruf, gut erkennen, der etwa didlit lautet.

Auf den Zedern des Libanon brütet in großer Anzahl die Mönchsgrasmücke (Sylvia atricapilla, Tr. 40), die aber auch im wādi fāra bei Jerusalem nicht selten ist. Ein gutes Erkennungszeichen ist das aus dem Grün hervorlugende schwarze Köpfchen, die Platte des Mönchs.

[1]) T. h. in dem oben zitierten Werk von Tristram Nr. 72 der Avifauna.

Der Geſang der Mönchsgrasmücke iſt der edelſte aller Grasmückenarten. Das Charakteriſtikum des Grasmückengeſanges iſt, daß der Geſang ganz oder zum Teil aus einem regelloſen Aufundnieder von Tönen beſteht, die ſo ſchnell aufeinander folgen, daß man ſie kaum auseinander halten kann. Am typiſchſten iſt dies bei der Gartengrasmücke, deren Singen einem friſch ſprudelnden Quell verglichen werden kann; ſo luſtig und munter folgen ſich die Töne. Bei der Mönchsgrasmücke geht dies regelloſe Gezwitſcher am Schluß in eine Tour von klangſchönen Flötentönen über.

Ich könnte noch eine ganze Anzahl von kleinen Singvögeln, wie ſie ſich in den Baumgruppen und Gebüſchen des Landes finden, zeigen und beſprechen, aber ich muß mich darauf beſchränken, nur noch einige zu nennen. Der Buchfink iſt hauptſächlich im Winter in Paläſtina zu finden, ebenſo der Fitislaubſänger, dieſer anmutige Sänger unſerer Wälder, der trotz ſeiner Häufigkeit den meiſten Waldwanderern unbekannt iſt. Auch die Feldlerche iſt nur ein Wintergaſt, während die Heidelerche, deren ſeelenvolles Lullen Kenner noch über den Nachtigallengeſang ſetzen, das ganze Jahr hindurch bleibt. Die Stellung, die die Feldlerche bei uns einnimmt, vertritt in Paläſtina die Haubenlerche (Alauda cristata, Tr. 149, arab. ḳunbar). Ich ſah ſie im Gebirge Juda nicht ſelten. Sehr zahlreich traf ich ſie auf einem viertägigen Inſtitutsritt vom 20.—23. März in der Saronebene überall auf den Feldern.

Alle dieſe kleinen Vögel können ſich natürlich nicht eines ungetrübten friedlichen Daſeins erfreuen; denn ſie haben Feinde und — einen wenig angenehmen Gaſt. Dieſer Gaſt iſt der Kuckuck (Cuculus canorus, Tr. 178, arab. ḳeḳub[1]). Er kehrt Ende März zurück und findet ſich ſporadiſch im ganzen Lande. Da der Kuckuck bekanntlich kein eigenes Neſt baut, iſt er auf Gebiete angewieſen, in denen ſich eine größere Anzahl inſektenfreſſender Vögel befindet, damit ſeine Jungen die geeigneten Nährmütter finden. Darum wählen die Männchen ein ziemlich großes Revier, damit das Weibchen die nötigen Neſter zur Eierablage findet. Oft genug kommt es vor, daß der heranwachſende Kuckuck ſeine Stiefgeſchwiſter aus dem Neſte drängt oder daß überhaupt eines Tages das Neſt mit allem Inhalt zu Boden fällt. Die Stimme des Kuckucks iſt ja bekannt; nur wird man ſchwerlich am Anfang ein K hören, ſondern

[1] Das Volk deutet den Kuckucksruf im Frühling: ḥleb walukḳ, „melke und ſchüttle den Butterſchlauch!“ im Sommer: eḥsud wadukḳ, „ernte und mache fein (beim Dreſchen)!“ Anderwärts deutet man auch: ḍukna el-leben — uzibd el-bakar, „wir koſteten die Dickmilch — und die Butter der Rinder.“ D.

nur einen Stimmansatz[1]. Wenn man diesen Ruf in etwas hohlen Tönen nachzuahmen versucht, kann man den Kuckuck bis auf wenige Schritte heranlocken, da die Kuckucke ihr Revier gegen fremde, eindringende Männchen energisch verteidigen[2].

Die Feinde der Singvögel sind sehr zahlreich; die einen nehmen die Vögel selbst, die andern delektieren sich an den Eiern. Das letztere tut besonders gern die Nebelkrähe (Corvus cornix, Tr. 144, arab. zâr oder umm el-ṛet); sie ist leicht an dem Wechsel zwischen Hellgrau und Schwarz im Gefieder zu erkennen. In Süd- und Nordpalästina ist sie das ganze Jahr hindurch zu finden.

Schon mehr an die Vögel selbst geht der hübsche Nußhäher (Garrulus glandarius, Tr. 141, arab. zreḳi). Er ist in Deutschland ein echter Waldvogel, nimmt in Palästina jedoch auch mit kleineren Baumgruppen vorlieb. Besonders häufig kann man ihm in Olivengärten begegnen. So sah ich am 7. Februar einen in einer kleinen Ölbaumpflanzung bei Bethlehem. Am 10. Februar beobachtete ich einen Nußhäher in den Gartenanlagen von el-ḳubebe, in denen sich auch eine Elster herumtrieb. Pater Müller klagte mir, daß beide Vögel sehr von seiner Stieglitzkolonie angezogen würden. Der Nuß- oder Eichelhäher lebt nebenbei freilich auch noch von anderen Dingen. Er bricht Tannenzapfen auf, um an den Samen zu gelangen, weicht Eicheln in seinem Kropfe auf, um sie, nachdem er sie ausgespieen hat, noch einmal zu verzehren.

Ganz bösartige Raubritter und Wegelagerer sind die verschiedenen Würger. Der rotrückige Würger (Lanius collurio, Tr. 94), auch bekannt unter dem Namen Neuntöter: alles, was er überwältigt, spießt er auf an Dornsträuchern, um dann davon wie von einer Gabel abzureißen. Auch was er dem brütenden Weibchen bringt, wird demselben in dieser Art serviert. Alte Vögel beißt er erst flügellahm und frißt ihnen zunächst das Gehirn aus.

Ein für Palästina besonders charakteristischer Würger ist Lanius aucheri (Tr. 92). Selbst ornithologisch nicht geschulten Beobachtern kann er kaum entgehen, da er mit Vorliebe auf einem einsamen Zweige regungslos dasitzt, als ob er kein Wässerchen trüben könnte, dabei aber andauernd scharf umheräugt, wie ein Jäger, der auf Anstand sitzt.

[1] Die Araber sagen, der Kuckuck schreit baḳo baḳo, aber auch sein Name ḳēḳūb will seinen Gesang nachahmen. D.

[2] Auf der großen Zeltreise des Instituts hörte ich den Kuckucksruf am Nachmittag des 3. April in einem engen Tal unterhalb ṭalluza nach ʿen-farʿa zu; ferner am 13. April gegen Mittag bei fiḳ, östlich vom Galiläischen Meer.

Wo Olivenhaine und Gebüsch sich befinden, da sind menschliche Niederlassungen nicht weit. Und wo im Orient menschliche Niederlassungen sind, da gibt's Abfälle, die recht offen und ungeniert umherliegen. Wie nun in den orientalischen Städten, die noch keine so gute Straßenreinigung haben wie Jerusalem, die Hunde die von den Menschen versäumten sanitären Funktionen übernehmen, so bei den Fellachendörfern und Beduinenlagern neben den Hunden noch der Schmutzgeier (Neophron percnopterus, Tr. 191, arab. racham), den die Bibel unter den unreinen Vögeln erwähnt. Da die Araber ihn seiner Nützlichkeit wegen schonen, sucht er sich zahm und furchtlos seine Nahrung aus den Abfällen. Einmal sah ich in der Nähe eines Beduinenlagers gegen 10 Geier versammelt. „Wo ein Aas ist, da sammeln sich die Geier", Matth. 24, 28. Fliegend bietet das helle Federkleid mit den schwarzbraunen Schwingenspitzen ein hübsches Bild. Dieser Geier ist wohl der von den größeren Vögeln Palästinas, den ich auf unserm dreiwöchentlichen Ritt durchs Land am häufigsten gesehen habe. Er ist auch an dem oben gekennzeichneten Flugbilde stets sicher zu bestimmen. Aus meinen Notizen führe ich nur folgendes an: als wir am 2. April vom Garizim herunterritten, schwebten unter uns über dem Tal von nablus 3 percnopterus in langsamen Kreisen, ein prächtiger Anblick; am 14. April sahen wir von der Stätte des alten Gamala 2 Geier über dem rukkâd-Tale. Am Tage drauf beobachteten wir seitwärts vom Jarmuk Tal gegen 40 Raubvögel, darunter viele percnopterus, die mit viel Geschrei, offenbar über einem gefallenen Tier, umherflogen. Am 17. April sahen wir in dscherasch, wie ein Geierpaar sich auf der vorderen Ecke eines römischen Tempels heimisch eingerichtet hatte.

Nicht selten sieht man auch den Wiedehopf (Upupa epops, Tr. 177, arab. hidhid, abu nukkar), wie er tiefsinnig auf den Dunghaufen der Dörfer nach Würmern wühlt. Er ist wie der eben genannte Geier nur ein Sommergast in Palästina und nimmt seinen Winteraufenthalt in Ägypten. Die alten Israeliten rechneten ihn und den Schmutzgeier zu den unreinen Tieren, die in den Listen 3. Mos. 11 und 5. Mos. 14 aufgezählt werden, wohl um ihrer Nahrung und ihres Aufenthaltsortes willen. Dagegen haben die heutigen Araber eine abergläubische Verehrung für den Wiedehopf. Sie schreiben ihm wunderbare medizinische Kenntnisse zu und nennen ihn den Doktorvogel. Nach seinem Ruf, der etwa up-up, up-up lautet, heißt er arabisch hudhud.[1] Am 20. März habe ich beim Oberen Beth Horon einen

[1] Man deutet den Ruf: ehsud wirdschid „ernte und führe ein (von der Tenne)!" D.

Wiedehopf dicht an den Häusern des Dorfes gesehn. Am 16. April hörte ich auf dem Ritt durch den Eichwald des ʿadschlun seinen Ruf hinter umkes.

Weniger zum Dorfe als zur Stadt hingezogen fühlt sich die Dohle (Corvus monedula, Tr. 142, arab. ḳaḳ), die in Jerusalem und nâblus in größeren Kolonien vorhanden ist. Vom Dach des Johanniterhospizes aus habe ich öfter beobachtet, wie sie untermischt mit Krähen und Raben in Unmengen auf der Kuppel des Felsendomes versammelt waren. Der Talmud berichtet, daß diese Rabenarten wegen ihres Unrates vom Tempel zu Jerusalem ferngehalten wurden (b. Menachoth 107a), was durch eine Art Vogelscheuche bewirkt wurde.[1] Der Ruf der Dohle lautet etwa Kjä und wird häufig zu Jak. Daher die Bezeichnung „Jakob", der bei uns übliche Rufname für eine zahme Dohle.

Der Straßenjunge unter den Vögeln, der Sperling (Passer domesticus, Tr. 117, arab. ʿaṣfûr beladi), ist auch in Palästina in Dorf und Stadt recht zahlreich vorhanden. Nach Aussehen und Charakter ist er derselbe wie bei uns in Deutschland. Seine Dreistigkeit ist hier im Heiligen Lande insofern noch größer, als er sich nicht begnügt, an den Mauern der Häuser zu nisten, sondern sogar in den Wänden sein Domizil aufschlägt, indem er zwischen den Luftziegeln der Fellachenhäuser den Lehm herausgräbt.

Machen wir hier einen Augenblick Halt, um uns nach den biblischen Nachrichten über die bisher genannten Vögel umzusehn. Es ist auffallend, daß von den kleineren Singvögeln kein einziger im Alten Testament erwähnt wird. Soll man daraus schließen, daß die Israeliten keinen Sinn für die Schönheit der Vogelstimme gehabt hätten? Wohl schwerlich! Denn viele Stellen des Alten Testamentes zeigen einen regen Natursinn und ein offenes Auge für die Wunder der Gotteswelt. An einer Stelle wird auch im allgemeinen von den Singvögeln geredet. Im 104. Psalm heißt es V. 10—12: „Du lässest Brunnen quellen in den Gründen, daß die Wasser zwischen den Bergen hinfließen, daß alle Tiere auf dem Felde trinken, und das Wild seinen Durst lösche. An denselben sitzen die Vögel des Himmels und singen unter den Zweigen." Dem Dichter könnte bei diesen Worten die liebliche Landschaft von ʿen fara und el-fauwâr unweit Jerusalems vor Augen gestanden haben. Nebenbei ist hier die feine ornithologische Beobachtung gemacht, daß die Vögel Wasser brauchen und sich daher am zahlreichsten in der Nähe fließenden Wassers befinden. Ja man hat aus einer Stelle

[1] Lewysohn, Die Zoologie des Talmud, 1858, S. 173.

geschlossen, daß die Israeliten bereits Singvögel als Stubenvögel gehalten haben. Hiob 40, 29 heißt es vom Leviathan: „Kannst du mit ihm spielen wie mit einem Vogel? oder ihn für deine Dirnen anbinden?" Ich habe in Jerusalem auf der Straße einmal ein kleines Mädchen mit einem Vogel spielen sehen, dem ein einige Meter langer Faden ans Bein gebunden war. Vielleicht ist bei dem Wort: „für deine Dirnen anbinden" an etwas ähnliches gedacht. Zu denken gibt jedenfalls die häufige Erwähnung der Vogelstellerei im Alten Testament, z. B. Psalm 124, 7: „Unsre Seele ist entronnen wie ein Vogel dem Strick des Voglers." Daß beim Vogelfang unter anderem Lockvögel benutzt wurden, zeigt Sirach 11, 31: „Ein falsch Herz ist wie ein Lockvogel im Korbe und lauert, wie er dich fahen möge." Nur dem stümperhaftesten unter den Singvögeln, dem Sperling, wird die Ehre zu teil, im Neuen Testament erwähnt zu werden. Matth. 10, 29: „Kauft man nicht zween Sperlinge um einen Pfennig? Dennoch fällt derselben keiner auf die Erde ohne euren Vater." Noch heute werden von den Arabern gelegentlich Sperlinge gegessen, aber nur ausnahmsweise einmal zum Verkauf angeboten.

Fruchtbare Äcker, Ölbaumhaine und menschliche Niederlassungen liegen in Palästina unvermittelt neben ödester Steinwüste, in der wohl hie und da der schmale Pflug des Fellachen das mit wenig Ackerkrume untermischte Steingeröll noch aufgerissen hat, die aber deswegen ihren Charakter als Ödland nicht verliert. Die dieser Landschaft eigentümlichen Vögel sind die Steinschmätzer.

Der am weitesten verbreitete aus dieser Familie, der graue Steinschmätzer (Saxicola oenanthe, Tr. 7), fehlt auch in Palästina nicht. In Südpalästina ist er nur zur Zeit der Frühlings- und Herbstwanderung zu finden; dagegen bleibt er in Galiläa und am Libanon zum Brüten. Sein Charakter hat etwas beduinenhaftes, unruhiges. Auch sein Gesang ist seiner Umgebung angepaßt: rauhe, gepreßte Töne herrschen darin vor; es scheint, als mache es ihm Vergnügen, diese gepreßten Kehllaute möglichst breit hervorzubringen.

Durch sein schwarzverbrämtes Gewand noch in die Augen fallender ist der Trauersteinschmätzer (Saxicola lugens, Tr. 14), der das ganze Jahr hindurch das Gebirge Juda und Moab bewohnt, weiter nördlich aber nicht vorkommen soll. Die Steinschmätzerfamilie hat noch zahlreiche Vertreter in Palästina; Tristram zählt nicht weniger als 11 Arten auf. Bei jedem Ritt in Judäa kann man sich dieser zierlichen, beweglichen und zum Teil sehr hübsch befiederten Vögel freuen.

Es fehlt auf den Bergen Palästinas auch nicht an jagdbarem Wild. Und das Jagdwild κατ' ἐξοχήν dieser öden Gegenden ist eine Rebhuhnart, das östliche Steinhuhn (Caccabis chukar, Tr. 280, arab. schunnār). Es ist in den beschriebenen Landschaften recht zahlreich vom südlichen Juda bis zum Libanon hinauf, findet sich aber selten in den Ebenen und im Jordantal. Dort wird seine Stelle von anderen Rebhuhnarten eingenommen, dem Frankolin (arab. nakat chanāfir) und dem Sandhuhn (arab. ḥadschal).[1] Meist werden diese Vögel geschossen, zuweilen mit Hilfe eines mit Figuren bemalten Schildes, der sie neugierig macht und den Schützen verdeckt. Da die Steinhühner im Fliegen sehr ungeschickt sind und daher einem Feinde sich durch Laufen zu entziehen suchen, soll es vorkommen, daß die Araber Treibjagden anstellen und sie solange scheuchen, bis sie ermattet niedersinken und entweder mit dem Stock erschlagen oder lebendig gefangen werden. An ein solches Treiben könnte David denken, als er zu dem ihn verfolgenden König Saul spricht: „Der König Israels ist ausgezogen, zu suchen einen Floh, wie man ein Rebhuhn jagt auf den Bergen" (1. Sam. 26, 20). Lebendige Steinhühner habe ich verschiedentlich in den Bazaren von Jerusalem in Käfigen gesehen.

Aber noch andere als nur die nach einem schönen Braten lüsternen Menschen finden hier ihre Jagdbeute. Jeder, der einmal zwischen den Kalksteinblöcken der Berge umhergeklettert ist, hat gesehen, daß im Sommer zahllose Reptilien in den Ritzen und Löchern derselben hausen, vor allem Eidechsen, neben der kleineren Lazerte auch die größere, ḥardon genannte Art; daneben Schlangen, wenngleich man diese nicht ebenso häufig zu Gesicht bekommt wie die Eidechsen. Bei einer so reich besetzten Tafel fehlt es nicht an Schlangenadlern (Circaëtus gallicus, Tr. 206, arab. abu-l-ḥajaja, „Vater der Schlangen"). Er ist der häufigste aller Adler in Palästina, gut zweimal so zahlreich wie alle anderen Arten zusammen. Wie sehr seine Häufigkeit hier mit der großen Zahl der Reptilien zusammenhängt, ist daraus ersichtlich, daß er sich mit Beginn des Winters, wenn die Schlangen und Eidechsen anfangen ihren Winterschlaf zu halten, nach Arabien zurückzieht. Eigenartig ist die Methode, wie er die Schlangen seinem Magen einverleibt. Er packt die Schlange mit einem Fuß dicht hinter dem Kopf, mit dem anderen weiter hinten und beißt das Genick durch. Dann verschluckt er die so widerstandslos gewordene, sich noch windende Schlange, den

[1] Von ihm sagt man, daß es zu zweien auf 24 Eiern brütet. D.

Kopf voran, bei jedem Schluck das Rückgrat zerbeißend, ohne jedoch die Schlange zu zerſtückeln. Die Schuppen ſpeit er ſpäterhin in Ballen aus.

Daß die jetzige Steinwüſte nicht immer ſo öde war, davon zeugen die vielen alten Ortslagen auf Hügelkuppen. Hier und da ragt auch noch ein alter Turm auf, Reſte eines Kaſtells oder einer Kirche. Außer den Archäologen, die gelegentlich mit Meßband und photographiſchem Apparat in ihnen umherſteigen, iſt doch noch einiges Leben in dieſer erſtorbenen Vergangenheit vorhanden. Mit Vorliebe wählen Eulen ihren Wohnſitz in Ruinen und Trümmerhaufen. Die Eule, der man am häufigſten begegnet, iſt der Steinkauz (Athene glaux, Tr. 187, arab. bume). Er ſcheut das Licht ſehr wenig; ich habe ihn etlichemal mitten am Tage zwiſchen den Steinhaufen hin und her fliegen ſehen. Bekannt iſt der Steinkauz noch dadurch, daß er das Wahrzeichen der Athene war. Die traurig ächzenden Töne der Eule ſcheinen wie geſchaffen, ein Klagelied von dem Untergang der Städte zu ſingen, deren Ruinen ſie bewohnen. Pſalm 102, 4 heißt es: „Ich bin gleich wie ein Käuzlein in den verſtörten Stätten.“[1]

Das unheimliche Schnaufen und der geiſterhaft leiſe Flug der Schleiereule (Strix flammea, Tr. 180), ſowie ihr frauenhaft wirkender Kopf kann neben dem Uhu (Bubo bubo, Tr. 186, arab. huwwe, ḳidde) die Entſtehungsurſache für den Aberglauben von dem Geſpenſte Lilith geweſen ſein, von dem Jeſ. 34 die Rede iſt. Luther überſetzt das Wort, das eigentlich „Nachtgeſpenſt“ bedeutet, mit Kobold. Es heißt dort in der Rede über das Strafgericht an Edom von deſſen Paläſten: „Da werden untereinander laufen Wüſtentiere und wilde Hunde, und ein Feldteufel wird dem andern begegnen, der Kobold (alſo eigentlich „die Lilith“) wird auch daſelbſt herbergen und ſeine Ruhe daſelbſt finden.“ Nach den Rabbinen iſt die Lilith ein Geſpenſt in Geſtalt eines ſchön geputzten Weibes, welches bei Nacht den Kindern nachſtellt und ſie tötet.

Dieſe am Tage etwas ſchwerfälligen Vögel haben einen ſehr zierlichen und gewandten Kameraden in dem Mauerſegler (Cypselus apus, Tr. 162, arab. sinnenu, chuṭṭaf), der zu den beſten Fliegern überhaupt gehört und faſt den ganzen Tag ununterbrochen in der Luft umherkreiſt, auch im Fluge ſeine Nahrung erhaſcht. Bewundernswert iſt die Geſchicklichkeit, mit der ſie in vollſtem Fluge blitzſchnell in das

[1] Die bume gilt als Verkündigerin des Todes eines Abweſenden. Deshalb rufen die Kinder, wenn ſie ſchreit: ḥoṭṭi betimmik ṣerâra — wel-râib minna fil-ḥara, „Tue in deinen Mund einen Stein, — wer von uns abweſend war, iſt auf dem Dorfplatz“, d. h. ſei ſtill, niemand iſt abweſend. D.

Nistloch hineinfliegen, ohne sich vorher anzuklammern. Diese Schwalbenart verläßt Palästina im November und kehrt in großen Scharen Anfang April spätestens zurück. In diesem Jahre (d. i. 1912) konnte man schon etwa vom 17. März an große Scharen von ihnen über den Häusern von Jerusalem ihr Spiel treiben sehen. Auf dem Dach des Johanniterhospizes schwirrten sie mir abends oft dicht um den Kopf her.[1] Der Mauersegler, der nach Tristram arabisch auch sis heißt, ist identisch mit dem sis genannten alttestamentlichen Vogel. In dem Klageliede des kranken Königs Hiskia Jes. 38, 14 heißt es: „Ich winselte wie eine Schwalbe und wie ein Kranich." Nur der Schrei des Mauerseglers kann mit einem Schmerzgestöhn verglichen werden; der Gesang der übrigen Schwalbenarten ist ein sehr anmutiges Zwitschern und Plaudern, während der Ruf des Mauerseglers, den er fast ununterbrochen erschallen läßt, ein schriller Schrei ist, etwa skrieh, sriesrie.

Die gewaltigsten Vögel der Wüste finden sich dort, wo die tiefen und schluchtenreichen Wadis die Hochfläche durchziehn. Da findet man die größte aller Rabenarten, die bei uns in Deutschland leider im Aussterben ist, den Kolkraben (Corvus corax, Tr. 146, arab. ġrâb). Während bei den Krähen das Rauben doch nur gelegentlich vorkommt, ist es bei dem Kolkraben durchaus berufsmäßig. Er hat Vorliebe für Fleisch und eine grausame Neigung, schwächlichen und kranken Tieren zunächst die Augen auszuhacken. „Ein Auge, das den Vater verspottet, und verachtet, der Mutter zu gehorchen, das müssen die Raben am Bach aushacken und die jungen Adler fressen," Sprüche 30, 17.

An den steilsten Abstürzen und auf den unzugänglichsten Klippen horsten Adler und Geier. Der prächtigste Repräsentant der ersteren in Palästina ist der Goldadler (Aquila fulva, Tr. 199, arab. ʿeḳâb).

Der Vogel mit der größten Spannweite der Flügel, auch sonst eine sehr markante ornithologische Erscheinung ist der Weißkopfgeier (Gyps fulvus, Tr. 190, arab. nisr). Während die Adler einsam in einzelnen Paaren leben, lebt er in größeren Kolonien. Hunderte von Horsten befinden sich im wâdi ḳelt, im Jabbok-Tal und am Arnon. Der Flug des Geiers erhält dadurch etwas eigentümliches, daß er den Kopf weit vorstreckt. Bewundernswert ist das scharfe Gesicht dieses Vogels. Im Talmud heißt es übertreibend davon: „Er kann in Babel sich befinden und dennoch ein Aas in Palästina erblicken."[2]

[1] Am 2. April sah ich auch über den Häusern von nâblus eine große Anzahl im Fluge.

[2] Lewysohn, Die Zoologie des Talmud, S. 167.

Im Alten Testament wird der Adler häufig erwähnt. Das hebräische Wort, das Luther so übersetzt, heißt nescher, dem entspricht das arabische nisr. Es ist nun sehr fraglich, ob dies Wort wirklich den Adler oder gar nur den Adler bezeichnet. Mit nisr bezeichnen die Araber den Weißkopfgeier. Höchstens wird einmal diese Bezeichnung auch auf Raubvögel ähnlicher Größe ausgedehnt, so daß nisr und vielleicht schon nescher eine zusammenfassende Bezeichnung für große Raubvögel wäre, wie es Adler und Geier sind. Doch verstehen die arabischen Jäger unter nisr stets den Weißkopfgeier. Die zahlreichen Stellen, die von dem nescher handeln, können nicht alle aufgezählt werden; es seien nur einige angeführt. 2. Mos. 19, 4: „Ihr habt gesehen, was ich den Ägyptern getan habe und wie ich euch getragen habe auf Adlerflügeln." Hier ist daran gedacht, daß diese großen Raubvögel ihre Jungen beim ersten Ausflug schützend umkreisen, um die Fallenden mit den Flügeln aufzunehmen. Psalm 103, 5: „. . . der deinen Mund fröhlich macht, daß du wieder jung wirst wie ein Adler," bezieht sich auf die Mauserung und Neubefiederung des Vogels. Unzweifelhaft an den Geier ist gedacht Micha 1, 16: „Laß die Haare abscheeren und gehe kahl, um deiner zarten Kindlein willen; mache dich gar kahl wie ein Adler!" Der Adler ist nicht kahlköpfig, wohl aber der Geier. Auch an der Stelle Matth. 24, 28: „Wo ein Aas ist, da sammeln sich die Adler," kann man nur an den Aasgeier denken und nicht an den Adler. Wir müssen ja gestehen, daß uns der Geier um seiner ekligen Nahrung willen nicht sehr sympathisch für so schöne poetische Vergleiche ist. Aber die alten Israeliten haben darin jedenfalls anders empfunden. Man denke als Gegenstück an die verschiedene Wertschätzung, die der Hund bei den Orientalen und den westlichen Völkern gefunden hat.

Die interessantesten Gebiete für den Ornithologen sind Wald und Wasser. An beidem ist Palästina ja arm. Es ist möglich, daß in früheren Jahrhunderten, zur Zeit der israelitischen Geschichte mehr Wälder vorhanden gewesen sind. So jedenfalls um Hebron herum, wo noch die Wurzelschößlinge der Kermeseiche, die man dort überall an den Hängen sieht, davon zeugen, daß hier einmal Eichenwälder gestanden haben.

Der Holzhacker unter den Waldvögeln ist der Specht. So häufig wie in deutschen Wäldern ist er hier nicht. Das liegt an dem Mangel älterer Bäume, die unter ihrer Rinde allerlei Schmarotzer beherbergen. Es kommt auch nur eine einzige Art vor, der syrische Specht (Picus syriacus, Tr. 168, arab. nakkār el-chaschab). Am 20. März

sah ich einen solchen in einer größeren Ölbaumpflanzung bei bēt nebāla in der Küstenebene.

Finden wir im Walde unter einem Baume Haufen von länglichen, grauen, großenteils aus Mäusehaaren und Mäuseknochen bestehenden Pfropfen, an beiden Enden etwas spitz zulaufend, so können wir sicher sein, unter dem Schlafbaum einer Eule zu stehen. Denn was dort unten liegt, sind Eulengewölle. Und die Eule, die dort oben ihre Tagesruhe zubringt, ist wahrscheinlich die Waldohreule (Asio otus, Tr. 182).

An Vogelstimmen wird sich uns in Walddistrikten am meisten das Gurren der Tauben bemerkbar machen. Sie entziehen sich unserm Blick auch am wenigsten. Die europäische Taube, die Ringeltaube (Columba palumbus, Tr. 268), ist nur ein Frühlings- und Herbstgast. Die eigentlich palästinische Taube neben der Felsentaube (Columba livia, Tr. 270, arab. ḥamām berri) ist die Turteltaube (Turtur communis, Tr. 272, arab. rukti). Kein Vogel scheint sich einer solchen Zuneigung und Pflege bei den Israeliten erfreut zu haben wie die Taube. Die Taube ist der einzige Vogel, der geopfert werden durfte; als Reinigungsopfer für Wöchnerinnen, die nicht ein Schaf darbringen konnten, werden 3. Mos. 10, 8 bestimmt „zwei Turteltauben oder zwei junge Tauben, eine zum Brandopfer, die andre zum Sündopfer". Dieses Reinigungsopfer der Armen hat ja auch Maria in Jerusalem dargebracht (Luk. 2, 22 ff.). Aus der Bedeutung, die die Tauben so im Kult hatten, erklären sich auch wohl die zahlreichen Taubenhäuser oder Columbarien, die man in Palästina findet, teilweise großartige Anlagen mit Hunderten von Nistlöchern.

Professor Dalman konnte feststellen,[1] wie die Fellachen beim Taubenfang vorgehen. Die Tauben ziehen sich während der heißen Tageszeit und nachts oft in trockene alte Cisternen zurück. Man deckt die durch die Decke führende Öffnung zu, steigt ein, entzündet ein Licht und greift oder erschlägt die herbeiflatternden Vögel.

Eine Vorliebe für Taubenfleisch hat auch der Würgfalk (Falco sacer, Tr. 217, arab. saḳr ḥurr), der in den Wäldern des Ostjordanlandes heimisch ist. Die Beduinen benutzen diese Vorliebe, um ihn als Jagdfalken zum Taubenfang zu benutzen. Ja, sie sollen sogar Gazellen mit ihnen jagen. Gut abgerichtete Falken werden teuer bezahlt.

[1] Eine ähnliche Mitteilung macht Pater E. Schmitz im Ornith. Jahrbuch 1911, S. 206.

Dort, wo Wald und Wasser vereinigt sind, müssen wir naturgemäß die reichste Vogelwelt erwarten. Diese beiden Vorbedingungen sind am günstigsten im Jordantal vereinigt. Zahllose Singvögel wohnen dort in dem Gebüsch, das den Jordan einsäumt. Ich hebe nur einen daraus hervor, die palästinische Nachtigall (Pycnonotus xanthopygus, Tr. 90), von den Arabern bulbul (bilbil) genannt. Dieser beste Sänger des Landes, der unsrer Nachtigall nur an Kraft und Mannigfaltigkeit der Stimme nachsteht, ist im Jordantal und den angrenzenden Wadis sehr verbreitet. Er ist leicht zu zähmen und ein beliebter Käfigvogel bei den Eingeborenen.

Ebenfalls ein Nachtsänger wie die Nachtigall, nur mit etwas grausiger Stimme, ist der Triel oder Dickfuß (Oedicnemus scolopax, Tr. 294, arab. durradsch). Er bewohnt Steppen mit dürftiger Vegetation, kann aber das Wasser nicht entbehren. So ist es erklärlich, daß er sich gerne in der Jordanniederung und am Nordende des Toten Meeres aufhält. Er kann weite Strecken mit großer Schnelligkeit durchlaufen und huscht nachts gespensterhaft umher, um seine Nahrung zu suchen.

Das südliche Jordantal und das Tote Meer bilden eine ganz eigenartige Enklave in der Vogelwelt Palästinas. Da das Tote Meer nahezu 400 Meter unter dem Spiegel des Mittelländischen Meeres liegt, haben diese Gegenden fast tropisches Klima und infolgedessen auch eine beinah tropische Avifauna. Der farbenprächtigste Vogel dieser Gegenden ist der Krabbenstecher (Halcyon smyrnensis, Tr. 172, arab. ḳaijas), der sonst hauptsächlich in Asien vorkommt. Er lebt übrigens nicht von Fischen, sondern von Fröschen, Heuschrecken und ähnlichem. Einen hübschen Anblick gewährt auch im Ostjordanland die afrikanische Kragentrappe (Houbara undulata, Tr. 293, arab. ḥubāra), deren Heimat das nördliche Afrika ist. Sie zeichnet sich durch einen schönen Federbusch und einen zweiteiligen Kragen aus, der fächerartig ausgebreitet werden kann. Dieser Vogel ist außerordentlich scheu, so daß ihm im offenen Felde schwer beizukommen ist. Jägern ist es nur dadurch möglich, zum Schuß zu kommen, daß sie sich durch einen vorgehaltenen dichten Zweig unkenntlich machen.

Nur am Toten Meere, nicht einmal im Jordantal, findet sich die Hüpfdrossel (Argya squamiceps, Tr. 65, arab. abu ṣwaij), die sonst nur noch in Arabien im Hedschas vorkommt. Es gewährt einen drolligen Anblick, wenn diese Tiere in kleinen Trupps im Gänsemarsch am Boden entlang laufen, plötzlich zu einem Busch auffliegen,

wo sie sich lärmend unterhalten, um ebenso plötzlich die Marschübungen wieder aufzunehmen.

Der seltenste Gast dieser Gegenden ist der Kolibri[1] (Cinnyris oseae, Tr. 109, arab. sul ān ez-zahr), der Liliputaner unter den Vögeln. Wir müssen weit nach Osten wandern, um andere Repräsentanten dieser Familie zu finden, nach Indien, oder Nil aufwärts bis Nubien. Es gibt im ganzen auf der Erde etwa 135 Arten von Kolibris. Diese Art kommt nur in Palästina vor und auch hier nur auf einem sehr engen Gebiet, in den Oasen am Nordwest und Südostende des Toten Meeres.

Ein exotischer Vogel, der freilich nur zeitweise in Palästina auftritt, ist der Rosenstar (Pastor roseus, Tr. 138, arab. abu schusche). Seine Heimat ist dort, wo die Heimat der Heuschrecke ist, in der Tartarei. Und er zeigt sich nur dann in Palästina, wenn Heuschreckenschwärme das Land überfallen. Tristram sah am Orontes die Heuschrecken in solcher Menge, daß sie die Erde wie ein wimmelnder Teppich bedeckten; darunter dann Mengen dieser schönen Vögel, sich auf die Heuschrecken stürzend.

Eine gesonderte Erwähnung verdienen die Sumpf und Wasservögel. Die meisten uns in Deutschland bekannten Vögel dieser Art sind hier nur Frühlingsgäste, so der Storch[2], die verschiedenen Entenarten. Einen Storch en miniature könnte man den grauschwänzigen Stelzenläufer (Himantopus rufipes, Tr. 310) nennen. Frösche sind allerdings zu groß für ihn; er gründelt im Schlamm und erhascht fliegende Insekten.

Die Wiesenpolizei spielt, ebenso wie sein Vetter, der eigentliche Kiebitz in Deutschland, hier in Palästina der Sporenkiebitz (Hoplopterus spinosus, Tr. 307). Sein Betragen hat viel Ähnlichkeit mit dem des Kiebitz. Sowie sich irgendetwas Verdächtiges zeigt, ist er der erste, der sich meldet und gleich ein derartig durchdringendes Geschrei erhebt, daß alle anderen Vögel auf die Gefahr aufmerksam werden.

Wo Sumpf und Wiese sich mit Röhricht bedecken, trifft man unfehlbar einen der drolligsten Vögel, den Drosselrohrsänger (Acrocephalus turdoïdes, Tr. 58). Sein Nest ist im Rohr über dem

[1] Durch die Güte des Herrn P. F. Schmitz war ich in der Lage, ein Kolibrinest zu zeigen, das der Sammlung des Paulushospizes gehört. Man sieht an demselben noch die Schlinge, mit der der Beduine das brütende Weibchen beim Ausfliegen gefangen hat.

[2] Am 2. April sah ich bei huwara zwischen nablus und el-lubban 3 Ciconia alba (arab. abu sa'd, haddsch laklak) in einem Getreidefelde; es waren noch auf dem Zuge begriffene Störche.

Waſſer an 3—5 Halmen befeſtigt; tief wie ein Korb, damit, wenn die Halme vom Winde geſchaukelt werden, die Jungen nicht herausfallen. Er iſt ein echter Akrobat, der ſehr geſchickt an den Halmen umherklettert und von einem Halm zum andern ſpringt. Meiſt kann man dann nur an dem Schwanken der Rohre erkennen, wo er ſich befindet. Sein Geſang iſt ebenſo drollig wie ſein Benehmen. Die Töne ſind ſo taktmäßig, daß man ein Metronom darauf einſtellen könnte. Und dann wechſeln ſehr markant hohe und tiefe Töne miteinander ab: karr, karr, karr, kiet, kiet, kiet. Daher heißt er im Volksmunde „Karrikiet".

In ausgedehnteren Marſchen, wie man ſie am hūle-See und teilweiſe auch am Galiläiſchen Meere findet, hat der Fiſchreiher (Ardea cinerea, Tr. 230) ſein Gebiet. Er niſtet in Kolonien. So ſchön der Vogel ſelbſt iſt, ſo wenig ſchön iſt ein Reiherſtand. Die ganzen Bäume und der Boden darunter ſind ſehr bald weiß übertüncht, und infolge der ätzenden Eigenſchaft der Exkremente ſterben die Bäume ſehr bald ab. Daß man in Jeruſalem ſogar bisweilen Reiher ſehen kann, zeigt die Beobachtung von Pater E. Schmitz, der am 4. Mai 1910 am Mamillateich 10 Fiſchreiher in Geſellſchaft von 10 Kranichen beobachtet hat.[1] Ein beſonders ſchöner Repräſentant der Reiherfamilie iſt der Purpurreiher[2] (Ardea purpurea, Tr. 231).

Der allerſchlimmſte Fiſchräuber, den es überhaupt gibt, iſt der Kormoran (Phalacrocorax carbo, Tr. 225). An der Küſte und allen Binnenſeen iſt er zu treffen; an der Mündung des Jordan ins Tote Meer wartet er auf die Fiſche, die von dem ſtarken Salzgehalt dort betäubt werden. Er verſchlingt Fiſche bis zu 30 cm Länge und 7 cm Breite, Aale, die ihm beſonders gut ſchmecken, bis zu 60 cm Länge.

Das Galiläiſche Meer nimmt ähnlich wie das Tote Meer eine beſondere Stellung in der Ornis des Landes ein. Eine ganze Anzahl von Vögeln, die auch zerſtreut in anderen Teilen des Landes vorkommen, bevorzugen ſichtlich dieſen Binnenſee und außerdem noch den etwas nördlicher liegenden hule See. Im Frühling kann man die Fläche des Sees ſtellenweiſe wie geſprenkelt finden mit großen Scharen des Haubenſteißfußes (Podiceps cristatus, Tr. 345). Er iſt ein

[1] Ornith. Jahrbuch 1911, XXII. Jahrg., S. 209 in „Tagebuch-Notizen aus Jeruſalem".

[2] Als wir am 12. April in el-'aradsch die Stätte des alten Fiſcherdorfes Bethſaida unterſuchten, konnten wir auf der landeinwärts liegenden Marſch lange Zeit 4 Ardea purpurea beobachten; beim Durchreiten eines Waſſerlaufes ſüdlich davon flog am Abend noch einer vor uns auf.

vorzüglicher Taucher; wird er bemerkt, so verschwindet er augenblicklich unter der Oberfläche des Wassers und kommt erst in Entfernungen bis zu 60 m wieder zum Vorschein.

Noch drolliger nimmt sich der Zwergsteißfuß aus (Podiceps minor, Tr. 347), der untermischt mit dem großen vorkommt, so daß man beide fast für Eltern und Kinder halten könnte.

Unfehlbar entdeckt man auch den Graufischer (Ceryle rudis, Tr. 171, arab. ṣaijâd es-samak), der mövenähnlich über das Wasser hinschießt. Sein in der Sonne silberig schimmerndes Gefieder gewährt einen reizenden Anblick. Am Nil ist er sehr gemein und sitzt dort mit Vorliebe auf den Schöpfrädern.

Ein echtes Teichhuhn nach Bau und Gewohnheiten ist der blaue Purpurhahn (Porphyrio poliocephalus, Tr. 287). Auf der Stirn trägt er eine merkwürdige Hornplatte. Er frißt Wasserpflanzen und Insekten, aber auch Vogeleier und Fische. Den Mäusen soll er wie ein Raubvogel vor den Löchern aufpassen.

Der eigenartigste Wasservogel Palästinas ist wohl der in den ḥûle-Sümpfen häufige Pelikan (Pelecanus onocrotalus, Tr. 227, arab. bedsch'a), ein sowohl nach Gestalt wie Lebensgewohnheiten höchst eigenartiger Vogel. Zunächst fällt die Gestalt seines Schnabels auf. Am Oberkiefer hat er einen scharfen, fast nagelartigen Haken, am Unterkiefer einen geräumigen Kehlsack. Beides kennzeichnet ihn als Berufsfischer. Mit dem Nagel schlägt er die Fische an und verstaut sie dann im Kehlsack, bis es ihm gefällt, einen Teil der Beute zu verspeisen. Die Jungen läßt er aus diesem Sacke wie aus einer Schüssel fressen. Auffallend ist, daß er trotz seines plumpen Baues einen ungemein geschickten Flug hat. Er erhebt sich mit großer Leichtigkeit vom Lande und vom Wasser, schwimmt mit langsamen Schlägen in der Luft und schraubt sich bis zu großen Höhen empor, so daß er von unten oft nur die Größe einer Schwalbe zu haben scheint. Diese Flugfertigkeit hängt mit seinem anatomischen Bau zusammen; die größeren Schwingenknochen sind stark pneumatisch; ja außerdem befinden sich noch verschiedene Luftzellen unter der Haut der Achselhöhlen, der Brust und des Bauches. Daher schwimmt er auch wie ein Kork auf dem Wasser und kann nicht wie die Enten nach Nahrung untertauchen, sondern ist genötigt, an seichten Stellen zu fischen. Um diese Stellen recht rationell abzufischen, tut er sich zu Genossenschaften zusammen. Eine Gesellschaft Pelikane verteilt sich über einen größeren Raum etwa halbmondförmig, und sie fischen nun das zwischen ihnen liegende Wasser aus, indem sie allmählich nach dem Ufer zu immer näher zusammenrücken. Dabei

schlagen sie mit den Flügeln auf das Wasser und vollführen so einen erheblichen Lärm. So drängen sie die geängsteten Fische vor sich her auf einen kleinen Raum zusammen und können sie dann mit leichter Mühe fangen. Der hebräische Name des Pelikans bedeutet: „der Speier".

An der Küste des Mittelländischen Meeres finden sich allerlei Vögel, wie sie auch sonst an Seeküsten vorhanden sind. Es seien nur einige wenige hervorgehoben: die große Heringsmöwe (Larus fuscus, Tr. 343) und die zierlichsten aller Seevögel, die Flußseeschwalbe (Sterna fluviatilis, Tr. 327) nebst der Zwergseeschwalbe (Sterna minuta, Tr. 328). Jeder, der einmal am Meer war, hat beobachtet, mit welch tänzelndem Flug diese Vögel es verstehen, über die Wellen hinzuhüpfen. Von den Regenpfeifern bringt allein der Seeregenpfeifer (Aegialitis canticena, Tr. 303) auch den Sommer an Palästinas Küste zu; die übrigen Mitglieder dieser Familie überwintern nur hier. Es sei davon noch der Goldregenpfeifer (Charadrius pluvialis, Tr. 297) erwähnt, der an Vornehmheit der Tracht und Haltung nur wenige seinesgleichen hat.

Einiges aus meinen Notizen, das im Vorstehenden nicht verarbeitet werden konnte, mag hier anhangsweise mitgeteilt werden:

Vom 20. bis 23. März machten wir einen Ausflug in die Saronebene und waren zwei Abende in der Deutschen Templerkolonie Wilhelma. Auf den Spaziergängen, die ich abends noch allein in die Felder unternahm, freute ich mich vor allem an der Fülle der Wachteln (Coturnix coturnix, Tr. 283, arab. umm re'aij, dik es-summan), deren heimliches Pickperwick überall aus dem niederen Korn heraustönte. Diese Feststellung war mir um so angenehmer, als bei uns in Deutschland die Wachteln stellenweise schon sehr selten sind. Ich glaube auch kaum, daß es sich nur um durchziehende Scharen handelte; dazu war die Verteilung über einen großen Umkreis von Feldern zu gleichmäßig. Im Gebirge habe ich die Wachteln seltener gehört; ich notierte den Wachtelruf noch am Morgen des 4. April bei Tūbās in Samarien.

Die Eukalyptusbäume, welche die lange Dorfstraße von Wilhelma auf beiden Seiten einfassen, waren von einer Menge von Grünfinken (Chloris chloris) belebt.

Im übrigen hörte ich am Tage auf den Feldern der Ebene am meisten die Haubenlerche (Galerida cristata), die, wie schon oben gesagt wurde, die häufigste Lerche in Palästina ist. Etwas seltener hört man das harte Schnirpsen des Grauammers (Emberiza calandra), der in Deutschland ja fast so gemein ist wie der Sperling.

Am 21. März machten wir von Wilhelma aus einen Ritt nach ḳal'at rās el-'ēn, das vermutlich die Stätte des alten Antipatris ist. Ich habe nirgend wieder in Palästina die Turmfalken (Falco tinnunculus) in solcher Anzahl gesehen wie hier. Das ausgedehnte alte Kastell auf dem höchsten Punkt der Ortslage bietet ihnen offenbar viele Nist- und Schlupflöcher. Gegen 50 dieser gewandten Vögel trieben ununterbrochen ihr Spiel über uns. Und die prächtigen Farben dieses Falken wirken in der hellen Sonne Palästinas noch ganz anders als bei uns.

In dem sumpfigen Terrain unterhalb der Burg an der Quelle, das mit Röhricht und dichtem Dorngestrüpp durchsetzt ist, konnte ich noch beobachten: etliche Dorngrasmücken (Sylvia cinerea, Tr. 31), ein schwarzes Wasserhuhn (Fulica atra, Tr. 289) und einen Schilfrohrsänger (Acrocephalus phragmitis, Tr. 60).

In noch größerer Anzahl traf ich die Dorngrasmücke am ganzen Ostrande des Galiläischen Meeres auf dem Wege von et-tell bis kurse.

An der Jordanbrücke bei Jericho hörte ich außer der Nachtigall besonders den Gartenspötter (Hippolais hippolais), den ich auch in den Feigenbäumen bei besan am Fuße der Burg von Scythopolis antraf. —

Da ich mich nur selten und für kurze Zeit von der zehn Mann starken Institutskolonne trennen konnte, habe ich nur auf die häufigeren und mir der Stimme nach von Deutschland her bereits bekannten Arten achten können. Um eingehendere Beobachtungen machen zu können, müßte man allein Ausflüge unternehmen und sich längere Zeit an besonders günstigen Orten aufhalten, zudem mit einer Flinte ausgerüstet sein, um nicht ohne weiteres feststellbare Arten zu erlegen. Hoffentlich führt die Zukunft noch einmal einen Ornithologen von Fach ins Institut; es wäre gewiß ein Ruhmesblatt für unsere Deutsche Anstalt, wenn sie die Arbeiten, die der Engländer Tristram begonnen hat, im Wetteifer mit dem trefflichen Ornithologen Pater Schmitz, dem Direktor des Paulus-Hospizes in Jerusalem, vervollständigen könnte.

3. Die Passahfeier der Samaritaner auf dem Berge Garizim.

Von cand. theol. Sven Linder, Upsala.

Aus dem Schwedischen von G. D.

Schon als ich während der großen Reise des Instituts Gelegenheit hatte, den Berg Garizim mit seinen Altertümern und dem Platz zu sehen, wo die Samaritaner ihr Passah feiern, und hörte, daß dies in diesem Jahr am 30. April geschehen werde,[1] wünschte ich zu versuchen dahin zurückzukehren, um Zeuge eines der merkwürdigsten gottesdienstlichen Mahle zu sein, die es wohl überhaupt gibt. So befand ich mich denn nach einer Wanderung im Sonnenbrande, bei der ich die Ausdehnung der ʿaskar-Ebene und das erquickende Wasser des Jakobsbrunnens zu genießen bekam, am 30. April 1912 mittags in dem erinnerungsreichen nāblus, dem alten Sichem.

Am samaritanischen Begräbnisplatz, auf welchem moslemischer Fanatismus keine Art von Grabzeichen duldet, bei dem westlichen Ende der Stadt vorüber, gingen meine Gefährten und ich den steilen Pfad von der Quelle rās el-ʿēn den Berg hinauf. Kleine Gruppen von Muhammedanern aus nablus und europäischen Reisenden waren zu Pferde oder zu Fuß ebenfalls auf dem Wege dahin. Nachdem wir den anstrengenden Aufstieg, wo die Hitze drückender als gewöhnlich schien, überwunden hatten und durch die von Steinmauern eingefaßten Felder auf der Höhe ein Stück gewandert waren, zeigte sich schon unsern Blicken das Zeltlager der Samaritaner in der Senke westlich vom eigentlichen Scheitel des Berges. Eigentlich wird nur dieser Scheitel eṭ-ṭūr genannt, und nach ihm hat der ganze Berg den arabischen Namen dschebel eṭ-ṭūr erhalten. Das Zeltlager war ziemlich regelmäßig um einen

[1] Vier Wochen später als das jüdische Passah, das auf den 2. April fiel. D.

länglichen, nach Osten offenen Platz angeordnet. Es bestand aus gegen 40 Zelten, von denen mehrere die wohlbekannten Namen Rolla Floyd und Thos Cook and Son trugen, also gemietet waren Einige minder gute und kleinere Zelte dienten als Vorratsräume für die verschiedenartigen Bedürfnisse, welche für den Aufenthalt auf dem Berg während des ganzen Festes nötig sind, und wenn man gelegentlich einen Blick durch die Zelttüren tun konnte, sah man zwischen dem einfachen morgenländischen Hausrat von einigen Polstern und Krügen Frauen in Tätigkeit oder Männer sich ausruhen vor den Anstrengungen der bevorstehenden Nacht.

Es war ungefähr um 2 Uhr nachmittags, als wir dort ankamen, grade zur rechten Zeit, um etwas von der allgemeinen Stimmung froher Erwartung mitzugenießen. In der Zeltgasse bewegte sich ein buntes Gewühl von Samaritanern in weißen Gewändern, Muhammedanern aus nāblus und türkischen Soldaten, welche für die Ordnung zu sorgen hatten. Die Opferlämmer standen eng zusammengedrängt mitten darin. Sie waren von der Fettschwanz-Art und auf dem hinteren Teil des Rückens mit roter Farbe bestrichen, wie man es hier zu Lande oft sieht. Sie standen oder lagen da, sieben an der Zahl, in glücklicher Unwissenheit ihres Schicksals. Die Schafe waren weiß außer einem, das ganz schwarz war, und einem, das schwarze Flecke auf Kopf und Hals hatte. Alle Tiere sahen gut aus, wie es sich ja auch gebührt für ein Opferlamm an diesem Fest, das nach Finḥās ibn Isḥāḳ in seinem Buche Kitāb el-chulf bēn es-sāmira wel-jahūd (um 1885)[1] folgende Eigenschaften haben muß: „Das Schaf", heißt es da, „muß einjährig sein, vollkommen ohne jeden Fehler, nicht geschoren, nicht gebrochen, nicht lahm, nicht einäugig und nicht schieläugig. Keine eiternde Wunde darf es haben, auch nicht ein zerbrochenes Horn, auch seine Ohren sollen nicht verschnitten sein. Auch darf es keinen Fehler an der Nase haben. Kein Teil der Hoden darf fehlen, es darf nicht mager sein und Räude haben." Nach dem Kitāb el-chulf werden diese Tiere gemäß gesetzlicher Vorschrift am 10. Nisan in der für das Mahl nötigen Zahl auf gemeinsame Rechnung erworben, dann vielfach gewaschen und täglich besichtigt für den Fall, daß eines untauglich geworden sein sollte. Petermann erzählt,[2] daß sie im Monat tischrin el-auwal, also im Oktober des Vorjahres, geboren sein müssen, weil nämlich nur die in den kalten Monaten

[1] Manuskript der Bibliothek des D. ev. Instituts f. Altertumswissenschaft in Jerusalem, dessen Verständnis Herr Elias Haddad in Jerusalem vermittelte.

[2] Reisen im Orient I., S. 288.

geborenen gut und gesund sind, aber die früher geborenen krank und schwach. Aber wir erfuhren, daß nicht dies das Entscheidende ist, sondern eine Geburt innerhalb des laufenden Jahres.

Wir fragten nach einem der samaritanischen Priester, an welchen wir von Prof. Dalman eine Empfehlung erhalten hatten, und trafen ihn bei dem hohenpriesterlichen Zelt, wo wir von ihm und dem Hohenpriester, dem alten Jakob ben Aaron, einem stattlichen Greis mit langem grauen Bart und würdiger Haltung, mit großer Freundlichkeit willkommengeheißen und zum Eintritt genötigt wurden. Die Einrichtung bestand aus einigen Diwans an den Wänden und einem kleinen Tisch, auf welchem Erfrischungen angeboten wurden. Das Zelt war eines der größten und schönsten im ganzen Lager.

Begierig zu sehen, was auf dem Festplatz selbst vor sich ging, wo dichte Gruppen von Leuten sich bewegten, verließen wir bald das Zelt und gingen weiter. Auf meine Frage an einige dastehende Samaritaner, wo ich die Gebete für die Feier des Tages sehen könne, zeigte man mir bereitwillig einige mit den eckigen samaritanischen Schriftzeichen gefüllte Bücher. Auch ein Knabe hielt mir sein kleines Gebetbuch vor, das mit recht ungeschickten Buchstaben geschrieben war. Am Ende der Zeltgasse kamen wir an einem Krämer aus nāblus vorüber, der seinen kleinen Laden — einige einfache Tischchen mit flachen Körben nach der Sitte des Landes — hier aufgeschlagen hatte und Gurken, geröstete Kichererbsen, bizr, d. h. eingesalzene Kürbiskerne, und arabisches Gebäck verkaufte. An seinem Stande, wo namentlich die saftigen Gurken in der Wärme guten Absatz fanden, vorüber gingen wir zum Festplatz, einem von rohen Steinmauern eingefaßten länglichen Viereck mit einer Schlachtgrube nahe dem nördlichen Ende, wo eine Lücke in der Mauer den Eingang ermöglicht.[1] Diese Grube, von den Samaritanern midbaḥ „Schlachtstelle, Altar" genannt, gleicht einer Rinne, die an beiden Enden in breitere Rundungen ausläuft. Nach Prof. Dalmans Messungen ist sie im ganzen 2,90 m lang und 50 cm tief, in der Mitte 60 cm, an den Enden 90 cm bis 1 m breit. Die Ränder der Grube sind in der Mitte und an der nördlichen Verbreiterung aus kleineren, unbearbeiteten Steinen aufgemauert. Das südliche Ende ist ohne Einfassung gelassen und in seiner Form und Tiefe durch das Niedertreten der Ränder beeinträchtigt. Über der nördlichen Rundung lagen mehrere dicke Aststücke von Olive und Eiche, worauf man eine aus Stroh geflochtene runde Platte und ein blechernes Wassergefäß mit schmalem Hals und langer

[1] S. Tafel 5, Abbildung 9.

Aufnahme von Prof. Gressmann.

9. Opferplatz der Samaritaner (S. 106 f.).

In der Mitte die Schlacht- und Feuergrube, rechts die Mitglieder des Instituts von 1907 an der Bratgrube.

Aufnahme der Amerikan. Kolonie, Jerusalem.

10. Passahfeier der Samaritaner (S. 111).

In der Mitte die betende Gemeinde, rechts die zum Opfer bereiten Männer an der Schlachtgrube.

Schnauze gestellt hatte, und auf dem mittleren Teil der Grube standen zwei große Kupferkessel. Dürre Reiser der Mastixterebinthe und Dornkräuter (netsch) lagen daneben in Bereitschaft.

Der Festplatz selbst, der in ungefähr nord-südlicher Richtung sich in 16 m Länge und 7 m Breite ausdehnt, ist eben und von Steinen und Disteln befreit, die es sonst reichlich überall gibt. Gleich oberhalb der nordwestlichen Ecke des Platzes liegt in einer kleinen Erhöhung von Erde und Steinen die Bratgrube, welche die Samaritaner tannur nennen. Der Durchmesser beträgt, ebenfalls nach Prof. Dalmans Messung, 95 cm, die Tiefe ungefähr $2\frac{1}{2}$ m. Für gewöhnlich ist dieser „Ofen", dessen Wände aus einfachen Steinen gemauert sind, zum größeren Teile mit Steinen und Gras ausgefüllt. Als ich das vorige Mal hier war, waren die russigen Steine nur etwa eine Armlänge tief sichtbar. Jetzt hatte man für das Fest alles ausgeräumt, und einige Samaritaner waren eifrig beschäftigt, trockenes Brennholz vorsichtig in die Flammen zu legen, die von der Glut auf dem Grunde des Ofens an den Wänden hinaufleckten und bis über der Öffnung der Grube emporstiegen. Die Hitze war so stark, daß man nur mit Schwierigkeit so nahe kommen konnte, daß das Auge den trockenen Zweigen von sarris (Pistacia lentiscus) zu folgen vermochte, welche mit langsamer Würde in den flammenden Schlund hinabgelassen wurden, wo die trockenen steifen Blätter und die harzreichen Zweige in wenig Augenblicken Feuer fingen. Ziemlich viel Brennstoff war nötig, da der Ofen mehrere Stunden tüchtig geheizt werden muß, um die nötige Hitze zu bekommen, und man hatte deshalb einen guten Vorrat dieser Sträucher gesammelt, die auf den Ausläufern des Berglandes ein sehr gewöhnlicher Bestandteil des Buschwaldes sind.

Die Sonne stand noch recht hoch am Himmel, so daß es einige Stunden dauern mußte, bis bei Sonnenuntergang das eigentliche Fest seinen Anfang nehmen konnte. Die Zeit reichte deshalb sehr wohl zu einem Besuch auf dem Gipfel des Berges, den die Reste einer Kirche und einer sie umgebenden Burg aus byzantinischer Zeit bedecken. In der nordöstlichen Ecke dieser Burg befindet sich ein kleines muhammedanisches Heiligengrab, schech ränim, das in seiner Dürftigkeit auf die alte Herrlichkeit herabschaut wie ein Sinnbild der schwachen Kultur, welche die Moslems auf die zerstörten Reste der christlichen haben bauen können. Über die Ebene unterhalb des Berges und für unser Auge in gleicher Höhe mit den Mauern des Heiligengrabes flog eine Schar großer Vögel im Sonnenschein wie eine weißglänzende Wolke. Wahrscheinlich waren es Störche. Der schimmernde Vogelflug konnte eine gute Vorbedeutung

für die Samaritaner sein, wenn man nach Römerweise denkt; wenigstens war seine Richtung die rechte.

Auf den teilweise wohl erhaltenen Mauerresten der Burg und dem flachen, in der Mitte von einer kleinen Kuppel gekrönten Dache des Heiligengrabes sah man Gruppen samaritanischer Burschen und Muhammedaner, die sich die Zeit bis zum Beginn des Festes damit vertrieben, daß sie da oben umherwanderten und vielleicht auch die Aussicht genossen, die bei dem schönen Wetter umfassend und klar war. Aber der heilige Felsen der Samaritaner, wo in ihrem Tempel das Allerheiligste gestanden haben soll, lag verlassen und einsam im Südosten. — Während ich unter den Steinblöcken umherwandere, kommen bald einige schlaue samaritanische Jungen und umschwärmen den fremden Festbesucher unter eifrigen Bitten um eine „Gabe um der Samaritaner willen" (bachschisch min schān es-sāmira). Sie strecken ihre Hände und Kopfbedeckungen nach mir und wollen sich nicht genügen lassen mit meinem „nachher", sondern schmieden, solange das Eisen warm ist.

So schweifte ich hier oben umher, ließ das Auge südwärts blicken über das Bergland Ephraims, dessen Kämme in der Ferne in immer zarteres Blau übergingen, oder im Osten und Nordosten über die fruchtbare Ebene und die Berge und Täler, welche schließlich von der blauen Kette des Ostjordanlandes eingerahmt werden, oder endlich im Norden nach dem mächtigen, die Fernsicht sperrenden Rücken des Ebal, auf dem graue und grüne Farbentöne einander einförmig ablösen. Die Sonne war inzwischen ein gut Stück tiefer gesunken. In breiten Streifen liegt ihr Blendlicht drunten auf dem Meer im Westen, das jenseits der gerundeten Hügel und der in grauen Dunst gehüllten Küstenebene seinen blauen Gürtel breitet. Langsam beginne ich die Wanderung zurück zu den Zelten und zum Festplatz, wo der Ofen noch immer geheizt wird und seine leichten Rauchwolken mit dem frischen Westwind dahinfahren läßt.

Auf dem mit größeren und kleineren Steinen und gebrechlichen rohen Mauern überall bedeckten Abhang oberhalb des Festplatzes sammeln sich an einer Stelle samaritanische Burschen mit Wassergefäßen, um Wasser für den bevorstehenden Festakt zu holen. Ich lenke meine Schritte dorthin und sehe, als ich näher komme, Wasser in einem Schöpfeimer an langem Seil aus einem recht großen und tiefen Wasserbehälter der gewöhnlichen in den Felsen gehauenen Art heraufziehen. Die Jungen nannten die Cisterne bir er-raṣāṣ, wenn ich recht hörte. Das würde „Bleibrunnen" heißen. Das nach ihrer Meinung „kalte und gute" Wasser ging in zwei Blechgefäßen mit engem Hals

und langen, graden Schnauzen bei ihnen die Reihe herum, wobei alle einige Schluck nahmen. Auch mir Ungläubigem ließen sie gegen einige kleine Münzen einen Trunk zuteil werden. Der Brunnen dürfte keine andere Bedeutung haben, als für die Opferhandlung gutes Wasser zu liefern.

In Gesellschaft mit den von der allgemeinen Feststimmung bewegten Knaben, die bald mit ihren Wassergefäßen zurückkehrten, ging ich über die eingefallenen niedrigen Steinmauern auf dem Abhang zum Festplatze, wo das Volk sich inzwischen in größerer Menge gesammelt hatte und einen Teil der Anordnungen verdeckte. Auch der Mutaṣarrif (Gouverneur) von nâblus war anwesend. Neben anderen europäischen Zuschauern nahm ich auf dem niedrigen Steinwall Platz, der im Osten den länglichen Hof um die Schlachtgrube begrenzt, und hatte von da aus einen recht guten Überblick. Auch auf dem kleinen Hügel um die Bratgrube standen einige Zuschauer bereit, um im rechten Augenblick einige Bilder zu erhaschen, und den ganzen Festplatz umringten dicht gedrängte Scharen, von türkischen Soldaten zurückgehalten, die voll bewaffnet und mit den glänzenden Patronenreihen quer über die Brust eine Art Hecke bildeten, während die Samaritaner sich auf dem freien Platz innerhalb bewegten. Auf einer anderen Steinmauer hinter der unseren, doch etwas höher als wir, standen Frauen in einer langen Reihe in schwarzen Hüllen und mit neugierigen Augen hinter den zuweilen für einige Augenblicke gelüfteten Schleiern: eine seltsame und hübsche Umrahmung des bunten Gemäldes des Festplatzes.

Die Schafe, welche auf dem offenen Raume zwischen den Zelten gestanden hatten, waren allmählich, mit Ausnahme des schwarzen (davon später), im Gewimmel der Menschen nach dem südlichen Ende des Festplatzes getrieben worden, wo ihre wolligen Rücken zuweilen zwischen der Volksmenge hervorleuchteten. Muhammedanische Jungen schwärmten überall herum und drängten sich unter die anderen Zuschauer, ohne sich von den Peitschenhieben und ständigen Zurufen der Ordnungsmacht vertreiben zu lassen. Eine erwartungsvolle Stimmung herrschte, nicht am wenigsten bei den Samaritanern, deren großes Fest nun beginnen sollte. Die Sonne neigte sich zum Untergang. — Unter den beiden Kesseln, in welchen Wasser für das Schlachten erhitzt werden soll, ist Feuer angezündet worden. Die Samaritaner fangen an sich zu sammeln, die meisten gekleidet in blaugestreifte Untergewänder (kumbaz) und weiße Mäntel mit Ärmeln (dschubbe); sie tragen eine weiße Binde mit gelber Stickerei um den niedrigen roten Fez mit blauer Quaste. Die jüngeren tragen weiße weite Beinkleider und knielange Mäntel der-

selben Art. Die Unruhe nimmt zu, Reiser werden zur Schlachtgrube gebracht und Teppiche in blauen und roten Farben auf der südlichen Hälfte des Festplatzes ausgebreitet. Dort ordnen sich die Samaritaner in drei Reihen in der Längsrichtung des Platzes, die Jugend vorn, hinter ihnen die älteren Mitglieder der Gemeinde, hie und da mit Gebetbüchern in den Händen. Die Gesichter sind ostwärts nach der Spitze des Berges als der Stätte des alten Heiligtums (nicht genau nach dem heiligen Felsen) gewandt. Keine strenge Ordnung scheint dabei zu herrschen, auch ist die Zahl der Glieder der Reihen nicht völlig gleich. Der Hohepriester tritt zwischen die Knaben in der ersten Reihe, angetan mit grauem Mantel und weißer goldgemusterter Binde um den niedrigen Fez der Samaritaner. Das Fest kann beginnen.

Von Händeklatschen begrüßt besteigt ein Samaritaner in Fez und europäischer Kleidung die Steinmauer auf der Südseite des Platzes und hält eine arabische Rede, die öfters starke Beifallsäußerungen bei den Versammelten hervorruft. Es handelt sich um eine Erklärung des Festes für die Zuschauer und um öffentlichen Dank für die Anwesenheit des Gouverneurs, für den ein Schaf besonders geschlachtet wird. Als die kurze Rede endete, begannen die Knaben ihr singendes Lesen der Gebete, und die weißgekleideten Reihen hinter ihnen fallen auf die Knie und neigen sich zur Erde, die sie mit der Stirn berühren, oder stimmen in die Gebete ein mit demselben singenden Ton, während sie die Unterarme vorwärts strecken und die flachen Hände aufwärts halten. Zuweilen verneigen sie sich mit dem ganzen Körper oder streichen mit der Hand über die linke Wange und den Bart hinab, zuweilen legen sie auch die Hände über der Brust zusammen. Die ganze Zeit ertönt der eigentümliche Singsang, der bei den Samaritanern lärmender und noch weniger wohllautend ausgeführt wird, als es sonst im Orient üblich ist. Aber wenn man auch zuweilen versucht ist, das Ganze nur als Lärm zu bezeichnen, muß man doch zugeben, daß darin eine feste Ordnung herrscht, an welcher alle Betenden teilnehmen. Dazwischen schienen die Älteren und die Jungen vor ihnen eine Wechselrede auszuführen.[1]

So geht es eine Weile fort, bis die Sonne mit einer letzten Gabe schöner Strahlenbündel hinter den Falten der blaugrauen Wolkenwand drüben im Westen verschwindet. Der Hohepriester hat, als ich ihn durch den dichten Zuschauerkreis wieder erblicke, den Platz gewechselt und steht jetzt grade vor seinen immer noch feierlich betenden Glaubens

[1] Wohl die 2. Mos. 12, 26 ff. vorgeschriebene Belehrung der Kinder über den Sinn des Festes. D.

genossen und ihnen zugewandt.[1] „Die Sonne geht unter" (rábat esch-schems), höre ich jemand neben mir sagen. Die Araber rings umher scherzen, einige Esel schreien in der Nähe. Noch einmal zeigt sich die gelbglänzende Sonnenscheibe, wie sie in einen Riß des Wolkenschleiers sinkt. Die sechs Schafe werden von den jüngeren Samaritanern zur Schlachtgrube getragen und um sie herum gestellt. Da hält man sie fest und legt sie schließlich mit den Füßen zur Grube zu, während die breiten Schlachtmesser einigen älteren Männern gereicht werden, die mit dem Schlachten beauftragt sind.[2] Der Hohepriester steht nun etwas höher, indem er auf ein daliegendes Säulenstück getreten ist, liest mit feierlicher Stimme die Erzählung von 2. Mose 12 vom ersten Passahfest, dabei gewandt gegen die dünner gewordenen Reihen auf den Teppichen, aus welchen eine Anzahl sich bei der Schlachtgrube befanden. Die Gemeinde antwortete, soviel ich wahrnehmen konnte, mit Amen — aber jetzt wird der Gesang des Hohenpriesters von Lärm übertönt, alle Versammelten geraten in Bewegung und rufen, Samaritaner und Moslems gleichzeitig, vor Freude oder Übermut. Die bärtigen Männer, welche die Schlachtung verrichten sollen, haben ihre weißen Ärmel aufgestreift, und als der Hohepriester bei seiner Verlesung zu den Worten kam (2. Mos. 12, 6): „Und die ganze Gemeinde Israels soll es schlachten", beugen sie sich unter sägenden Bewegungen mit den Armen, aber der dichte Zuschauerring verhindert mich, genau zu beobachten, wie man die Schlachtung ausführt, auch ob dabei die vorgeschriebene Richtung nach der Bergspitze genommen wird. Alle Herumstehenden werfen ihre Hände empor unter lauten Rufen, die es unmöglich machen, die Formel zu hören, von der das Schlachten begleitet wird. Sie lautet, wie ich später erfuhr: „Es gibt keinen Gott außer Einem (lith iláh illa [h]ád), der Name, der Name,[3] barmherzig und gnädig, geduldig und von großer Gnade und Treue!" Der letzte Teil der Formel stammt aus 2. Mos. 34, 6. — Als ich gleich darauf mich so weit vordrängen konnte, daß ich sah, was geschehen war, lagen alle Tiere mit dem Bauch gegen die Grube gewandt und mit von unten zur Hälfte durchschnittenen Hälsen, also auf die im Orient und bei den Juden gewöhnliche Weise geschlachtet. Das Blut lief auf den Boden herab, ich konnte nicht bemerken, daß man es zu irgend etwas verwandte, sah auch nachher niemand damit bestrichen, wie es Petermann im Jahre 1853 beobachtet hat. Nach

[1] Wahrscheinlich um den Priestersegen zu sprechen. D.

[2] S. Tafel 5, Abbildung 10.

[3] schema ist samaritanischer Ersatz für den vierbuchstabigen Gottesnamen. D.

dem eigenen Zeugnis der Samaritaner sind indes in der Tat Kinder und Zelttüren mit Blut bestrichen worden (s. S. 124).

Nachdem das Blut aufgehört hatte zu fließen, begann das Brühen der Tiere, was die jüngeren Samaritaner ausführten. Besonders zeigten die Knaben, welche die Lämmer gehalten hatten, großen Eifer im Ausreißen der Wollflocken mit den Fingern, nachdem sie mit dem heißen Wasser aus den Kesseln gelöst waren. Andere holten neues Wasser für die Kessel oder brachten Brennmaterial herbei. Einige der älteren Samaritaner begannen wieder die während des Schlachtens unterbrochenen Gebete bei den Teppichen, wo indessen das einförmige Gemurmel aus den Gebetbüchern zuweilen unterbrochen werden mußte, um einige unartige Knaben von der Lehre des Propheten wegzustoßen. Alle Abschnitte der gelesenen Gebete schließen mit einem langgezogenen amen, worin auch diejenigen einstimmen, welche sich mit den geschlachteten Schafen beschäftigen. — Der Hoheprieſter hatte sich sogleich nach der Schlachthandlung in sein Zelt zurückbegeben. Die Dämmerung war eingetreten.

Die Arbeit des Brühens und Enthaarens ist nach einer guten halben Stunde so weit fortgeschritten, daß einige Tiere fertig waren, während das laute Gebet in verschiedenen Gebetsstellungen noch immer fortdauerte. Die Jungen an der Schlachtgrube schreien in frommem Eifer unaufhörlich ihr: lāh ilāh illā ad, „es ist kein Gott außer Einem", während der Feuerschein auf die weißen Gestalten und die enthaarten Schafe an der Grube ein seltsames Licht wirft. Jetzt ist es Zeit, die Tiere auszunehmen. Eine Stange mit zwei Haken wird herangebracht, auf die Schultern zweier Männer gelegt und ein Schaf mit den durchbohrten Sehnen der Hinterbeine daran gehängt. Nun öffnet man den Bauch, nimmt den Magen, die Eingeweide, die Gallenblase und das Fett heraus und legt sie auf die Aststücke am nördlichen Ende der Grube. Herz und Lungen werden besonders herausgenommen und abgespült. Das rechte Vorderbein wird abgeschnitten mit einem Stücke des Buges und in einen der Kessel gelegt, die nicht mehr für das Brühwasser nötig sind. Der Inhalt der Gallenblase und der Eingeweide ist vorher entfernt und außerhalb des Festplatzes weggeworfen worden. Auch die Hüftsehne wurde herausgenommen. Während dieser Arbeit, die von einigen älteren und hervorragenderen Mitgliedern der Gemeinde verrichtet wurde, reichte man auf einem Blechtablett zusammengefaltetes Dünnbrot herum, zwischen welches grüne Blätter von wildem Lattich (Lactuca saligna) gelegt waren, und von diesen ungesäuerten Broten und bittern Kräutern genossen alle eifrig kleine Stückchen. Einer der jüngeren Samaritaner, der mir erklärte, was das bedeute, ließ mich einen Bissen kosten.

Mehrere eichene Stangen wurden herbeigeschafft, die gegen drei Meter lang und nahe dem dicken Ende mit einem runden Brettchen versehen waren, das durch einen Holzpflock verhindert wurde weiter hinunter zu gleiten. Das obere Ende der Stangen war zugespitzt. Diese Spieße (arabisch sādud) benützte man zunächst, um an ihnen mehrere Schafe auszunehmen, wofür man den Spieß durch die Hinterbeine hindurchführte und dann auf die Schultern zweier Samaritaner legte. Die ganze Zeit ertönte unaufhörlich der Ruf: „Es ist kein Gott außer Einem!" und noch immer, wenn ich daran denke, klingt mir der eigentümliche Tonfall dieses Rufes in die Ohren. Als alles fertig war, das rechte Vorderbein mit seinem Stück des Bugs abgeschnitten, die Eingeweide herausgenommen, Herz und Lungen abgespült und Wasser durch den hängenden Tierleib gegossen war, wurde der Spieß so hindurchgeführt, daß der Hals, an dem der Kopf hing, gegen das Brettchen an seinem unteren Ende zu liegen kam und die gekreuzten Hinterbeine von seinem oberen Ende durchbohrt wurden. Mit einigen raschen Schnitten in die Länge und Quere wurde das Fleisch, wenngleich nicht tief, geöffnet, um das Braten zu erleichtern, und das ganze Tier mit Salz eingerieben. Die so behandelten Tierleiber wurden mit ihren Spießen auf ein Gitter (schubbāk) aus starken Ästen in der südöstlichen Ecke des Platzes gelegt, wo man die Einreibung mit Salz fortsetzte und Salz auch in die Leiber einführte. Herz und Lungen, die man bei allen Tieren als fehlerfrei befand, legte man wieder an ihre Stelle, wogegen alle rechten Vorderbeine zusammen auf einen Spieß gesteckt wurden.

Einige Stunden waren nötig gewesen, um alle sechs Schafe fertig zu machen und auf die Spieße zu ziehen, aber jetzt war endlich alles bereit für das Braten in der Grube, in welcher das Feuer zu Kohlenglut niedergebrannt war. Alle Spieße wurden nun von je einem Träger erfaßt und um die Grube herum mit den dicken Enden zum Boden hin aufgestellt, so daß die Schafleiber mit den wackelnden Köpfen abwärts hingen. Auf den Köpfen und Hinterschenkeln war die Wolle nicht vollständig abgerissen worden, sondern saß noch teilweise daran. Auf ein gegebenes Zeichen hin und unter gegenseitigem Mahnruf ließen die Männer gleichzeitig alle Spieße in die Grube hinab, deren Steine durch die lange Heizung glühend geworden waren, und stellten ihre dicken Enden in die Glut auf dem Boden; das Zweiggitter, auf dem vorher die geschlachteten Tiere gelegen hatten, wurde von oben über die Mündung der Grube gelegt, so daß die Spitzen der Bratspieße je durch ein Loch des Gitters hindurchstachen, die Spieße eine feste Stellung erhielten und am Umfallen gehindert wurden, wodurch ein gleichmäßigeres Braten der

Schafleiber gesichert wurde. Als das Gitter gut darüber lag, rief man eifrig nach haschisch (Kräutern), und von eiligen Händen wurden Zweige und feuchte Kräuter über das Gitter gelegt und zwischen den Enden der Bratspieße gut zusammengepackt. Die nasse Erde, welche in der Nähe bereit lag, wurde in Körben herbeigebracht, auf die Decke, durch welche Rauch hervorbrach, geworfen und vorsichtig mit den Händen fest geschlagen, bis eine dicke Lage entstanden war, die keinen Rauch mehr durchließ. So sollte das Braten der Tiere befördert, aber sicher auch das Verbrennen der Bratspieße gehindert werden. Infolge des allgemeinen Eifers hatten die Samaritaner rasch genug ihren tannūr in Ordnung gebracht und konnten ihn, nach Zurücklassung einiger Wächter, ruhig verlassen, um „nach drei Stunden", wie ich einen der jungen Männer sagen hörte, die Erddecke hoffnungsvoll wieder abzuheben. Chalas, mafisch haua, mafisch nār, „es ist fertig, weder Luft, noch Feuer ist mehr da", sagte er zu mir im Vorbeieilen und ließ sich nach der schmutzigen Arbeit etwas Wasser über die Hände gießen und so die schlimmste Unreinheit abspülen.

Als ich mich umwende, züngeln die Flammen schon unter den Eingeweiden und um sie herum auf ihrem Lager aus Aststücken über dem Nordende der Schlachtgrube, und vor dem Feuer umarmen die Männer einander und küssen sich auf die Schultern, erst auf die rechte, dann auf die linke. Die Festgrüße lauten nach dem Kitāb el-chulf: „Hundert Jahre in deinem Leben (möge das Fest wiederkehren)! Jedes (künftige) Jahr seiet ihr im Wohlsein! Gott lasse euch wiederkehren zu seinen Wiederholungen! Beständig sei diese Gesetzesvorschrift in deinem Leben! Gott möge diesen Brauch nicht aufhören lassen!" Einige scheinen auch zu beten, nach der Stellung ihrer auf die Brust gelegten Hände zu schließen. Vom Feuer verbreitet sich Rauch und Senggeruch auf weite Strecken. — Das schwarze Schaf, das man nicht mit zum Festplatz geführt hatte, sondern in der Zeltgasse zurückgelassen, wurde nun von einem Mann weggetragen und jenseits einer Steinmauer, ein wenig westlich vom Platze, laufen gelassen. Es war bestimmt geschlachtet zu werden, wenn eines der anderen Tiere untauglich gewesen wäre, was indes nicht der Fall war.

Die meisten der Samaritaner hatten sich jetzt nach ihren Zelten begeben, und auf dem Festplatz blieben nur wenige zurück, von denen ein paar mit der Verbrennung der Eingeweide beschäftigt waren. Von den muhammedanischen Zuschauern begaben sich die letzten auf den Heimweg nach nāblus, den viele schon früher angetreten hatten, weil es nach Regen aussah und einige Tropfen fielen. Die europäischen Festbesucher,

etwa zehn an der Zahl, wurden in das hohepriesterliche Zelt geladen, wo man Schutz fand gegen den hier oben auf dem Berge recht fühlbaren Nachtwind. Fest entschlossen, das ganze Fest bis zu Ende zu sehen — nur einmal im Leben gibt es eine solche Gelegenheit —, machte ich davon keinen Gebrauch, sondern setzte mich neben einige samaritanische Jünglinge auf die niedrige Steinmauer am Festplatz und suchte durch Unterhaltung die Zeit zu verkürzen. Einer von ihnen erzählte mir Verschiedenes von den Schwierigkeiten, welche die Samaritaner in dem fanatischen nablus haben, wenn auch ihre Rechte jetzt besser beachtet werden als früher. Erst seit etwas mehr als einem halben Jahrhundert haben sie wieder die Erlaubnis, ihr Passah auf Garizim zu feiern.

Die Szenerie war eigenartig und wurde nach einer Weile etwas belebter, als einige der älteren Samaritaner kamen, um dort im Halbdunkel ihre Gebete fortzusetzen. So viel ich sehen konnte, waren die Teppiche noch immer auf dem Boden ausgebreitet, und das war auch notwendig, wenn die Beter nicht bei ihren Beugungen bis zur Erde ihre weißen Festgewänder beschmutzen wollten. Zu den erstgekommenen gesellten sich bald andere, unter ihnen einer mit zottigem Bart, der offenbar dem Hohenpriester nahestand und einen hervorragenden Platz in der Gemeinde einnahm. Mehrmals küßten die Männer einander, wenn sie beim Feuer vorübergingen. Dieser Gruß schien durch den Ort, wo er ausgeführt wurde, seine besondere Bedeutung zu erhalten. Schließlich hatte sich eine größere Zahl wieder am südlichen Ende des Festplatzes gesammelt. Nachdem eine Laterne an einen Pfahl gehängt worden war, etwa da, wo früher das Gitter mit den geschlachteten Tierleibern gelegen hatte, konnten auch die Gebetbücher besser angewandt werden. Von meinem Platz beim Feuer, wo ich an der Steinmauer kauernd etwas gegen den kühlen Nachtwind geschützt war, sah ich die weißgekleideten Gestalten im schwachen Scheine der Laterne und des Feuers sich beugen, die Hände ausstrecken, niederknien und mit der Stirn einige Augenblicke den Boden berühren, wieder aufstehen und ihr bald murmelndes, bald knarrendes, bald fast heulendes Beten wieder aufnehmen. Vorn am Schlachtplatz schmorten die Eingeweide auf dem Feuer, das unter den großen Kloben, welche sie trugen, beständig unterhalten werden mußte mit knisterndem netsch, dem niedrigen scharfdornigen Poterium spinosum, das auf den kahlen Bergen Palästinas ganz allgemein ist und ihnen ihre graugrünen Flecke verleiht. Ein alter Mann in weißen Beinkleidern und einem kurzen weiten Rock sorgte eifrig für das vollständige Verbrennen der Eingeweide. Mit einem Schürholz rührte er die Eingeweide auseinander, wenn sie einen Klumpen bilden wollten,

und schob sie wieder auf die Kloben, wenn sie in die Glut auf dem Grund der Grube fielen. Begann der Stecken zu brennen, so tauchte er ihn in einen Kessel mit Wasser, der noch vom Brühen der Schlachttiere dastand, oder strich mit ihm über den Boden. Allmählich begannen die Eingeweide trocken zu werden, zu verbrennen und der widrige Geruch zu verschwinden. — Einige junge Samaritanerinnen, unverschleiert und mit hübschen, aber bleichen Gesichtern unter den bunten Kopftüchern, saßen eine Weile auf niedrigen Schemeln am Feuer, in dessen Flammen sie mit großen dunkeln Augen blickten. Lange schwarze Zöpfe hingen über ihre weißen Gewänder, die schlanke Gestalten umschlossen. Zuweilen tauschten sie einige Worte mit den Männern am Feuer und ließen sich durch die Feierlichkeit des Abends nicht abhalten, einen kleinen Scherz mit einem gedämpften Lachen zu erwidern. Meine Gedanken gingen zu dem Weibe am Jakobsbrunnen da unten am Berge.

Während der weißgekleidete Alte mit feierlichem Eifer seines Amtes waltete und in den verkohlenden Gedärmen rührte, und die jungen Leute mit feierlichem und scherzhaftem Gesang sich die Zeit vertrieben, und die Gestalten drüben im Laternenschein beteten, sich neigten und auf ihre Weise um Gott eiferten, saß ich am Feuer und gedachte der Heimat. Der Frühling hielt dort seinen Einzug, und in Upsala herrschte Feststimmung, freilich von anderer Art, als ich sie hier am Feuer der Samaritaner auf dem Garizim schauen durfte. Die Frühlingslieder auf dem Schloßhügel waren dort verklungen, die Sammelrufe im Odinshain vorüber, und die frohe Stimmung und der Austausch der Grüße in ihr Recht getreten. Auch überkam mich mit Macht die Empfindung, wie doch der alte blutige Opferdienst mit dem Geruch verbrannter Eingeweide vom Altar her einer niederen Vergangenheit angehörte. Es hatte auf mich einen widerlichen Eindruck gemacht, bei der eigentlichen Schlachtung die ausgelassene, fast blutdürstige Stimmung der Zuschauer zu sehen, von denen sich einige auf die Achseln der vorn stehenden schwangen, um einen Blick in den Kreis werfen zu können, wo die Hälse der armen Tiere mit den Messern halb durchgesägt wurden. — — Aber die Nacht wurde kalt, und im Licht des Vollmonds, der auf seiner Wanderung über das Firmament schon ein gutes Stück nach dem Berglande im Süden zu gelangt war, machten einige von uns Festbesuchern zusammen eine kleine Wanderung über den Gipfel des Berges und die Reste der byzantinischen Kirche, um den Mond über die östliche Landschaft leuchten zu sehen. Als wir nach einer Weile zurückkamen, fanden wir alles wie vorher, aber die Bratgrube schien beschwerlicher Arbeit zu bedürfen. Schon einmal vorher hatten kleine Rauchsäulen begonnen,

durch Risse, die entstanden waren, aufzusteigen, und ängstlich herbei eilende Samaritaner hatten diese Risse rasch verstopft. Aber nun schien es schlimmer gekommen zu sein. Schließlich ließen sich doch die Risse wiederum durch darauf geworfene Erde bezwingen, und um weiteres Unheil zu verhüten, wurden die Spitzen der Bratspieße, welche bisher über die Erddecke hinausgeragt hatten, völlig abgeschnitten. Die abgeschnittenen Stücke warf man zu den fast verbrannten Eingeweiden auf der Schlachtgrube. Auch die abgerupfte Wolle, die beim Brühen der Tiere in von Blut zusammengeklebten Zotten unter die Eingeweide auf den Holzkloben oder auf den Boden ringsumher geworfen worden war, hatte der Mann, der das Feuer besorgte, oder die Jungen in die Flammen gelegt. Es sah indes nicht aus, als sei man damit sehr genau gewesen, denn hier und da sah man noch Wollezotten um die Grube herumliegen. — So vergeht wieder eine Weile. Noch immer wird gelegentlich ein knisterndes Reis unter die Kloben gesteckt, aber bald dürfte das Feuer ausgebrannt sein. Es war nicht mehr weit von 11 Uhr; die Samaritanerinnen waren nach ihrem Zelt gegangen, und die weißen Gestalten drüben hatten ihr Gebetsgemurmel beendet. Beim Feuer saßen noch einige jüngere Männer und sangen mit dem letzten Rest ihrer angestrengten Stimmen. Eines der älteren Mitglieder der Gemeinde ging mehrmals dabei hin und her, und schien stets, wenn er an uns vorüberkam, seine Gebete besonders laut herzusagen. Da der Wind recht kühl wehte, nahmen wir schließlich die Einladung an, im Zelt des Hohenpriesters die Zeit abzuwarten, wenn die Bratgrube geöffnet werden und das Mahl beginnen sollte. Drinnen im Zelt war es angenehm warm, aber der greise Hohepriester selbst nicht gegenwärtig. Bei einer kleinen Platte mit arabischem Backwerk, getrockneten Datteln, eingesalzenen Kürbiskernen und Dünnbrot verging die Zeit rasch genug. Schließlich erschien der Hohepriester, um seinen langen, mit einem dickeren gedrechselten Kopf versehenen Stab zu holen, und ein jüngerer Samaritaner, der uns eine Weile Gesellschaft geleistet hatte, lud mit einem: tfaḍḍalu schufu „bitte, sehet!“ ein, Zeuge zu sein, wie man das Passahlamm ißt. Mit gespannter Erwartung verließen wir das Zelt.

Draußen stand schon ein Haufen um die Bratgrube, die man offenbar auf die Weise geöffnet hatte, daß man das Zweiggitter mit seiner Lage von Reisern und nasser Erde mit einem Ruck zur Seite gewälzt hatte. Und vorn standen die guten Samaritaner um die runde Grube, aus der ein hoffnungerweckender Bratengeruch zu glücklichen Nasen emporstieg. Der Hohepriester selbst überwachte den feierlichen Augenblick, da die Spieße, einer nach dem andern, herausgehoben

wurden, um die leckern Braten zu Tage zu fördern. Aber das Glück ist unbeständig. Der erste Spieß kam heraus im Laternenschein und sein Braten hing daran; aber am zweiten befanden sich nur die gekreuzten Hinterfüße und der dritte erschien in der Mündung der Grube verkohlt und verstümmelt und völlig kahl. So war es auch mit den übrigen Spießen, als sie herauskamen; die Hitze war zu stark gewesen und die Bedeckung des Ofens zu undicht, so war das Unglück geschehen. Die Stimmen waren eifrig und bestürzt, auch der Hohepriester nahm an der Überlegung teil, was nun zu tun sei. Schließlich hatte man sich über das einzige Mittel, die auf dem Boden der Grube vorhandenen Bratenstücke herauszubefördern, geeinigt und traf die nötigen Anordnungen. Ein paar der längsten Männer banden ihre Tücher als Binden über den Mund und zogen eine Art grober Lederhandschuhe an, worauf der eine von ihnen mit einem inzil „steig nieder!" von einigen starken Männern an den Handgelenken ergriffen wurde und in die dampfende Grube gesenkt, nachdem man zuerst einen Korb von weichem Geflecht hinabgeworfen hatte. In den wenigen Augenblicken, die er in der Hitze und Glut unten aushalten konnte, raffte er in den Korb, so viel er konnte, und reichte ihn eifrigen Händen in der Öffnung des Ofens. Der Korb kam rasch herauf, und unter dem Ruf: irfaʿ „hebe!" wurde der Held an den emporgereckten Armen wieder aus der Grube gezogen. Darauf kam der nächste Mann an die Reihe, um in dem heißen Ofen, der so tief war, daß die ausgestreckten Hände nicht bis zur Mündung reichten, nach weiteren Bratenstücken und Knochen zu suchen. Anfänglich wurde der Eifer mit einigen tüchtigen Schafleibern belohnt, die in den zusammengelegten Körben froh nach dem Südende des Platzes gebracht wurden, wohin der Hohepriester und die meisten Samaritaner sich schon begeben hatten. Allmählich wurde der Ertrag der Einstiege immer geringer — zuletzt nur ein paar schwarzgebrannte Knochenenden —, und der Mann, der zuletzt unten gewesen war, versicherte, daß nichts mehr zu finden sei. Da gab man sich zufrieden, und auch die eifrigsten der „Fleischfischer" gingen zu den übrigen, welche die Braten schon für das Mahl hergerichtet hatten, indem sie Knochen, Fleischstücke und Asche trennten. Es ging auf dem Festplatz lebhaft zu. Denn die ganze samaritanische Gemeinde, Männer und Frauen, junge und alte, bewegte sich da zwischen seinen Mauern umeinander. Allmählich ordnete man sich in Gruppen, alles unter Gesang von Gebeten und indem die Hände Stöcke und Stäbe umschlossen, die zur Festausrüstung gehören (2. Mos. 12, 11). Noch sehe ich vor mir den weißbärtigen Greis, der vorher voll Eifer am Feuer der Eingeweide hin und her ging und jetzt sein

Bestes tat, um die alten Gebete kräftig vor den Ungläubigen ertönen zu lassen, die wir neugierig auf der Steinmauer standen grade über dem Platz, wo der Hohepriester sich mit den Seinen niedergelassen hatte.

Die Gebete waren zu Ende und das Passahmahl begann. Alle Männer, Frauen und Kinder[1] saßen in Gruppen auf dem Boden, mit dem Fleisch auf einem geflochtenen Korb in der Mitte. Man löste die Fleischbissen mit den Fingern und aß sie mit Mazzoth (ungesäuertem Dünnbrot) und bitteren Kräutern. Alles machte den Eindruck von großer Eile, wie man dasaß mit den gegen die Knie gelehnten Stäben und die Hände und Kinnbacken eifrig bewegt. Das weiche dünne Brot riß man in Stücke, ohne ein Messer anzuwenden. Besonders erinnere ich mich, mit welcher Würde der Hohepriester von der Speise der Festnacht genoß und wie ein kleines Mädchen von seinen Verwandten im Kreise hockte und so in die Sitten der Väter eingewöhnt wurde. Das schwache Feuer in der Schlachtgrube, das bald verlöschen sollte, und einige Laternen gaben dem eigentümlichen Bilde eine passende Beleuchtung, während der Mond mit seinem zauberischen Glanz durch die leichten wandernden Wolken herabschaute. — Nur etwa eine halbe Stunde dauerte das Mahl, und als die Uhr über ein Uhr war, verließen einzelne ihren Platz, um die Hände zu waschen und sich zum Zeltlager zu begeben. Auch für uns konnte es Zeit sein, zurückzukehren. Unter vielen Verbeugungen und Danksagungen bei dem Hohenpriester und den vornehmen Samaritanern verließen wir den Festplatz und wanderten nach den Zelten. Daß die Bratspieße und Körbe sowie das Zweiggitter mit den Resten des Mahles nach beendigter Mahlzeit ins Feuer geworfen wurden, habe ich deshalb nicht gesehen — aber nach der Mitteilung der Samaritaner ist daran nicht zu zweifeln, daß „nichts übrig gelassen wird" bis zum Morgen (2. Mos. 12, 10). — Einige jüngere Samaritaner gaben uns bis zu den Zelten das Geleit. Dem Priestersohn ʿAmrān, der eben vom Mahle kam, drückten wir beim Abschied die Hand, die er uns nicht reichen wollte, weil er das Bratenfett noch nicht abgewaschen hatte. So verließen wir etwa um halb zwei Uhr nachts die erinnerungsreiche Bergzinne, über welche der helle Mond des Morgenlandes sein weißes Licht breitete und uns den Weg erleuchtete. Im nächtlichen Dunkel dämmerte die Bergkette des fernen Ostjordanlandes ganz undeutlich, und im Süden erschienen wie ein leichter grauer Dunst die Höhen vom Berglande Ephraims. Ein letzter

[1] Früher aßen nach orientalischer Sitte die Männer zuerst, die Frauen und Kinder nach ihnen. Das hat man jetzt geändert. D.

Blick zurück auf die Zelte, welche sich gegen den dunkleren, von Trümmern bedeckten Gipfel weiß abzeichneten, dann wandte sich der steinige Pfad um eine Steinmauer und begann abwärts zu steigen.

So feiert die kleine samaritanische Religionsgemeinde ihr uraltes Fest droben auf „dem edlen Berge" mit Ruinen von Gebäuden, vor denen ihre eigenen haben weichen müssen und die man sie vielleicht gezwungen hat bauen zu helfen. Und obschon „auf Grund eines unausforschlichen Ratschlusses Gottes" die ganze Gemeinde innerhalb einer nicht zu weit entfernten Zukunft zum Untergang verurteilt zu sein scheint, hofft der schwindende Rest noch immer auf ein Aufblühen, wenn sein Messias kommt. Dann wird die Bedrückung ein Ende nehmen und die Klage verstummen, aber während der langen Jahre des Wartens ertönt der Gebetsruf im Passahliede dort oben auf dem Garizim:[1]

„Pesach wollen wir halten, Amen, wie in des Wohlgefallens Tagen
auf dem Berge Garizim, bei welchem die Stätte des Wohnens Jhvhs,
Gottes, des Herrn.
Sieh, Jhvh, unser Elend und laß wiederkehren dein Wohlgefallen
zu deinem Knechte Israel, deinem Schützling und Armen,
den du genannt hast deinen Erstgeborenen und deinen Sohn!
Entferne doch seinen Dränger und kehre von deinem Grimm,
habe Mitleid mit seinen Nöten und offenbare ihm deine Hütte,[2]
auf dem Gipfel des Berges Garizim, dem Orte deiner Rechten,
daß er halte das Pesach und darbringe dein Opfer
an diesem Feste der ungesäuerten Brode! Wegen der Mühe deines
Getreuen
laß weichen die Drangsal deines Volkes und schaue von deiner Wohnung!"

[1] Den hebräischen Text s. in einem gedruckten Vortrag von David Zellin in Jerusalem.

[2] Die auf dem Berge irgendwo in einer Höhle verborgene Stiftshütte s. Jacob, son of Aaron, The history and religion of the Samaritans, S. 21. D.

4. Das samaritanische Passah im Verhältnis zum jüdischen.

Von Professor G. Dalman.

Die durch sorgsame Beachtung der Einzelheiten und stimmungsvolle Kleinmalerei ausgezeichnete Schilderung Sven Linders von der Passahfeier auf dem heiligen Berge der Samaritaner fordert zum Vergleiche der jüdischen Feier zur Zeit des zweiten Tempels heraus, wie sie nach der Vorstellung der Rabbinen des zweiten Jahrhunderts n. Chr. stattfand oder wenigstens hätte vor sich gehen sollen, um der schriftgelehrten Theorie zu entsprechen, und wie sie wohl auch Jesus mit seinen Jüngern in seiner letzten Nacht gehalten hat. Dazu war nötig, Kenntnis zu gewinnen von dem bei der samaritanischen Feier vorausgesetzten Verständnis der Passahgesetze des Pentateuchs. Zu diesem Ende begab ich mich in Begleitung von Herrn cand. Linder nach nāblus und habe dort am 16. Juli 1912 in einer mehrstündigen Unterhaltung mit dem Priester Isḥāḳ, wohl jetzt dem kenntnisreichsten unter den Samaritanern, eine Anzahl wichtiger Punkte geklärt, auch über einiges Herrn Linder unsicher oder unbekannt Gebliebene Mitteilungen erhalten, so daß es möglich war, seiner Schilderung eine, wie ich hoffe, absolute Zuverlässigkeit zu verleihen. Außerdem standen mir zur Verfügung das Kitāb el-chulf bēn es-sāmira wel-jahūd (Mskr. der Bibliothek des Instituts), welches Finḥās ibn Isḥāḳ um 1885 verfaßt hat, und die Mitteilungen Wreschners aus dem entsprechenden Buche des Munaddscha ibn Ṣadaḳa (12. Jahrhundert) in seiner Dissertation „Samaritanische Traditionen" (1888). In beiden Schriften verteidigen die Verfasser die samaritanische Auffassung des Gesetzes gegen die jüdische, soweit sie ihnen bekannt gewesen ist, und haben deshalb Veranlassung, ihr Verständnis der Gesetzesvorschriften zu entwickeln. Finḥās gibt auch eine ausführliche Schilderung ihrer ganzen Passahfeier.

Der erste Punkt, an welchem eine Verschiedenheit der samaritanischen und jüdischen Auffassung hervortritt, bezieht sich auf die Auswahl der Opferlämmer. Das ben schanā „einjährig" von 2. Mos. 12, 5 wird beiderseits nach 3. Mos. 12, 6 bestimmt als „Sohn seines Jahres". Dabei aber denken die Samaritaner an das laufende Jahr der Welt, das sie vom Monat tischrin el-auwal (Oktober) ab rechnen (so nach Isḥaḳ), während die Juden meinen, daß es sich um das erste Lebensjahr des Tieres handele, das nicht überschritten werden darf, und ausdrücklich die Rücksicht auf das Weltjahr ausschließen (b. Erach. 18b, Barajtha, Tos. Para I 6—8, Mechiltha, Ausg. Weiß, 5b). Trotzdem haben die Juden offenbar in Wirklichkeit wie die Samaritaner die kräftigen Lämmer vom Herbstwurf, welche den Vorzug haben, infolge des Grünfutters der Regenzeit bei reichlicher Milch aufzuwachsen, als Passahlämmer benutzt. Denn aus den bekannten Sendschreiben Gamaliels wegen der Ansetzung eines Schaltmonats vor dem Passahmonat (Tos. Sanh. II 6, j. Sanh. 18b) geht hervor, daß zu den Gründen der Verkündigung eines Schaltmonats gehört, daß die Lämmer noch zart seien, das heißt doch wohl, nicht so kräftig, wie man sie für das Passah gern haben möchte.

Finḥās und Munaddscha betonen den Juden gegenüber, daß auch Frauen und Kinder am Passah teilzunehmen haben, weshalb bei der Zahl der Tiere auch auf sie Rücksicht zu nehmen sei. Aber nur von den Karäern ist bekannt, daß sie das Passah auf die erwachsenen Männer beschränken. Die rabbinische jüdische Tradition schließt nur diejenigen Personen vom Passah aus, welche nicht das Mindestmaß eines Stückes Fleisch von Olivengröße zu essen vermögen (b. Sukk. 42b). Nach Tosephta Pesachim VII 7 (b. Pes. 88a) schlachtet man das Passah für minderjährige Söhne und Töchter „mit und ohne ihr Wissen". Auch die Mischna Pes. VIII 1 (vgl. j. Pes. 35d) erwähnt Waisen, die als unmündig gedacht sind, als Teilnehmer am Passah, und bestimmt nur, daß keine Opfergesellschaft ausschließlich aus Frauen, Sklaven und unmündigen Kindern bestehen solle. Aber das Kind, das noch kein olivengroßes Stück essen kann, ist ebensowenig zu berücksichtigen als hundert Erwachsene, die wegen Krankheit das nicht vermögen (Mechiltha, Ausg. Weiß, 5b, Pes. VIII 7). Es genügt sogar nach b. Sukk. 42b, daß ein Kind versteht, Eßbares zu erkennen, etwa eine Nuß zu nehmen und einen Stein wegzuwerfen, um ihm Recht an das Passah zu verleihen.[1] Die Teilnahme der Frauen ist ganz selbstverständlich (Pes. VIII 1,

[1] Wreschner, Samaritan. Traditionen, S. 1, leugnet die jüdische Beteiligung der Kinder am Passahmahl mit Unrecht.

Tos. Pes. VIII 10). Streit ist nur darüber, ob es sich dabei um Verpflichtung oder nur um eine Erlaubnis handelt, deren Nichtbefolgung keine Verschuldung in sich schließt (b. Pes. 91 b, j. Pes. 35 d).

Daß nur reine Israeliten am Passah teilnehmen dürfen, steht nach 4. Mos. 9, 6 ff. Juden wie Samaritanern fest. Ishāḳ erwähnte mir gegenüber besonders die durch Anfassen einer Leiche auf sieben Tage unrein gewordenen (während die bloße Anwesenheit im Leichenhause nicht verunreinigt wie bei den Juden), die Samenflüssigen und die Frauen während ihres Monatsflusses. Es ist anzunehmen, daß auch die Wöchnerinnen hierher gerechnet werden. Nach 2. Mos. 12, 43 ff. sind Unbeschnittene vom Passah ausgeschlossen, während beschnittene Sklaven eines Israeliten teilnehmen können. Ishāḳ sagte, daß sie unter diesen jedenfalls die Schwarzen ausschließen würden, weil sie ihnen als Söhne Kanaans gelten, mit denen nach 5. Mos. 7, 2 keine Gemeinschaft möglich ist. Keinerlei ausdrückliche Anwendung des Kanaaniter gesetzes auf das Passah ist mir von jüdischer Seite bekannt.

Die jüdische Tradition legt Nachdruck darauf, daß laut 2. Mos. 12, 4 für jedes einzelne Lamm eine Opfergesellschaft im voraus festgestellt werde, welche an dies Lamm gebunden ist und auch nicht nach seiner Schlachtung ihre Teilnehmer ändern kann (Pes. VIII 3). Eine Vertauschung zweier Opfertiere ist deshalb ein schlimmer Fall (Pes. IX 8—11), dem natürlich vorgebeugt werden muß (s. u.). Die Samaritaner kennen diese ängstliche Behandlung der Opfergesellschaft nicht. Sie bestehen jetzt aus sieben Sippen (ḥamail) und pflegen deshalb sieben Lämmer zu schlachten, aber gemeinsam, ohne Zueignung jedes Lammes an eine bestimmte Sippe. Dies Jahr hatten sie aus Sparsamkeit sich mit sechs Opfertieren begnügt. Doch hat beim Mahle jede Gesellschaft ihr Lamm, und Vermischung der Gesellschaften wird nach Finḥās vermieden (vgl. S. 137).

Unmittelbar nach Sonnenuntergang ist die Schlachtzeit der Samaritaner. Sie verstehen das biblische „zwischen den Abenden" (2. Mos. 12, 6) nach Finḥās von der Zeit zwischen dem Gelbwerden der Sonne vor ihrem Untergang und dem Verschwinden des Abendrots nach demselben. Die Mitte dieser Zeit liege zwei Minuten hinter dem Sonnenuntergang, dann habe das Schlachten zu geschehen. Die rabbinische Anschauung denkt an die Zeit zwischen dem ersten Neigen der Sonne (zu Mittag) und dem Sonnenuntergang (Pes. V 3), bestimmt aber den tatsächlichen Anfang des Schlachtens für die Zeit nach dem täglichen Opfer, das an diesem Tage um 1½ Uhr geschlachtet und um 2½ Uhr dargebracht wird (Pes. V 1).

Daß das Schlachten mit einem tadellos scharfen Messer und mit einem Schnitt geschehen müsse, steht Juden wie Samaritanern fest. Keine besondere Richtung ist dafür im Gesetz vorgeschrieben. Nur im Tempel war es bei den Juden Sitte, daß das Opfertier und der Schlachtende das Gesicht westwärts, d. h. nach dem Tempelhause, gerichtet hatten (Tam. IV 1). Die Samaritaner üben die Wendung zum Heiligtum bei jeder Schlachtung, und zwar gilt sie außerhalb des Garizim diesem Berge, auf dem Garizim dem heiligen Felsen als der Stätte des Allerheiligsten, von der sie sagen, daß die Römer sie absichtlich von Trümmern und Erde entblößt haben, um sie zu einer Sammelstelle für das Wasser einer von ihnen daneben gegrabenen Cisterne zu machen.[1] Das Passahschlachten findet statt auf beiden Seiten der Grube, welche bei den Samaritanern die Stätte eines Altars vertritt (s. u.). Da die Tiere in der Längsrichtung der Grube gelegt werden (S. 111), ist es nicht schwierig, ihren Kopf in der vorgeschriebenen Richtung zu wenden.

Das Blut der Opfertiere rinnt bei den Samaritanern in die Schlachtgrube ihres „Altars" hinab. Doch legen sie Wert darauf, daß das Blut da nicht verbleibe. Die vom Blut getränkte Erde wird schließlich ebenfalls auf den „Altar" gebracht, damit das Blut vom Feuer verzehrt werde. Eine Schale davon wird aufgefangen und nach den Festzelten gebracht, wo man an die Zelteingänge und an die Stirn der Kinder davon streicht.[2] Von dem letzteren sagte Isḥāḳ, daß es eine Frauensitte arabischen Ursprungs sei, die mit dem Gesetz nichts zu tun habe. Das Blut solle zur Erinnerung dienen und gelte als ein Segen (barake). Dagegen sei die Blutstreichung an die Zelttüren eine Ausführung des Gebotes von 2. Mos. 12, 7. 22. Finḥās erwähnt keinerlei Blutverwendung und wird sie also nicht als Ausführung einer Gesetzesvorschrift betrachten. Man sagte mir ausdrücklich, wenn das Mahl in einem Hause stattfände, würde man ohne Zweifel alle darauf bezüglichen Vorschriften genau ausführen.

Von nicht geringer Bedeutung ist, daß die Samaritaner für das 2. Mos. 12, 22 zum Blutstreichen vorgeschriebene Bündel Ysop in Übereinstimmung mit Saadja's arabischer Übersetzung ein Bündel (dumme) von dem gewöhnlichen za'tar, also Origanum Maru, einem dem Majoran verwandten Dosten, benützen. Isḥāḳ sagte mir, daß bei ihnen die Identität des za'tar mit dem Ysop feststehe; sie habe auch ihren guten Grund, denn diese Pflanze habe ein „Geheimnis", nämlich, solange

[1] Vgl. Dalman, Neue Petra-Forschungen, S. 143, und oben S. 28.
[2] S. auch PEFQ 1902, S. 87, in einem Bericht von 1893.

ein Bündel davon im Blut liege, gerinne dies nicht. Damit dürfte in der Tat erklärt sein, warum der Ysop im israelitischen Ritual für Sprengungen und Streichungen verwandt wird, und die Erklärung des Ysop durch Origanum Maru erhält eine wichtige Bestätigung.

Die Juden bezogen die Blutstreichung von 2. Mos. 12 nur auf das ägyptische Passah (Pes. IX 5) und brachten ihr Passahblut an den Altar, wo die Priester es einmal gegen den Altargrund schwenkten (2. Chr. 30, 16; 35, 11, Pes. V 6. 8, Tos. Pes. III 11, Zeb. V 8), oder, wie andere behaupten, auf ihn auszugießen hatten (b. Pes. 121a, Zeb. 37a, j. Pes. 32c). Das hing damit zusammen, daß bei ihnen das Passah in das Zeremoniell des Tempels eingeordnet war und also entsprechende Behandlung erfahren mußte.

Die Herrichtung des Passahlammes bei den Juden weicht vielfach von der samaritanischen ab. Sie zogen das den Opfernden gehörende Fell des Tieres ab, wie man schon aus 2. Chr. 35, 11 sieht (vgl. Pes. V 9), und hatten deshalb mit dem Enthaaren wenig zu tun. Man sollte auch, damit kein Schein des Kochens entstehe, Kopf und Unterschenkel, die sich nicht abziehen ließen, nicht zu diesem Zwecke abbrühen oder mit Ton oder Erde einschmieren, sondern über dem Feuer absengen (Tos. Pes. V 10). In dem abgezogenen Fell trug der Darbringer das geschlachtete Tier „auf Beduinenweise" auf dem Rücken aus dem Tempel nach dem Hause des Bratens und des Essens (b. Pes. 65b). Aber zum Abziehen und Ausnehmen bediente man sich auch im Tempel, wenn die Haken an Pfeilern und Wänden nicht reichten, wie die Samaritaner der auf die Schultern zweier Männer gelegten Stäbe, an welche das Opfertier gehängt wurde (Pes. V 9). Nach jüdischer Vorschrift wurden dabei die Unterschenkel abgelöst (Pes. VII 1) und die Fettstücke für die Verbrennung auf dem Altar gesondert (Jubil. 49, 19, Pes. V 10), während dagegen von der Absonderung eines Priesterteils nicht die Rede ist, welche die Samaritaner nach 5. Mos. 18, 3 vollziehen. Sie schneiden jedenfalls jetzt von allen Passahlämmern das rechte Vorderbein (el-id el-jamin) ab und braten es an einem besonderen Bratspieß. Der Unterkiefer (el-ḥanak el-tahta), der den Priestern auch zukommt, wird nicht gesondert; aber nach dem Braten legt man die Köpfe für sich, und die Priester können, wenn sie wollen, davon essen. Auf das Essen des Magens (vgl. S. 137) verzichten diese, er wird mit den Eingeweiden verbrannt.

Sowohl die Juden als die Samaritaner verstanden jedenfalls 2. Mos. 12, 9 nicht, wie Kautzsch übersetzt: „Kopf, Schenkel und Rumpf an einem Stück," oder wie Dillmann und Baentsch erklären, dahin, daß der Kopf mit den Füßen und Eingeweiden zusammenhängen soll.

Auch die letzteren werden bei den Juden wie bei den Samaritanern aus dem Rumpf genommen, um sie auszudrücken und abzuspülen (Pes. VI 1). Nur vereinigen sie die ersteren dann wieder samt den Unterschenkeln mit dem Rumpf (Pes. VII 1). Es ist auch unglaublich, daß man die Galle, den Magen und die Eingeweide, welche sich im Bauche nicht reinigen ließen, jemals samt ihrem unreinen Inhalt einfach mitgebraten habe, wie es die Exegeten zu wollen scheinen. Der hebräische Ausdruck wird dies auch gar nicht sagen wollen, sondern wird zu übersetzen sein „seinen Kopf mit seinen Unterschenkeln und mit seinem Eingeweide", das heißt, mit Einschluß der Dinge, die man sonst an dem Braten eines Tierrumpfes nicht zu beteiligen pflegt. So überträgt es das vollständige jerusalemische Targum, und so deuten die alten Rabbinen, wenn sie die gesetzliche Vorschrift durch die Ausdrücke tokh bar oder mekullās erklären (Mechilta, Ausg. Weiß 9a, j. Pes. 34a, b. Pes. 74a handschriftlich). Das erstere heißt: „Inneres, Äußeres" und ist wohl ein Ausdruck für „ganz und gar". Man hat daraus im babylonischen Talmud tokh tokh „Inneres Inneres" gemacht, weil man es dahin mißverstand, als solle das Innere nach außen gekehrt werden, während die Ansicht für richtiger galt, nach welcher es grade wieder in das Innere hineingelegt wird. Der andere Ausdruck wird gewöhnlich mit „behelmt" übersetzt und auf das griechische κόρυς zurückgeführt. Aber es hängt vielleicht eher mit Acc. καλλιᾶς „Bauch, Eingeweide" oder καλός „hohl" zusammen. Es war ein Fachausdruck für eine damals auch sonst vorkommende Bereitung eines Böckchens, das „ganz und gar gebraten wurde, sein Kopf und seine Unterschenkel in seinem Bauch" (so Tosephta, Jom Tob II 15), während j. Pes. 34a nur den biblischen Ausdruck dabei wiederholt. Man fand es unbedenklich, so zubereitete Lämmer am Vorabend des Hüttenfestes oder am letzten Tage des Passahfestes aufzutragen, wollte auch Kälbchen dieser Art für den Passahabend nach der Tempelzerstörung gestatten, fand es aber ganz ungehörig, daß die römischen Juden eine solche Zubereitung eines Lammes, welche ganz der des Passah glich, am Passahabend anwandten.

Wie nach der biblischen Vorschrift die Behandlung von Kopf, Unterschenkeln und Eingeweiden ursprünglich gemeint ist, können wir nicht ausmachen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Unterschenkel wirklich am Körper bleiben sollten, wie es bei den Samaritanern ja auch für drei derselben geübt wird, und die Abtrennung der Fetteile für die Darbringung ist auf keinen Fall ursprünglich. Aber ihre Herausnahme mit den Eingeweiden konnte nicht entbehrt werden, wenn die letzteren

gereinigt werden sollten und wenn das Essen des Fettes als verboten galt (3. Mos. 7, 22).

Das Gesetz schreibt 2. Mos. 12, 10 vor, daß alles vom Passah am Morgen Übriggebliebene mit Feuer verbrannt werden soll. Die jüdische Tradition verlangt, daß das Verbrennen von Knochen, Sehnen und übrigem Fleisch erst am 16. Nisan geschehe, um den Sabbathscharakter des ersten Festtages nicht zu verletzen (Pes. VII 10), und zwar kann man dies auf dem eigenen Hofe oder Dache ausführen, obwohl sparsame Leute ein vor dem Tempelberg mit Altarholz angezündetes Feuer benutzten, das eigentlich nur für die untauglich befundenen Passahlämmer bestimmt ist (Pes. VII 8). Jedenfalls ist diese Verbrennung des Übriggebliebenen keine Darbringung, sondern eine Vernichtung. Die Samaritaner stellen sie im Gegensatz dazu unter den Gesichtspunkt eines Opfers und beginnen damit sogleich nach der Schlachtung der Tiere. Sie hüten sich allerdings, der Opferstätte eine Gestalt zu geben, wie sie der Altar des Heiligtums haben müßte. Aber sie nennen ihre Schlacht- und Feuergrube ausdrücklich einen Altar (meḏbaḥ). Finḥās beruft sich dafür auf den „Altar von Erde" von 2. Mos. 20, 24. Auch für Isḥāḳ steht der sakrifizielle Charakter ihres „Altars" fest. Stets bezeichnet man das Passah gemäß 4. Mos. 9, 7, 13 als ein Opfer (ḳorbān), und zwar ist das ganze Opfertier eine Gabe an Gott, aber Gott gibt den Opfernden das Fleisch zu einem Freudenmahl zurück, während ihm alles Übrige, Fett, Eingeweide, Knochen, Blut und der Rest des Fleisches verbleibt. Die Verbrennung über der Grube ist zwar keine priesterliche „Darbringung", welche den Opfern des Heiligtums vorbehalten ist, aber doch eine Aneignung an Gott, nach Finḥās ihm „zu einem Geruch des Wohlgefallens". Gleich zu Anfang werden der ausgeleerte Magen, die ausgeleerten Eingeweide und das Bauchfett, und zwar nach 3. Mos. 2, 13 gesalzen, auch die Hüftsehne (ʿerḳ en-nisa) auf das Opferfeuer gelegt. Das Bauchfett ist den Samaritanern nach 3. Mos. 7, 23 zu essen verboten, während sie den Fettschwanz — anders als die Juden — vom Verbot ausnehmen, weil nach ihrer Meinung nur die Rindern, Schafen und Ziegen gemeinsamen Fetteile vom Gesetzgeber gemeint sind. Der Magen würde den Priestern gehören, sie verzichten aber auf ihn, wie die Laien auf das Essen der Eingeweide. Das Geschlinge (meʿlāḳ), d. h. Lunge, Leber und Herz, wohl auch die Niere, wird mit dem Tiere selbst gebraten, kann also gegessen werden. Doch darf nicht unerwähnt bleiben, daß Finḥās betont, daß auch das Geschlinge und die Niere auf das Feuer gelegt werde. Er sagt auch nichts von einer Abtrennung des

Vorderbeins als Priesterteil, sondern behauptet, daß die Extremitäten (kawarif) wie der Kopf am Rumpf gelassen werden. Ich habe nicht feststellen können, ob der Brauch in diesen Dingen wirklich früher ein anderer war. Petermann erzählt, man habe Eingeweide, Lunge, Leber und Herz, aber auch den rechten Vorderfuß und eine Sehne aus dem Fettschwanz (er meint wohl die Hüftsehne) auf das Feuer geworfen.[1] Der Brauch ist also nicht immer ganz der gleiche gewesen.

Nach dem Mahle werden alle Reste verbrannt. Diese Verbrennung geschieht am gleichen Orte wie die erste und ist also bei den Samaritanern ebenfalls als Opferdarbringung gemeint. Einen Unterschied macht man nur mit dem bei der Untersuchung der inneren Teile als untauglich (ṭārif) befundenen Tiere. Es wird an dem südlichen Ende der Schlachtgrube auf einem besonderen Feuer verbrannt. Dagegen wird der Inhalt der Eingeweide und der Galle außerhalb des Schlachtplatzes weggeworfen.

Die Exegese von 2. Mos. 12 pflegt hervorzuheben, daß der ursprüngliche Opfercharakter des Passah dort verwischt sei. Dann könnte man behaupten, daß die Samaritaner ihn wieder hergestellt hätten. Indes ist doch nicht so klar, wie das Passah als Opfer hätte anders ausgestaltet sein können. Der Nachdruck, der auf dem Rösten des ganzen Tieres liegt, und die Verknüpfung der Feier mit dem Wohnhause macht es schwer denkbar, daß jemals eine eigentliche Darbringung von Opferteilen damit verknüpft war. Eben deshalb könnte das priesterliche Gesetz ihre Erhaltung für unverfänglich gehalten haben. Vielmehr dürfte darin eine auch in der arabischen Opfersitte Palästinas noch erhaltene Form des Opfers vorliegen, welche in Schlachtung, Blutverwendung und Mahl besteht und auf jede Darbringung verzichtet.

Die samaritanische Art, die Pesachlämmer an einem Holzspieß (ṣādūd) in einer tannūr Grube über Glühkohlen zu braten, ist gewiß uralt. Auch für die jüdische Tradition ist der tannūr-Backofen das beste Mittel zu ihrer Bereitung. Sie setzt ihn aber als einen oberirdischen aus Ton gefertigten Zylinder voraus, auf dessen Grunde das Feuer brennt (Pes. VII 2, Sabb. I 11, Tos. Pes. VII 1). Mit einem Bratspieß aus Granatapfelholz, der keine Feuchtigkeit ausschwitzt, soll das Pesachlamm vom Maul bis zum After durchbohrt und so hineingestellt werden (Pes. VII 1). Es wird nicht angegeben, wie man verhinderte, daß das Tier in die Kohlen hinabglitt. Eine Vorrichtung wie das durch einen Pflock festgehaltene Brettchen bei den Samaritanern

[1] Reisen im Orient I, S. 238.

war unumgänglich. Der im palästinischen Neapolis lebende Justin berichtete im 2. Jahrhundert vom Braten der Schafe:[1] „Ein grader Spieß wird von den untersten Teilen nach dem Kopf zu durchgestochen, und bei den Schultern ein zweiter (quer), an welchen auch die Vorderfüße des Schafes geknüpft werden." So entstand eine Kreuzform, welche Justin höchst bedeutsam schien. — Einen metallenen Bratspieß sollte man nicht anwenden, weil er das Fleisch, welches er berührt, rösten würde, oder wenn es doch geschehen war, wenigstens dieses Fleisch abschneiden (Tos. Pes. V 11). Auch sollte das Tier nicht die innere Wand des Ofens berühren, was ebenfalls das ausschließliche Braten am Feuer beeinträchtigen würde (Pes. VII 2). Akiba verlangt auch, daß man Eingeweide und Unterschenkel nicht in den Bauch des Tieres lege, was wahrscheinlich bei den Juden das üblichere war, ähnlich den Samaritanern, sondern daß man sie auswendig anhänge, weil nur so ihr Braten am Spieß gesichert sei (Pes. VII 1). In großer Vorsicht vor Verwechselungen (s. o.) verbot man, mehrere Tiere in Einem tannur zu braten, fand es aber unbedenklich, vier oder fünf in vier oder fünf nebeneinander stehenden Backöfen herzurichten (Tos. Pes. V 10, 11). Übrigens schützte die große Autorität Gamaliels denjenigen, welcher das Passah als Rostbraten behandelte (Pes. VII 2), was der Buchstabe des Gesetzes durchaus erlaubt.

Während die Juden meinen, daß nur das ägyptische Passah nach 2. Mos. 12, 11 in ängstlicher Hast verzehrt werden solle (Pes. IX 5), fordern die Samaritaner für das Mahl die im Zusammenhang damit vorgeschriebene Reiseausrüstung. Die weißen Festkleider werden für das Mahl, nicht beim Beten, — über dem Mantel — mit einem weißen Gürtel gegürtet, während man im Orient sonst das Unterkleid, nicht den Mantel zu gürten pflegt.[2] Besondere Festschuhe aus Schafleder mit Büffelsohlen werden angelegt. Sandalen hält man nicht für notwendig, weil das Wesentliche nur ist, daß man reisemäßig sei. Zum Festgewand gehört noch die weiße Binde um den Fez, welche die Samaritaner bis vor 80 Jahren allgemein trugen, bis die Moslems sie zwangen, zum Unterschied von ihnen eine rote Binde zu tragen. Einen Stock — gleichviel welcher Art — nimmt man in die Hand, nicht weil man sich beim Gehen darauf stützen würde, sondern weil der Reisende einer Waffe bedarf, wie Isḥāḳ sich gemäß orientalischer Anschauung sehr richtig ausdrückte.

[1] Contra Tryph. Jud. 40.

[2] Beduinen gürten sich zum Kampf über dem Mantel, s. Dalman, Pal. Diwan, S. 149.

Zum Mahl gibt es kein Getränk, während bei den Juden mindestens vier Becher Weines von jedem zu leeren sind (Pes. X 3). Aber natürlich darf das ungesäuerte Brot und das bittere Kraut gemäß 2. Mos. 12, 8 dabei nicht fehlen. Für das erstere wird die nötige Menge von gutem Weizen auf der Tenne gekauft, besonders gedroschen und gereinigt, und dann ohne die besonderen Vorsichtsmaßregeln der Juden aufbewahrt. Für das Fest wird dann auf dem Backblech (ṣadsch) täglich die nötige Quantität ungesäuertes Dünnbrot (raḳiḳ faṭir) gebacken. Als bitteres Kraut dürfen bei den Juden fünf Pflanzenarten verwandt werden, als deren erste ḥazéreth, als deren letzte mārōr genannt wird (Pes. II 6). Das erstere ist ohne Zweifel Lactuca sativa, arab. chass, in ihrer orientalischen Varietät, die viel gröber und bitterer ist als unser Salat. Für mārōr setzt Maimonides in seinem arabischen Mischnakommentar[1] „eine Art von sehr bitterem wilden chass". Das paßt sehr gut auf den mārōr der Samaritaner, für den sie nur Ein Kraut benützen, nämlich die überall in den Gärten und Weinbergen wild wachsende Lactuca saligna mit am Rande und auf dem Mittelnerv dornigen Blättern und gelben Blüten, welche sehr bitter ist und schon beim Angreifen auf den Händen einen bitteren Geschmack zurückläßt. Die Araber nannten sie bei nāblus chmēsche, in Ramallah ḳūb, in Bethlehem chass ḥamīr. Alle stimmten darin überein, daß man sie nicht esse, aber daß sie zu Viehfutter gut tauge. Bei nāblus war die Pflanze als der murrēr der Samaritaner in den Gärten wohlbekannt. Wir werden darin jedenfalls ein seit alters für das Passah benütztes Bitterkraut sehen dürfen.

Nach 2. Mos. 12, 46 ist es verboten, etwas vom Passah aus dem Hause des Mahles hinauszubringen. Die Juden bestimmen deshalb genau, wo die Grenze des Hauses bei Tür und Fenster ist, nämlich bei der ersteren beim Türflügel, bei dem letzteren am äußeren Mauerrand (Pes. VII 12). Da sie auch die Opfergesellschaft wie das Haus betrachten, wird bestimmt, daß, wenn deren zwei in einem Raume sind, sie einander beim Essen den Rücken zukehren müssen. Haben sie einen gemeinsamen Diener, so soll er, wenn er für die Gesellschaft, der er selbst nicht angehört, den Wein von dem Wasserwärmer mischt, den Mund schließen und den Kopf von ihr abwenden (Pes. VII 13). Kaut er, so soll er den Mund schließen und nur dann herunterschlucken, wenn er sich bei seiner Gesellschaft befindet (Tos. Pes. VI 11). Die Samaritaner wollen auch nicht, daß die um ein Lamm gelagerte Gruppe sich mit anderen ver-

[1] S. Kroner, Maimonides' Commentar zum Traktat Pesachim, S. 9.

mische. Aber sie halten es für erlaubt, vom Passah den Alten und Kranken nach den Festzelten zu bringen. Ishâḳ erklärte das dadurch, daß ihnen Schlachtstätte und Zeltplatz als Eine Örtlichkeit gelten, aus der sie allerdings nichts heraustragen dürfen. Auch das Verbot, bis zum Morgen aus der Tür der Wohnung zu gehen (2. Mos. 12, 22), wird von den Samaritanern auf den gesamten Festplatz bezogen, dessen Grenzen durch rohe Feldmauern bestimmt sind. Daß Schlachtstätte und Mahlort getrennt werden, erscheint an sich nicht als unnatürlich. Seit bei den Juden das Mahl außerhalb des Tempels stattfand, wie es die Mischna voraussetzt (Pes. V 10, anders 2. Chr. 35, 13, Jubil. 49, 20), war diese örtliche Trennung sogar eine sehr große. Das Zusammenfallen von Mahlort und Schlafstätte scheint das Gesetz vorauszusetzen. Die Juden haben aber erklärt, daß sie nur für das ägyptische Passah maßgebend sei (Tos. Pes. VIII 17), weshalb auch Jesus in der Nacht des Passah die Stätte des Mahles verlassen konnte (Matth. 26, 30). Die Samaritaner helfen sich auch hier mit ihrem auf den ganzen Festplatz angewandten Begriff des Hauses.

Daß dem Passah kein Knochen zerbrochen werden soll (2. Mos. 12, 46, 4. Mos. 9, 12), wird von den Exegeten meist so verstanden, daß es nicht zu zerstückeln sei, während weder Juden noch Samaritaner in der Ablösung von Beinen etwas Bedenkliches fanden. Nach jüdischer Tradition würde es sogar möglich sein, das Lamm völlig zu zerlegen, indem man es auf glühende Kohlen legt, wo es dann auseinanderfällt (Tos. Pes. V 10). Aber sicherlich soll kein Knochen zerbrochen werden, auch dann nicht, wenn ein Teil des Passah über die ihm geltende Grenze des Mahlortes (s. o.) hinausragt und deshalb als zum Essen verboten abgelöst werden muß. Man soll dann das Fleisch ablösen, bis man zum Gelenk kommt, und sodann dieses durchschneiden (Pes. VII 12). Das Verbot des Zerbrechens steht im Gesetz in Verbindung mit dem Verbot etwas bis zum Morgen übrig zu lassen, und wird sich deshalb vor allem auf das Verzehren beziehen. So verstand es auch die jüdische und samaritanische Tradition. Die erstere redet Pes. VII 11 nach dem Essen vom Zerbrechen der Knochen und erörtert die Fragen, ob sich die Verordnung auch auf Knochen bezieht, an denen kein Fleisch ist, und wie es mit Gehirn und Mark steht, dessen Essen ohne Verletzung der Knochen schwierig ist, usw. (j. Pes. 35a, b. Pes. 84b f., Tos. Pes. VI 10, Mech. Ausg. Weiß 21b). Das jerusalemische Targum zu 2. Mos. 12, 46 wird richtig erklären: man soll keinen Knochen zerbrechen, „um zu essen, was darin ist", ähnlich wie Sach. 11, 16 der törichte Hirte das Fleisch der Fetten verzehrt und ihnen die Klauen zerreißt, um selbst da noch Eßbares hervorzusuchen.

Robertson Smith[1] hat Recht, wenn er meint, daß das Gesetz die wilde Opferverzehrung der Beduinen, bei welcher weder Knochen noch Mark geschont wird (nach dem Berichte des Nilus), als heidnisch zu beseitigen bemüht ist.

Das Mahl endet nach jüdischer Sitte schon um Mitternacht (Pes. X 9, Zeb. V 8), obwohl das Gesetz die Zeit bis zum Morgen offen läßt (2. Mos. 12, 10), und zwar soll diese Beschränkung der Zeit angeordnet worden sein, „um den Menschen von der Übertretung zu entfernen" (Ber. I 1). Aber es ist sehr wahrscheinlich, daß das ganze Vorrücken des jüdischen Passah damit zusammenhängt, daß die Passahlämmer im Heiligtum geschlachtet wurden. War die Schlachtung und Vorbereitung der Tiere zum Braten schon vor Sonnenuntergang beendet, konnten sie spätestens um 9 Uhr abends gebraten sein — die Tradition redet sogar davon, daß man das Passah um Sonnenuntergang esse (b. Ber. 9a) —, für das Mahl blieb jedenfalls bis Mitternacht hinreichende Zeit. Nach 2. Mos. 12 war das Passah ursprünglich ohne Zweifel eine Nachtfeier, und diesen Charakter haben ihr die Samaritaner bewahrt. Erst nach Mitternacht beginnt bei ihnen das Mahl, auf welches die Verbrennung aller Reste, auch der mit dem Fleisch in Berührung gekommenen Hölzer und Körbe, auf dem „Altar" folgt. Nach Finḥas dauern die Gebete noch während des letzten Drittels der Nacht bis zu Tagesanbruch fort. Erst dann kehrt man in die Zelte zurück.

Der wichtigste Unterschied zwischen Juden und Samaritanern besteht darin, daß jene das Passah an ein gebautes Heiligtum binden und es deshalb seit der Zerstörung des Tempels nicht mehr ausüben, während diese es noch immer feiern. Die Juden berufen sich dabei auf das Gebot von 5. Mos. 16, 7, das Passah nur an „der erwählten Stätte" zu schlachten, und auf den von 2. K. 23, 21 ff., 2. Chr. 30, 1 ff., 35, 1 ff., Esr. 6, 19 ff., Jubil. 49, 19 wenigstens seit der Zeit des Königs Hiskia bezeugten Gebrauch. Munaddscha und Finḥas werfen ihnen vor, daß sie das Passah in die Heilsopfer eingeordnet und deshalb an das Heiligtum geknüpft haben. Das ist nicht ganz zutreffend. In Zebachim V 7, 8 werden die Heilsopfer als eine gesonderte Klasse behandelt, das Passah dagegen mit den Erstgeburten und Zehntopfern zusammengestellt. Von den Heilsopfern unterscheidet es sich dadurch, daß bei diesen das Blut an zwei Stellen gegen den Altar geschwenkt wird, während beim Passah nur eine Schwenkung oder ein Ausgießen (s. o.) statt hat. Auch wird bei den Heilsopfern ein Priesterteil ge-

[1] Religion of the Semites, S. 345.

nommen, was bei dem Passah nicht geschieht. Selbst mit den Erstgeburts- und Zehntopfern fällt es nicht völlig zusammen, denn nur die von vornherein bestimmte Opfergesellschaft darf es essen und zwar nur bis Mitternacht und ausschließlich in gebratener Form, was dort anders bestimmt ist. Die Juden haben also das Passah nicht in eine vorhandene Opferklasse hineingeschoben; aber sie haben die allgemeine Forderung von 3. Mos. 17, 5 ff., wonach alle Opfer im Heiligtum und mit Blutschwenkung und Fettdarbringung auszuüben sind, und das besondere Gebot von 5. Mos. 16, 7, wonach auch das Passah nur an der erwähnten Stätte geschlachtet werden darf, mit den Vorschriften von 2. Mos. 12 zu vereinigen gesucht.

Die Samaritaner haben sich dagegen durch den Wortlaut von 2. Mos. 12, 14. 24 verpflichtet gefühlt, den dort „auf ewige Zeiten" vorgeschriebenen Brauch, welcher kein Heiligtum kennt, möglichst unverändert festzuhalten. Sie können sich darauf berufen, daß 3. Mos. 23,5 und 4. Mos. 28,16 das Passah zwar erwähnt, aber in die Opfer des Heiligtums nicht eingeordnet wird, daß auch 5. Mos. 16 von priesterlichen Funktionen bei seiner Ausrichtung nichts gesagt ist. Nach 4. Mos. 9, 5 soll das Passah am Sinai genau der ägyptischen Vorschrift entsprochen haben. Es muß also auch da nicht im Heiligtum als Opfer dargebracht worden sein. Es wird zwar 3. Mos. 17 geboten, nicht auf dem Felde, sondern bei der Stiftshütte zu opfern, aber das ist, wie Finḥas hervorhebt, in V. 5 ausdrücklich von den Heilsopfern gemeint, nicht vom Passah. Außerdem sei zu beachten, daß 4. Mos. 9, 6 ff. die Israeliten die das Passah verrichtenden sind, nicht die Priester. Der Hohepriester leitet deshalb zwar die Passahfeier der Samaritaner, verrichtet aber mit den Priestern beim Opfer keinerlei amtliche Funktion. Daß sie darin Recht haben, daß für das Gesetz, abgesehen von 5. Mos. 16, das Passah eine häusliche Feier ist, wird auch nicht zu bezweifeln sein. Aber daß die deuteronomische Forderung davon abweicht, ist ebenso gewiß. Die Samaritaner geben nun zu, daß das Passah nur an der von Gott erwählten Stätte statthaben darf. Aber sie sind überzeugt, daß trotzdem eine Bindung an ein gebautes Heiligtum nicht statthat, ja daß das Passah sogar, wenn es ein solches gäbe, in demselben nicht vollzogen werden dürfte, weil dann seine vorschriftsgemäße Ausführung in einen kaum lösbaren Konflikt mit dem dort feststehenden Ritual geraten würde. Das Blut müßte an den Altar, das Fett auf ihn kommen, was grade vom Passah nicht vorgeschrieben ist. Wreschner[1]

[1] Samaritan. Traditionen, S. 2.

behauptet, die samaritanische Auffassung sei ein spätes und bald wieder aufgegebenes Produkt. Aber man sieht nicht ein, warum sie grade das Passah hätten unabhängig von ihrem Heiligtum wieder aufleben lassen, wenn es bei ihnen schon einmal in dessen Ritual eingeordnet gewesen wäre. Der jetzige Passahschlachtplatz der Samaritaner liegt zwar auf dem Garizim, aber nicht auf der Stätte des alten Heiligtums. Er ist ihnen auch kein besonderes Heiligtum, sondern eben nur der von ihnen willkürlich gewählte und erworbene[1] Platz auf dem Berge, wo sie ihr Passah halten. Die vom Deuteronomium gemeinte erwählte Stätte ist nach ihrer Überzeugung, wie Finḥās und Isḥāḳ übereinstimmend bezeugen, auch nicht bloß der Berg Garizim, oder wie sie seinen Namen übersetzen, der dschebel el-farāid „der Berg der Unvergleichlichkeiten", oder gar nur der Gipfel, auf welchem ihr Heiligtum stand, sondern das ganze durch die Altäre der Erzväter geweihte Gebiet des Berges, das Land Morija von 1. Mos. 22, 2. Seine Grenze ist im Norden der Ebal, so daß das Tal von nāblus dazu gehört und für die Passahfeier benutzt werden dürfte, im Osten der Gilgal (vgl. 5. Mos. 11, 30)[2], das heißt, der ganze Bergrand, welcher die Ebene von ʿaskar und machna im Osten umgibt, so daß diese Ebene, in welcher bei kenīset ed-dschōhara der erste Altar Abrahams und später eine Zeit lang die Stiftshütte stand, als in den erwählten Bezirk eingeschlossen erscheint. Im Süden gilt als Grenze ʿawerta, die Stätte des Grabes Eleazars, im Westen ʿēn el-kufer, eine Quelle, welche ungefähr in der Mitte zwischen nablus und rafidia am südlichen Abhang des Tals in Olivengärten liegt. Die Samaritaner sagen, daß Abraham dort seinen zweiten Altar errichtete (bei Bethel, 1. Mos. 12, 8). Mit dieser weiten Ausdehnung des erwähnten Bezirks, den die Samaritaner als Heiligtum (ḳuds) bezeichnen, hängt es zusammen, daß nach ihrer Kenntnis der Vergangenheit früher jeder Stamm oder jede Ortsgemeinde die Feier für sich vollzog rings um den Berg herum, und daß man erst später, als ihre Zahl zusammengeschmolzen war, sich zu einer einzigen Opfergesellschaft zusammenschloß (vgl. S. 138). Daß man die Feier laut 5. Mos. 16 nicht mehr zu Hause vornahm, sondern um oder auf dem heiligen Berge, hat freilich die Folge gehabt, daß der häusliche Charakter der Feier, den die Juden wenigstens für das Passahmahl festzuhalten suchten, verloren ging und

[1] Wohl zwischen 1730 und 1754, s. Montgomery, The Samaritans, S. 139.

[2] Daß ein Hügel dort den besonderen Namen ed-dschuledschil trägt (PJB 1911, S. 17 f.), war Isḥaḳ nicht bekannt. Er meinte aber, daß es nicht sonderbar sei, daß der Name Gilgal in einer früher von Samaritanern bewohnten Gegend da haften geblieben sei.

darum eine genaue Erfüllung des Gesetzes von 2. Mos. 12 auch bei den Samaritanern nicht zu finden ist.

Trotzdem bleibt das samaritanische Passah eine Reliquie aus uralter Zeit, der einzige Rest des israelitischen Opferdienstes und sogar einer noch nicht an einen Tempel gebundenen Opfersitte.[1] Nur ist seltsam, daß doch nicht eine Festfeier des alten Ephraim darin unmittelbar fortlebt, wie die Samaritaner meinen, sondern eine gesetzliche Vorschrift, deren Form dem Judentum angehört. Auch sie geben dadurch Zeugnis dem Worte Jesu an das samaritanische Weib: „Das Heil kommt von den Juden" (Joh. 4, 22).

Zum Schluß mag erwähnt werden, was mir von arabischen verwandten Sitten bekannt ist. Das Braten des Fleisches auf Feuer, bezw. glühenden Kohlen, welches arabisch schaua genannt wird und das dem hebräischen ṣālā entspricht, wird besonders von den Beduinen viel geübt, kommt aber auch bei Städtern und Bauern vor. In der Stadt röstet man auf einen Spieß (sich) gesteckte Fleischstückchen, indem man sie über ein Kohlenbecken legt. Die Beduinen vollziehen das Rösten der Fleischstücke auf dem umgekehrten Backblech (ṣādsch) oder auf dem Feuer selbst. Bauern legen sie auf den Boden ihres Backofens (ṭābūn). Im Libanon kommt es nach Berggren[2] auch vor, daß man sie an quergelegten Stäben in den tannūr-Backofen hängt. Das Rösten eines ganzen Lammes, das natürlich ausgenommen war und von dem man Kopf und Beine abgeschnitten hatte, sah ich in Konstantinopel an der Straße so, daß man den Rumpf an einem metallenen Spieß über Kohlenfeuer aufgestellt hatte. Von einem mit Füllung gekochten unzerstückten Lamm, an welchem der Kopf gelassen war, aß ich auf einer Hochzeit im Frühjahr 1900 in merdsch ʿajūn. Man nannte das ḳūze. In Palästina ist allgemein bekannt und wird von den Bauern gern geübt das Rösten eines ausgenommenen und abgezogenen Lammes ohne Kopf, wohl meist auch ohne Unterschenkel, im ẓarb (ẓirb), einer kleinen Grube, die man mit Steinen und Erde wölbt, oder einer auf dem Boden erbauten kleinen Grotte. Man erhitzt sie inwendig durch Feuer, legt dann das Lamm auf die niedergebrannte Glut und verschließt die Öffnung sorgsam mit Steinen und Erde. Der so entstehende Braten gilt als besonders wohlschmeckend. Ähnliches berichtet Burckhardt von Innerarabien,[3] und

[1] Die Samaritaner vollziehen zwar Gelübdeschlachtungen beim Grabe Eleazars (S. 134), aber sie sind ihnen nicht „Opfer" und gelten als Nachahmung arabischen Brauches.

[2] Guide Français-Arabe, s. v. four.

[3] Bemerkungen über die Beduinen und Wahaby, S. 194.

Musil[1] erzählt, daß die Hirten in Arabia Petraea auf diese Weise gesalzene Fleischstücke braten. In der belḳa kommt es vor, daß man den großen Wasserkrug (zir) zum Braten benützt. Man gräbt ihn teilweise in die Erde, legt auf seinen Boden Steine und macht Feuer inwendig und ringsum. Ist er erhitzt, kommt das Lamm hinein und wird mit heißen Steinen zugedeckt. Das äußere Feuer wird dann noch zwei bis drei Stunden in Brand erhalten.

Es handelt sich offenbar um eine Art, Fleisch gar zu machen, wie sie primitive Lebensart an die Hand gibt, eine Improvisation, wie sie vor allem da in Frage kommt, wo man jedes Gerätes zum Braten oder Kochen entbehrt. Deshalb kann das Rösten des Passah auf Feuer auf uralter Sitte beruhen, und man wird vorsichtig sein müssen mit der Behauptung, daß das bischschel „gar machen" des Passah in 5. Mos. 16, 7 eine ältere Form des Brauches bedeute. Es kann nach 2. Chr. 35, 13 ein Rösten am Feuer bedeuten, läßt aber ohne Zweifel ein Kochen im Topfe offen. Aber das könnte damit zusammenhängen, daß bei der Beschränkung der Feier auf das eine Heiligtum das vorgeschriebene Rösten der ganzen Tiere auf Feuer schwer ausführbar erschien, während für das Kochen der Heilsopfer in Töpfen und auf Pfannen (s. 2. Chr. 35, 13) alles eingerichtet war. In jedem Fall wurde es durch jene Bestimmung in dieser Beziehung den Heilsopfern gleichgestellt.

Von der religiösen arabischen Sitte gehört hierher die von mir an verschiedenen Stellen Palästinas vorgefundene Schlachtung eines fedu am Jahresanfang zugunsten von Menschen und Vieh eines Haushalts, womit öfters Streichung von Blut an die Oberschwelle der Tür und an die Stirn von Kindern und Tieren verbunden ist. Aber auch das Röteln (marṛar) des Viehstandes und der Türen am Charfreitag der Griechen, also am Passahtage, das bei Christen und Moslems in Palästina wei verbreitet ist, und wobei die rote Farbe gewiß Blut vertritt, muß denselben Sinn eines Schutzes für Menschen und Vieh haben. Das ist kaum eine bloße Nachwirkung des israelitischen Passah. Denn Epiphanius berichtet von den Ägyptern (Haer. I 18, 3), daß sie in der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche die Schafe und die Fruchtbäume mit Rötel bestreichen, um sie zu schützen gegen eine Feuerglut, welche an diesem Tage die Welt bedroht. Der Übergang zur heißen Jahreszeit, der sich mit einer Schirokkoperiode vollzieht, scheint hier als das Gefährdende gedacht zu sein. Es wäre denkbar, daß auch bei dem israelitischen Passah eine jährlich in jener Nacht gefürchtete Gefährdung des Hausstandes ihre

[1] Arabia Petraea III, S. 149.

Bedeutung hatte neben der Erinnerung an die gefährliche Nacht des Auszuges aus Ägypten.

Nachtrag.

Ein Besuch des Priestersohnes ʿAmrān in meinem Hause am 31. Juli gab Gelegenheit zu erneuter Besprechung einiger Einzelheiten. Als Priesterteil, welches nach Samaritanern wie Juden bei jeder Schlachtung Pflicht ist (nach 5. M. 18, 3), betrachten die Samaritaner nach seiner Aussage außer dem rechten Vorderbein und dem unteren Kinnbacken (s. S. 125) das gesamte Bauchfett, welches das hebräische ḳebā (samarit. Aussprache ḳaba) meinen soll. Von den samaritanischen Priestern wird das ihnen gegebene Fett verbrannt, da sie es nicht essen dürfen. Am Passah, dessen Ausführung Laienpflicht ist, führt ein Priester nur die Aufsicht bei der Verbrennung, damit alles ordnungsgemäß geschehe. Daß die Priester, welche sich arabisch imām nennen, eine derartige leitende Stellung einnehmen, ist im Judentum unerhört, weil hier die Schriftgelehrten seit der Zerstörung des Tempels die Priester aus jeder Führerrolle verdrängt haben. Bei den Juden ist ḳebā nach j. Ab. z. 41c, b. Ab. z. 29b derjenige Magen, mit dessen Haut die Milch zum Gerinnen gebracht wird, also der Lab- oder Fettmagen, auf dessen Fett übrigens die Priester keinen Anspruch erhoben (b. Chull. 134b). Im Arabischen entspricht ḳiba und ḳibba, wofür Buhl nicht auf Vollers zu verweisen brauchte, vulgärarabisch in Palästina ḳabāwe oder ḳabāwi, das auch Muḥīṭ el-muḥīṭ erwähnt. Ich ließ mir die ḳabawe, die auch in nāblus wohlbekannt ist, vom Schlächter zeigen. Es ist ein taschenartiger Anhang an den Magen (kersch), von ihm völlig verschieden. Mit Stücken der ḳabawe vom jungen Schaf bewirkt man die Käsegärung. Es ist also an ihrer Identität mit ḳeba nicht zu zweifeln. Saadja hat es richtig mit ḳiba übersetzt, die neueren arabischen Übersetzungen fälschlich mit kersch. Auch das hebräisch-arabische Wörterbuch der Samaritaner (MS des Instituts) ḳiba und ḳabāwe.

Von den sieben Sippen der Samaritaner ist jetzt eine auf eine einzige Person zusammengeschmolzen. Für diese wird kein besonderes Lamm gerechnet, sondern sie ißt bei einer anderen Sippe mit. Keine strenge Absonderung der Sippen während des Mahles gilt als nötig. Wohl aber hält man darauf, daß kein Fleisch aus dem durch Mauern abgegrenzten Festplatz (Opferstätte und Zeltplatz) herausgetragen wird. Auch entfernen sich die Samaritaner selbst nicht von da, sie glauben für den ganzen Tag an den Gipfel des Berges gebunden zu sein. Doch

besuchen sie den „heiligen Fels“ (el-balāṭa, auch als gab'at ʿōlām „Ewigkeitshügel“ bezeichnet) am Vormittag, um auf demselben barfüßig zu beten, und auf diese Weise an diesem Fels wie an Pfingsten und Laubhüttenfest die Pflicht des dreimaligen Erscheinens vor Gott (2. M. 23, 17) auszuüben. — Als ehemaliger Passahschlachtplatz ist ihnen bekannt eine Örtlichkeit nördlich oberhalb des Dorfes kefr ḳallil (engl. Karte kullin) am Ostabhang des Garizim. Diese Stätte heißt bei ihnen deḳāṭes, was ein Targumwort sein soll, aber gewiß mit δέκατος „zehnter“ zusammenhängt. Westlich oberhalb von kefr ḳallil, auch am Abhang des Garizim, liegt Bethel, das sie auch als chirbet loza (gemäß 1. M. 28, 19) bezeichnen. Die ganze Ebene von ʿaskar bis südlich nach machna ist ihnen die von Jakob erworbene chelḳat hasch-schāde (nach samaritanischer Aussprache), vgl. Jos. 24, 32.

5. Gebräuche bei den moslemischen Heiligtümern in Palästina.

(Vgl. PJB VI. S. 63—101, VII, S. 85—119.)

Von Privatdozent Lic. Dr. Paul Kahle in Halle a. S.

1. Die Gaben beim Heiligtum.

Betritt man ein Heiligtum, so fallen zumeist allerlei Dinge auf, die dort herumliegen oder herumhängen. Freilich, was man bei christlichen Heiligen vielfach sehen kann, aus Silber oder Wachs nachgebildete Gliedmaßen oder Körperteile, die man stiftete, weil sie auf grund der dort gesprochenen Bitte gesund wurden, wird man hier vergeblich suchen. In dem vor den Toren Jerusalems gelegenen chadr-Heiligtum[1] fand ich solche Gaben, aber diese rühren natürlich von Christen her; dem Muhammedaner sind Nachbildungen des menschlichen Körpers oder von Teilen desselben verboten, und wenn er sich auch nicht immer danach richtet, so wird er solche Dinge doch kaum bei einem Heiligtum deponieren.[2]

Eine der gewöhnlichsten Gaben, die die muhammedanischen Heiligtümer erhalten, ist das Öl, zet hilu, „süßes Öl", d. i. Olivenöl, im Gegensatz zu zēt murr, „bitterem Öl", worunter man Petroleum versteht. In früheren Zeiten wurde kostbares Öl dazu verwandt, gewisse Teile des Heiligtumes zu salben.[3] Heute wird Olivenöl meines Wissens nicht dazu verwandt. Das Öl dient wohl ausschließlich zur Beleuchtung des Heiligtumes. Es wird in den einfacheren Heiligtümern in einer oder mehreren Tonlampen (sirādsch) verbrannt, die noch ganz altertümliche Formen haben,[4] in feineren Heiligtümern gießt man es in Lampen,[5]

[1] PJB VI, S. 88.

[2] Doutté, Magie et Religion, S. 448 f.

[3] Vgl. PJB VI, S. 90.

[4] Ähnlich den in Gezer gefundenen, vgl. die Abbildung bei Benzinger, Hebräische Archäologie, 2. Aufl., Abb. 62.

[5] ḳandil. Pl. ḳanadil.

die, wenn sie im Freien hängen, von einem Holzschirm umgeben sind. Die Erleuchtung des Heiligtums zu gewissen Zeiten und unter gewissen Umständen ist für die Heiligtümer in der näheren Umgebung Jerusalems so allgemein üblich, daß man aus der bejahenden bezw. verneinenden Antwort auf die Frage, bidwu ʿalēh? oder btidwu ʿalēh? (d. h. erleuchtet man seinen Platz?) darauf schließen kann, ob die betreffende Stelle als Heiligtum gilt bezw. noch als solches empfunden wird. Indessen ist es nicht in ganz Palästina so. Beim Heiligtum des schēch jānis in kufr abīl z. B. wurde mir versichert, daß die Sitte, dem Heiligen Lampen oder Lichter anzuzünden, dort nicht bestehe. Auch bei den Heiligtümern bei Jericho und etwa bei nebi schuʿēb spielt das Anstecken von Lichtern, wenn es auch dort vorkommt, keine so bedeutende Rolle wie in der näheren Umgebung von Jerusalem.

Das Öl wird beim Heiligtum aufbewahrt; beim ḥasan abu'l-ḥalāwa genügt eine Flasche dafür,[1] bei dem Heiligtum der sitt el-bedrije fand ich zwei Wasserkrüge (dscherra) voll beim Heiligtum. Die werden gefüllt aus den Gaben der Gläubigen. Beim ʿadschami war eine Menge Krüge in der Nische (ṭāḳa) zum Teil noch gefüllt.[2] Ein wohlhabender Kaufmann, der auf der Rückkehr von der Pilgerfahrt ins Wasser fiel, weihte dem chaḍr in Jerusalem Öl für den Fall seiner Rettung und brachte, nach Jerusalem zurückgekehrt, außer andern Gaben (10 Pfund bares Geld, eine „Last", ferde, Weihrauch usw.) eine ganze dscherra voll Öl. Das galt als besonders große Gabe. In der Nähe von Jerusalem kann Öl wohl ziemlich bei jedem Heiligtum geweiht werden. Weiter nördlich scheint es nicht so allgemein zu sein, jedenfalls berichtete man mir in der Nähe von Tyrus, daß Öl keine Weihegabe sei, beim Heiligtum werde in den Lampen Petroleum gebrannt, und das kaufe der Diener aus seiner Tasche, die allerdings durch die Gaben der Gläubigen gefüllt wird.

Zur Erleuchtung des Heiligtums dienen ferner Lichter. Die Dicke und Länge der Lichter wird sich nach der Art des Heiligtums und der Wohlhabenheit des Weihenden, wohl auch der Größe seiner Dankbarkeit richten. Sehr oft wird man Lichter auf einem Heiligengrabe oder in einer Nische finden. Unendlich viele Lichter wurden dem nebi mūsa während der Tage seines Festes (mōsem) geweiht. Es gilt als notwendig, daß alle diese Lichter während des Festes zu Ehren des Propheten verbrannt werden. Jeder, der beim Feste war, konnte sich Lichter in

[1] PJB VI, S. 67.
[2] Vgl. PJB VI, Abb. 16.

Aufnahme von P. Kahle.

11. Schēch ʿabdessalām in chirbet ʿalmīt (bei ʿanāta). Inneres des Heiligtumes (S. 141).

Aufnahme von P. Kahle.

12. Opferblut an einer Fellachenwohnung in silwān (S. 158).

beliebiger Menge holen, unter der einen Bedingung, daß er sie an Ort und Stelle abbrannte. So waren denn des Abends die einzelnen Zelte rings um das Heiligtum herum prächtig illuminiert.

Der Weihrauch ist wohl bei allen Heiligtümern eine beliebte Weihgabe. Auch hier richtet sich die Art des Weihrauch durchaus nach der Bedeutung des Heiligtums. Geopfert wird übrigens nur wohlriechender Weihrauch (bachūr riḥtu schelabije), andersartiger wird nur zur Austreibung von Dämonen (dschann) verwandt. Man findet sehr häufig in der Nische eines Heiligtums oder auf bezw. neben dem Grabe ein Stück Blech oder einen irdnen Scherben; darauf pflegt man den Weihrauch abzubrennen.

Die Ausschmückung eines Heiligtums mit ḥenna (einer rotbraunen Farbe) ist bei Fellachen- und Beduinenheiligtümern ganz gewöhnlich. Mit dem mit Wasser angerührten ḥenna-Teig werden an der Wand des Heiligtums gewisse Figuren gemalt. Diese Figuren haben zumeist eine Bedeutung, z. B. sind die auf Abb. 16 des PJB VI abgebildeten Figuren durchweg Modifikationen der sog. nachle, d. i. Palme, eines Wahrzeichens gegen das böse Auge. Sehr interessante Malereien mit ḥenna finden sich in dem Heiligtume des schēch ʿabdessalām in chirbet ʿalmit bei ʿanāta.[1] Man erkennt auf der Abbildung, die ich von der Eingangstür aus aufgenommen habe, unten links ein Stück des mit einer grünen Decke bekleideten Grabhügels, an den vorn ein großes Blatt, mit arabischen Gebeten bedruckt, geheftet ist. In der Wand links befindet sich eine Nische mit Weihgeschenken. Die Malereien stellen verschiedene „Palmen" dar. Daneben erkennt man die Abdrücke von Händen mit den fünf Fingern. Auch diese sollen gegen das böse Auge nützen. Die Schlangenlinie verhilft zu langem Leben, und die einzelnen Punkte gelten im allgemeinen als Zeichen des abgestatteten Besuches. Nicht klar ist mir die Bedeutung der gemalten Kreise auf der Rückseite des Heiligtumes.

Ebenfalls als Zeichen des abgestatteten Besuches gelten die drei ḥenna-Punkte, die Frauen mit den drei mittleren Fingern der rechten Hand an der Wand des schēch ḥasan in bēt iksa und an andern Stellen zu machen pflegen.[2]

Oft ist die ḥenna mit semn, d. i. alter ausgelassener Butter, gemischt. Dann sind die Muster besonders dick aufgetragen. Auch die Gräber sind bisweilen mit ḥenna-Malereien verziert, so die drei Gräber

[1] Siehe Tafel 6, Abbildung 11.

[2] Vgl. PJB VI, S. 71.

des ḥaddsch ʿabd. muḥammed abu ṭanṭur und des schēch aḥmed, die sich in dem Kuppelbau in ʿen karim befinden, sie sind mit je drei „Palmen" geschmückt. Sonst pflegt man die Nische[1] oder den Kopfstein,[2] oder auch die obere Türschwelle des Heiligtums (z. B. beim ḥudēfi im Ostjordanland, oder bei der sitt el-bedrije in scherafāt)[3] mit ḥenna, die auch hier oft mit semn gemischt ist, zu schmücken.

Den von einer Kuppel überdachten Heiligengräbern wird wohl ein grünes Tuch zur Bedeckung gewidmet, das zwar nicht regelmäßig, wie die Decke der kaʿba in Mekka, aber doch von Zeit zu Zeit erneuert wird. An Stelle dessen werden z. B. beim chaḍr-Heiligtum am Fuße des Karmel, wo ein Grab nicht existiert,[4] kostbare Decken verschiedener Farbe — ich sah rote und blaue — aufgehängt. Diese aus Samt bestehenden Decken (istārāt) enthalten in Goldstickerei die Weihung und rühren von Juden sowohl wie von Muslimen her. Auf einer stand auf hebräisch die Inschrift: „Weihgabe des edlen Josef ʿAṭia, Gott möge ihn bewahren und ihm langes Leben geben, für seine Heilung, zu Ehren Elias, des Propheten, im Jahre 665 (= 1905)." Auf einer andern Decke stand die Inschrift zu lesen: „Weihgabe der Frau Malka Didhon, sie sei gesegnet unter den Frauen, Amen!" Über die Inschriften zweier von Muhammedanern geweihte Decken habe ich bereits berichtet.[5]

Ganz gewöhnlich findet man bei Heiligtümern, die auf einen Derwisch zurückgehen, die mit Inschriften versehenen Fahnen (rājāt) des betreffenden Ordens (ṭarīḳa) aufbewahrt. Sie werden für Derwischprozessionen hervorgeholt und diesen vorangetragen.[6] Aber auch sonst sieht man oft Fähnchen bei einem Heiligtum. Zuweilen haben diese auch Inschriften. So hängt bei muntār (bei Gaza) eine Fahne, die in schöner Sulusschrift von rechts nach links wie von links nach rechts die Worte enthält: jā mufattiḥ al-abwāb fattiḥ lana chair al-bāb, „o du Öffner der Tore, öffne uns das beste der Tore!"[7] Zumeist sind diese Fahnen, die vielfach von Mekkapilgern herrühren, ohne Inschrift, einfach weiß. In der nächsten Nähe von Jerusalem sah ich sie kaum. Aber z. B. bei dem schēch el-

[1] PJB VI, 70 u. ö.

[2] naṣīb, vgl. PJB VI 75 und Abb. 11.

[3] Curtiß, S. 209, denkt, daß ḥenna überhaupt und mit semn gemischt als Ersatz für Blut gelte, schwerlich mit Recht.

[4] Vgl. PJB VII, S. 87.

[5] PJB VI, S. 89.

[6] So etwa auf der Abbildung des nebi-musa-Festzuges in M. u. N. des DPV 1910, Abb. 20, S. 74 und PJB VI, Abb. 12 links unten.

[7] Siehe die Abbildung 12 im PJB VI.

ḥalabi bei besān[1] und bei dem imām ʿali,[2] oder bei dem schēch ez-zoʿbi bei Jericho waren sie in großer Anzahl vorhanden. Ebenso findet man sie häufig bei andern Heiligtümern im Norden Palästinas und im Ostjordanland.

In Heiligtümern, die von einem Kuppelbau überdacht sind, findet man sehr oft kleine Pyramiden von Erde hängen. Eine solche, turābe genannt, ist etwa 5 cm hoch, und hat einen unteren Durchmesser von zirka 2 1/2 cm. Sie hat oben eine Lederöse, und ist mit einer Art rotem Lack bestrichen, auf dem in verschiedenartigen Mustern Stroh geklebt ist.[3] Diese Erdpyramiden bestehen aus ṭīn min ḳabr en-nebi, d. h. „Lehm vom Grabe des Propheten"; Pilger bringen sie aus Medina mit und hängen sie beim Heiligtum auf. Die überragende baraka des Propheten soll offenbar auf den Heiligen übergehen. Haben diese bei einem Heiligtume eine Zeitlang gehangen, so können fromme Besucher diese nun mit doppelter baraka behafteten Pyramiden mitnehmen und sie als besonders glückbringend in ihrem Hause aufhängen.

Im Ostjordanland und in der Gegend von Jericho fand ich bei vielen Heiligtümern die „miḥdschān" genannten Stöcke.[4] An sie werden die Fähnchen oft angebunden. Aber auch gewöhnliche Stöcke werden dazu benutzt.

Bei einfacheren Dorfheiligtümern findet man zuweilen Kalk deponiert. Er soll als Beitrag für den Neubau oder die Reparatur eines Heiligtums dienen.[5] In andern Fällen wird das Grab bezw. der es umgebende Steinwall oder die Kuppel zu Ehren des Heiligen weiß getüncht.[6]

Eine eigentümliche Art von Weihgeschenken, die in der Nähe von Jerusalem mir nicht vorgekommen sind, bilden die sogenannten scheraschiḥ. Ein scherschuḥ besteht aus einer Menge dünner, aus Ziegenwolle geflochtener Zöpfe,[7] an deren Ende je ein kleiner Fetzen gebunden ist. Bei

---

[1] Vgl. die Abbildung 16 in PJB VII.

[2] Siehe die Abbildung 13 in PJB VII.

[3] Über dem Grabe des muntar hängt eine Menge davon, siehe PJB VI, Abb. 12. Vgl. PJB VII 116.

[4] Siehe PJB VI, S. 92, Anm. 2.

[5] PJB VI, S. 71.

[6] Vgl. z. B. das Heiligtum des imam ʿali bei Jericho PJB VII, Abb. 13 und etwa das Grab des zeʿetar, von dem Jaußen in Rev. Bibl. 1910 S. 396 f. berichtet. Die weiß leuchtenden Kuppeln sieht man überall in Palästina.

[7] Von Ziegenhaarbüscheln, mit denen im ʿadschlun Opferblut an Heiligengräber gesprengt wird, und die dann bei dem Heiligtum aufgehängt werden, berichtet Schumacher bei Curtiß S. 272 f. Anm. An den scheraschiḥ, die ich sah, waren nie Blutspuren vorhanden.

schech janis in kufr abul fand ich vier scheräschih, von denen eines 22 solcher Zöpfchen zählte. Auch bei schēch muḥammed eḍ-ḍarir el-ḳaderi daselbst waren drei solche geweiht. Man sagte mir, daß man diese Dinge nur größeren Heiligen, so etwa den Genossen des Propheten (ṣaḥābi) und ähnlichen, weiht. Dieselben Weihgeschenke fand ich bei schech abu bekr in dēr el-hje (bei dscherasch), doch nannte man sie hier scherschuh, Pl. scheräschih. Oft findet man bei Heiligtümern mit Kuppelbau Straußeneier aufgehängt, so etwa bei nebi muntār bei Gaza.[1] Bei einfacheren Heiligtümern sind vielfach gläserne Armbänder, wie sie die Fellachinnen und Beduinenfrauen tragen (ṛuwēschāt[2]), über der Tür angeklebt[3] oder beim Heiligtume angehängt.[4]

Geflochtene Strohmatten (ḥaṣīre, Pl. ḥoṣr) werden vielfach dem Heiligtume gestiftet. Sie werden auf den Steinfußboden gelegt, und da sie mit Schuhen nicht betreten werden dürfen, so geben sie hier wie in den Moscheen den kultisch reinen Gebetsplatz ab. In einigen Heiligtümern waren dem Heiligen Besen geweiht, die zur Reinigung des Heiligtumes verwandt werden; so etwa bei der sitt el-bedrije in scherafāt. Bei derselben lagen auf ihrem Grabe zwei ihr geweihte Kopfkissen. Ich habe das sonst nirgend gesehen.

Als Beispiel dessen, was man etwa bei einem hauptsächlich von Beduinen besuchten Heiligtum vorfindet, führe ich hier an, was ich bei nebi schu'eb sah.[5] Auf den Türen befanden sich Hufeisen, leere Patronenhülsen, Drähte, grüne Mandeln, Muscheln, kleine blaue Glasringe; an ihnen wie an dem westlichen Kopfstein bemerkte man darangestrichenes Opferblut (darüber später) und ḥenna. An dem Grabe bezw. an seiner Umfassungsmauer lagen allerlei zerbrochene Hausgeräte, ein Kaffeetopf (bakradsch), ein hölzerner Topf (ḳadaḥ chaschab), ein alter Mörser aus Holz und dergleichen. Ähnlich fand ich bei dem imām 'ali bei Jericho außer den üblichen Geschenken (Weihrauch, Lichter bei bezw. in der Nische) allerhand irdne Töpfe (eine ḳidre, Kochtopf mit Griffen), eine ṭandschara (henkelloser Kochtopf), eine maḥlabe

[1] PJB VI, Abb. 12.

[2] Die besseren werden in Hebron gefertigt. Die meisten heute im Handel befindlichen kommen aus Böhmen und sind sehr geschmacklos.

[3] So z. B. bei der sitt el-bedrije.

[4] So in Abb. 11 von PJB VI.

[5] PJB VII, Abb. 10 u. 11. Vgl. die Gaben, die Jaußen bei ḥadschar debken (vgl. PJB VI, S. 92) sah, Rev. Bibl. 1910, S. 392, hier auch zwei Abbildungen des Steines (S. 391 u. 393). Jaußen schreibt den Namen dieses Felsen dabkan, und hörte auch die Aussprache dabkā und dabkal.

(länglicher Milchtopf) meist für „leben“,[1] mit zwei Henkeln, Hufeisen, eine Sichel, einen alten Steinmörser, ein Eisen zum Festmachen von Pferden, einen runden geflochtenen Teller (ṭabak), auf dem das Essen serviert wird, einen alten Wasserschlauch (ḳirbe, von den Beduinen so'n genannt), das eiserne Instrument schisch, das die Derwische bei ihren Vorführungen sich durch die Backe stechen u. a. m. Einige von diesen Dingen sieht man noch auf der Abbildung des schēch 'abeijān.[2] Dazu werden gerade derartige Heiligtümer zur Aufbewahrung von Dingen gebraucht, die sonst leicht gestohlen werden, wie Ackergeräte, die ich hier nicht ausdrücklich erwähne.

Bei vielen primitiven Heiligtümern ist es üblich, Steine dort niederzulegen. Ich verweise hier auf das PJB VI, S. 74 Ausgeführte und die bei imām 'ali deponierten Steine (ebenda S. 93). Grade bei Beduinenheiligen findet sich diese Sitte.

Endlich erwähne ich noch, als eins der häufigsten Wahrzeichen der Heiligtümer, die Fetzen, die teils an Bäumen, teils an den vergitterten Fenstern der Heiligtümer, teils an Fäden, die man über das Grab gespannt oder an den Fahnen angeknüpft hat, zu sehen sind (vgl. PJB VII S. 116, über ihre Bedeutung weiter unten). Nach dem nebi-mūsa-Fest waren die Fenster des kursi sulaimān auf dem ḥaram in Jerusalem so dicht mit Fetzen beknüpft, daß man von dem Eisen des Gitters gar nichts mehr sehen konnte.

Die Sitte, daß bei Heiligtümern Nägel eingeschlagen werden, — in Ägypten — Kairo — ist es z. B. beim bāb el-mitwelli (= bab ez-zuwēle) und bei der sitt el-manzura[3] auf der Insel Roda üblich, für den Westen vgl. Doutté, Magie et Religion, S. 435, — habe ich in Palästina bei muhammedanischen Heiligtümern nicht gefunden. (Dagegen pflegen es die Juden bei der Klagemauer zu tun.)

Diese bei dem Heiligtum deponierten Dinge sind nicht alle in gleicher Weise zu erklären. Zum großen Teil sind sie einfach Zeichen für einen abgestatteten Besuch. Die drei Hennapunkte bei schēch ḥasan in bet iksa (PJB VI 71), die meisten der bei den Beduinen heiligtümern aufgezählten Gaben, wie grüne Mandeln, leere Patronenhülsen usw., sind so zu erklären. Ebenso die Steine, die man auf das Tor des Heiligen, oder — wie beim imām 'ali — auf die neben dem

[1] d. i. die in Palästina so viel genossene künstlich gesäuerte Milch.

[2] Vgl. PJB VI, Abb. 11.

[3] Vgl. über sie D. B. Macdonald, Aspects of Islam, New-York 1911, S. 329; eine Abbildung bei M. Meyerhof, Über die ansteckenden Augenleiden Ägyptens, Kairo 1909, Fig. 11.

Heiligtum befindlichen Säulen legt. Dazu gehören auch die aufeinander geschichteten Steine, die man da findet, wo das Heiligtum zuerst sichtbar wird (die sogen. ḳanāṭir), die dadurch entstehn, daß der Vorübergehende, der das Heiligtum erblickt, zu Ehren des Heiligen die 1. Sure des Koran (el-fātiḥa) betet, und zum Zeugnis dessen einen Stein dort auf die vorhandenen hinauflegt, in der Hoffnung, daß dieser Stein ihm ein „schāhid" sein werde, d. h. ein Zeuge, der den Heiligen an die für ihn gebetete fātiḥa erinnern und ihn veranlassen soll, am jüngsten Tage fürbittend für ihn einzutreten. Auch die Kleiderfetzen, die man in so großer Anzahl bei den Heiligtümern sehen kann, haben zum guten Teile dieselbe Bedeutung. Besonders wer mit einer Bitte zu dem Heiligen kommt, und das sind doch die meisten Besucher, pflegt ein solches Zeichen zu hinterlassen, damit der Heilige es vor Augen hat und sich an die Bitte erinnert.

Daneben kommt allerdings die Erwägung in Betracht, daß der Fetzen, der zu dem Gewande des Besuchers gehörte, der Stein, den seine Hand berührte, dadurch daß er jetzt bei dem Heiligtum aufgehoben ist, seinem früheren Besitzer etwas von der baraka des Heiligen erwirkt. Dieser Gedanke scheint mir besonders da maßgebend zu sein, wo man bei dem Heiligen alte zerbrochene Hausgeräte, leere Patronenhülsen ꝛc. deponiert. Wenn man, was in der Gegend von Jerusalem oft vorkommt, bei dem Heiligen in einen Fetzen gebunden die ersten, einem kleinen Kinde abgeschnittenen Haare und Nägel niederlegt, so denkt man dabei wohl auch, daß diese dem Körper, zu dem sie gehörten, Segen verschaffen werden. Auch den sogenannten „mischt ḳamḥ", d. h. eigentlich „Kamm aus Weizen", ein Geflecht aus Weizenähren, bei dem die Ähren wie die Zinken eines Kammes parallel herunterhängen, legt man bei dem Heiligtume nieder, damit er dem Lande, von dessen Ertrag die dabei verwandten Ähren genommen sind, Segen bringe. Ähnlich ist es wohl zu erklären, wenn man in kafr mālik unter den dem schēch iteijim geweihten Eichbaum bei dem Säen einige Körner wirft.

Aber manche von den Fetzen, die man bei einem Heiligtume sieht, haben noch eine andere Bedeutung. Die Mutter etwa, die einen Fetzen von dem Kleide ihres kranken Kindes reißt, damit zum Heiligtume geht und ihn dort anknüpft, indem sie dem Heiligen für den Fall der Gesundung ihres Kindes ein Geschenk verspricht, denkt dabei nicht nur daran, daß dieser Fetzen den Heiligen an ihre Bitte erinnern soll, sondern ist sich zugleich dessen bewußt, daß sie mit dem Fetzen auch die Krankheit beim Heiligtume deponiert. Der von der Kleidung des Kranken stammende Fetzen ist gleichsam der Träger der Krankheit.

Ebenso verhält es sich mit dem bei dem Heiligtume niedergelegten Steine, den man zuvor an die kranke Stelle des Körpers gerieben hat, um auf ihn gleichsam die Krankheit zu übertragen. Die baraka vermag die in dem Steine, in dem Fetzen enthaltene Krankheit zu absorbieren und damit den Kranken zu heilen.[1]

Dagegen sind alle die Gaben, die einen gewissen Wert repräsentieren, wie Öl, Lichte, Weihrauch, ḥenna, wenn sie in größeren Mengen für Malereien, etwa zusammen mit semn verwandt wird, die istārāt u. a. m., als dem Heiligen dargebrachte Gaben, als Opfer anzusehn. Zu diesen Gaben kommen noch andere, die wenig oder gar keine Spuren bei dem Heiligtume hinterlassen. Man bringt ihm etwa Geld dar, indem man es dem Diener des Heiligtumes übergibt, oder auch einfach im Heiligtume hinlegt. Im allgemeinen kann man dabei wohl sicher sein, daß der Diener es für die Zwecke des Heiligen verwenden wird. Es ist sogar nicht einmal nötig, daß man die Gabe zum Heiligtum bringt. Eine Frau aus Lifta berichtete mir, als sie einen Sohn erbat, habe sie dem saijid aḥmed el-bedawi aus ṭanṭa (Unterägypten) einen medschīdi versprochen, und als der Knabe geboren war, gab sie den medschīdi Armen, dabei bloß mit Worten des aḥmed el-bedawi gedenkend, in der sicheren Überzeugung, daß das eine durchaus genügende Art der Darbringung sei.[2]

Oder man weiht dem Heiligen einen mōlid. Diese Frau aus Lifta berichtete mir, sie habe, als ihr Sohn gestorben sei, dem von ihr sehr verehrten schēch ḥasan abu'l-ḥalāwa einen mōlid geweiht. Der wurde so ausgeführt, daß sie in ihr Haus nach Lifta einen schēch kommen ließ, der den mōlid, die in Verse gebrachte legendarische Geschichte des Propheten, rezitiert habe. Eine Anzahl junger Männer seien dazugekommen und hätten singen helfen. Das sei nicht sehr kostspielig gewesen: sie habe dem schēch ½ medschīdi (ca. 1,70 Mk.) gegeben, und die Helfer bekämen nur Essen. Reiche Leute gäben natürlich mehr. Das Verdienst an diesem mōlid sei dem schēch ḥasan abu'l-ḥalāwa zugekommen.[3] — Oder man veranstaltet ein Fest bei dem Heiligtum und bringt dabei ein oder mehrere Tieropfer dar.

[1] Vgl. zu dieser doppelten Eigenschaft der bösen und Erwerbung der guten Einflüsse Doutté, Magie et Religion, S. 433 ff.

[2] Dies scheint aber nicht überall als zulässig zu gelten. So berichtet z. B. Jaußen (Coutumes, S. 369) von einem Bewohner Madebas, der dem Chalīl Abraham) in Hebron einen halben medschīdi geweiht hatte, und ihn, da er ihn nicht selbst hinbringen konnte, einem Bewohner Hebrons übergab, damit er ihn beim Heiligtume abgebe.

[3] Über einen anderen mōlid berichte ich weiter unten S. 175 f.

Woher kommen diese Geschenke? Kleinere Gaben rühren wohl von Gläubigen her, die sich mit einer derartigen Gabe dem Heiligen nahen, um ihn sogleich ihrer Bitte geneigt zu machen. Zumeist aber sind diese Gaben dem Heiligen in Erfüllung eines Gelübdes dargebracht.

2. Die Gelübde.

Von Gelübden hören wir im Alten Testament sehr oft,[1] und auch im islamischen Gesetze wird von Gelübden gegen Gott im Zusammenhang mit den Eiden stets ausführlich gehandelt.[2] Im palästinischen Volksleben nehmen die Gelübde (nidr, Plur. nuḏūr) einen großen Raum ein. Es kommt vor, daß man Gott selber ein Gelübde darbringt, indem man ihm eine Gabe verspricht für den Fall, daß er eine Bitte erhört.[3] Aber meist wendet man sich mit Gelübden an einen Heiligen. Auch hier ist man theoretisch wohl davon überzeugt, daß es nicht der Heilige ist, der hilft, sondern Gott. Der Heilige gilt nur als Fürsprecher bei ihm. In Wirklichkeit denkt man aber dabei meist an die vom Heiligen zu gewährende Hilfe.

Welche Rolle die Gelübde im Leben des Volkes einnehmen, welche Vorstellungen dabei zugrunde liegen, wird man am besten erkennen, wenn ich hier über eine Reihe von Gelübden berichte, die ich mir in Palästina gesammelt habe. Ich lasse dabei meine Berichterstatter möglichst selber zu Worte kommen. Eine Frau in nebi samwil gelobte: jā sidi jā schēch ʿabdallah in teṭlb binti aḥoṭṭ zet ubachūr ʿandak, „O mein Herr, du schēch ʿabdallāh, wenn du meine Tochter gesund machst, so will ich dir Öl und Weihrauch bringen." Ein Fellache aus er-rām gelobte: ja schech ṣāleḥ ilak ʿaleije ferde schid lamma teṭlb ibni, „O Schech ṣāleḥ, du hast bei mir Anspruch auf eine Last Kalk, wenn du meinen Sohn gesund machst." — In el-weledsche berichtete mir ein Fellach, er habe vor kurzem folgendes Gelübde abgelegt: alā ja sidi ja schech aḥmed challli uladi wichwiti udschozi; ja sidi ja schēch aḥmed in ḍallena ṭaijebin uhadin el-bāl, rauwaḥ weledi min el-ʿastschar badschiblak ḍebiḥa nuṭbuchha nōtschulha, „O . . . laß mir meine Kinder und meine Brüder und meine Frau! O . . . wenn wir gesund bleiben und ruhigen Herzens,

[1] Vgl. z. B. Benzinger, Hebr. Archäologie, S. 387 f.

[2] Vgl. Minhadj aṭṭalibin, ed. van den Berg III, S. 352 ff., Juynboll, S. 266 ff.; Curtiß beginnt sein Kap. XVII (S. 175) mit einem offenbaren Mißverständnis.

[3] Vgl. ein Beispiel dafür unten S. 152.

wenn mein Sohn vom Soldatendienst heimkommt, so bringe ich dir ein Opfertier, das wir kochen und essen wollen." Die Frau dieses Mannes stand gerade vor einer Niederkunft und hatte demselben schēch aḥmed in der Hoffnung, daß ihr ein Sohn geschenkt werden würde, gelobt: ja sidi ja schēch aḥmed in ṭāḥ el-weled min baṭni ṭaijib, ilak ʿaleije ḏebiḥa uroṭlen ruzz, mnēdschi nuṭbuchhum unzūr unedrub el-bārud, „O . . . wenn der Knabe glücklich geboren wird, so hast du Anspruch bei mir auf ein Opfertier und 2 roṭl (zirka 5,75 kg) Reis, wir wollen kommen und es kochen, und den Besuch (bei dir) ausführen und mit Flinten schießen."

Einem Hirten aus Jerusalem war seine Herde erkrankt. Er führte sie auf den Ölberg hinauf zum Heiligtum des selmān el-farisi[1] und trieb sie um das Heiligtum herum, bis eins der Tiere es war das größte — wie von übernatürlicher Gewalt getrieben, in das Heiligtum hineinzugehen versuchte. Da ergriff der Hirt das Tier, schnitt ihm ein Stück seines Ohres ab, um es kenntlich zu machen, und sprach: ja sidna ja farisi, hāḏa nidr bikun ilak lamma ente teṭib el-ṛanam, „O unser Herr el-farisi, dies Weihgeschenk kommt dir zu, wenn du das Vieh gesund machst." Ist das geschehen, so wird das Tier zum Heiligtume gebracht und dort geschlachtet.[2]

Es können auch regelmäßig zu wiederholende nidr-Opfer geweiht werden. Ein Fellach aus Silwan hatte dem nebi mūsa ein Schaf gelobt für den Fall, daß sein Sohn ihm am Leben erhalten bliebe. Als er zum ersten Male dies Opfer nebi mūsa darbrachte, sagte er: ja sidi ja nebi mūsa tiḳbal nidrak elli ʿan el-weled utchallili ibni ukull sēne tuōchḏ nidrak, „O . . . nimm an die dir bestimmte Weihgabe für meinen Sohn und laß mir meinen Sohn am Leben, so sollst du in jedem Jahre dein Opfer haben." Ähnliche regelmäßige Opfer kommen oft auch bei ibrahim el-chalil vor,[3] auch die Christen bringen sie dar, und eine christliche Frau von der Familie naḥle, die mir das Heiligtum des chaḍr vor den Toren Jerusalems zeigte, berichtete mir, wie der oberste der Familie jedes Jahr dem ibrahim ein Schaf schlachte und es mit den Worten weihe: adschāk dabaḥtlak

[1] PJB VI, S. 81 f.

[2] In andern Fällen wird das vom Schech erwählte Schaf gleich geschlachtet (vgl. PJB VII, S. 118) und das — oder die — abgeschnittenen Ohren bei dem Grabe deponiert, und mit dem dabei vergossenen Blute das Grab besprengt, vgl. Jaußen, Revue Biblique 1910, S. 395, auch Coutumes S. 358, Curtiß S. 205 f., 218, 219.

[3] PJB VI, S. 84.

ʿorbān ja abuna ibrahim, tchallili uladi titḥannin ʿaleije tirzi'ni ja abuna ibrahim riz' uladi, „Es ist zu dir gekommen und ich habe dir ein Opfer gebracht, o Vater Abraham! Laß mir meine Kinder am Leben, erbarme dich meiner, beglücke mich, Vater Abraham, mit dem Glück meiner Kinder!"

Es kommt vor, daß man Kinder den Heiligen durch ein Gelübde weiht.[1] In Silwan erzählte man mir: jemand hatte seinen Sohn verloren, und bat den Nebi — ich glaube, es war nebi dā'ūd —, er möge ihm den Sohn ersetzen, indem er sprach: ja nebi . . . ʿauwad ʿaleije ʿṣ-ṣabi anderak ijāh bichidmak. „O . . . ersetze mir den Knaben, so weihe ich ihn dir zum Dienste!" Hier ist der Sohn nur zum Dienste des Heiligen geweiht; in diesem Falle hätte er, wenn er ein entsprechendes Alter erreicht hat, allerlei Dienste im Heiligtum zu tun, es mit zu reinigen, zu helfen, wenn ein Opfer dargebracht wird, usw. Hat man den Knaben selber dem Heiligen geweiht, so muß man ihn mit einem Opfer loskaufen. Ich führe hierfür ein Beispiel aus ṣafed an — bei Jerusalem wird es nicht viel anders sein. Der Diener des Heiligtums der banāt jaʿḳub, ʿabd errahmān b. muḥammed, hatte schon vier Kinder verloren. Als seine aus ṭabarije stammende Frau den jetzt lebenden Knaben erwartete, weihte sie ihn der ihr von Jugend her wohlbekannten sitt iskēne, deren Heiligtum bei Tiberias, etwas westlich von dem nach den heißen Quellen führenden Wege, liegt. Dieser Sohn mußte, als er ein paar Jahre alt war, losgekauft werden. Er rechnete mir vor, daß die Unkosten bei der Erfüllung eines solchen Gelübdes gar nicht sehr hoch zu sein brauchten. Wenn einer arm sei, könne er mit einer Lira (16 Mk.) alles bestreiten. Der zu schlachtende Hammel koste 2 medschidi (= 7 Mk. ungefähr) und das übrige reiche für die Reittiere und das Trinkgeld beim Heiligtum. Ist jemand wohlhabend, so kann er seine ganze Bekanntschaft mitnehmen, und eine richtige zeffe (Festumzug) machen, das kostet dann entsprechend mehr.

In Mittel- und Nordpalästina ist mit diesem Festzug zum Heiligtume und dem Opfer, das dabei dargebracht wird, die Sitte verbunden, daß man dem geweihten Knaben das Haupthaar — oder ein paar Locken desselben — abschert, und das Gewicht dieser Haare in Silber oder Gold dem Heiligtume weiht. Diese Sitte ist im offiziellen Islam mit dem sogenannten ʿaḳiḳa-Opfer verbunden, und wird in der Tradition darauf zurückgeführt, daß der Prophet es seiner Tochter fāṭima bei der Geburt ihres Sohnes ḥusēn empfohlen habe. Das ʿaḳiḳa-Opfer, das

[1] Vgl. Curtiß, S. 188.

wenn möglich am siebenten Tage nach der Geburt eines Kindes stattfinden soll, aber auch später dargebracht werden darf,[1] hat seinen Namen nach der Zeremonie des Haarabschneidens, und ist vom Islam übernommen. Im volkstümlichen Islam kommt das ʿaḳîḳa-Opfer — auch ʿeḳḳe genannt — häufig vor,[2] zumeist aber nur bei Knaben, und besteht im Darbringen des Opfertieres, mit dessen Blut man ein oder mehrere Zeichen auf die Stirn des Kindes macht. Darüber weiteres unten S. 159. Die Sitte des Haarschneidens wird hier nicht geübt, oder doch nur dann, wenn das Kind älter als ein Jahr ist. Wie es in Syrien als unheilbringend gilt, einem Kinde vor Vollendung des ersten Lebensjahres das Haar abzuscheren,[3] so auch in Palästina. Es scheint, daß die Sitte des feierlichen Haarscherens beim Heiligtum auf die Fälle beschränkt ist, da man das Kind dem Heiligen geweiht hat; sie wird an diesem erst vollzogen, wenn der Knabe 8 bis 10 Jahre oder älter geworden ist. Und wie es scheint, hat sich darin ein sehr alter Gebrauch erhalten.[4] Die näheren Umstände dieser Sitte ergeben sich aus folgenden von mir gesammelten Beispielen; vgl. dazu auch die von Curtiß, S. 189 f., 218 berichteten Fälle.

Beim chaḍr-Heiligtum am Karmel ist es üblich, daß der dem Heiligtume geweihte Knabe in feierlichem Zuge (man nennt einen solchen Zug direkt zeffet el-ʿaris, d. i. Bräutigamszug), schön gekleidet auf dem Pferde sitzend zum Heiligtume gebracht wird. Man schneidet dann rechts und links am Kopfe ihm die Haare ab. Die Haare werden dann zumeist mit Gold oder Silber aufgewogen; dies Geld wird dem Heiligen geweiht, während die Haare in die kleine Nische gelegt werden, welche sich dort links neben der großen befindet.

In der Nähe von rās en-naḳūra sagte man mir, daß man dem nebi schemʿa, dessen Heiligtum nicht weit von dort entfernt ist, einen etwa 1 Jahr alten Knaben mit folgenden Worten weiht: ja sidi ja nebi schemʿa inschaʾallah biṣir eṣ-ṣabi kebīr bāchedu baḥliʾlu bazauweru, oder . . . beḥleʾūlu rāso ubjūzenu tiʾil schaʿro maṣāri ubadbaḥ debīḥa, „O mein Herr nebi schemʿa, gebe Gott, dieser Knabe wird groß, so will ich ihn nehmen, ihn abscheren, und ihn den feierlichen Besuch machen lassen . . ., oder: so will

[1] Vgl. über die Bestimmungen z. B. minhādj aṭ-ṭalibin, ed. van den Berg III, S. 311, Juynboll S. 160.

[2] Curtiß berichtet mehrfach davon, ohne es als solches zu erkennen, vgl. S. 201, 232, 233 usw.

[3] Vgl. Robertson Smith, Religion. S. 252 Anm., 558, ZDVP VII, S. 85.

[4] S. Robertson Smith a. a. O.

ich ihn nehmen, daß man ihm seinen Kopf abschert, und das Gewicht seiner Haare als Geld zuwiegt, und ich will ein Opfertier schlachten."

Wenn der Knabe ein Alter von 8 bis 10 Jahren erreicht hat, so bringt man ihn zum Propheten, und vollzieht das, was man versprochen hat.

In tibnin berichtete mir eine Frau von den Metāwele, als ihr Knabe 2 Monate alt war, habe sie ihn dem nebi jūschaʿ geweiht mit den Worten: ja juschaʿ niderin ʿaleije in allāh subḥāna wataʿāla ʿeijeschli hal-maulud baḥli'lu ubaḥoṭṭ ti'il schaʿro maṣāri, „O Josua, ein Gelübde ist auf mir, wenn Gott — er ist gepriesen und hocherhaben — mir dies Kind am Leben erhält. Ich will ihn scheren und das Gewicht seiner Haare in Geld geben." Als der Knabe 10 Jahre alt war, ließ sie ihm von dem Schēch der Metāwele in tibnin die Haare abschneiden, und sie mit Geld aufwägen. Sie wogen soviel wie 12 Bischlik (= etwa Mk. 5,40). Dies Geld übergab sie dem Schēch, und der brachte es dem nebi jūschaʿ. Dieses Gewicht der Haare sei fidu ʿan el-weled, d. h. „Substitut für den Knaben", so sagte sie.

Der Diener des unter dem Namen „banāt jaʿḳūb" bekannten Heiligtums in ṣafed sagte mir, daß man in diesem Falle etwa folgendes Gelübde spricht — es ist, wie man es bei einem Heiligtumsdiener erwarten kann, etwas orthodoxer gefärbt: ja banāt sidna jaʿḳub, ja rabbuna, challi hal-weled laʿuṣṣillo schaʿro ʿandkum uadbaḥ debiḥa liwidschh allāh lil-fuʿara ulil-mesākin ʿala kis banat jaʿḳūb, „O ihr Töchter unsers Herrn Jakob, o unser Gott! laß mir diesen Knaben am Leben, so will ich ihm sein Haar abschneiden, bei euch, und ich will vor Gottes Angesicht ein Opfertier schlachten für die Armen und Bedürftigen, zugunsten der Töchter Jakobs!" Dann nach einigen Jahren, wenn der Knabe 10 bis 12 Jahre alt ist (man kann ruhig auch länger warten, bis man das nötige Geld zusammen hat), bringt man den Knaben zum Heiligtum, um ihm dort die Haare abschneiden zu lassen und das Opfer darzubringen. Es versteht sich für alle diese Beispiele von selbst, daß während der ganzen Zeit, während der das Gelübde dauert, kein Schermesser auf den Kopf des Knaben kommen darf.

Man kann aus diesen Beispielen ersehen, daß so ziemlich alles, was den einfachen Menschen bewegt, Anlaß für ein Gelübde werden kann. Besonders sind es ja die Ereignisse, die in sein Leben tief eingreifen und denen gegenüber er sich machtlos fühlt, Krankheit seiner selbst und seiner Angehörigen, Krankheit des Viehs und eine allgemeine Furcht vor dem Unglück. Es ist charakteristisch, daß es durchaus als

Unglück angesehen wird, wenn jemand zum Soldatendienst genommen wird. Geweiht werden können alle die Gaben, die bereits oben angeführt sind; unter ihnen nimmt — das tritt aus den Beispielen ja deutlich heraus — das dem Heiligen dargebrachte Opfertier eine hervorragende Stellung ein.

3. Das Tieropfer.

Curtiß hat das unbestreitbare Verdienst, auf die Bedeutung des Tieropfers und der damit zusammenhängenden Gebräuche nachdrücklich hingewiesen zu haben. Freilich ist ihm hier sein einseitig gesammeltes Material und die zum Teil auf Mißverständnissen beruhende Verwendung desselben in besonderen Maße verhängnisvoll geworden. Mir kommt es hier darauf an, den Hergang bei diesen Opfern zu schildern. Daraus werden sich dann Schlüsse ziehen lassen auf die Vorstellung, die die heutigen Bewohner Palästinas mit dem Opfer verbinden.

Die oben angeführten Beispiele von Gelübden legen es nahe, das Tieropfer zunächst als eine Steigerung von andern bei Gelübden geweihten Gaben anzusehen, also wertvoller als Lichter, Öl, Weihrauch, Geld usw., von ihnen quantitativ unterschieden.[1] Daß diese Auffassung berechtigt ist, beweisen die Fälle, bei denen ein dem Heiligen geweihtes Opfertier nicht wirklich geschlachtet wird. Ein Fellach in er-rām berichtete mir, daß es vorkommt, daß man dem schech ḥusen einen halben Stier weiht, falls nämlich die Weihe des ganzen Tieres dem betreffenden zu kostspielig ist. Unter der Annahme, daß der Stier beim Verkauf einen Erlös von 5 Lira (100 Fr.) erzielt, würde der Weihende davon $2^1/_2$ Lira dem Heiligtume zu übergeben haben, und das Opfer gilt als richtig dargebracht. Für das Geld werden Öl, Strohmatten und andere Bedürfnisse des Heiligtums besorgt.[2] Weiter im Norden von Palästina scheint diese Sitte sehr verbreitet zu sein. Jedenfalls berichtete mir ein Fellach in umm el-ʿamed (bei en-naḳura), daß etwa ein Hirt ein Tier seiner Herde, ein Kalb, eine Ziege, ein Schaf weiht mit der Bitte, daß es der Herde gut gehe. Ist die Bitte erfüllt, so übergibt er das Tier dem Diener des Heiligtumes. Der verkauft es und verwendet das eingenommene Geld für allgemeine Zwecke des Heiligtums.

Ähnliches hörte ich betreffs eines Gott selber geweihten Gelübdes. Die Beduinen bei ʿên et-ṭâbiṛa berichteten mir, jemand sage etwa als

[1] Vgl. die Ausführungen bei Dalman, PJB IV, S. 47 f.

[2] Vgl. den analogen Fall, den Lydia Einsler in ZDPV XVII, S. 49 berichtet; für den Erlös will die Frau hier Schafe und Reis kaufen.

Gelübde: ja rabbi tischfi li weledi ilak ʿaleije chāruf, „O Gott, heile mir mein Kind, so bringe ich dir ein Schaf dar". Für Gott — so meinten sie — kann man doch das Tier nicht schlachten. So kauft man ein gutes Schaf, zieht es sorgfältig auf, bis es schön fett wird, und verkauft es dann. Für den Erlös besorgt man Kleider und verschenkt die an Arme.

In den meisten Fällen wird das Opfertier aber geschlachtet. Wo es geht, bringt man das Opfer so bald als möglich dar und entledigt sich so der Schuld gegenüber dem Heiligen. Indessen ist der Heilige auch gern bereit zu warten, sobald Gründe vorhanden sind. Hat ein Heiliger eine bestimmte festliche Zeit (mōsem), so ist es das Gegebene, sein Opfer in dieser Zeit darzubringen.

Die dem Heiligen gelobten Opfer werden nicht immer zum Heiligtum selber gebracht. Dem Abraham (ibrahim el-chalil) geweihte Opfer werden sogar selten in Hebron geschlachtet. Man opfert sie gewöhnlich im eignen Hause. Für die dem Abraham gerade in der Gegend von Jerusalem geweihten Bauopfer[1] ist das ja selbstverständlich. Bei der Quellenheiligen sitt ḥasne[2] wird das Opfer, das man ihr darbringt, in dem etwa 10 Minuten entfernten es-sifle geschlachtet, und es genügt, wenn man bei der Darbringung sagt: hāda min schan es-sitt ḥasne, „dies gilt für die Sitt Ḥasne". Auch z. B. für den schech aḥmed el-ʿadschami werden die ihm zugedachten Opfer meist in bēt maḥsir geschlachtet, nur zuweilen am Heiligtum selber. Es kommt auch vor, daß im Hause der Nachkommen des Heiligen geschlachtet wird. Das berichtete man mir z. B. betreffs des schēch muḥammed bei kufr abīl.[3]

Gewöhnlich aber bringt man das Opfer zum Weli. Hier gibt es meist einen besonderen Ort, an dem geschlachtet wird. Innerhalb des eigentlichen Heiligtums findet es wohl selten statt. Bei nebi öscha' wird innerhalb der Umfassungsmauer dem Gebäude gegenüber auf einem erhöhten, mit Steinen gepflasterten Platze geschlachtet. Das Blut fließt in ein dort befindliches Loch ab. Bei größeren Heiligtümern, wie bei nebi dā'ūd in Jerusalem, ist in einem der Höfe ein Platz für die Schlachtung der Opfertiere bestimmt; ähnlich ist es beim Heiligtum des chadr am Fuße des Karmel. Bei nebi ʿokkāsche in Jerusalem geschieht die Schlachtung unter den in der Nähe des Heilig-

[1] Vgl. PJB VI, S. 84.

[2] Vgl. PJB VI, S. 95 f.

[3] Das von Jaußen, Coutumes S. 361 berichtete „sacrifice à un faqir" ist vielleicht ähnlich zu erklären.

tums stehenden Ölbäumen, bei nebi schu'eb bei einem Baume in der Nähe des Heiligtums, bei el-arba'în auf dem Karmel bei einem Baume in der Nähe des Heiligtums, bei dem ein Brunnen sich befindet, in er-râm ist ein besonderer Platz zwischen den beiden Heiligtümern dort dafür bestimmt.[1] In manchen Heiligtümern dient eine Säule zur Schlachtung.[2] Bei nebi musa war, etwa 3 Minuten vom Heiligtum entfernt, bei einem Brunnen mit brackigem Wasser ein Platz für die Schlachtungen bestimmt.[3] Bei den Heiligtümern des schêch ḥamed und ḥudêfi und andern ähnlichen Heiligtümern im Ostjordanland[4] wird das Opfer meist auf dem Dache des Heiligtumes geschlachtet, sodaß das Opferblut vorn am Heiligtume herunterläuft.[5] Eine sehr verbreitete Sitte ist es, daß man Opfer auf der Schwelle des Heiligtumes darbringt. Bei Dorfwelis scheint das das Gegebene zu sein,[6] allerdings opfert man hier, wenn das Heiligtum etwas größer ist, auf der äußeren Schwelle, die zum ganzen Heiligtum führt, nicht etwa am Eingang in das innere Heiligtum.

Daß ein Tier bei einer heiligen Quelle so geschlachtet wird, daß das Blut in das Wasser läuft, kommt bei mir bekannten Quellen des Westjordanlandes nicht vor.[7] Ebensowenig habe ich gesehen, daß ein Tier so geschlachtet wird, daß sein Blut in eine heilige Höhle floß.[8] Derartige Behauptungen bedürfen doch erst der Bestätigung und erscheinen mir an sich als unwahrscheinlich.

Im Maghrib (Marokko, Algier, Tunis) ist es üblich, daß das bei einem Heiligtume darzubringende Opfer dem Diener des Heiligtums übergeben wird, dem moḳaddem,[9] wo irgend ein solcher vorhanden ist. Dieser ist der eigentliche Opferer.[10] In Jerusalem ist das der Fall nur bei dem Heiligtume des abu median, des Maghrebiners.[11] Der Gelobende bringt es zum Heiligtume, und übergibt das Tier dem moḳaddem.

[1] Vgl. PJB VI, S. 71.

[2] Vgl. PJB VI, S. 93; Schumacher bei Curtiß, S. 272 f., Anm.

[3] Curtiß denkt fälschlich, daß das Opfer dort an der Tür des maḳam geschlachtet wird (vgl. Curtiß S. 202, 204).

[4] Vgl. Jaußen, Coutumes, S. 356, 357.

[5] Curtiß berichtet hier auch von Opfern auf Steinplatten neben dem Heiligtume, vgl. S. 270.

[6] Curtiß, S. 263 4.

[7] Curtiß berichtet es von Quellen im Ostjordanlande, vgl. S. 263, 231 u. f.

[8] Curtiß, S. 263.

[9] Schriftarab. muḳaddam (A. Fischer). PJB VII, S. 97 ist danach zu korrigieren.

[10] Doutté, Magie et Religion, S. 462.

[11] Vgl. PJB VI, S. 77, VII, S. 97.

Der nimmt es in Empfang, erfährt, was für ein Gelübde es ist, schlachtet das Tier auf dem dazu bestimmten Hofe der Moschee und bereitet es für die Insassen des Klosters (zāwia) zu.

Sonst aber herrscht in Palästina durchaus der Brauch, daß der Opfernde selbst die Schlachtung vornimmt, auch da, wo Diener bei dem Heiligtume vorhanden sind.[1] Nur Frauen pflegen nicht selbst zu schlachten, sondern sich dabei durch ihre Männer oder durch Verwandte vertreten zu lassen.

Daß das Opfertier im Hause dessen, der es gelobt hat, eine Zeit lang sorgfältig aufgezogen wird, ist verdienstlich, gerade dann, wenn man sich sonst nicht mit dem Aufziehen von Schafen oder Ziegen befaßt. Besonders zieht man so gern im Hause auf ein Schaf, das für nebi mūsa bestimmt ist, also erst am mosem dargebracht werden kann. Wenn man das Tier dann zum Feste treibt, hat man es oft schön geschmückt. Ich erinnere mich, mehrere solcher Tiere auf dem Wege zum nebi-mūsa-Feste gesehen zu haben. Insbesondere denke ich an eine Jerusalemerin, die mit ihrem Sohn und ihrer Tochter fröhlichsten Herzens zum Feste zog. Ihr Sohn hatte ein dickes Licht in der Hand, — daß es mehrfach zerbrochen war, machte nichts aus — und vor sich her trieb sie ein Schaf; an dessen Kopf hatte sie Blumen gebunden, und der Rücken des Tieres war blau gefärbt. Sie erzählte auf meine Frage, ihr Sohn sei krank gewesen, da habe sie das Licht und das Schaf dem nebi mūsa geweiht; nun sei er gesund geworden, und da wolle sie es zum Feste bringen, das Schaf habe sie in ihrem Hause aufgezogen, hāda fidu ʿan ibni . . . „dies ist die Lösung für meinen Sohn", so sagte sie.

Indessen man kann auch ein Tier zu diesem Zwecke kaufen, und speziell beim nebi-mūsa-Feste, wo der Bedarf nach Opfertieren während der Festtage sehr groß ist, kann man an Ort und Stelle sich besorgen, was man braucht.

Wie es bei dem Opfer zugeht, möchte ich an dem Beispiel eines solchen zeigen, dessen Zeuge ich in nebi mūsa war. Ein besserer Jerusalemer kam zu dem Schlachtplatz und suchte sich unter den dort zum Verkauf stehenden Schafen ein verhältnismäßig gutes aus. Er zahlte dafür 2 medschidi (= 8½ Franks), und beauftragte den dabeistehenden Schlächter, der bei nebi musa wohl meist dazu benutzt wird, damit, das Schaf zu schlachten. Während dieser nun das Schaf zwischen seine Beine klemmte, seinen Kopf nach Süden (Mekka) wandte und die Schlachtung ausführte, indem er dabei außer den bei jeder Schlachtung

[1] Betreffs nebi musa vgl. weiter unten.

üblichen Worten: „bismillāh, allāhu akbar“ (Im Namen Gottes, Gott ist sehr groß)[1], ausdrücklich betonte, daß dies Schaf das Gelübdeopfer des N. N. an nebi musa sei, wandte der Opfernde selber sich in einem vor sich hingemurmelten Gebete an nebi musa, indem er ihn bat, dieses Opfer anzunehmen, das er ihm für die Heilung seines Sohnes geweiht habe, und indem er dazu die fatiḥa fügte. Die Schlachtung selber geschah durch einen Stich mit dem Messer durch die Kehle. Eine Weile hielt es der Schlachtende mit seinen Beinen fest und ließ das Blut auf die Erde laufen. Dann warf er es auf die Erde und kümmerte sich nicht darum, bis die Zuckungen aufhörten und das Tier tot dalag. Nachdem er es sodann an den Füßen und an einem in der Nähe des Schwanzes gemachten Loche aufgeblasen hatte (um das Fell etwas zu lockern), wurde das Tier abgezogen und an ein Holzgerüst gehängt, das aus zwei in die Erde eingerammten Pfählen und einem darübergelegten Querbalken gebildet war. Der Mann, der das Opfer darbrachte, trat nun herzu und schnitt mit dem ihm von dem Schlächter gereichten Messer ein Stück nach dem andern von dem Tiere ab, und verschenkte es an die Umstehenden – es hatte sich eine große Schar Menschen dort eingefunden, die von diesem Opfer etwas abzubekommen suchten. Auch mein Pferdeknecht, der neben mir stand, erlangte ein Stück, und als ich ihn dann fragte, weshalb er sich darum bemüht habe, da er ja aus der allgemeinen Speisung bei dem Heiligtume[2] genügend bekommen könne, meinte er, das sei nur gekochtes Fleisch, dies aber könne er sich besonders zubereiten und braten lassen.[3] Das Opfertier wurde so verteilt bis auf die beiden Hinterschenkel. Die nahm der Opfernde für sich und die Seinen mit.

Man sieht, hier ist das Opfer eigentlich nichts mehr als eine gewöhnliche Schlachtung. Nur die Worte, die dabei gesprochen werden, und die Verteilung des Fleisches an die Armen[4] erinnert daran, daß man es mit einem Opfer zu tun hat. Indessen muß man doch die hieraus gezogenen Schlüsse wesentlich modifizieren durch das, was man sonst über das Opfer hört und, wenn man Glück hat, auch beobachten kann.

[1] Man vermeidet, bei einer Schlachtung dem bismillah das sonst gewöhnliche „er-raḥman er-raḥīm“ (des Erbarmers, des Barmherzigen) hinzuzusetzen, weil man es für eine Verhöhnung Gottes hielte, in einem solchen Moment gerade dieser Eigenschaften Gottes zu gedenken.

[2] Siehe darüber unten S. 172 f.

[3] Vgl. 1. Sam. 2, 15.

[4] Übrigens ohne besondere Prüfung der Bedürftigkeit.

In silwān fand ich über der Tür einer als Wohnung benutzten Höhle mehrere Abdrücke der Hand mit den fünf Fingern und andere Flecken in brauner Farbe.[1] Auf meine Anfrage erhielt ich zur Antwort: man sei erst vor kurzem in diese Wohnung eingezogen und habe beim Einzug in das Haus wie üblich auf der Schwelle dem ibrahim el-chalil ein Schaf geopfert. Die Frau berichtete mir dann, wie sie selber ihre Hand mehrfach in das Blut des Opfertieres getaucht, und damit die Verzierungen über der Tür gemacht habe. „maktub fi kutub el-muslimin hāda ḥalāl" (es steht in den Büchern der Muslime geschrieben, daß das gesetzlich erlaubt ist), so meinte der Mann dazu, der natürlich weder lesen noch schreiben konnte. In der Tat ist diese Sitte in weitem Umfange üblich in den Dörfern um Jerusalem herum. Auch mit dem Blut des ḍaḥije-Opfers, das während des sogenannten „großen Festes" am 10. Mu arram dargebracht wird, tut man dasselbe, so erfuhr ich in bēt iksa.[2]

Ganz gewöhnlich ist es ferner, etwas von dem Blute des bei dem Heiligtume geschlachteten Opfers an das Heiligtum zu streichen.[3] Als ich danach einen der Maulawi-Derwische in Jerusalem fragte, meinte er: „mā fisch ma'na" (es tut nichts). Zumeist wird das Blut an den Rahmen der Tür (besonders den Türsturz) des Heiligtums gestrichen; bei einfacheren Verhältnissen streicht man es an das Grab selber. Das geschah z. B. bei nebi schu'eb, bei ez-zo'bi in Jericho, auch bei Heiligtümern in Jerusalem findet es statt. Es wird öfters auch an die Mauer des Heiligtums gestrichen.[4] In er-rām ist es üblich, von dem Blute etwas an die Mauer jedes der beiden Heiligtümer zu bringen.[5] Bei mār ja'ḳūb in dscheba'[6] pflegt man es an den Eingang in die Höhle zu streichen. Bei el-chaḍr id-dschbēli,[7] dem christlichen Heilig-

[1] Siehe Tafel 6, Abbildung 12. Man hat diese Höhle als Wohnung eingerichtet, indem man ihre Öffnung mit einer Mauer vorn abschloß. Durch die Tür und die beiden Fensteröffnungen — hinter der einen wird zum Feuern gesammeltes Reisig sichtbar — fällt das Licht herein. In derselben Höhle befindet sich — hinten etwas tiefergelegen — der Stall für das Vieh, wie das ja das gewöhnliche ist. Vor der Höhle ist ein Vorplatz, der durch eine Mauer mit Tür von dem Wege abgeschlossen ist. Der Bewohner der Höhle steht neben seiner Frau, neben ihm steht der — taubstumme — Bruder der Frau. Der Mann rechts ist ein Nachbar.

[2] Vgl. Dalman im PJB IV, S. 48.

[3] Vgl. die Beispiele bei Curtiß, S. 208—212 usw.

[4] Vgl. Curtiß, S. 225.

[5] PJB VI, S. 71.

[6] PJB VI, S. 92.

[7] PJB VI, S. 88.

tume, sah ich über der Tür, die zur Kirche führte, ein Kreuz von Blut, das, wie mir versichert wurde, von einem dem chaḍr dargebrachten Gelübdeopfer stammte. In er-rām ist es üblich, daß von dem beim Heiligtume dargebrachten ʿaḳiḳa-Opfer[1] etwas nach Hause mitgenommen wird; davon macht man dann an der Tür des Hauses eine Verzierung. Wo es üblich ist, daß man einen Knaben in feierlichem Zuge zum Heiligtume führt, damit ihm dort die Haare abgeschnitten werden,[2] da pflegt der Knabe seine Hand in das Blut des dabei geschlachteten Opfertieres zu stecken und mit ihr über der Tür des Heiligtums einen Abdruck zu machen. So wurde mir z. B. beim chaḍr am Karmel und bei banāt jaʿḳūb in ṣafed berichtet.[3]

Die Sitte, die Stirn des Kindes, für das ein ʿaḳiḳa-Opfer dargebracht wird, mit dem Blute des Opfertieres zu benetzen, ist alt, wenn auch von den muslimischen Gelehrten nicht empfohlen.[4] Trotzdem geschieht es in weitem Umfange, soweit überhaupt ein ʿaḳiḳa-Opfer dargebracht wird.[5]

Auch bei Gelübdeopfern wird vielfach dem, für den das Opfer dargebracht wird, etwas Blut von dem Opfer auf die Stirn gestrichen. Ich habe mir das für nebi mūsa, nebi dāʾūd und in er-rām notiert, doch kann man es ohne Bedenken auf alle Heiligtümer ausdehnen, soweit die Opfernden nicht durch die mohammedanische Orthodoxie stark beeinflußt sind. Daß man die Tiere der Herde, für die man ein Opfer gebracht hat,[6] mit Blut des Opfertieres besprengt,[7] ist durchaus wahrscheinlich — ich habe mir dafür kein Beispiel notiert —. Nur hinweisen möchte ich in diesem Zusammenhang noch auf die Sitte der Beduinen, für jeden wertvolleren Besitz, zu dem sie gelangen — auch die Frau, die bei der Hochzeit in den Besitz des Mannes übergeht, rechnet dazu — ein oder mehrere Opfertiere zu schlachten und mit dem Blut Zeichen an den neuen Besitz zu machen.[8]

Wie sind diese Blutbräuche zu erklären? Die Fälle, bei denen man etwas Opferblut an das Heiligtum streicht, sind wohl wie jene

---

[1] S. o. S. 151.

[2] S. o. S. 151 f.

[3] Vgl. auch Curtiß S. 217.

[4] Juynboll, S. 160.

[5] Vgl. die Beispiele bei Curtiß S. 232—233, auch ich habe mir viele Belege dafür notiert.

[6] Vgl. oben S. 153.

[7] Vgl. Curtiß, S. 223.

[8] Vgl. die Beispiele, die Jaußen, Coutumes, S. 339—369 anführt.

Gaben zu beurteilen, die oben als Zeichen für einen dem Heiligtum abgestatteten Besuch gedeutet wurden.[1] Es soll dem Heiligen ein Erinnerungszeichen für das dargebrachte Opfer sein, und dabei wohl auch als Spur von einer Gabe, die beim Heiligtum aufbewahrt ist, dem Geber etwas von der baraka (Segen) des Heiligen vermitteln.

An diese Übertragung der baraka ist im besonderen gedacht, wenn man etwas von dem Opferblut an das Haus des Spendenden streicht. Diese mit dem Heiligtum in Verbindung stehende Spur soll die bösen Einflüsse von dem Hause fern halten und gute herbeiziehn. Derselbe Gedanke liegt jener Sitte zu grunde, bei der man etwas Opferblut mit Öl und henna mischt; man läßt diesen Teig trocknen und verwendet ihn als Heilmittel gegen allerlei Schmerzen, indem man ihn auf die kranke Stelle legt. Besonders geschieht das mit dem Blut des Gelübdeopfers, das der Mekkapilger nach glücklicher Rückkehr bei nebi dā'ūd darbringt. Vielleicht wird der heilsame Einfluß der vollendeten Pilgerfahrt in diesem Falle noch mit wirksam gedacht.

Wo man etwas Opferblut an den, für den geopfert wird, bringt, soll dadurch wohl in erster Linie ausgedrückt werden, daß das Opfer nun wirklich auch dem, für den es gebracht ist, zugute kommen soll. Es ist begreiflich, daß man neben dem gesprochenen Wort noch nach einer sinnfälligen Form sucht, die die Aneignung des Opfers und die Übertragung der baraka vor Augen führen soll. Diese Aneignung kann auch auf andere Weise vorgenommen werden. Der Kranke etwa, für den bei nebi da'ūd ein Opfer dargebracht wird, muß über das Opfertier hinwegschreiten. Das muß z. B. auch der Pilger tun, für den dicht vor seiner Abreise ein Verwandter bei nebi dā'ūd ein Schaf schlachtet, damit er glücklich heimkehrt. Sobald das Tier tot am Boden liegt, schreitet der Pilger darüber hinweg und begibt sich darauf unmittelbar zum Bahnhof, das ganze Tier für die Armen zurücklassend. Ähnlich ist offenbar das Opfer „zwischen den Füßen" gemeint, von dem Curtiß[2] berichtet. Denselben Sinn hat die Sitte, daß der, für den das Opfertier dargebracht wird, auf diesem Tier zu dem Opferplatz reitet.[3] Sobald das Opfer geschlachtet ist, wird es für die Mahlzeit zubereitet. Wo das Opfer im eignen Hause geschlachtet wird, wird es natürlich

[1] Vgl. S. 145; vgl. auch Dalman in PJB IV, S. 48.

[2] S. 199 f. und 221.

[3] Vgl. Curtiß, S. 222, Jaußen, Coutumes, S. 351; dieselbe Sitte findet sich in Ägypten bei der Zar-Beschwörung, vgl. meine Arbeit „Zar-Beschwörungen in Ägypten" in der von C. H. Becker herausgegebenen Zeitschrift „Der Islam" III, 1912, S. 12.

auch im Hause zubereitet (sitt hasne). Aber auch oft da, wo man das Opfer bei dem Heiligtume schlachtet, nimmt man das geschlachtete Tier mit nach Hause, um es hier ordentlich herrichten zu können (er-rām). Bisweilen nimmt man aber die zur Herrichtung des Opfers notwendigen Töpfe und Schüsseln mit. Es gibt Heiligtümer, in denen solche Dinge in größerer oder kleinerer Zahl vorrätig sind. Diese Schüsseln werden dann durch den Diener des Heiligtums an die Opfernden geliehen, und man hat für Reinigung und Abnutzung eine gewisse Leihgebühr zu zahlen. Der schech des chadr-Heiligtums auf dem Karmel zeigte mir eine ganze Menge von Schüsseln, Kesseln und Lampen, die er in seinem Zimmer zum Verleihen an Fremde aufbewahrte. Man braucht verhältnismäßig viele, denn bei einem solchen Opfermahl wird ja nicht nur das Fleisch des Opfertieres gegessen, sondern unumgänglich notwendig ist dabei Reis, ferner Brot und meist auch Gemüse.

Es ist üblich, daß man von der Opfermahlzeit dem Heiligtumswächter, soweit ein solcher vorhanden ist, seinen Teil abgibt. Man kann diesen allerdings auch durch Geld abfinden. Als sehr verdienstlich gilt es, vom Opfer Arme zu speisen. Wenn man Gäste zum Heiligtum mitbringt, so wird man dafür sorgen, daß, auch nachdem diese gesättigt sind, noch genügend für die Armen übrig bleibt. Gewisse Opfer sind für die Armen ausschließlich bestimmt, so die beiden Vorbeugungsopfer bei nebi da'ud und ähnliche. Sonst aber ist es notwendig, daß auch der Opfernde wenigstens etwas von dem Opfer, am besten von der Leber, genießt, „min schān el-baraka", um des daran haftenden Segens willen.

Curtiß, der das Wesen des Opfers in der Schlachtung, dem „Hervorbrechen des Blutes" [1] sieht, kann das dem Opfer folgende Fest nur als etwas ganz Nebensächliches, Belangloses auffassen, so sehr es auch vom Volke geschätzt sein mag. Hier wird nun besonders deutlich, wie einseitig und unhaltbar seine ganze Opfertheorie ist. Daß beim Opfermahl die dem Heiligen geweihten Speisen, insbesondere das Fleisch des dargebrachten Opfertieres genossen wird, daß man durch den Genuß dieser mit baraka versehenen Speise etwas von den wohltätigen Einflüssen des Heiligen auf die sinnfälligste Weise sich aneignet, kann er nicht berücksichtigen. Ich verweise aber insbesondere auf die unten folgende Beschreibung des nebi-mūsa-Festes, dieses Opferfestes im Großen. Da wird besonders klar werden, welch wichtige Momente in den Opferfesten liegen und wie wenig man grade diese als nebensächlich beiseite lassen darf.

[1] Vgl. S. 253, 255.

4. Regenprozessionen.

Für die Zeiten der Dürre sieht der Islam ein besonderes Gebet, die ṣalāt el-istiṣḳāʾ, vor. Dies Gebet findet im Freien statt, und zwar wird es in Jerusalem an der Kanzel des burhān ed-dīn auf der oberen Plattform des ḥaram gehalten. Es herrscht bei diesem Gebet die Sitte, daß nach der Predigt (chuṭba) der imām und danach die andern ihren Mantel umdrehen. Dies Umkehren des Mantels soll ein Umkehren des Wetters herbeiführen.[1]

Bei der außerordentlich großen Bedeutung, die der zeitige Regen für das Land hat, ist es erklärlich, daß man sich mit diesem Gebete nicht begnügt, sondern außerdem noch allerhand Gebräuche übt, von denen man sich einen günstigen Einfluß auf das Wetter verspricht.[2] Eine in silwan geübte Sitte habe ich[3] erwähnt. Ähnliche Prozessionen unternehmen die Frauen von den umliegenden Dörfern nach nebi lēmūn.[4] Sie nehmen einen weißen Hahn (dītsch abiaḍ) und eine schwarze Henne (dedschādsche sōda) mit. Je eine Frau trägt ein Getreidesieb (ṛurbāl) und ein Mehlsieb (mōchul) auf dem Kopf, eine alte Frau hat eine steinerne Mühle (ṭ'ḥūne) vor sich und mahlt mit ihr, ohne daß Getreide (ḳamḥ-Weizen) darin ist. Der Hahn und die Henne werden geschlagen, damit sie schreien und dadurch das Mitleid Gottes erwecken. Ebendasselbe sollen wohl auch die leeren Geräte tun, die man mitführt. Die mahlende Mühle soll daneben den Donner nachahmen, den man zusammen mit dem Regen erhofft. Man singt dazu verschiedene Lieder, von denen ich einige Beispiele gebe. Zunächst eins, das eine Art Zwiegespräch mit dem Hahn darstellt:

schū biddak ja kāki 'l-lēl — Was willst du, o Schreier in der Nacht?
biddi maṭar biddi sēl — Ich will Regen, ich will fließendes Wasser,
biddi fette lil-jatāma — ich will einen Bissen Brot für die Waisen!
jā rabbi jā rabb in-nās — O mein Herr, du Herr der Menschen,
tiṣḳi zarʿana 'l-jabbās[5] — tränke unsere vertrockneten Saaten!

Ein anderes bei dieser Gelegenheit viel gesungenes Lied ist das folgende, bei dem der Heilige, zu dem die Prozession geht, angerufen wird:

ja nebi lēmūn nisterdschīk

[1] Vgl. Juynboll S. 93; Doutté S. 590 ff.

[2] Vgl. Dalman, Palästinischer Diwan, S. 56 ff.; Jaußen, Coutumes, S. 323 ff.; A. Musil, Arabia Petraea III, S. 8 ff.

[3] PJB VI, S. 94.

[4] PJB VI, S. 99.

[5] jabbas, Plur. von jabis.

raschḳ el-maṭar jo'bur fik
jalla rḥemtak jalla
O Nebi Lēmūn, wir flehen dich an,
Strömen des Regens möge durch dich kommen!
O Gott, deine Barmherzigkeit, o Gott!

Dasselbe Lied sang man in bēt ḥanina, indem man die ersten Worte durch jā sulṭān ibrahim ersetzte und dann zum Schluß hinzufügte:

ja rabbi bill esch-schāle
neḥna taḥtak scheijāle
O mein Herr, nässe den Mantel,
wir sind unter deinem Befehle Träger![1]

In bēt iksa begann dies Lied mit: schech iteijim nisterdschik. Daneben notierte ich mir dort noch die folgenden Verse:

ja rabbi itbill il-ḳundēl
eḥna wuridna 'as-semuēl
jalla rḥēmtak jalla
O mein Herr, besprenge den ḳundēl![2]
Wir haben das Wasser bei es-samwīl holen müssen.[3]
O Gott, deine Barmherzigkeit, o Gott!

oder:

ja rabbi itbill esch-scharmūḥ
wen neläḳi wen nerūḥ
ḥaraḳatna esch-schōbe
ja schōbe rūḥi 'anna
challi 'l-maṭar jeṭanna[4]
O Herr, besprenge die alten Kleider!
wohin sollen wir uns wenden, wohin gehen?
Verbrannt hat uns die Hitze!
O Hitze, laß ab von uns,
laß den Regen wieder kommen!

Die Kinder, die sich an solchen Regenprozessionen beteiligen, singen etwa:

ja rabbina ja rabbina — O unser Herr, o unser Herr!
eḥna zṛār, ēsch ḏembina — wir sind klein, was ist unsere Schuld?

[1] Die das Wasser forttragen.
[2] Calycotome villosa, s. Dinsmore-Dalman Nr. 417.
[3] Bei dem Dorfe nebi samwīl gibt es mehrere Quellen bezw. Brunnen. Bis zu diesen haben die Frauen aus bet iksa gehen müssen, um Wasser zu holen, weil ihre Cisternen und näheren Quellen bereits versiegt waren.
[4] Wegen des Reimes für jeṭanni.

Die unschuldigen Kinder — das ist doch offenbar der Sinn — müssen unter dem Regenmangel, der als Strafe Gottes aufgefaßt ist, leiden. Wenn Gott also nicht ungerecht sein will, so muß er Regen geben. Ähnlich wird oben in andern Liedern auf die Waisen hingewiesen, deren sich Gott erbarmen möchte.

Ein ganz ähnliches Lied hörte ich im Norden Palästinas, in tibnin, im Zusammenhang mit folgendem Brauch. In Zeiten der Regennot ziehen die Knaben und Mädchen durch die Straßen des Dorfes, jeder hat in der Hand einen Stock, daran ist oben ein Fetzen angebunden, den man ins Wasser taucht. Die Bewohner des Ortes bespritzen die Kinder mit Wasser,[1] während sie von Haus zu Haus ziehen und dabei singen:

ja rabbina ja rabbina	O unser Herr, o unser Herr,
tib'a schite lizar'ina	Regen möge unser Saat zuteil werden.
hinne kebār el-áznabu	Sie sind groß, die sich verschuldet haben,
neḥna zṛār schū zambina	wir sind klein, was ist unsere Schuld?

Der Sinn der Verse ist derselbe, wie beim vorigen Liede. Der an den Stock gebundene Fetzen erinnert bereits sehr an die sogenannte „umm el ṛeṭ", „die Mutter des Regens", die man im Ostjordanland verschiedentlich findet. Die Frauen des Dorfes bilden aus zwei dünnen Stangen ein Kreuz, ziehen ein Frauenhemd darüber, und tragen es im Dorfe umher, indem sie dabei verschiedene Lieder singen.[2] In kufr abil berichtete man mir, daß bei dem Umzug der „Mutter des Regens" folgendes Kinderlied gesungen werde:

ja rabbĕna ja rabbĕna
eḥna zṛār usch ḏambĕna
ṭalabna chubz min ummĕna
ḍarbatna ʿala ṭummĕna

O unser Herr, o unser Herr!
wir sind klein, was ist unsere Schuld?
wir erbaten Brot von unser Mutter,
sie schlug uns auf unsern Mund!

Auch die Abendprozessionen zum Heiligtum sind hier üblich. Die Frauen ziehen zum schech janis. Eine alte Frau mahlt auf dem Zuge eine Mühle, ohne Getreide, und dabei entspinnt sich zwischen ihr und einer andern alten etwa folgender Wechselgesang:

[1] Offenbar sympathische Magie (vgl. Doutté, S. 60 ff.). Dies Wasserspritzen soll den Regen anziehen.

[2] Vgl. Dalman, Palästinischer Diwan, S. 56 ff.; Musil, S. 8 ff., mit der Abbildung der „Mutter des Regens" auf S. 10; Jaußen, Coutumes, S. 323 ff.

mālitsch tiṭḥani bil-lēl ja ʿadschājiz
min ḳillet maṭar usēl ja ʿadschājiz
mālitsch tiṭḥani kufrān ja ʿadschājiz
min ḥasrtitsch ʿar-ruṛfān ja ʿadschājiz

Weshalb mahlst du in der Nacht, du Alte?
Wegen des Mangels an Regen und Wasser, du Alte!
Weshalb mahlst du unwillig, du Alte?
Wegen deines Seufzens über die Brotlaibe,[1] du Alte!

Besonders klar ausgesprochen ist die Bedeutung, die dem Heiligen zukommt bei diesen eigentlich an Allah gerichteten Prozessionen, in folgenden von mir in kufr abil notierten Versen:

ja schēch jānis zāirīnak
mitwaṣṣelin bir-rabbe dīnak

O Schech Janis, wir machen dir den Besuch,
indem wir bei Gott uns deines Glaubens bedienen.

Also: indem man Gott die Verdienste des Heiligen vorhält, hofft man, er wird sich bestimmen lassen, Regen zu senden.

Die Heiligtümer, die das Ziel von Regenprozessionen sind, liegen wohl immer außerhalb des Dorfes in der freien Natur, oft eine gute Strecke entfernt. Ich glaube, daß man diese Sitte in ganz Palästina nachweisen kann, doch reichen meine Sammlungen nicht aus, um hier ein sicheres Urteil zu gestatten.

5. Ein Tag beim nebi-mūsa-Fest.

Als Beispiel für die Feste beim Heiligen möchte ich hier schildern, was ich bei einer Pilgerreise nach nebi mūsa selbst gesehen und erlebt habe.[2]

Das Fest begann im Jahre 1910 am 22. April. Ich hatte mich mit zwei mir gut bekannten Silwaner Bauern[3] verabredet, am Sonnabend den 23., nach dem Heiligtume zu pilgern. Als ich in silwān erschien, um sie abzuholen, erhoben ihre Frauen einen ganz energischen

[1] Der Sinn ist wohl: das Mehl geht auf die Neige und die Aussicht auf die Ernte bei dem Regenmangel ist gering. Daher das Seufzen beim Blick auf die Brote.

[2] Ich will dabei nicht wiederholen, was schon von andern darüber berichtet ist, über den Auszug der Pilger, ihre Heimkehr, über die Geschichte des Festes usw. und verweise dafür besonders auf H. W. Trusen, Vom Mosesberge zum Mosesgrab, PJB IV, S. 98—103, Hans H. Spoer, Das nebi-musa-Fest, ZDPV XXXII (1909), S. 207—221, R. Hartmann, nebi musa, MuN 1910, S. 65—75, vgl. auch PJB VI, S. 84 f. und oben S. 155 ff.

[3] Es waren die beiden Männer, die auf Abb. 12 (Tafel 6) zu sehen sind.

Protest dagegen, daß ihre Männer mit einem Christen nach nebi mūsa ziehen wollten; sie waren sicher, daß man ihre Männer ermorden würde, wenn sie mit mir beim Feste erschienen, und besonders die Mutter des einen, die ich als eine ruhige und freundliche Frau kannte, geberdete sich in einer Weise, daß ich von allem weiteren Zureden abließ und mir für den nächsten Tag einen Eseljungen zur Begleitung mietete. Am Sonntag den 24. April früh machte ich mich auf den Weg. Die Straße war von Pilgern und Pilgerinnen sehr belebt, und es erregte mein lebhaftes Interesse, mir diese Leute etwas näher anzusehen. Von einer Frau, die mit ihren Kindern nach nebi mūsa wanderte, berichtete ich schon (oben S. 156). Bei ʿēn el-ḥoḍ überholte ich eine Gruppe von Jerusalemerinnen. Sie saßen verschleiert auf ihren mit Kissen, Matratzen und Hausgerät hochbepackten Tieren; müssen sie doch alles, was sie für das Nachtlager und den Aufenthalt in nebi mūsa brauchen, selbst mitnehmen. Aus ihren übermütigen Zurufen konnte ich entnehmen, daß sie sich in bester Stimmung befanden. Für viele ist ja das etwas freiere Leben dort im Heiligtum, wo es so viel zu sehen gibt, wo alles von Festesfreude erfüllt ist, wo man so viele Bekannte trifft, das Ereignis des Jahres. Ich war noch nicht weit von ihnen entfernt, als sie ihre Pilgerlieder anstimmten. Ich ritt langsam vor ihnen her, um einige Proben davon, ohne daß sie es merkten, aufzuzeichnen. Sie sangen da:

1) ahīa[1] zurna 'n-nebi mūsa biʿūd en-nidd
ahīa ja bāb en-nebi bannūra
ahīa jiḍwi ḍau el-'andīl
ahīa ja saʿadet mīn zār en-nebi 'r-rasūl
lu lu lu . . .

ahīa, wir pilgern zum Propheten Mose mit Aloeweihrauch!
ahīa, o Tür des Propheten, die wie Kristall[2] ist!
ahīa, es leuchtet das Licht der Lampen!
ahīa, o glücklich, wer zum Propheten, dem Gesandten, pilgert!

---

[1] Die Städterinnen singen dies ahīa so, daß die Silbe hī sehr hoch (etwa das zweigestrichene h) laut lange ausgehalten wird. Die beiden Silben a werden kurz eine Oktave tiefer gesungen: dies eingestrichene h gibt für das folgende den tonus currens ab, in dem der Schluß der Zeile gesungen wird, das letzte Wort mit einem Schleifer nach oben im Umfang von ungefähr einer Sechste. Über das lu lu lu vgl. Dalman, Palästinischer Diwan, S. XIX, 358 (mit Noten), G. Littmann, Neuarabische Volkspoesie, S. 87.

[2] Die offene Tür des Heiligtums läßt abends den von den angezündeten Lampen und Lichtern ausgehenden Glanz durchscheinen.

2) ahīa sadscharatna chaḍra
ahīa samratha[1] ḥamra
ahīa schaṭaḥna es-sene hādi
ahīa ʿo'bal es-sene-luchra lu lu lu . . .
ahīa, unser Baum ist grün!
ahīa, seine Frucht ist rot!
ahīa, wir sind in diesem Jahre ausgezogen!
ahīa, hoffentlich auch im nächsten Jahre!

3) ahīa ṣallu ʿan-nebi jā schebāb
ahīa lauwal hawātkum ballāh
ahīa wet-tāni charze zar'a
ahīa wet-tālte jerudd ʿankum el-ʿēn lu lu lu . . .
ahīa, betet für den Propheten, ihr Jünglinge!
ahīa, das erste ist: eure Gedanken auf Gott gerichtet!
ahīa, und das zweite: eine blaue [Glas]perle![2]
ahīa, und das dritte: er möge von euch das böse Auge fern halten!

Auch sonst hörte ich auf dem Wege nach und von nebi mūsa so manches Pilgerlied, und da diese bei all ihrer Naivität recht charakteristisch sind, mögen hier noch ein paar Proben davon kommen. Bei chān el-aḥmar überholte ich eine Gruppe Fellachen aus bēt ḥanīna, die zum Feste zogen. Die Frauen gingen singend voran. Ich notierte mir u. a. folgendes Lied:

maḥla mediḥak ja nebi ja nebi
el-warde tfettaḥ min schānak ja nebi
ʿala ḍariḥak nasab el-ʿankabūt
fi ḥaẓīrak ʿaschschisch el-ʿankabūt

Wie schön ist's, dich zu preisen, o Prophet, o Prophet!
die Rose öffnet sich um deinetwillen, o Prophet!
Auf deinem Grabe hat die Spinne ihr Gewebe gesponnen,
in deiner Einfriedigung wob die Spinne ihr Nest!

Auf meine Bitte begannen auch die Männer zu singen. Als Probe ihres Gesanges möge das folgende dienen:

ja ʿaini ṣalli ʿan-nebi
wel-ward tfettaḥ len-nebi
kurmāl[3] mḥammed uʿali

---

[1] Für ṭamratha.

[2] Eine oder mehrere solcher dienen bei Menschen und Vieh zur Abwehr des bösen Auges.

[3] Vgl. Landberg, Prov. S. 22.

mḥammed zēn uḏikreh zēn
mḥammed ja kaḥl el-ʿēn
mḥammed ḥāṭa bu rabbe
el-ḥad ulēlet el-eṯnēn

O mein Auge, bete für den Propheten,
und die Roſen öffnen ſich für den Propheten,
für Muhammed und Ali.
Muhammed iſt ſchön, und ſein Lobpreis iſt ſchön,
Muhammed, du, deſſen Auge mit kuḥl[1] geſchmückt iſt,
Muhammed, den ſein Herr mit der Prophetenwürde umgab
am Sonntag und in der Nacht zum Montag[2]

Von einer Frau aus betūnia hörte ich in nebi mūsa das Lied:

āhiā[3] el-ʿörs mā hū farḥa
ahiā walā ṭhūr eṣ-ṣubjān
āhiā farḥa ziāret mūsa
āhiā ʿaleh eṣ-ṣalā wes-salām
lu lu lu . . .

ahia, die Hochzeit[4] iſt kein Freudenfeſt,
ahia, auch nicht die Beſchneidung der Knaben,
ahia, ein Freudenfeſt iſt die Pilgerfahrt zu Moſe,
ahia, über ihn ſei das Gebet und der Segen!
lu lu lu . . .

Derſelben Frau verdanke ich ein Lied, das im ganzen ſüdlichen Paläſtina ſehr bekannt iſt und das in unendlich vielen Variationen geſungen wird. Außer den bei Dalman, Paläſtiniſcher Diwan, S. 158 ff. aufgezeichneten Strophen habe ich mir gemerkt:

---

[1] kuḥl iſt ein bekanntes Mittel zum Schwärzen der Augenlider. kaḥīl el-ʿen wird häufig vom Propheten gebraucht in dem Sinne von „der edle".

[2] Wie die Berufung zum Propheten, ſo werden auch alle anderen wichtigeren Ereigniſſe in Muhammeds Leben auf einen Montag verlegt in einer auf ibn-ʿabbās zurückgehenden Tradition. Vgl. z. B. abari I, S. 1255 ff., 1836.

[3] Die Fellachinnen ſingen dies ahia ſo, daß die hoch geſungene Silbe hi ganz kurz angegeben wird, ſodaß es den Eindruck macht, als ſchlüge die Stimme von der lang ausgehaltenen Silbe a bei hi kurz in die höhere Oktave um. Der Reſt der Zeile bleibt dann auf dem tonus currens, und auch hier wird zum Schluß der Schleifer nach oben angewandt.

[4] Die Hochzeit und die Beſchneidung der Knaben ſind an ſich die größten Freudenfeſte, aber ſie treten zurück gegenüber dem Pilgerfeſt bei nebi mūsa. Derſelbe Vers wird auch auf die Pilgerfahrt nach Mekka bezogen; man ſingt dann: ziaret en-nebi.

ja zūwār mūsa zūru bi'l-ʿedde
zurna nebi mūsa ʿo'bal el-ḥeddsche
ja zūwar mūsa zūru bidereke
tschelāmak ja mūsa maschtūb[1] fi wereḳe
ja zūwār mūsa zūru bitehlil
tschelāmak ja mūsa maschtūb fi mendil

Die ihr zu Moſe pilgert, pilgert mit aller Ausrüſtung hin,
wir ſind zum Propheten Moſe gepilgert, hoffentlich auch zum ḥaddsch![2]
Die ihr zu Moſe pilgert, pilgert gemächlich (?) hin!
dein Wort, o Moſe, iſt geſchrieben auf einem Blatte!
Die ihr zu Moſe pilgert, pilgert hin mit Lobpreiſungen!
dein Wort, o Moſe, iſt geſchrieben auf einem Tuche!

Einige Fellachen-Mädchen ſangen in nebi m sa:

eḥna ṣabāja ṭauwēna lafēna
fi ṣachrat allāh ul-ḥaram ṣallēna

Wir ſind junge Mädchen, eben ſind wir hergekommen,
beim Felſen Gottes und auf dem Haram[3] haben wir gebetet.

Von Fellachen-Frauen hörte ich den Geſang:

laulak ja mūsa walā dschina tʿannēna
walā dahatschna 'l-haṣa war-raml bidschrēna
māsik bi 'l-chēr ja mūsa jabn ʿamrāni
ja sātschin el-ṭōr jalli bariḍ ḥaurāni

Wäre es nicht deinetwegen, o Moſe, ſo wären wir nicht gekommen
und hätten uns abgemüht,
und hätten nicht zertreten den Kieſel und den Sand mit unſern
Füßen.
Sei uns am Abend gegrüßt, o Moſe, du Amramſohn,
der du wohnſt im Ghor, der du im Lande . . .[4] biſt!

Außer den Städtern und Fellachen, die aus dem Lande ſelbſt ſtammten, konnte man auch allerhand Gäſte aus ferneren Gegenden beobachten. Pilger, die, von Mekka zurückkommend, Jeruſalem aufſuchen, nehmen gern die Gelegenheit wahr, das Feſt bei Nebi Muſa mitzufeiern,

---

[1] für matschtub — maktub.

[2] Nach Mekka und Medina.

[3] In Jeruſalem, wohin ſie von ihrem Dorfe aus zuerſt gekommen waren.

[4] Ich hörte deutlich ḥaurani. Das gibt in der Bedeutung „zum ḥauran gehörig" keinen Sinn. Herr Prof. Dalman vermutet, daß es vielleicht mit ḥauar, Kreidekalk, zuſammenhängt. Die Endung wäre dann durch den Reim veranlaßt. Das wäre möglich.

und so begegnete ich oft wunderlich aussehenden Derwischen aus Baghdad und aus Marokko, ja selbst Leute aus Mekka fehlten nicht.

Sobald das Heiligtum sichtbar wurde — die bekannten am Wege errichteten Steinhaufen (schawāhid oder ḳanāṭir) kündeten es an — vermieden es die Pilger, mit mir zusammen zu gehen. Auch sie hatten Bedenken, mit einem Christen zum Heiligtum zu kommen.

Das Heiligtum bot schon von außen ein interessantes Bild durch die vielen um es herumgelagerten Menschengruppen und die Zelte, die teils in weiterer Entfernung, teils, für die Kaffees, dicht an der Mauer aufgeschlagen waren.[1] Angehörige der Familie ḥusēni, die ich von Jerusalem her kannte, hatten mich kommen sehen, und empfingen mich mit großer Gastlichkeit. Da ich unter Tausenden von Muhammedanern der einzige Christ war und durch meine Kleidung besonders auffiel, bat man mich, nicht ohne Begleitung im Heiligtume umherzugehen. Zwei jüngere ḥusēni's nahmen sich abwechselnd meiner an, begleiteten mich, wohin ich wollte, und gaben mir bereitwilligst alle Auskünfte, die ich erbat.

Das Heiligtum besteht[2] aus den zwei Höfe umgebenden Gebäuden. Die beiden Höfe sind an der einen Seite miteinander verbunden, werden aber im übrigen durch den Bau voneinander getrennt, der das eigentliche Heiligtum mit dem Grabe und die Moschee daneben enthält. In beiden Höfen wurde trotz der starken Hitze und des vollkommenen Mangels an Schatten eifrig und mit großer Ausdauer gespielt. Ich beobachtete den Stampfreigen (debke), bei dem um einen Mann, der die Flöte (nāj) spielt, eine größere Anzahl von Männern eine Kette bilden. Angeführt von dem lauwāḥ, der in der einen Hand ein Tuch (maḥrame) schwingt, bewegt sich diese Kette, nach dem Rhythmus lebhaft vor- und seitwärts schreitend und unter regelmäßig wiederholtem Aufstampfen eines Fußes, im Kreise um den Flötenspieler herum. Von andern wurde der Schwerttanz (sēf wet-turs, „Schwert und Schild") vorgeführt, und noch andere ergötzten sich beim Klatschreigen (saḥdsche).[3] Dazu kamen,

[1] Vgl. das Bild von Jeremias in MuN 1910, S. 70 und die Schilderung von R. Hartmann daselbst.

[2] Das wird aus der Schilderung bei Spoer nicht deutlich.

[3] Vgl. die Abbildung 14. Sie zeigt den zweiten Hof des Heiligtums; rechts hinter den Spitzbögen liegt ein Vorplatz, von dem man zum eigentlichen Heiligtum, der Grabmoschee, kommt. Links sieht man einige Verkaufsbuden. Die darüberliegenden Zimmer gewähren den besten Überblick über das Heiligtum, und werden von den Mitgliedern der Familie ḥusēni bewohnt, denen die Verwaltung des Heiligtums während des Festes obliegt.

Aufnahme von P. Kahle.

13. Nebi Mūsa. Im ersten Hof. Ankunft neuer Pilger (S. 171).

Aufnahme von P. Kahle.

14. Nebi Mūsa. Im zweiten Hof. Volksspiele (S. 170).

von einzelnen vorgeführt, allerhand besondere Wettspiele und Kunststücke. Die eine Treppe hoch befindlichen Terrassen, die um den größten Teil der Höfe gingen, sowie die Dächer des Heiligtums waren von Schaulustigen dicht besetzt.[1] Eine besondere Abwechslung bot jedesmal die Ankunft der Pilgerschar einer neuen Ortschaft. Sie wurde von der Derwischkapelle (Pauken und Cymbeln) mit ihren Fahnen feierlich eingeholt, machte den äußeren Umzug um das Heiligtum herum (ṭawāf) und hielt dann den feierlichen Einzug durch den ersten Hof in den zweiten hinein, wo dann vor dem Grabe Halt gemacht und zu Ehren des Propheten die Musik verstärkt wurde.

Der äußere Rand des zweiten Hofes, sowie die Rückseite des Mittelbaus[2] war von Kaufläden eingenommen, deren Inhaber in mehr oder weniger aufdringlicher Weise ihre Waren anpriesen. Sie verkauften zumeist Süßigkeiten und trockene Früchte. Der eine wandte sich an den Propheten, er möge ihm reichliche Arbeit geben: jabn ʿamrān ḥarrik el-mizān, „du Sohn des Amran, mach, daß die Wage sich bewegt!" Ein andrer pries seine Ware aus mit den Worten: ḥalāwet mūsa baraka, „in den Süßigkeiten, die man bei nebi mūsa kauft, liegt Segen", oder tamr en-nebi baraka, „in den beim Propheten gekauften Früchten liegt Segen". In der Tat pflegt man seinen Kindern und Freunden, die zum Feste nicht haben kommen können, Süßigkeiten mitzubringen in der Überzeugung, daß auf sie schon dadurch etwas von den Wohltaten der Pilgerfahrt übertragen wird. Ein anderer pries seinen zu pappähnlichen Platten getrockneten Aprikosenbrei (ḳamar ed-dīn genannt) mit den Worten aus: ja salam ʿala neʿīʿ esch-schām. Daneben hörte man einen Limonadenverkäufer seine Ware anpreisen: lemūn ja lemūn, el-beʿ bimethk ja lemūn, „Nur einen Metallik (= 4½ Pfennig) kostet das Glas." Ein anderer übertrumpft ihn, indem er ruft: ʿala ḳıs en-nebi mūsa, ja saijid, „Auf Kosten des Nebi Musa, o Herr (Gott)". Wer aber meinte, daß er die Limonade dort umsonst haben könnte, würde sich doch irren.

Auch aus dem zweiten Hofe des Heiligtumes führt ein kleines Tor hinaus. Man hat über dies Tor eine Kette gespannt, und wer hindurch will, muß sich bücken, eine Bezeugung seiner Ehrerbietung gegen den Propheten. Ein Mann sitzt am Tore, bietet Wasser feil und mahnt den

[1] Vgl. die Abbildung 13. Sie zeigt den ersten Hof des Heiligtums. Das Bild ist aufgenommen von der Terrasse über dem Haupteingang. Die neu angekommenen Pilger ziehen, um die Fahne geschart, in den zweiten Hof. Links sieht man die Rückwand des eigentlichen Heiligtums, mit Verkaufsbuden.

[2] Siehe die Abb. 13 und 14.

Vorbeigehenden: itwaḍḍa uṣalli ʿan-nebi „nimm die Waschung vor und bete für den Propheten!“ Wir gehen hinaus zu der ein paar Minuten entfernten ḳubbet ʿaischa und genießen einen prächtigen Blick übers Tote Meer. Aber schon drängt mein Begleiter zur Rückkehr, die Speiseverteilung beginnt (eine kleinere Speiseverteilung findet auch mittags statt), und die dürfe ich unter keinen Umständen versäumen. Und in der Tat, es ist sehenswert. In zwei primitiven Küchen wird das Essen zubereitet; in einer langen Reihe riesiger Schüsseln von wohl je einem Meter Durchmesser kocht über gewöhnlichem Holzkohlenfeuer das allbeliebte Gericht ruzz mufilfil, gedämpfter gelbgefärbter Reis, mit semn, d. h. ausgelassener Butter, gemischt. In andern etwas kleineren Schüsseln, wird jachne gekocht, d. h. Hammelfleisch mit verschiedenem Gemüse, mit fūl (Saubohnen), bāmia (Hibiscus), baṭāṭa (Kartoffeln), lūbia (eine Bohnenart), faṣūlia (grüne Bohnen), baṣal (Zwiebeln). Endlich stehen große Schüsseln mit leben da, der künstlich gesäuerten Milch. Das Essen wird aus den Stiftungen des Heiligtumes bezahlt, und jeder der da ist, kann sich sein Teil umsonst holen. Es geht hier wirklich ʿala ḳis en-nebi mūsa.

Man berichtete mir, daß während der etwa sechs Festtage beim Heiligtume zirka 120 Zentner Reis und 90 fette Hammel auf Kosten des Propheten verbraucht werden, also am Tage etwa 20 Zentner Reis und 15 Hammel. Hinsichtlich der letzteren Zahl muß man allerdings bedenken, daß dazu die sehr große Zahl der von den Pilgern als Gelübde geopferten und an die Teilnehmer verteilten Hammel kommt, und daß die Leute dort im allgemeinen nicht sehr an Fleisch gewöhnt sind. Auch sorgen die Wohlhabenderen selber für ihr Essen. Doch wird es kaum einen geben, der nicht wenigstens einmal auch Gast des Propheten gewesen wäre. Gerade in der Teilnahme an diesem von ihm gespendeten Essen liegt ein Segen, und viele suchen von dem geheiligten Reis etwas nach Hause mitzunehmen, in der Überzeugung, daß er in Krankheitsfällen von besonderer Wirkung ist.[1]

Inzwischen haben sich die Hungrigen in Scharen an den Türen eingefunden. Die Gendarmen haben reichlich zu tun, um Ordnung zu halten. Vor den Reisschüsseln haben sich Angehörige der Familie ḥuseni aufgestellt, um, mit riesigen Holzlöffeln bewaffnet, selbst die Austeilung vorzunehmen. Die Tore des Hofes, der die Küche beherbergt, werden geöffnet und die Menge strömt herein. Es ist Sache der Männer, das Essen zu holen, daher sieht man in diesem Gedränge keine Frauen.

[1] Siehe oben S. 161.

Mit den wunderbarsten Gefäßen — Emaille-Waschschüsseln, Blechtöpfen, halben und ganzen Petroleumkästen aus Blech, Holznäpfen u. a. — drängen sie sich um eine große Reisschüssel, die unten auf dem Boden steht. Hinter ihr steht der Austeiler würdevoll da, hie und da die allzu Aufdringlichen zurechtweisend, im allgemeinen aber freundlich seines nicht leichten Amtes waltend. Pilger, die ohne Familie gekommen sind, dürfen gleich in der Küche an großen Reisschüsseln Platz nehmen und sich satt essen. Über eine Stunde währt es, bis die Schüsseln leer sind und alles ausgeteilt ist. Ich hatte inzwischen bei einigen vornehmen Jerusalemern Besuch gemacht,[1] bei dem Mufti von Jerusalem, dem religiösen Oberhaupt der Stadt, der auch bei dem Feste die Hauptperson war, bei dem Bürgermeister von Jerusalem (raijis el-beledije) und einigen andern. Bei dem Bürgermeister von Jerusalem, ebenfalls einem huseni, war ich zum Abendbrot eingeladen. Es wurde arabisch gegessen, mit der rechten Hand, unter Zuhilfenahme eines Holzlöffels. Man saß auf Strohmatten, die auf die Erde gelegt waren. Das Menu bestand aus denselben Gerichten, die vorher verteilt waren; sie waren ganz wohl schmeckend zubereitet.

Es war inzwischen dunkel geworden; im Hofe bot sich mir ein überaus eindruckvolles Bild dar. Der Grabraum des Propheten war durch hunderte von Lampen und Lichtern hell erleuchtet, und milder Weihrauchduft strömte von ihm aus und zog durch den Hof. Hinter der hölzernen Schranke knieten immerfort die Pilger, die andächtig ihre Anliegen an den Propheten brachten. el-hamle ʿalek ja ibn ʿamran, „die Sorgen werfe ich auf dich, du Sohn des ʿamrān", so hatte ich vorher einen Pilger beim Grabe sprechen hören, daran mußte ich denken.

In den Höfen war noch bewegtes Treiben. Die Kaufleute machten gute Geschäfte, und die jungen Leute tanzten unermüdlich ihre Tanzspiele. Wir gingen hinaus aus dem Heiligtum. Das eine Kaffee war dicht mit Menschen, Männern und Kindern, besetzt, man schaute dem Schattenspiel[2] zu, das dort gegeben wurde. In der einen Ecke war eine kleine Bühne aufgestellt worden, ähnlich der unsers Kasperletheaters. Nur war die kaum einen halben Quadratmeter große Öffnung mit weißer Leinwand bespannt, und diese wurde durch eine dahinter stehende Lampe hell erleuchtet. Kleine Figuren aus durchscheinend gemachtem buntgefärbtem Leder werden von hinten an die Leinwand gebracht und erscheinen dem

[1] Vgl. PJB VII, S. 95.

[2] Ich habe in Jerusalem kein Schattentheater sehen können. Es findet hier, wie man mir versicherte, nur während des Monats Ramadan statt.

Publikum deutlich in ihren bunten Farben[1] und ihren Bewegungen.[2] Es war ein arabisches Schattenspiel in türkischer Art. Karagöz und sein Freund Aiwāz, die stereotypen Figuren des türkischen Schattenspiels, traten auf, danach ein Arnaut, dem zuletzt der Kopf abgeschlagen wurde. Schließlich zeigte eine Tänzerin auf der Schattenbühne ihre Künste. Ich kannte das Stück nicht, konnte von meiner Umgebung auch keine nähere Auskunft darüber erhalten, und als ich später die Schattenspieler suchte, waren sie nicht zu finden, was ja bei der Menschenmenge auch nicht wunderbar ist.

Der prächtige Abend lockte zu einem Umgang bei den Zelten, die außerhalb des Heiligtums errichtet waren und die verschiedensten Pilger beherbergten. Alle waren hell erleuchtet mit den dem Propheten geweihten Lichtern (s. o. S. 140 f.), man konnte bis zu einem Dutzend Lichter bei den einzelnen Zelten sehen. Dazu versucht man den bituminösen Kalkstein, aus dem die Wüste dort besteht, zum Glühen zu bringen, es entsteht dabei ein starker Asphaltgeruch; auch das geschieht dem Propheten zu Ehren und man sagt: nāro min ehdschāro, „sein Feuer kommt von seinen Steinen."

Mehreren Zelten stattete ich einen Besuch ab. In dem einen wohnten Leute aus Jaffa, die offenbar den besseren Kreisen angehörten. Sie vertrieben sich die Zeit mit gemeinsamem und Einzelgesang, der schön weithin durch die Wüste tönte. Ein anderes Zelt beherbergte Beduinen vom Stamme ʿadwān. Sie wohnen im Ostjordanland, im Sommer in der Gegend von ḥesbān auf dem Gebirge. Wenn es ihnen im Winter dort zu kalt wird, ziehen sie sich nach der Jordanebene, ins ġor, zurück. Mir wurde, als ich hinkam, der übliche Kaffee angeboten und bereitwillig machten sie mir Platz an ihrem Feuer.

Gegen 10 Uhr kam ich ins Heiligtum zurück. Hier wurde gerade ein großer ḏikr vorbereitet, die Andachtsübung der Derwische. Angehörige der verschiedensten Derwischorden[3] nahmen daran teil. Es bildete sich aus ihnen im zweiten Hofe des Heiligtums neben dem hellerleuchteten Grabe, ein Kreis von etwa 100 Mann. In ihre Mitte trat der ehrwürdige schech ʿabderraḥmān esch-schāḏeli; er gab

[1] Man findet türkische Schattenspielfiguren abgebildet durch von Luschan in der sog. Ullsteinschen Weltgeschichte III S. 312 und bei G. Jacob: Das Schattentheater in seiner Wanderung vom Morgenland zum Abendland, Berlin 1901.

[2] Die Figuren haben meist bewegliche Glieder.

[3] Von Muhammedanern aus einfacheren Kreisen gehört ein sehr großer Prozentsatz zu irgend einem Derwischorden.

den Takt an und wurde, wegen der Größe der Zahl der Teilnehmer, von zwei Helfern unterstützt. Außerdem trat als munschid, d. h. als der, der die dikr-Übung mit einem Lobgesang auf Gott und den Propheten begleitet, schech nādschi el-aḥmedi in den Kreis. Auf ein Zeichen des ʿabderraḥmān begann die Übung, die im allgemeinen nach der Ordnung der bekri-Derwische abgehalten wurde, mit der rhythmischen Bewegung des ganzen Kreises nach den Worten des Glaubensbekenntnisses, lā ilāha (nach links gesprochen) illa-llāh (nach rechts), die von allen Teilnehmern leise mitgesprochen wurden. Währenddem begann mit einer wundervollen Tenorstimme der munschid sein mystisches Loblied, das mit einer Anrufung des Mose begann und dessen Inhalt die Liebe zu Gott war. Der Mond schien hell herab auf die Derwische und die große Zahl derer, die andachtsvoll zuschauten, und ich konnte es wohl begreifen, wie auch diese merkwürdige Form der Gottesverehrung einen tiefen Eindruck in den Herzen der Gläubigen hinterlassen mochte. — Es folgte nach einer Weile in etwas schnellerem Zeitmaße als Begleitung zu den Bewegungen, der Derwische, das allāh ḥai, allāh ḥai (Gott ist lebendig) diesem wieder nach einer Pause noch schneller das hū hū hū (er, er, er, nämlich Gott). Den Schluß des ikr bildete, wieder langsamer werdend, das allāh, allāh (Gott, Gott).

Es war inzwischen Mitternacht geworden und ich dachte daran, zur Ruhe zu gehen. Freilich, das Zimmer, das man mir angewiesen hatte, teilte ich mit zehn anderen, und diese saßen noch rauchend und sich unterhaltend dort herum. Bei der großen Zahl der Pilger waren übrigens in allen etwa 150 Räumen des Heiligtums sehr viele Menschen untergebracht, besonders die für die Frauen reservierten Zimmer sollen noch weit stärker belegt gewesen sein, sodaß wohl die Zahl derer, die allein in den Räumen des Heiligtums unterkamen, weit über tausend betrug. Ich wurde sehr bald durch einen sehr lauten Gesang in meiner unmittelbarsten Nähe geweckt; es war ein molid, den jemand als nidr für den Fall seiner Errettung aus Krankheit dem nebi mūsa geweiht hatte. Dieser wurde nun dargebracht. mōlid[1] ist eine in Verse gebrachte legendarische Geschichte des Propheten Muhammed. Zu Ehren des Mose wurde sie von nādschi el-aḥmedi und zwei anderen stimmbegabten Männern, die in Jerusalem Gebetsrufer (mu'eddins) waren, in einem Tonfall vorgetragen, der begeisterte Freude ausdrückte. Gewisse Refrains wurden von den Anwesenden wiederholt. Als ich den Raum betrat, war er schon sehr gefüllt; aber bereitwilligst wies man mir einen

[1] S. oben S. 147.

Platz in der Mitte, den Sängern gegenüber, an. Der Vortrag des molid ermüdete durch seine Länge. Nach einer Stunde begab ich mich zur Ruhe — er hat noch eine weitere Stunde (d. h. bis ca. 2 Uhr nachts) gedauert.

Um 6 Uhr morgens war alles auf. Ich konnte noch größere und kleinere Gruppen beim Gebete in der Grabmoschee beobachten, sie war überhaupt nie leer. Von dem Opfer, dessen Zeuge ich war, habe ich schon oben berichtet.[1] In den Kaffees vor dem Heiligtum war ein lebhaftes Treiben. In verlockendem Gesang priesen die Milchverkäufer ihre Ware an: ja salām ʿal-ḥalib, etwa in dem Sinne „wie vortrefflich ist die Milch", oder ischrab ḥalib uṣalli ʿal-ḥabib, „trinke Milch und bete für den Geliebten (d. i. den Propheten)!" Besonderen Zuspruch erfreuten sich die Verkäufer von b za, einer Speise aus gefrorner Milch: schiklēn ja būza, ja bi'irschen, ja būza, „Eis in zwei verschiedenen Arten, für zwei Piaster!" Auch die Süßigkeitsverkäufer machten Geschäfte: sie priesen ihre Ware oft mit etwas übermütigen Worten an; so hörte ich:

il-ḥalawa ḥilwe uʿadschūze fil-bet belwe
il-ḥalāwa ṭarije biṭḥalli 'l-ʿadschūz ṣabije

Die Halawa ist süß, und eine alte Frau im Hause zu nichts nutz,
die Halawa ist frisch, macht die alte wieder jung!

Denen, die am Morgen neu ankamen, rief man bewundernd zu: ma rauwaḥu illa bil-lēl, in dem Sinne: „in der Nacht noch sind sie ausgezogen! sie haben den Tag nicht abwarten können," dies Wort hat bei den Jerusalemern einen guten Klang. Man begrüßte Bekannte mit dem Wort: ja hala, ja hala bizūwar mūsa, „Willkommen den Pilgern nach nebi mūsa!"

Leider habe ich nur unvollkommen gesehen eine sog. dōse. Eine Schar von Derwischen — ich habe leider nicht festgestellt, welchem Orden sie angehörten — etwa 30, warfen sich, sobald sie an das Heiligtum herangekommen waren, nebeneinander nieder, das Gesicht nach dem Boden gekehrt, und ihr Schēch ritt, auf seinem Pferde sitzend, über die Körper der Daliegenden hinweg. Diese Zeremonie, die Lane in seinem Buche über Egypten von den saʿadi-Derwischen berichtet, ist in Egypten längst verboten, und man hat wohl auch sonst nicht mehr oft Gelegenheit, sie anzusehen. Umsomehr bedaure ich, daß ich erst zu spät dazukam.

Dagegen konnte ich gut etwas von den Beschneidungsfeierlichkeiten sehen, die dort in den Tagen des Festes stattfanden. Die Beschneidung

[1] S. 156f.

wird an Knaben von 3—7 Jahren vorgenommen, und man vollzieht sie gern am Heiligtum, einmal wegen der baraka im allgemeinen, sodann aber, weil man behauptet, daß die Wunde hier besonders schnell heilt.[1] Als Haupttag der Beschneidung wurde mir der Dienstag genannt. Hunderte von Knaben der Beduinen würden an diesem Tage zum Heiligtume gebracht. Aber auch der Montag vormittag bot reichlich Gelegenheit, diese Feiern anzusehen. Sie beginnen damit, daß die schön geputzten Knaben — oft 2 oder 3 zusammen — auf ein mit Flitter geschmücktes Pferd gesetzt werden. Derwische werden gemietet. Sie ziehen mit ihren Pauken und Cymbeln vor dem Knaben her, ein- oder mehrere Male außen um das Heiligtum herum (ṭawaf). Währenddem werden die Knaben mit Süßigkeiten ständig gefüttert, man gibt ihnen Limonade zu trinken usw. Sie ahnen nicht, was ihnen bevorsteht. Dazu machen die Frauen besonders, die sich einem solchen Zuge in großer Zahl anschließen, einen Heidenlärm. Sobald der Zug an der Eingangstür angekommen ist, nimmt man die Knaben vom Pferd. Sie werden vom Vater oder Oheim hineingetragen, unter Vorantritt der Derwischkapelle, gefolgt von den Frauen und andern Schaulustigen. Auch ich mischte mich einmal unter die Schar, und konnte, dank der Fürsorge eines der Gendarmen, die Operation aus nächster Nähe beobachten. Der die Operation vollziehende Barbier sitzt vor dem kleinen Fenster, durch das man auf das Heiligengrab sieht. Während der Operation, die übrigens sehr schnell vor sich ging, erreichte der von den Derwischen und den Frauen verursachte Lärm seinen Höhepunkt; der Lärm dient ebenso wie der Schmuck, mit dem man den Knaben behangen hat, zur Abwehr böser Geister und übertönt das Geschrei des Knaben.

Inzwischen konnte ich draußen vor den Toren eine Phantasia der Beduinen bewundern. In sausendem Galopp jagten sie daher, in der einen Hand die Lanze schwingend, mit der andern die Pistole in die Luft abfeuernd. Es ist immer wieder ein anziehendes Bild, diese prächtigen Gestalten auf ihren edlen Pferden sich tummeln zu sehen.[2]

Zum Mittag war ich zusammen mit andern Gästen, dem mudir el-aukāf, einigen Offizieren u. a., beim Mufti eingeladen. Auch hier wurde arabisch gegessen, allerdings standen die Speisen auf einem großen rechteckigen, etwa 1/2 Meter hohen Tisch. Der Mufti, der Sohn des Mannes, den Spoer erwähnt,[3] ist ein noch junger, aufgeklärter Mann.

[1] So berichtete mir eine Jerusalemerin, die ihre Knaben dort — ohne Wissen ihres Mannes — hatte beschneiden lassen, andere bestätigten das.

[2] Vgl. die Beschreibung bei Trusen, PJB IV, S. 100.

[3] ZDPV XXXII, S. 213 ff.

Er sprach fließend Französisch und machte in der Unterhaltung einen angenehmen Eindruck. Ich hatte einige Photographien aufgenommen und fragte ihn im Scherze, wie er sich dazu stellte. Er meinte: wenn ich ihn offiziell fragte, so müßte er ja sagen, daß es verboten sei. Ich sollte das aber lieber nicht tun, sondern ruhig photographieren, soviel ich wollte.

Am Nachmittag war das Hauptereignis der bera' esch-schebāb, die unter Bannern vereinte jerusalemer Jugend. Als sie sich von weither durch Flinten- und Pistolenschüsse[1] bemerkbar machte, war alles in freudiger Erregung, und voller Stolz empfing man sie im Heiligtum. Gehörte ihnen doch die Zukunft! Ihr Umzug um das Heiligtum und ihr Einzug in dasselbe sind wohl eins der freudigsten Ereignisse des Festes. Bald darauf verabschiedete ich mich von meinen Wirten und kehrte heim. Die Festtage dauern dort noch etwas länger, aber den meisten noch zu kurz, und bedauernd sagt man am Mittwoch: mā be'a illa 'l-jōm, „nur noch dieser Tag ist übrig", und am Donnerstag ertönt energisch der Ruf: esch-schēl ja 'arab esch-schēl! das heißt etwa: „packt eure Sachen zusammen und macht euch fertig zur Heimkehr!"

Es geht zurück nach Jerusalem. Feierlich wie man auszog, hält man den Einzug in die Stadt. Wer nur irgend kann, macht den Schluß dieses volkstümlichsten aller Feste mit, der unter ungeheurer Beteiligung auf dem Tempelplatz stattfindet.[2] Und während hier auf altheiliger Stätte den Gläubigen die Macht und der Zusammenhalt der Religion des Propheten eindrucksvoll zum Bewußtsein gebracht wird, feiert man drüben in der Grabeskirche das Gedächtnis des Todes Jesu, und schon strömen die Tausende der Pilger herbei, um am griechischen Ostersamstag die Zeugen der würdelosen Zeremonie des heiligen Feuers zu sein.

[1] Daß einer durch einen Schuß verwundet zum Heiligtum gebracht werden mußte, störte die Freude nicht. Man wundert sich, daß bei den vielen Freudenschüssen nicht mehr Unfälle vorkommen.

[2] Vgl. PJB VI, S. 97.

Register zu den Aufsätzen:

I. Die moslemischen Heiligtümer in und bei Jerusalem. Palästinajahrbuch VI, S. 63—101.

II. Das Wesen der moslemischen Heiligtümer in Palästina. Palästinajahrbuch VII, S. 85—119.

III. Gebräuche bei den moslemischen Heiligtümern in Palästina. Palästinajahrbuch VIII, S. 139—178.

Das Verzeichnis der Namen der Heiligen und der Ortsnamen, die in diesen drei Aufsätzen vorkommen, wird in das allgemeine Register des Palästinajahrbuchs eingearbeitet werden.

Ahnherr, Verehrung desselben VI 75. VII 107 f.

Alaun, als Schutz gegen das böse Auge VII 106.

Amulette VI 70. VII 106.

Baden in heiligen Quellen VI 95 f.

baraka (Segen des Heiligen) VII 104 ff. VIII 146 f., 159 u. ö.

baraka, Übergang auf natürliche oder geistige Nachkommen VII 107 f.

baraka, Übertragung durch Speichel VI 92. VII 107, 108,

durch Handauflegung VII 108 f.,

durch Dinge, die vom Heiligtume stammen VII 112 ff.,

durch Umkreisung des Heiligtums VII 117,

durch Anrufung des Heiligen VII 118,

durch Opferblut und Teilnahme am Opfermahl VIII 159 ff.,

durch Beschneidung beim Heiligtum VIII 177.

Barbier im Heiligtum VII 92*).

Beschwörung von Dämonen VII 107, 109 ff.

Besuch der Heiligtümer VII 98 ff.

Besuchstage (ḫadra) VI 93, 96. VII 86, 99, 115.

Besuch durch Nicht-Moslime VII 100.

Gründe für den Besuch kleinerer Heiligtümer VII 101.

Besuch aus der Entfernung VII 102.

Jahresfeste s. mōsem.

chadr-Fest VI 88.

debke (Stampfreigen) VIII 170.

Derwische VI 71, 76 ff., 100. VII 107 ff. VIII 142, 158, 170, 174 ff.

Derwische von Geburt VII 108.

dikr-Übungen VI 68, 70, 76, 96. VII 108, 109, 112. VIII 174 ff.

Dochte von Lampen, als Heilmittel VII 113.

dōse der Derwische VIII 176.

Erde vom Grabe der Propheten VII 116, VIII 143.

Erleuchtung der Heiligtümer VI 67, 75. VII 90, 100. VIII 140 f. und oft.

Fahnen beim Heiligtum VII 116.

Fels, der heilige, in Jerusalem VI 90 ff.

Fetzen von Kleidern, beim Heiligtum VI 96, 98, 99. VII 116. VIII 150 f., 159, 165 ff.

Frauen im islam. Gottesdienst und im Heiligtum VII 98 f.

Furcht vor Strafe des Heiligen VI 98. VII 102 f., 104.

Gaben bei dem Heiligtum VIII 139 ff.; VIII 147, 175 (mōlid); 153 ff. (Tieropfer).

*) Daß der Barbier an heiliger Stätte arbeitet, hat mit magischer Vorsicht wohl doch nichts zu tun. Er läßt sich nieder, wo er auf Frequenz rechnen kann. Vgl. das bāb el-mezajjenin in der Azharmoschee in Kairo (Goldziher).

Bedeutung der Gaben VIII 145 ff., 159 ff.
Gebet beim Heiligtum VI 86, 90 f. VII 105.
Gebetsrichtung nach dem heil. Felsen VI 86, 90,
nach dem Garizzim VI 87,
beim chaḍr VI 87.
Geisterbrunnen VI 91.
Geld, den Heiligen geweiht VII 100. VIII 140, 147.
Gelübde im islamischen Gesetz VIII 148.
Beispiele von Gelübden VIII 148 ff.
Weihung von Kindern VIII 150.
Weihung des Haares VIII 150 f. VII 92.
Darbringung der Gelübde VIII 150 ff.
Grabhügel im Heiligtum VII 85 ff.
Heiligtümer ohne Grab VII 92.

ḥāl (ekstatischer Zustand) VI 68 f.
Hausmittel für Krankenheilung VII 106.
Heilige: lebende, VI 67 ff. VII 107 ff.,
Dorfheilige VI 70,
Heiligen-Familien und -Geschlechter VI 71 ff.,
Beduinenheilige VI 75 f. VIII 144,
in Derwischklöstern VI 76 f.,
Wanderderwische VI 78,
Prophetengenossen VI 78 ff.,
Märtyrer VI 81 ff.,
Frauen als Heilige VI 73, 83 f., 93 f.,
Gestalten der biblischen Geschichte VI 84 ff.,
el-chaḍr (= Elias = Ritter Georg) als Heiliger VI 88 f. u. ö.,
heilige Steine VI 90—93,
heilige Quellen VI 74, 93—97. VII 113,
heilige Bäume und Haine VI 74, 97—100. VII 89,
Heilige in Kompagnie VI 71,
als Heilkünstler VI 82. VII 102, 115,
ein fliegender Heiliger VI 73,
Größe der Heiligen VII 91.
Heiligenfeste VI 95. VIII 150, 159, 165 ff. (vgl. nebi mūsa).
Heiligtümer,
literar. Quellen zu ihrer Geschichte VI 65,
Entstehung von Heiligtümern VI 67 ff., 73, 88. VII 89,
Wanderung des Namens VI 80, 83, 98,
Äußerer Bestand der Heiligtümer VII 85 ff.,
Verwaltung und Verwalterfamilien VI 67, 74. VII 94 ff.,
Diener VI 81. VII 95; moḳaddem VII 97. VIII 155,
Einkünfte der Diener VII 96,
Aufbewahrungsort von Eigentum VI 70. VII 103 f.,
Jahresfeste, vgl. mōsem, ʿīd el-ṛadīr,
jüdische Heiligtümer VII 91, 100.
Heilungsgeschichten VI 67, 74, 97.
Heilungsgebräuche VI 67. VII 90 f., 106 f., 108 ff., 112, 114, 115.
Heilung des Viehs VI 67. VII 118. VIII 149.
ḥenna VI 70 f. VIII 141, 160 u. ö.

ʿīd el-ṛadīr*) VII 100.
Irrenheilung VI 89. VII 108, 112, 114, 115.

ḳāf (Berg) VI 69.
Kalk, beim Heiligtum deponiert VI 70, 71. VIII 143.
ḳanāṭir (die Steinhaufen) VIII 146, 170.
ḳandīl VI 67, 81. VII 90.
Kette beim Heiligtum VI 89. VII 114 f. VIII 171.
Keule des Heiligen VII 112.
Kirchen, christliche VI 77, 85, 87, 88 f. VII 100.
Krankenkost VII 108 f., 114.
ḳuṭb VI 72, 73, 83.

Lazarusgrab VI 86.

*) Überrest eines wirklich schʿitischen Feiertages aus älterer Zeit in der Gegend von Tyrus, das früher ein wildes Schʿitennest war. Ein Datum dafür aus dem XI. Jahrh. bei Subki, ṭabaḳat esch-schafeʿije IV 28,7 (Goldziher).

Lehm, weißer, aus der Milchgrotte in Bethlehem VI 114.
lēlet el-ḳadr VII 98.
Licht vom Heiligen ausgehend VI 97.
Lichter, dem Heiligen geweiht VII 100. VIII 140, 147, 156, 166, 173 f. u. ö.
Lieder an den Heiligen VI 94. VIII 162 ff., 166 ff.

Maghrebiner in Jerusalem VII 93.
maḥja-Versammlung VI 68.
maḳām (ekstatischer Zustand) VI 68 f., 101.
maḳām (Heiligtum) VI 79. VII 89 u. oft.
Malereien im Heiligtum VIII 141.
medāfe im Heiligtum VI 71. VII 92.
Medizinen vom Heiligen VII 115 f.
metāwele (Schi'iten) VIII 152.
miḥdschan VIII 143.
miḥrāb VI 72, 85 ff. VII 86 u. ö.
Militärdienst, Furcht davor VII 116. VIII 149.
moḳaddem VII 97. VIII 155.
mōlid VIII 147, 175.
mōsem VI 85. VII 99 f. VIII 154, 165 ff.
Moschee beim Heiligtum VI 76, 79, 87. VII 86, 93 u. ö.
Musik, wunderbare, vom Heiligtume ausgehend VI 92, 97.

Nägel, eingeschlagen beim Heiligtum
naḳīb VI 68. [VIII 145.
naṣīb VII 88, 90, 91 u. ö.
nebi mūsa-Fest. VIII 156 f., 165 ff. (Pilger und Pilgerinnen, ihre Lieder, Bedenken gegen Andersgläubige, das Heiligtum, Spiele daselbst, Ankunft neuer Pilger, Derwischmusik, Verkäufer im Heiligtum, die Küchen und die Verköstigung der Pilger, Austeilung des Essens, Erleuchtung des Heiligtums, ein Schattenspiel; Besuch bei den Zelten außerhalb, dikr im Hofe des Heiligtums, mōlid, Gebete am Morgen, Milchverkäufer, am Opferplatz, dōse der Derwische, Beschneidung, Phantasia der Beduinen, Mittag beim Mufti, bēra' esch-schebāb, Heimkehr).

Öl vom Heiligtum VI 67, 98. VII 113. VIII 139 ff. u. ö.
Opfer VIII 147, 153 ff.,
'aḳīḳa-Opfer VIII 150, 159,
Haaropfer VIII 150, 152,
Bauopfer VI 84. VIII 154,
Gelübdeopfer VI 71. VIII 139 ff.,
Gott geweihte Opfer VIII 153,
das Tieropfer VI 71. VIII 153 ff.,
Ort der Schlachtung VII 88. VIII 154,
der Opferer VIII 155,
das Opfertier VIII 156,
Hergang beim Opfer VIII 156 f.,
Opferblut, und was damit geschieht VI 71. VII 88. VIII 144, 151, 157, 158 f.,
Aneignung des Opfers VIII 159 f., 161,
Opfermahl VII 88. VIII 160 f.,
Opferfeste VIII 161 u. siehe nebi-mūsa-Fest.

Pelagiagrab VI 83.
der Prophet VI 90 und öfters.
Prophetengenossen VI 78 u. 81 f. 99.

Quellen, heilige, wann sie als solche gelten VI 93 f.

Rahelgrab VI 86.
ramadān VI 68, 91. VIII 173.
raṣad VI 94, 96.
Regenprozessionen VIII 162 ff.
Rosenkränze VII 114, 117.
rowēschāt VI 75, VIII 144.
Ruß, als kuhl verwendet VII 109, 113, 116.

saḥdsche (Klatschreigen) VIII 170.
Säulenstümpfe bei Heiligtümern VI 92, 93, VII 89.
Säule mit Gesicht VI 92, VII 103.
Schattenspiel VIII 173 f.
Schlaf, 200jähriger eines Heiligen VI 87.
Schwören beim Heiligtum VII 102 f.
Schwefel, roter (d. i. ein Mensch, der nicht seines Gleichen hat, vgl. E. Wiedemann, Beitr. XXIV S. 91) VI 73.
sēf wet-turs (Spiel) VIII 170.
Speisung von Vögeln VII 90.

Speisung von Gefangenen VII 94*).
ṭawaf (Umkreisung des Heiligtums) VI 67, 90, 92, VII 117 f., VIII 171, 177.
Toleranz VII 101.
Totenerweckung VI 74.
umm el-ṛēt VIII 164.
Weihgeschenke VII 88 f., 104; s. Gaben.
Weihrauch VI 98, VII 101, 109, 113, 116, VIII 141, 147, 173.
Wolfskiefer, zur Heilung VII 106.
Zahl der Heiligtümer VI 66, VII 92 f.
Zigeuner VI 76.

*) Der mosl. Staat hat nicht die Pflicht, die Gefängnisinsassen zu versorgen (A. Fischer). Die Speisung der Gefangenen aus den Einkünften der Tekije (VII 94) hat also als Unterstützung der privaten Wohltätigkeit zu gelten.

III.

Von unsern Reisen.

Um das Südende des Toten Meeres.

Ein Abschnitt der ersten Zeltreise des Instituts im Jahre 1904, beschrieben von Pastor Sarowy in Berlin.

Am Nachmittag des 3. April 1904 sahen wir auf der Rückreise von Petra das Ziel unseres Tagesmarsches, el-kerak, vor uns liegen. Durch tief einschneidende Täler von der Umgebung getrennt, schaut el-kerak von seinem hohen, schroffen Berge (1026 m) trotzig ins Land hinaus. Man kann es sich noch heute sehr wohl vorstellen, daß die Stadt, sobald ihre natürliche, beherrschende Lage noch durch Befestigungen verstärkt wurde, für die Kriegskunst und die Belagerungsmittel des Altertums und des Mittelalters fast für uneinnehmbar gelten mußte. An den Mauern el-keraks kam der Siegeszug der vereinigten Heere Jorams, des Königs von Israel, und Josaphats, des Königs von Juda, und des Edomiter-Königs zum Stillstand, die in unaufhaltsamem Vordringen bis dahin die Moabiter zurückgeworfen und deren Städte zerbrochen hatten, ja, die el-kerak (Kir hareseth) selbst so hart bedrängten, daß König Mesa von Moab zu dem — wie er meinte, letzten — Mittel griff, seinen Sohn, den Thronfolger, auf der Stadtmauer dem Gotte Kamos als Brandopfer darzubringen (2. Kön. 3). Und fünf Jahre lang hatte der heldenhafte Saladin zu kämpfen, bis er nach heißem Ringen den Kreuzfahrern unter Reinald de Châtillon im Jahre 1188 die Festung el-kerak entriß, ohne Zweifel dieselbe Festung, die, hart an den Absturz des Berges hingebaut, uns von el-kerak zuerst grüßte, als wir von Südwesten her uns der Stadt näherten. Von den umliegenden Höhen aus freuten wir uns des stolzen, herben Bildes, das die alte, einer Ruine nicht unähnliche Festung uns bot. Dann lenkten wir hinab in das wâdi ʿên es-sitt, auf dessen Grund wir eine in Stein gefaßte reiche Quelle antrafen, an der wir unsere Pferde tränkten, und klommen hinauf zur Stadt, wo auf dem Exerzierplatz der türkischen Garnison unsere Zelte errichtet waren.

Als Seetzen im Jahre 1806 in el-kerak weilte, war von einem solchen Zeichen türkischer Oberhoheit freilich noch keine Rede. Er fand die Festung „gänzlich verfallen", und ihre Kirche sowie die weitläufigen mächtigen unterirdischen Gewölbe wurden als Schaf und Ziegenställe gebraucht. Baedeker, „Palästina und Syrien", spricht in der zweiten Auflage (1880) bereits von dieser Garnison, aber nur, indem er ein Fragezeichen hinzufügt. Wir jedoch konnten uns mit eigenen Augen davon überzeugen, daß sie vorhanden ist, und zwar in ziemlich bedeutender Stärke. Wir hatten auch Gelegenheit, uns von ihrem Nutzen zu überführen. Ob freilich dieser Nutzen sich auch auf die Instandsetzung und Erhaltung des historisch wertvollen Festungsbaues erstreckt, erscheint höchst zweifelhaft, denn die Festung trägt noch immer allenthalben das Zeichen des Verfalls an sich, und wenn auch aus den Gewölben und der Kirche die Schafe und Ziegen verschwunden sind, so ist das nur geschehen, um für die Soldatenpferde Raum zu schaffen, die dort untergebracht sind, oder um gar noch profaneren Zwecken zu dienen. Die Besichtigung der Festung war uns bei unserem ersten Aufenthalt in el-kerak bereitwilligst gestattet worden und hatte unter der liebenswürdigen Führung eines Jäger-Offiziers stattgefunden, der ein ziemlich verständliches Deutsch sprach. Doch die Fresken-Gemälde, welche Seetzen als „halb erloschen" gesehen hat und von deren Spuren Baedeker spricht, vermochten wir nicht zu finden.

Das aber hat die türkische Besatzung erreicht, daß im Lande rings umher größere Sicherheit herrscht, und infolgedessen sich die Kultur dieses einst volk- und ertragreichen Gebietes allmählich wieder zu heben beginnt. Auf der Hinreise sahen wir zwischen dem modschib (Arnon) und rabba weite, fruchtbare Felder, die eben jetzt kultiviert und vielleicht seit Jahrhunderten zum ersten Mal wieder unter den Pflug genommen wurden. Auch wir persönlich spürten etwas von den Vorteilen dieser türkischen Militärstation. Denn während frühere Reisende über unverschämte Bedrückungen seitens der Bewohner el-keraks zu klagen hatten, blieben wir davon gänzlich verschont, weil vom Augenblick unserer Ankunft bis zu unserer Abreise unausgesetzt zwei Soldaten vor unseren Zelten Wache hielten. Daß das keine überflüssige Vorsicht war, hatten wir auf der Hinreise erfahren. Denn da hatte ungeachtet dieses Doppelpostens ein verwegener Kerl den Versuch gemacht, eins unserer Reitpferde in der Nacht zu stehlen, freilich nur mit dem Erfolg, daß er von den Soldaten auf frischer Tat ertappt, sofort weidlich durchgeprügelt und am Morgen, nachdem er uns gezeigt war, ins Gefängnis abgeführt wurde. — Auch erhielten wir von el-kerak aus bis Petra

und dann wieder bis Hebron zwei Reiter, die uns führen und schützen sollten.

Um die noch übrige Tageszeit auszunutzen, machten wir einen Gang durch die Stadt, die einen für dortige Verhältnisse recht angenehmen Eindruck macht, und kauften in einem Laden einige Kleinigkeiten ein, für welche ein durchaus mäßiger Preis gefordert wurde. Zum Lagerplatz zurückgekehrt, genossen wir noch einmal in Ruhe die herrliche Aussicht, welche sich uns von dort aus darbot. Als läge es unmittelbar vor uns, so sahen wir das Tote Meer und die jenseits liegenden Berge Judäas. Der Aussichtsturm auf dem Ölberg hob sich auch für das bloße Auge deutlich sichtbar vom Horizont ab; die Oase von ʿen dschidi war unverkennbar. Das Ganze bildete ein großartiges Panorama!

Gegen Abend machte uns der türkische Offizier, welcher uns die Zitadelle gezeigt hatte, einen Besuch. Nach ihm kam zu uns der protestantische Arzt, ein Engländer, sowie das Haupt der arabischen evangelischen Gemeinde, ein lebendiger Beweis dafür, daß auch dort im fernen el-kerak die Sonne des Evangeliums emporzusteigen beginnt. Vielleicht, daß gerade dort im schwer zugänglichen Osten die Missionstätigkeit mehr Aussicht auf Erfolg hat als in Jerusalem und den anderen „heiligen" Stätten, wo eine nicht immer ganz einwandsfreie Konkurrenz der verschiedenen Religionen, Kirchen und Konfessionen die Bewohner religiös abstumpft und in einzelnen Fällen fast demoralisiert. Gerade der Protestantismus mit seinen schlichten Gottesdiensten, mit seinen alles Prunkes entbehrenden Kirchen und Kapellen und mit seiner tatkräftigen Arbeit christlicher Liebe sollte am meisten Aussicht haben, die Herzen der Muhammedaner für den Heiland zu gewinnen, wenn es freilich auch nirgends ohne lange, mühselige, geduldige Arbeit abgehen wird.

Am 4. April machten wir uns schon früh reisefertig, doch wurde unser Aufbruch noch lange hinausgezögert. Es waren uns auf der Rückreise von Petra kurz hintereinander zwei Reitpferde gefallen, die wahrscheinlich ein Opfer einiger kalten, regnerischen Nächte geworden waren, welche wir über uns ergehen lassen mußten. Zum Ersatz hatten wir von eṭ-tafile aus zwei Beduinenpferde mitgenommen, die von el-kerak aus wieder zurückgeschickt werden mußten. Es hatte nun am Tage vorher ein Araber es übernommen, uns statt ihrer zwei Maultiere zu besorgen, die wir bis Jerusalem mitnehmen sollten. Aber wie er nun am Morgen, nachdem wir schon lange auf ihn und seine Tiere gewartet hatten, ankam, brachte er nur eines mit. Er wurde zurückgeschickt, um noch das andere zu holen, doch ohne Erfolg; er kam schließlich unverrichteter Sache wieder zurück. So mußten wir uns denn

behelfen, so gut es gehen mochte, und weil wir an diesem Tage keinen langen Marsch vor uns hatten, sondern nur bis zum Toten Meer hinunter wollten, richteten wir es so ein, daß abwechselnd immer einer von uns zu Fuß ging. Das war keine große Mühe, denn bei dem tagelangen Reiten ging doch jeder von uns einmal, um sich Bewegung zu machen, eine Strecke weit neben seinem Pferde her.

Von unserm Lagerplatz aus zogen wir durch einen roh ausgehauenen Tunnel, welcher mit einem Winkel in der Mitte durch den Felsen hindurchgeführt ist, ins Tal hinunter. Trotz der Serpentin-Windungen, in denen der Weg sich hinabzog, war der Abstieg stellenweis recht steil und beschwerlich. Kein Wunder! Mußten wir doch im Lauf weniger Stunden von der Höhe el-keraks — 1026 m über dem Spiegel des Mittelländischen Meeres — bis fast zum Niveau des Toten Meeres — 394 m unter dem Meeresspiegel — hinabsteigen, also etwa 1400 m!

Dieser Höhenunterschied machte sich denn auch in der Temperatur recht bemerkbar. Fast von Schritt zu Schritt wurde es wärmer, und während wir morgens um 6 Uhr uns bei einer Temperatur von 6 ° C auf der Höhe el-keraks eines durchdringenden Fröstelns nicht erwehren konnten, waren wir nachmittags um 4 Uhr froh, uns wenigstens vor den heißen Sonnenstrahlen in den Schatten der Zelte flüchten zu können, da das Thermometer 33 ° C zeigte.

Das von el-kerak zum Toten Meer hinablaufende Tal bot uns ein schönes Bild. Im Alten Testament wird oft von der Fruchtbarkeit und dem Reichtum des Landes Moab gesprochen. Doch während wir vorher oftmals diese alte Ertragsfähigkeit Moabs aus den zahlreichen Ruinen von Städten nur vermuten konnten, durften wir sie hier mit unseren eigenen Augen als noch gegenwärtig vorhanden sehen. An ausgedehnten Gärten mit Oliven- und Feigenbäumen zogen wir vorüber; zahlreiche Herden weideten auf den Triften; hier wurde auf dem Acker gepflügt, dort erfreute bereits die frisch grünende junge Saat das Auge. Daß die Ernte noch heute eine recht lohnende ist, das konnten wir aus dem Vorhandensein mehrerer Wassermühlen schließen. Die erste, zu der wir gelangten, war auf der rechten Seite des Tals malerisch gelegen, und schäumend schoß das Wasser fast wagerecht über das horizontale Mühlrad hin. Wir stiegen von den Pferden und sahen uns den inneren, sehr einfachen Betrieb an: durch das Wasser wird ein auf der senkrechten Achse des Mühlrads ruhender Oberstein in Bewegung gesetzt, der die Körner auf dem festliegenden Unterstein zu Mehl zerreibt. Aus einem oberhalb befestigten großen Trichter läuft das Getreide in

die runde Mittelöffnung des Obersteines und quillt an dessen Seite als Mehl wieder heraus, um in einem aus rohen Steinen ringförmig gebauten Behälter Aufnahme zu finden.

Neben dem Wege blühten die Blumen in reicher Pracht. Die roten Anemonen Palästinas, Winden und Malven, gelbe Wucherblumen und Adonisröschen und viele andere standen oft in solcher Fülle bei einander, daß sie aus einiger Entfernung den Eindruck hervorriefen, als wäre dort ein farbenprächtiger Teppich ausgebreitet.

Die Mittagsrast hielten wir an einer kleinen Quelle. Während unser treuer Chalil uns den Tee bereitete, hatten wir Gelegenheit, ein Miniaturbild der arabischen Gastfreundschaft zu sehen. Ein alter Mann, der desselben Weges daher kam, hatte auf seine Bitte hin von Chalil ein kleines Brot erhalten, das er sogleich zu verzehren begann. Als sich jedoch ein jüngerer Beduine zu ihm gesellte, zauderte der Alte keinen Augenblick, das Brot mit dem Jüngeren zu teilen; doch auch der wieder gab von seinem Anteil die Hälfte weiter an einen kleinen Knaben, der dort die Ziegen hütete, und dieser wiederum gab seinem noch kleineren Bruder davon etwas ab. So mag einst auch in der Wüste das Brot von Hand zu Hand gegangen sein, das unter den segnenden Händen des Heilandes sich mehrte, als er die Tausende speiste.

Tiefer ging es dann abwärts in dem wildzerklüfteten, großartigen Tal. Etwas abseits vom Wege lag eine große Beduinen-Niederlassung, deren schwarze Ziegenhaar-Zelte in Hufeisenform angeordnet waren. Wohl einer von den Bewohnern der Zelte saß auf einem Felsvorsprung am Wege und spielte auf einer primitiven Geige, die nur eine Saite aufwies, eine eintönige, schwermütige Melodie.

Inzwischen zeigte sich von einer Biegung des Weges bis zur anderen das Tote Meer in immer größerem Umfang. In hellem Sonnenschein lag es glatt wie ein Spiegel da, völlig unbewegt, in tiefblauer Färbung, die durch das helle Weiß der gerade vor uns liegenden Halbinsel lisān wirkungsvoll gehoben wurde. Von der berühmten weißen Schaumlinie aber, welche Molyneux im Jahre 1847 entdeckte und die Professor Gautier bei seiner Reise im März 1899 so deutlich sah, daß er sie an verschiedenen Tagen zu photographieren vermochte, konnten wir nichts bemerken.[1]

[1] Da diese von uns sonst oft beobachtete Linie nicht an eine bestimmte Stelle gebunden ist, darf an eine Veranlassung durch einen Spalt im Grunde des Sees nicht gedacht werden. Sie hängt mit den Strömungsverhältnissen des Sees zusammen, s. auch Blanckenhorn. Naturwissenschaftliche Studien am Toten Meer und im Jordantal, S. 46 f. D.

Bei einer schroffen Senkung des Weges sahen wir auf beiden Seiten dicht neben dem Wege viele Steinhaufen aus kleinen Steinen aufgetürmt. Abu mūsa, ein ergrauter Soldat, der von der türkischen Behörde uns zum Begleiter bestellt war, erklärte, daß diese Steinhaufen aufgeschichtet seien zum Andenken an einen dort Ermordeten. Wenn das wohl auch nicht ausgeschlossen ist, so liegt doch die Vermutung näher, daß dort die Stelle ist, wo die Reisenden, vom Toten Meer herkommend, zum erstenmal das Grab des nebi nūḥ (Prophet Noah) bei el-kerak sehen und dann einen Stein neben den Weg legen. Denn ganz ähnliche Steinhaufen haben wir auch anderwärts mehrfach angetroffen, besonders dort, wo der Weg zu vielbesuchten Heiligtümern führte, wie z. B. in der Umgebung des dschebel hārūn, zu dem häufig Wallfahrten von den Beduinen unternommen werden.

Gegen 4 Uhr nachmittags kamen wir aus den Felsen heraus, die zuletzt in recht lästiger Weise die Sonnenglut widerstrahlten. Vor uns lag die Ebene am Toten Meer. Ein kurzes Stück noch zogen wir über sie dahin, dann war unser Zeltlager erreicht, das neben dem wadi eḏ-ḏerāʿ aufgeschlagen war.

Wie wenig ließ doch die Landschaft, in der wir uns befanden, etwas merken von der Wüstenei und all den angeblichen Schrecknissen am Toten Meere, wie sie von manchen Reisenden mit mehr Phantasie als Wirklichkeitssinn beschrieben sind! Wie wenig wollte sie zu der Schilderung passen, die Gerok in seinen „Palmblättern" in dem Gedicht „Das Tote Meer" mit dichterischer Schönheit, aber auch mit dichterischer Freiheit gegeben hat! Besonders am Abend, als über dem Toten Meer die Sonne zur Rüste ging, bot die Landschaft ein liebliches Bild des Friedens dar. Neben uns, unten in der Schlucht rauschte das Bächlein, das uns nach der Hitze des Tages ein erquickendes Bad geboten hatte. Und dieses Bächlein war auf beiden Seiten dicht bestanden von Oleander mit großen Knospen und vereinzelten Blüten, von Euphratpappeln, Schilf und Strauchwerk — alles prangend in üppigem Grün. Die Ebene selbst, obwohl der Boden nur spärlich mit Gras und Dornen bewachsen war, machte doch von der Höhe eines kleinen Hügels aus, den wir bestiegen hatten, um einen allgemeinen Überblick zu gewinnen, den Eindruck, ganz begrünt zu sein. In wasserreicher Zeit mochte sie durchfurcht sein von zahlreichen kleinen Rinnsalen. Die waren freilich nun ausgetrocknet, aber ihr Lauf wurde durch hohes Schilf und Rohr deutlich bezeichnet. Daneben standen Bäume und Sträucher der mannigfaltigsten Art: Akazien und blühende ʿoscher-Sträucher (Sodomsapfel), Dornbäume und -Sträucher (Zizyphus Spina Christi), Tama-

risken, der sogenannte falsche Sodomsapfel mit violetten Blüten und gelben Früchten zugleich, und andere mehr: ein eigenartiges, abwechselungsreiches Bild. Viele Vögel waren zu sehen und zu hören, Rebhühner lockten und der Kuckuck rief — ganz wie an einem schönen Sommerabend im deutschen Vaterland. Und als dann über dem Toten Meer der gelb und rot geflammte Abendhimmel immer dunkler sich färbte, da stimmte der Chor der Frösche sein Lied an und die Grillen zirpten, und in weiter, weiter Ferne — im Tōr - leuchtete ein Lichtlein auf, als hätte es uns nur zeigen wollen, wie weit wir von allen Menschen entfernt waren; über uns aber funkelten die Sterne in stiller, majestätischer Pracht — und tiefer Friede senkte sich auf das Land herab.

Lange noch saßen wir am Abend vor unseren Zelten und ließen den Zauber der Natur auf uns wirken, der dadurch noch eigenartiger wurde, daß nach dem Einbruch völliger Dunkelheit jenseits des Toten Meeres über den Bergen Judas sich eine niedrige, schwarze Wolkenwand erhob, in der von Zeit zu Zeit ein Wetterleuchten aufflammte.

Am nächsten Morgen, den 5. April, wurde zum Aufbruch gerüstet, als noch der Mond helleuchtend am Himmel die Wacht hielt. Je mehr der Tag heraufzog, um so wunderbarer wurde die Färbung der vor uns liegenden Landschaft. Aus dem tiefen Blau des Meeres erhob sich das Gebirge in allen Schattierungen des Rot, und über ihm lagerten sich schneeweiße Wolken. Diesen Wolken, die sich bald über den ganzen Himmel ausbreiteten, hatten wir einen angenehmen Reisetag zu danken, denn von der gefürchteten Hitze, die sonst in dieser tiefsten Furche der Erdoberfläche oft zu herrschen pflegt, blieben wir verschont. Am Morgen zeigte das Thermometer 12 ° C und stieg am Tage nicht über 27 °. Dabei konnte man sich schon wohl fühlen. Es kam hinzu, daß der Weg von einer seltenen Vortrefflichkeit war, fast auf dem ganzen Tagesmarsch völlig eben. Bald nach unserem Aufbruch führte er uns an mehreren ausgedehnten Steinkreisen vorüber, dann ritten wir durch hohes Rohr, Schilf und Gebüsch, welches uns beim Reiten weit über die Köpfe ging. Viele Schirm Akazien sahen wir, die einen noch völlig kahl, die anderen im Schmuck der Blätter, und mannigfaltig wechselte immer wieder das Bild, das die Natur uns bot. Man hätte meinen können, sich in fruchtbarer Gegend zu befinden — doch freilich, von menschlichen Niederlassungen war weit und breit nichts zu sehen; die einzigen Leute, die wir vom Morgen bis zum Abend zu sehen bekamen, waren vier miteinander wandernde, bis an die Zähne bewaffnete Araber. Abu mūsa, den sie höflich um Feuer für ihre Zigaretten baten, erklärte uns nach der Begegnung, es seien Räuber gewesen, und

pries unser Glück, daß wir unter seinem und seines Kameraden Schutz ständen. Räubermäßig genug sahen ja freilich jene vier Gestalten aus, aber das will für sich allein in Palästina noch wenig sagen, wo man ähnliche Erscheinungen auch unmittelbar vor den Toren Jerusalems häufig genug zu sehen bekommt.

Unsere Mittagsrast hielten wir am wasserreichen wādi numera. Wir fanden dort eine große Anzahl von sogenannten Jericho-Rosen, in grünem Zustande und auch zusammengetrocknet. Besonders letztere wiesen zum Teil ganz außergewöhnliche Größen auf. Für uns lag der Reiz darin, daß wir uns bei den grünen Exemplaren durch den Augenschein davon überführen konnten, daß der „Stengel" der „Jericho-Rose" nichts anderes ist als die Wurzel der Pflanze, während die einzelnen Ästchen ganz ausgestreckt wie die gespreizten Finger einer Hand am Erdboden anliegen. Auch die grün gesammelten haben sich in der Satteltasche ordnungsmäßig ganz von selbst zusammengefaltet und sich trotz der erfahrenen rigorosen Behandlung in der deutschen Heimat als „blühbar" erwiesen.

Nicht weit vom wādi numera führte uns unser Weg unmittelbar an das Ufer des Toten Meeres. Da nahmen wir denn die günstige Gelegenheit wahr, in dem schönen, klaren Wasser ein Bad zu nehmen, das freilich wegen der Wärme des Wassers nicht sonderlich erfrischend war. Weit mußten wir hinausgehen, bis wir den Boden unter den Füßen verloren; denn während in der nördlichen Hälfte das Tote Meer eine Tiefe bis zu 350 m erreicht, ist es südlich der Halbinsel lisān durchgängig recht seicht. Seetzen erzählt, daß man zur Zeit seiner Reise das Südende des Toten Meeres von el-kerak aus im Sommer noch durchwaten konnte, wobei das Wasser „bis an die halben Schienbeine" ging. Das ist nun freilich heutzutage nicht mehr möglich, denn der Spiegel des Toten Meeres hebt sich allmählich. Wir konnten das ohne Mühe an den Bäumen und Sträuchern beobachten, die einst am Ufer gewachsen waren, jetzt aber — natürlich völlig erstorben — im Wasser standen. An einigen Stellen mochten die letzten, den Wasserspiegel noch überragenden Spitzen der Kronen etwa 50 m vom Lande entfernt sein. Die Bewohner von ġōr es-ṣāfie erklärten diese Tatsache dadurch, daß sich der Boden des Toten Meeres senke. Eine solche Senkung würde aber doch wohl schwerlich eine so auffallende Änderung in den Verhältnissen des Meeresspiegels zu dem umgebenden Festland hervorrufen.[1]

[1] Genaueres über das Steigen des Spiegels des Toten Meeres s. Dalman, PJB 1908, S. 80 ff.

Gegen Abend ritten wir an stattlichen Rinderherden vorüber, die uns erkennen ließen, daß wir uns ṛōr eṣ-ṣāfie, der Perle am Toten Meer, näherten. Über das wasserreiche wādi el-ḳurāḥi (den unteren Lauf des wādi el-ḥesa), ging es hinüber — dann sahen wir bald die Zelte der ṛawārine-Beduinen uns das Ziel unseres Tages-Marsches bezeichnen. Hier befanden wir uns in der Gegend, die einst genannt wurde „ein Garten des Herrn" (1. Mos. 13, 10). Denn diese Landschaft entspricht wohl am besten der Beschreibung, welche uns das Alte Testament von der Lage und Beschaffenheit des Gebietes um Sodom und Gomorra gibt, und hier hat man das alte Zoar und die Stätte der gleichnamigen mittelalterlichen Bischofsstadt zu suchen.

Mit Staunen sahen wir die zahlreichen hohen Bäume (meist Salvadora persica), die üppig grünenden Sträucher und vor allem die schönen Felder, welche von Dornzäunen eingehegt und durch Kanäle bewässert, ebenso von der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Bodens, wie von der Sorgfalt seiner Bebauer Zeugnis ablegten. Die Niederlassung selbst wies neben den vielen Zelten auch etliche Schilfhütten auf, die zum Teil bewohnt zu sein schienen, zum Teil aber als Vorratskammern oder als Zufluchtsstätten in der Regenzeit dienen mögen.

Kaum hatten wir unsere Zelte bezogen, als neben der schaulustigen Menge auch der Schech zu uns kam, um sich über das Woher und Wohin unserer Reise Aufschluß zu holen. Für ihn hatten wir noch eine besondere Überraschung bereit, denn die türkische Regierungs-Behörde in el-kerak hatte uns zunächst dringend abgeraten, den von räuberischen Beduinen oft unsicher gemachten Weg um das Südende des Toten Meeres zu wählen. Als unser Leiter jedoch erklärte, daß wir von unserem Vorhaben nicht abstehen würden, hatte man uns ein Schreiben an den Schech von ṛōr eṣ-ṣāfie mitgegeben, durch welches man uns der Obhut jener Beduinen anvertraute und ihnen mitteilte, daß jene unter allen Umständen für unsere Sicherheit am Toten Meere zu bürgen hätten. Sobald der Schech von diesem Schreiben Kenntnis genommen hatte, erklärte er sich sogleich bereit, mit seiner jungen Mannschaft uns zu eskortieren, verlangte aber für diesen Beschützerdienst pro Mann und Tag einen medschidi (ungefähr 3,40 Mk.). Da unser Leiter diese Forderung ablehnte, schlug der Schech einen anderen Ausweg vor: wir sollten ihm ein Schriftstück ausfertigen, durch das wir in aller Form auf den Schutz der Bewohner von ṛōr eṣ-ṣāfie verzichteten. Doch auch diesen Wunsch konnten wir ihm aus naheliegenden Gründen nicht erfüllen, und so schieden wir am Abend voneinander, ohne daß eine Einigung erzielt war.

Für den nächsten Morgen, den 6. April, hatte unser Leiter die Bestimmung getroffen, daß unsere Gepäck-Karawane der größeren Sicherheit wegen mit uns zusammen ziehen sollte. So war denn freilich, als wir um 5 Uhr aufgestanden waren, an Aufbruch noch lange nicht zu denken, weil erst alles zusammengepackt und auf die Maultiere geladen werden mußte. Die Zeit des Wartens verwandten wir zu einem höchst interessanten Besuch bei dem Schech. Selbstverständlich wurden wir mit der größten Höflichkeit willkommen geheißen und eingeladen, auf einer eiligst herbeigeholten dünnen Matratze Platz zu nehmen. Wir trafen dort im Zelt zwei türkische Gendarme, die in ṛōr es-ṣāfie stationiert und bei dem Schech untergebracht waren. Sie sahen sich deshalb wohl auch mit als Wirte an und erzeigten uns die übliche Gastfreundschaft dadurch, daß sie uns heiße, gesüßte Milch anboten, die mit Dank angenommen und als recht wohlschmeckend befunden wurde. Währenddessen bereitete der Schech, als der Herr des Zeltes, mit eigener Hand den Kaffee. Die auf der Erde liegende Kohlenglut wurde durch ein wenig aufgelegtes Holz verstärkt und dann darüber in einem großen, flachen eisernen Löffel der Kaffee geröstet. So konnte ihm von seinem Aroma, bis er fertig zubereitet war, nichts verloren gehen. Denn unmittelbar aus dem Röstlöffel wanderte er in einen großen Holzmörser, in welchem er mittels eines steinernen Stampfers pulverisiert wurde und zwar in der Art, daß durch das Aufstoßen und Anschlagen des Stampfers eine gewisse Melodie hervorgerufen wurde, die für jeden Stamm eine andere ist. Darnach wurde der Kaffee in die Kanne mit kochendem Wasser hineingeschüttet und durch mehrfaches Aufkochen fertiggestellt. Die drei oder vier Tassen, über welche der Schech verfügte, reinigte er mit ein wenig Wasser und Asche, schwenkte jede mit etwas Kaffee aus, schenkte ein und ließ uns das kostbare Getränk durch einen jungen Mann reichen. Währenddessen entwickelte sich vor unseren Augen das buntfarbige Leben des Dorfes, auf dessen Einzelheiten uns unser Leiter hinwies, und als wir uns von unserm liebenswürdigen Wirt verabschiedeten, hatten wir den Eindruck, eine recht genuß- und lehrreiche Stunde durchlebt zu haben.

Wie wir uns zu Pferde gesetzt hatten und die Niederlassung durchritten, schwang sich auch der Schech auf sein Pferd, und hie und da tauchte ein junger Krieger auf, um sich uns anzuschließen, und als wir draußen unsere Begleitung überschauten, konnten wir zu unserm Staunen feststellen, daß drei Mann zu Pferde, zwei auf Maultieren, ein Kamelreiter und 21 Mann zu Fuß mit uns zogen (s. PJB 1908, Tafel 5, Abb. 2). Es waren durchgängig jugendlich elastische Gestalten, fast alle mit langen Steinschloßflinten bewaffnet.

Ein kurzes Stück führte uns unser Weg durch hohes Gras und Gebüsch und an stattlichen Bäumen vorüber. Dann ging es durch blauschwarzen, schilfbewachsenen Sumpf hindurch — hinaus in die sebcha, die Salzwüste südlich des Toten Meeres, die sich eben wie ein Tisch vor uns ausdehnte.

In der Regenzeit ist die sebcha zuweilen überflutet und dann natürlich unpassierbar. Wir trafen es günstig, denn wir konnten unter der Führung unserer Begleitung aus ṛor es-ṣafie in ziemlich gerader Linie den Salzsumpf durchziehen. Freilich galt es, vorsichtig zu reiten, denn es kamen häufig Stellen, an denen die Pferde tief in den weichen, rotbraunen Boden hineintraten.

Fast in der ganzen Ausdehnung der sebcha konnten wir auch nicht die geringste Spur von Vegetation entdecken. Nur an dem äußersten Weststrand wuchsen anspruchslose Alkali-Pflanzen. Kein Wunder! denn der Boden ist so sehr von Salz durchzogen, daß es oft aussah, als läge Reif auf dem Lande, und in den kleinen Wasserrinnen hatten sich die Salzkristalle zu ganz stattlichen Ablagerungen zusammengefunden.

Die westliche Grenze der sebcha fanden wir wiederum durch einen schilfbewachsenen Sumpf gebildet, der jedoch viel schwerer zu passieren und viel breiter war als der an der Ostseite. Mehrere von unseren Maultieren kamen dort zu Fall und mußten ihrer Lasten entledigt werden, weil sie beladen nicht wieder auf die Beine zu bringen waren. Es entstand uns dadurch ein ziemlich langer, unfreiwilliger Aufenthalt.

Sobald wir die sebcha verlassen hatten, trafen wir wieder mannigfaltiges Gesträuch an, ja, kurz vor den Ausläufern des dschebel sudum bemerkten wir sogar einige ganz niedrige Palmen.

Am wādi em'az vorüber gelangten wir bald in die Schlucht des nuchbār. Dieses ist ein ganz eigenartiges Erosionstal. Am Anfang ist es ganz eng und die Seitenwände, aus dünn geschichtetem Kreidemergel aufgebaut, fallen fast senkrecht herab. Dazu schlängelt sich das Tal in kurzen Windungen dahin, die oft so scharf umbiegen, daß man nur wenige Meter vorwärts und rückwärts zu sehen vermag. Nicht sehr weit von hier ist es gewesen, wo im Jahre 1897 die Dominikaner Lagrange und Vincent auf der Rückreise von Petra überfallen und ihres mühsam gesammelten wissenschaftlichen Materials beraubt wurden.

Wir hatten das Glück, völlig unbehelligt unseres Weges ziehen zu können. Allmählich verbreiterte sich das Tal mehr und mehr und ließ auf seiner Sohle Tamarisken und andere Sträucher gedeihen. Vom dschebel sudum, dessen dem Meere zugewandte Seite wir vom

Ausgange des wādi numera durch das Glas beobachtet hatten, bekamen wir hier nur den äußersten westlichen Abfall zu sehen. Einige Stellen in der unteren Hälfte sahen wir weißlich gefärbt, sie verrieten die Art des Salzberges.

Bald nachdem wir das wādi el-muhauwāt passiert hatten, wandten wir uns vom Toten Meere, das wir nördlich des dschebel sudum erreicht hatten, wieder ab und zogen westwärts auf steilen, beschwerlichen Wegen ins Gebirge hinauf zu dem Paß von ez-zūwēra et-taḥta. Es ist dies sicherlich von alters her ein wichtiger Karawanenweg gewesen. Zu seinem Schutze und zum Schutz der beiden Teiche in der Nähe des Passes war ein Kastell angelegt, dessen Ruinen auf einer steilen Klippe von bröckligem Kreidemergel noch leidlich gut erhalten sind.

Auf der Plattform oberhalb der Teiche machten wir Halt, um dort an der Wasserstelle zu übernachten. Freilich war der Platz so beschränkt, daß wir von unseren beiden Zelten nur das eine aufzurichten vermochten, und auch das nur mit Schwierigkeiten, weil der Boden zu felsig war, als daß es möglich gewesen wäre, die Zeltpflöcke in den Boden einzuschlagen. Unsere Begleiter vom ṛōr es-ṣāfie halfen dem Übelstande dadurch ab, daß sie große Steine herbeischleppten, mit denen die Zeltseile befestigt werden konnten. Und obwohl der Raum so beengt war, daß unser Botaniker nur mit dem Oberkörper im Zelt liegen konnte, seine Beine aber draußen lassen mußte, so haben wir uns doch alle der besten Nachtruhe erfreut, während unsere Beduinen es sich ringsum auf den Felsen bequem machten, um uns auch in der Nacht zu schützen. Am Morgen sahen wir über dem Toten Meer einen herrlichen Sonnenaufgang.

Unsere Eskorte los zu werden, war nicht leicht. Prof. Dalman hatte von Anfang an erklärt, daß er weder Lohn noch Beköstigung für so viele Mann habe. In bezug auf den letzteren Punkt hatten sie versprochen, sich mit Kaffee begnügen zu wollen und in der Tat unserm ganzen Kaffee- und Zuckervorrat ein Ende gemacht. Über den „Lohn" gab es schwierige Verhandlungen. Schließlich fand das weltliche und geistliche Oberhaupt der ṛawārine es angemessen, daß sie selbst je 20 Franks erhielten, während ihre 25 Untergebenen zusammen sich mit ebensoviel begnügen sollten. Dieses „Begnügen" wurde ihnen schwer, sie hätten ohne Mühe uns mehr abpressen können. Aber schließlich fügten sie sich doch. Unsere übermächtigen Beschützer zogen ab, und wir wandten uns frohgemut nach dem Gebirge Juda, um über Hebron am nächsten Tage Jerusalem zu erreichen.

E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW. 68, Kochstr. 68—71.

Palästinajahrbuch

des

Deutschen evangelischen Instituts für Altertumswissenschaft des heiligen Landes zu Jerusalem

---

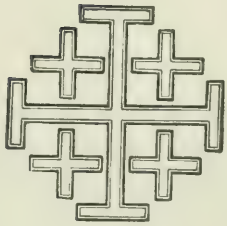
Im Auftrage des Stiftungsvorstandes

herausgegeben von

Prof. D. Dr. Gustaf Dalman

Neunter Jahrgang

(1913)



Mit 8 Bildertafeln, 2 Plänen und 1 Karte in Steindruck

Berlin 1913

Ernst Siegfried Mittler und Sohn

Königliche Hofbuchhandlung

Kochstrasse 68—71

Alle Rechte aus dem Gesetze vom 19. Juni 1901,
sowie das Übersetzungsrecht sind vorbehalten.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

I. Jahresbericht des Instituts für das Arbeitsjahr 1912/13, abgestattet vom derzeitigen Vorsteher, Professor D. Dr. **Dalman.**

1. Das religiöse Ziel unserer Arbeit 3
2. Das künftige Heim des Instituts 5
3. Die Mitglieder des Instituts 6
4. Die Vorlesungen und Vorträge . . . . . —
5. Die Arbeiten des Instituts 7
6. Die Bibliothek und die Sammlungen 9
7. Die Ausflüge 10

Abners Fluchtweg . . . . . —
Die Schlacht bei Beth Zacharia 12
Ländliche Hochzeit . . . . . —
Der Assyrerzug von Jes. 10,28ff. 13
Die Streifzüge der Philister von 1. Sam. 13,18 14
Sela ha-Rimmon als Zuflucht der Benjaminiten . . . . . —
Baal Hazor und Amnons Ermordung 15
Die westliche Grenze Judas (Sores, Kesalon) 16
Die Nordgrenze Judas (Debir, Gilgal) 17
Die Ebene von Achor 18
Der Stein Bohams . . . . . —
Prähistorische Napflöcher in Jericho 19
Gilgal 20
Bethabara (Johannistaufe und Elia Himmelfahrt) 22
Die nördliche Zunge des Salzmeers 25
Beth ha-Araba 26
Der Weg nach Ai . . . . . —
Der Hügel über dem Hyänental 27

Seite

Die Wüste von Bethawen 29
Tekoa und die Sykomoren . . . . . —
Das jüdische Esthemoa 31
Das Karmel Nabals . . . . . —
Choresa in der Geschichte Davids 32
Das judäische Nezib . . . . . —
Kegila und die Philister 33
Die Feste Adullam . . . . . —
Der Terebinthengrund und der Goliathkampf 34
Kirjath Jearim 35
Die Nordgrenze Judas (Ephron) 36
Perez Ussa . . . . . —
8. Die Zeltreise . . . . . —
Der Zug der Kreuzfahrer nach Jerusalem 37
Emmaus . . . . . —
Das Ramathajim Samuels . . . . . —
Josuas Timnath Serach 39
Ein Gilgal . . . . . —
Geba (Gibea des Pinehas?) 40
Dothan und der Weg der midianitischen Händler 41
Die Altertümer von Thaanach 42
Ein „kanaanitischer Steinaltar" 43
Die Sisera-Schlacht 44
Die Tore von Nain 45
Der Priesterort Nazareth . . . . . —
Neu- und Alt-Jotapata 46
Arab-Gabara 48
Die Gewässer bei Bethsaida 50
Kapernaum und sein Hafen 51
Fisch und Honigseim . . . . . —
Die Lage von Chorazin 53
Ein Dolmenfeld 54
An der Nordgrenze Palästinas 55
Der Berg von Miz'ār 56
Das Dolmenfeld am rukkād . . . . . —
Gaba und die arabische Eroberung Palästinas 57
Der siebenarmige Leuchter in nana 59
Karnajim 60
Die Wasserfälle des nahr ehrēr . . . . . —
Aschtaroth? 61
Raphon 62
Edreï 63
Ramoth in Gilead . . . . . —
Der „Altar el-wakfa" 64
Kiefernwald 65
Auf der Suche nach Mahanaim 66
Ragab 67

Seite
Die Eisengrube 68
Die Doppelstadt Mahanaim 68
Absaloms Zug und der Wettlauf der Todesboten 71
Jakobs Zug, 1. Mos. 32 72
Phasaëlis und seine Teiche 73
Archelaïs 74

II. Arbeiten aus dem Institut.

1. Sprenger, Jesu Säe- und Erntegleichnisse, aus den palästinischen Ackerbauverhältnissen dargestellt 79
1. Das Gleichnis vom Säemann . . . . . —
2. Das Gleichnis vom Unkraut im Weizen 87
3. Das Gleichnis von Wachstum und Ernte 94
2. Dalman, Golgotha und das Grab Christi. Mit zwei Plänen . . . 98
A. Der Name Golgotha . . . . . —
B. Der Ort von Golgotha und der Aphrodite-Tempel 100
C. Der Befund der Grabung Kaiser Konstantins 105
D. Beurteilung des Befundes 116
E. Die heutigen Reste 117
3. Thomsen, Die archäologische Sammlung des Instituts 124
4. Schmidt, Die Kunst der Volkserzählung bei palästinischen Bauern . . 133

III. Von unseren Reisen.

Gustavs, Am Jarmuk bei Beduinen zu Gast 157

Verzeichnis der Abbildungen.

Titelbild. 1. Die Sammlung der Altertümer im Institut.
Tafel 1. 2. Ruinen von Bethabara von Westen. S. 23.
3. „Felsaltar" von Thaanach von Osten.
Tafel 2. 4. Sogane-sachnīn in Galiläa. S. 47.
5. Bucht von el-mes'adīje vom nördlichen Ufer.
Tafel 3. 6. Zyklopenmauer von Gaba (ed-dschābie). S. 58.
7. Untere Böschungsmauer von Gaba (ed-dschābie).
Tafel 4. 8. Jüdisches Haus in naua mit dem siebenarmigen Leuchter über der Tür. S. 59.
9. Wasserfall des nahr ebrēr.
Tafel 5. 10. Osthügel von Mahanaim (tell ed-dahab) von Westen. S. 69.
11. Westhügel von Mahanaim und Tal des Jabbok von Wüsten.
Tafel 6. 12. Grab des Joseph von Arimathia. S. 106.
13. Grab Christi. S. 108.
14. Eingang zum Grabe Christi und Verschlußstein. S. 108.
Tafel 7. 15. Hochfläche von Golgotha. S. 119f.
16. Apside der Adamskapelle. S. 121.
Plan: 1. Befund bei den Ausgrabungen Kaiser Konstantins. S. 105.
2. Bau des Kaisers Konstantin.
Kartenskizze von Palästina von G. Dalman (zwischen S. 10 und 11).

Aufn. v. P. Thomsen.

1. Die Sammlung der Altertümer im Institut.
(S. 124.)

I.

Jahresbericht

des Deutschen evangelischen Instituts für Altertumswissenschaft des heiligen Landes

für das

Arbeitsjahr 1912 13

abgestattet

vom derz. Vorsteher Professor D. Dr. Dalman

am 24. Juni 1913.

1. Das religiöse Ziel unserer Arbeit.

Eine wissenschaftliche Anstalt hat die Aufgabe, wohlbegründete Erkenntnisse zu vermitteln. Wenn sie das heilige Land zum Gegenstand ihrer Forschung hat, ist ihre Aufgabe, Palästina als Boden der heiligen Geschichte begreifen zu lehren, und der Dienst, welchen die Kirche von ihr erwarten darf, wird darin bestehen, daß die hierher entsandten Theologen eine Ergänzung ihres theologischen Studiums empfangen, wie sie eben nur in Verbindung mit eigener Anschauung des heiligen Landes gewonnen werden kann.

Das schließt nicht aus, daß der Aufenthalt in Palästina auch für Beobachtungen anderer Art nutzbar gemacht wird. Dazu rechnen wir in erster Linie die hier ermöglichte Einsichtnahme in das Leben deutscher Auslandsgemeinden, ihre kirchliche Versorgung, ihre Schulen, ihr wirtschaftliches Bestehen, ihre politische Bedeutung. Dann aber gehört hierher auch die evangelische Mission, wie sie von Deutschen, Briten, Amerikanern und Schweden in Palästina ausgeübt wird. Sie ist vor allem „innere" Mission an den Gliedern der orientalischen Kirchen, erreicht aber doch vor allem in ihrem ärztlichen Zweige auch Moslems und Juden. Wir erwarten von allen zu uns kommenden praktischen Theologen, daß sie von der gebotenen Gelegenheit reichlichen Gebrauch machen, und der Vorsteher ist stets gern bereit, Beziehungen nach allen Richtungen hin zu vermitteln, obwohl jedem deutschen Pastor ohnehin bei solchen Studien auf allen Seiten das freundlichste Entgegenkommen sicher ist. Nur wäre zu wünschen, daß unsere Mitglieder öfter über die nötige Kenntnis des Englischen verfügten, um auch mit englischen Missionsarbeitern in förderlichen Verkehr treten zu können.

So großen Wert der Vorsteher, der selbst fast zehn Jahre lang Leiter eines Missionsseminars war und auch hier an einigen Missionen

als Berater helfenden Anteil nimmt, auf die Berührung der Instituts-mitglieder mit der Missionsarbeit legt, so kann doch der eigentliche Zweck des Besuches unseres Instituts um so weniger in dieser Richtung liegen, als es sich dabei um Beobachtungen handelt, die nicht dem heiligen Lande als solchem gelten. Seine Gegenwart ist uns zwar auch von Bedeutung, aber doch zuerst in den Erscheinungen, welche seine einzigartige Vergangenheit besser verständlich machen, nicht in Dingen, welche anderswo ebenso zu beobachten sind. Dabei soll indes eines nicht vergessen werden, woran ein Satz in einer Schrift des greisen norwegischen Propstes Faerden erinnert. Er lautet[1]: „Ebensowenig als die Wallfahrten zu den heiligen Stätten irgendwelchen Wert hatten, wenn sie nicht die Wallfahrer in geistige Berührung mit dem brachte, dessen Gedächtnis an diese Stätten geknüpft war, ebensowenig wird die Wiederbelebung der historischen Begebenheiten in Jesu Leben einen religiösen oder moralischen Wert haben, wenn sie die Menschen nicht in innere Beziehung bringt zu dem inneren Leben, dem Verhältnis zu Gott und zum Nächsten, das im Bilde Jesu zum Ausdruck kam." Ein Aufenthalt im heiligen Lande unter der Leitung unsers Instituts würde in der Tat seines Höhepunktes ermangeln, wenn er nicht auf eigentümliche Weise eine solche innere Beziehung herstellte zur gesamten heiligen Geschichte von den Erzvätern ab bis zu Jesu unserm Heiland und dadurch ein inneres Erlebnis bedeutete, das in allem weiteren religiösen Sein und Handeln fortwirkt. Der wichtigste Ertrag eines Aufenthalts in Palästina sind nicht die Illustrationen zu Predigten, die man hier wohl auch gewinnen kann, obwohl selbst die in diesem Lande wirksamen Pastoren davon weniger Gebrauch machen, als man meinen könnte. Es handelt sich vielmehr darum, daß man, nicht bloß phantasie- und gefühlsmäßig, sondern mit dem gesamten inneren Menschen und mit Benutzung aller Mittel wissenschaftlicher Forschung in Berührung tritt nicht nur mit den äußeren Tatsachen der heiligen Geschichte, sondern durch sie hindurch mit dem Geiste der darin sichtbar werdenden göttlichen Offenbarung. Ein Hemmnis dafür liegt ohne Zweifel darin, daß die eigentümliche Aufgabe unserer Forschung notwendig zuerst auf die äußeren Bedingnisse der Geschichte dieser Offenbarung hinweist und nur durch diese Vermittelung hindurch auf das geistige Wesen der Männer Gottes, welche einst auf den Verkehrsstraßen dieses Landes wandelten und wirkten. Doch sollen auf unserer Zeltreise die Morgen- und Abendandachten, zu denen wir uns vereinigen, die diesem Lande entsprossenen alten Zeugnisse des Glaubens in Erinnerung bringen

[1] Aandsbrytinngerne indenfor Urkristendommen (1912), S. 17.

und mit ihm neu verknüpfen. Sie sollen zugleich eine Mahnung bedeuten, wie der Einzelne in die Stille gehen soll und auf dem Ritt wie in der Ruhe sich in das hier zuerst laut gewordene Wort Gottes vertiefen. Wer an das Land der Bibel so sich innerlich bindet oder — sagen wir — wem dieses Land als solches hier das Herz abgewinnt, dessen Verhältnis zum Alten wie Neuen Testament muß dadurch notwendig eine neue Gestalt gewinnen. Die Bibel wird in neuer Weise zu einem unzertrennlichen Freunde, bei dem man an Äußerlichem wie Innerlichem, am Großen wie am Kleinen in gleicher Weise haftet. Die kahlen Felshalden Judäas, die ragenden Berge und die blauen Seen Galiläas, die Wasserfälle und die Wälder des Ostlandes, sie alle in dem klaren Lichte der orientalischen Sonne und belebt von den wehmütigen Tönen der Hirtenflöte und des 'Ataba-Gesanges des Pflügers, werden zu den Blättern, auf denen die alten wohlbekannten Schriftzüge wie lebendig aufleuchten.

Der geistige Fortschritt unserer Zeit möchte die Stellung der heiligen Schrift in der Kirche entwurzeln. Dagegen wird nur Eine Hilfe vorhanden sein. Die Bibel muß uns entgegentreten nicht so sehr als ein von obenher gegebenes Gesetz, sondern als eine von Gott in Ort und Zeit dieser Erde hineingeschaffene eherne Wirklichkeit, mit der wir uns auseinandersetzen müssen und die uns die Frage vorlegt, ob wir nicht in Sturm und Wellen des modernen Geistes hier einen sicheren Ankergrund finden. Dazu kann eine ernste Palästinaforschung und ein Besuch des heiligen Landes in ihrem Dienste bescheidene, aber durch nichts Anderes zu ersetzende Beiträge leisten.

In Glauben und Geduld nach diesem Ziele zu streben, erscheint mir als die Hauptaufgabe unsers Instituts. Von ihr wird es sich, will's Gott, nie verirren.

2. Das künftige Heim des Instituts.

Durch die hingebungsvollen Bemühungen der früheren Mitglieder, Herren Pastor N. Möller und Oberlehrer Berthaud in Hamburg, ist dort ein Beitrag von 4300 Mark für den Grundstücksfond des Instituts zusammengebracht worden, wofür allen Gebern und ihnen auf das Herzlichste gedankt sei. Unsere Hoffnung ist dadurch gewachsen, daß es möglich sein wird, eine einigermaßen staubfreie und gesunde Lage in unmittelbarer Nähe der deutschen Pfarre und Schule und nicht weit vom Hospital und Konsulat für das Institut zu gewinnen, in Übereinstimmung mit dem alten Plan, den Platz des Kaiserlichen Zelt-

lagers von 1898 zu einem Kern unserer deutschen Kolonie in Jerusalem zu machen.

3. Die Mitglieder des Instituts.

Als Mitarbeiter war für dieses Jahr von Preußen, ältere Provinzen benannt Professor Lic. Alt von Greifswald, der schon 1908 als Stipendiat bei uns weilte und nun seine treue Anhänglichkeit an Palästina und unser Institut arbeitend und lehrend bewährte.

Als Stipendiaten waren benannt:

von Preußen, ältere Provinzen

Pastor Lic. Sternberg in Siedenbollentin (Pommern),

Pastor Lauffs in Mühlheim a. d. Ruhr,

Oberlehrer Pfarrer Dr. Strothmann in Schulpforta;

vom Königreich Sachsen

Pfarrer Dr. Joh. Jeremias in Limbach,

von Baden

Stadtvikar Sütterlin in Lörrach;

von Bayern

Pfarrer Dr. Ulmer in Adelshofen.

Für die Zeltreise schlossen sich uns an der frühere Mitarbeiter Professor D. Dr. Procksch aus Greifswald und Pastor Klein aus Lichtenrade bei Berlin. Zwei andere Geistliche, darunter das frühere Mitglied Pastor Möller aus Hamburg, hatten sich ebenfalls angemeldet, wurden aber durch eine überraschend angeordnete Quarantäne leider von uns verschlagen.

Zum erstenmal haben wir Meldung zu tun vom Ableben eines früheren Mitgliedes, des Diakonissenhauspfarrers O. Siegesmund in Posen, den Gott am 31. August 1912 heimrief. Die von ihm aufrechterhaltene treue Beziehung zum Institut bleibt ihm unvergessen. Sein Andenken in Ehre!

4. Die Vorlesungen und Vorträge.

In den letzten Jahren hat sich insofern eine Wandelung des Betriebes im Institut vollzogen, als die Tagesausflüge in ihrer Ausdehnung vermehrt wurden, sodaß sie dieses Jahr statt 7 Tage 15 Tage in Anspruch nahmen. Das bedeutete eine entsprechende Einschränkung der Vorlesungen, hat sich aber auch darin ausgedrückt, daß der Rückblick auf Zweck und Ertrag der Ausflüge zu einem besonderen Vorlesungsthema geworden ist. Da die archäologischen Spaziergänge in und bei Jerusalem gleichzeitig fortgesetzt wurden, darf wohl gesagt werden,

daß das Institut zu eigener Anschauung des Landes in steigendem Maße Gelegenheit geboten hat. Dabei hat sich unsere Vorlesungstätigkeit dadurch erweitert, daß sich während der Zeltreise der Rückblick auf das „Tagewerk" nach der Abendmahlzeit im Zelt zu einer stehenden Einrichtung gestaltete. Die Unruhe des Reitens und Wanderns läßt es unterwegs zu zusammenhängenden Auseinandersetzungen nicht kommen. Auch muß aus den Beobachtungen des Tages eine abschließende Meinung erst erwachsen, die also nicht im voraus verkündet werden kann. Auf diese Weise ist die Lehrtätigkeit im Institut in noch engere Beziehung als anfänglich zum Schauen unseres Landes getreten, wie ich hoffe, zum Gewinn für unsere Mitglieder.

Der Lehrkurs hatte folgendes Programm:

Die Altertümer Jerusalems, Montag und Donnerstag 9—12 Uhr vormittags, ambulando, Prof. Dalman.

Die Gebiete der Stämme Israels, Montag und Donnerstag 5—6 Uhr abends, Prof. Alt.

Landeskunde Palästinas, Donnerstag 6—7 Uhr abends, Professor Dalman.

Erläuterung des letzten Ausfluges, Montag 6—7 Uhr abends, Prof. Dalman.

Palästinische Bemerkungen zu Geschichten und Gleichnissen der Bibel, Dienstag und Freitag 5—6 Uhr abends, Professor Dalman.

Arabische Lektüre (Contes de Damas), Prof. Dalman.

Privaten Unterricht im Arabischen nahmen die Mitglieder wie in früheren Jahren bei den Lehrern Eljās Ḥaddād und Dschirjus Jūsef.

Öffentliche Vorträge wurden über folgende Themata gehalten:

am 24. Februar: Pharao Thutmosis in Palästina, Prof. Alt;

am 3. März: Wo war das Paradies? Pfarrer Dr. Jeremias;

am 10. März: Die Stellung des Islam zu den Andersgläubigen, Oberlehrer Pfarrer Dr. Strothmann;

am 24. März: Golgotha, Prof. Dalman.

Den zahlreichen Teilnehmern der „Ersten evangelischen Sonderfahrt nach Palästina" wurde auf ihren Wunsch im Saale des Grand New-Hotel am 24. April von Prof. Dalman ein Vortrag gehalten über „Tempelplatz und Grabeskirche in Jerusalem."

5. Die Arbeiten des Instituts.

Von eingegangenen Arbeiten der Institutsmitglieder sind zu nennen:

Graf, Die Perlmutterindustrie in Bethlehem.

Sprenger, Jesu Säe- und Erntegleichnisse aus den palästinischen Ackerbauverhältnissen beleuchtet.

Im Druck erschienen:

Eberhard, Artikel „Türkei", Ergänzungsband der Realenzyklopädie für prot. Theol. u. Kirche, 3. Aufl., Sp. 589—612.

Gustavs, Ein Ausschnitt aus der Kultur und Religion Palästinas in ältester Zeit: Napflöcher und Höhlen, Allgem. ev. luth. Kirchenzeitung 1913, S. 338—43, 362—66.

— Ausgrabungen in Palästina, Theol. Literaturbericht 1913, S. 5ff.

Alt, Israels Gaue unter Salomo, Alttestamentliche Studien, Rudolf Kittel dargebracht (1913), S. 1—17.

R. Hartmann, Zu Genesis 38, Zeitschr. für Neutest. Wissenschaft 1913, S. 76f.

— Gegen moderne Legendenbildung, MuN dDPV 1912, S. 57—60.

Thomsen, Verzeichnis der arabischen Zeitungen und Zeitschriften Palästinas, ZDPV 1912, S. 211—215.

— Zur Lage von Archelaïs, MuN 1912, S. 71—73.

— Unbekannte griechische Handschriften der Patriarchatsbibliothek zu Jerusalem, Byz. Zeitschrift XXII, S. 72f.

J. de Groot, Palestijnsche Masseben (opgerichte Steenen), Groningen, J. B. Wolters 1913.

S. Linder, Nagra anteckningar från samaritanernas påskhögtid på Garizim år 1912, Bibelforskaren 1913, S. 161—193.

Dalman, Die Mehlarten im Alten Testament, Alttest. Studien, Rudolf Kittel dargebracht, S. 61—69.

— Zu Brünnow's Karte der Provincia Arabia Blatt III, ZDPV 1912, S. 200—210.

— Jahresbericht des Schwedischen Konsulats für 1911, Svensk Export 1912, S. 786—788.

— Smörhandelen i Palaestina, Meddelelser fra Udenrigsministeriet, Kopenhagen 1912, S. 19f.

— Karte von Palästina, bearbeitet von Dr. Hans Fischer und Prof. Dr. H. Guthe. Neue Ausgabe unter Mitwirkung von Prof. Dr. G. Dalman. Geogr. Anstalt von Wagner & Debes, Leipzig. 1 zu 700000.

— Exkursionskarte von Jerusalem und Mittel-Judäa, bearbeitet von Ingen. Prof. F. Becker in Zürich und Prof. Dr. G. Dalman in Jerusalem, herausgeg. von Dr. E. Pestalozzi-Pfyffer von Zürich.

Meine Mitarbeit an der ersten Karte liegt auf dem Gebiet des Wegenetzes, der Ortsnamen, der Flußläufe und der Grenzen des seßhaften Wohnens. Auch am Plan von Jerusalem wurden Änderungen vorgenommen auf Grund einer von mir vollzogenen Revision der Schick'schen Karte der näheren Umgebung von Jerusalem. Bei der zweiten Karte bin ich verantwortlich für sämtliche Ortsnamen und Wege, sowie für einige Berichtigungen des Reliefs der Landschaft. Sie bedeutet im übrigen einen erstmaligen Versuch, palästinische Landschaft nach wissenschaftlicher Methode und zugleich für das Auge anschaulich zu zeichnen.

Auf den Wunsch der Firma Karl Baedeker in Leipzig habe ich ihr Reisehandbuch Palästina einer umfassenden Revision unterzogen. Sehr zahlreiche sprachliche, geographische, naturwissenschaftliche und archäologische Irrtümer bedurften der Zurechtstellung, welche stellenweise zu einer Umarbeitung werden mußte. Die nächste Auflage dieser gangbarsten Geographie Palästinas wird hoffentlich für wissenschaftliche und praktische Zwecke ein um so viel zuverlässigerer Ratgeber werden.

Viel Zeit erforderten die Vorarbeiten für einen genauen Plan wichtiger Teile der Grabeskirche. Dabei haben im Sommer Herr Cand. Linder aus Schweden, im Herbst Herr Professor Alt den Vorsteher hingebend unterstützt.

6. Die Bibliothek und die Sammlungen.

Unsere Bibliothek ist um 58 Bände gewachsen.

Dank schulden wir der American School of Oriental Research in Jerusalem für die Kataloge ihrer Bibliothek, Herrn Pfarrer Dr. Jeremias für seine Schrift „Moses und Hammurabi", Aufl. 2, Herrn Oberlehrer Dr. Strothmann für „Das Staatsrecht der Zaiditen" und „Kultus der Zaiditen", Herrn Pastor Gustavs für Voigts „Excursionsbuch zum Studium der Vogelstimmen", Aufl. 6.

Unser vorjähriger Genosse, Herr Dr. Aage Schmidt aus Kopenhagen, hat zum Zeichen des Dankes für die ihm gewährte Teilnahme am Lehrkurse der Bibliothek 75 Fr. gespendet, was schon im Vorjahre verrechnet, aber im Berichte nicht erwähnt war. Ein früheres Mitglied, Herr Lic. Knieschke, jetzt Oberpfarrer in Peitz, hat durch einen Beitrag von 20 Mk. seine Teilnahme für das Wachstum unserer Sammlungen bewiesen. Beiden sei herzlicher Dank gesagt.

Die ethnologische Sammlung erhielt einen bisher darin nicht vertretenen Typ des Pfluges und der Wurfgabel, sowie einen Spieß

zum Fischstechen, die Steinsammlung Proben von Eisenerz aus dem von uns besuchten Bergwerk bei rādschib im Ostjordanlande.

Durch Überwachung und Anleitung bei der Anfertigung von Kalksteinmodellen gewerblicher und archäologischer Gegenstände haben wir, wie schon öfter, den archäologischen Sammlungen von Universitäten Dienste leisten können. Auch mag erwähnt werden, daß eine Anzahl derselben in der historischen Abteilung der Hygiene-Ausstellung in Dresden von 1911 von anderer Seite vorgeführt worden ist. Es ist selbstverständlich, daß ich aus dem Vertriebe dieser für mich recht zeitraubenden Spezialität, welche einen Steinarbeiter ernähren hilft, keinerlei Vorteile ziehe.

7. Die Ausflüge.

Die vermehrte Ausdehnung unserer kürzeren Ausflüge war schon unter Nr. 4 erwähnt. Durch die Wahl ungewöhnlicher Wege und volle Ausnützung der Reittage ist die Anstrengung dieser Ritte mit Tagesleistungen bis zu elf Stunden erheblich gewachsen. Dafür kann aber auch Judäa in viel größerem Umfang als früher durchstreift werden. Möchte auch die Reitfähigkeit unserer Mitglieder stets so befriedigend sein, wie es diesmal im ganzen der Fall war! Nicht nur die Freude am Schauen des Landes, sondern auch der Ertrag davon leidet, wenn der Reiter stets mit Unsicherheit und Übermüdung zu kämpfen hat. Unsere Ausflüge sollen für die Leistungen der Zeltreise stählen, aber sie setzen voraus, daß man zu reiten versteht.

Sogleich am 1. Februar eröffneten wir die Tätigkeit des Instituts durch einen Ritt zu den romantisch gelegenen Quellen ʿēn fāra und el-fauwār mit Benützung eines Teiles des Weges von dscheba' nach Jericho, den ich für Abners Fluchtweg vorgeschlagen habe (PJB 1912, S. 14f.). Der Weg[1] führt an der Nordseite des Hügels el-ekrēn vorüber, hat später an seiner nördlichen Seite den tell el-mṛāmis und schließlich südlich den niedrigen tell el-milḥ. In diesen drei Kuppen erhebt sich die Wasserscheide zwischen wādi el-ṛazāl (wādi fāra) und wādi el-ḳalābis (eṣ-ṣwēnīṭ). Der erste Hügel erscheint als der natürlichste Sammelpunkt einer fliehenden Truppe. — Daß Jerusalem von keiner der beiden Quellen mit hinreichendem Wasser versehen werden kann, schien leider unverkennbar. Die fāra-Quelle ist zu schwach, el-

[1] Dieser Weg hat nichts zu tun mit dem „alten Wege" von dscheba' nach Jericho, den Schick ZDPV 1880, Tafel I, verzeichnet, der aber dort gar nicht existiert und offenbar von ihm nicht begangen wurde.

fauwār unzuverlässig, was die Sage dadurch erklärt, daß sich ein schwarzer und ein weißer Dämon um die Bewachung streiten.

Am 8. Februar sahen wir zuerst chirbet eṣ-ṣiar (oder el-eṣjar, wie man eigentlich sagt), wo eine regelrechte Stufenzisterne neuerdings für das dreifache Grab der Hirten von der Geburtsnacht Jesu ausgegeben worden ist[1], dann das Hirtenfeld der Tradition und die Geburtskirche in Bethlehem. An den Teichen Salomos vorüber, von denen der oberste vielleicht erst aus arabischer Zeit stammt, gelangten wir nach der Höhe des Bergheiligtums des nebi dāniān (987 m)[2], dem höchsten Gipfel südlich von Jerusalem mit einer die Aussicht des vielbesuchten nebi samwēl übertreffenden Rundschau vom Mittelmeer bis zum Toten Meer, von bēt ummar im Süden bis vielleicht zum Ebal im Norden. Nirgends sonst gewinnt man einen solchen Einblick wie hier in den westlichen Abfall des judäischen Gebirges bis zum Meere. Aber auch anderes ist zu beobachten. Die Römerstraße, die Schicks Karte beim rās esch-scherafe plötzlich aufhören läßt, kann nicht, wie die englische Karte angibt, auf der Linie des jetzigen großen Verkehrsweges am westlichen Abhang entlang gelaufen sein. Die Reste einer Gruppe von drei oder vier Meilensteinen nahe dem Gipfel nach Osten zu beweisen, daß sie sich auf der Höhe befand, wo jetzt keine Straße mehr zu sehen ist. Aber es ist auch schwer glaublich, daß man jemals sollte von Jerusalem nach Hebron, wie die englische Karte angibt, über bēdschala und el-chaḍr gezogen sein, wenn es doch sehr leicht möglich war, die gewöhnliche alte Hebronstraße oberhalb der Salomonsteiche in westlicher Richtung, wo auch Spuren erkennbar sind, fortzusetzen und in bequemer allmählicher Steigung zu jener Höhe hinaufzukommen, wie wir es taten. Oben bog dann die Straße nach Süden um und lief am Südfuße der Höhe in die Linie ein, welche dann bei einer zweiten Gruppe von Meilensteinen in der Nähe von bēt skāria (nicht bēt zakāriā, so Schick) vorübergeht. Auf diese Weise wurde der Weg durch das wādi el-bijār, dem die gewöhnliche Straße von den Teichen ab folgte, durch einen Bergweg, wie die alten Militärstraßen es liebten, ersetzt. Dieser Bergweg ist von Bedeutung für das Verständnis der

---

[1] Meistermann, Nouveau Guide de Terre Sainte, S. 233; Les Professeurs de N. D. de France, La Palestine², S. 264.

[2] Die auf den Karten übliche Bezeichnung esch-scherife (besser esch-scherafe) bezeichnet die Stelle nur als Aussichtspunkt. Wenn man scherafet en-nebi dāniān sagt, wird allein verstanden, welcher Aussichtspunkt gemeint ist.

Schlacht bei Beth Zacharia, 1. Makk. 6,32ff.

Judas hatte sich auf dem Höhenrücken östlich von bēt skāria festgesetzt, um von dort aus sowohl Berg- als Talstraße zu überwachen und auf diese Weise den südlichen Zugang nach Jerusalem zu schließen. Die durch Verwendung von Kriegselefanten bemerkenswerte Schlacht dürfte in der Gegend von bēt scha'ār stattgefunden haben, nachdem die Syrer den Kessel von 'arrub überschritten hatten und sich anschickten, auf beiden Straßen nordwärts vorzudringen.

Unser weiterer Weg über el-chadr belehrte abschließend darüber, daß die Wasserscheide zwischen Mittelmeer und Totem Meer hier nicht, wie die Karten angeben, der jetzigen Fahrstraße entlang nach nebi dāniān hinaufläuft, sondern nordwärts ausbiegt. Die bei Schick besonders scharf ausgeprägte Verbindung des wādi edhēsche, welches dem Mittelmeergebiet angehört, mit der Umgebung von el-chadr ist nicht vorhanden, und el-chadr selbst liegt in einem flachen Kessel zwischen beiden Gebieten.

Das Georgsheiligtum von el-chadr zeigte uns, welche sonderbare Verschwisterung moderne Erfindungen mit uralten magischen Vorstellungen eingehen können. Um den Irren, welche hier früher im Vorraum der Kirche angekettet waren, auch in dem für sie gebauten Hospital die heilende Kraft des Heiligen zuzuführen, läuft eine Kette vom Bild des Heiligen durch die Kirchenmauer und ist dann durch eine Telegraphenleitung mit Isoliervorrichtung mit dem Krankenhaus verbunden.

Schon am 10. Februar waren wir wieder unterwegs, um in rāmallah eine ländliche Hochzeit zu erleben. Wir benützten einige freie Stunden vormittags zum Besuch der Kirchenruine von et-ṭīre, wo eine unterirdische Ölkelter zeigt, wie die jetzige sogenannte Agoniegrotte von Gethsemane benützt gewesen sein mag, als sie der Umgebung den Namen „Ölkelter" gab. Nebenbei ließ sich beobachten, daß die aus Palästina verschwundene einfache Schraubenpresse, wie sie in Nordafrika die Araber haben, ehemals hier heimisch gewesen sein muß, ehe man die jetzt übliche Anwendung der Schraube zum Heben des Preßgewichtes einführte. Die Familie unserer Reisediener Chalil und Musa — auch der erstere vollzog dies Jahr wieder diese Funktion — hatte uns ein echt arabisches Mittagsmahl bereitet, bei dem Schaffleisch und Reis ohne Gabel, Messer und Löffel zu bewältigen waren. Die Hochzeit zeigte dann Altes und Neues in sonderbarer Vermischung. In einer englischen Missionskapelle fand die Trauung statt, aber die Braut ritt dorthin in der üblichen Vermummung, und die Frauen tanzten während

des Aktes vor der Kirche ihren Klatschreigen. Wir durften auch das mit Blattgold bedeckte Gesicht der Braut vor dem Eintritt des Bräutigams bewundern. Die Männer bewiesen ihren kulturlichen Fortschritt durch Unterlassung von Gesang, Reigen und Freudenschüssen.

Am 15. Februar war die wiedererbaute Kreuzfahrerkirche des Samuelsgrabes das erste Ziel. Die jetzt besser als früher mögliche Untersuchung der Wände des Schiffes überzeugte davon, daß der nördliche Nebenraum nicht mit ihm derartig verbunden war, daß er als Seitenschiff gelten dürfte[1]. Am nordwestlichen Fuß des Berges schien ein großer Bau von 26,10 zu 11,65 m in Verbindung mit anderen Gebäuderesten einem Kloster oder Gutshof angehört zu haben. Zwei Ölpressen im Felsen und eine wohl als Zisterne benützte ansehnliche Felsgrotte, sowie zwei Felsengräber mit Grabtrögen sind wohl auch zur Anlage zu rechnen.

In el-ikbēbe gibt die von den Franziskanern neuaufgebaute Kreuzfahrerkirche stets zu denken. Sie dürfte als Emmauskirche gemeint gewesen sein, obwohl aus den Nachrichten jener Zeit kein Beweis dafür zu führen ist und die Kreuzfahrer bei ihrem ersten Heraufzuge nach Jerusalem Emmaus jedenfalls nicht hier zu sehen glaubten (s. u.). Auf festem historischen Grunde standen wir dagegen in kefire, dem Kephira des Gibeoniterbundes (Jos. 9,17), das von seiner hohen Warte auf die Ebene von Ajalon hinabschaut. Ein kleiner Hain von Kermeseichen und rotstämmigen Erdbeerbäumen zeugt hier von alter Bewaldung der Gegend, von deren Aufforstungsfähigkeit Pater Müller in el-ikbebe einen wertvollen Beweis geliefert hat.

Am 21/22. Februar wandten wir uns nordwärts, warfen einen Blick auf den berühmten Paßweg von 1. Sam. 13 und Jes. 10,29 und vertieften uns in die mit Rollsteinen versehenen Felsengräber von muchmās-Michmas. Der weitere Weg nach rammūn-Rimmon überzeugte davon, daß es nicht angeht, mit Duhm und Guthe Rimmon zum Ausgangspunkt des Assyrerzuges von Jes. 10,28 ff. zu machen. Das Tal zwischen Rimmon und Ajath wäre ein viel schlimmeres Hindernis gewesen als das wādi eṣ-ṣwēnīṭ zwischen Michmas und Geba, wo der Troß zurückbleibt. Von Bethel muß der Feind kommen, der zuerst über Ai herfällt. Auf unserem sehr viel bequemeren direkten Wege von muchmās nach rammun gewannen wir Einblick in die durch einen besonderen Ritt des Vorstehers am 17. Mai bestätigte Tatsache, daß die englische Karte und Schick Nebenzweige des wādi eṣ-ṣwēnīṭ

[1] Anders PJB 1912, S. 11.

irrigerweise mit dem wādi mākūḳ verbinden und dadurch dem Wege von muchmās nach dem rās eṭ-ṭawīl den Charakter einer Wasserscheidenstraße geben, den er nicht hat. Jener Weg wie derjenige, auf dem wir selbst ritten, gehörte zu den Straßen, welche die Streifzüge der Philister nach 1. Sam. 13,18[1] einstmals von Michmas aus einschlugen. Nach eṭ-ṭaijibe-Ophra wäre der von Budde vorgeschlagene Weg über dēr diwān ein besonders beschwerlicher Umweg gewesen. Ganz allmählich senkte sich unser Weg in den Oberlauf des wādi mākūḳ, hier wādi el-maṭiāḥ genannt, stieg aber dann mit Zuhilfenahme der in starker Verbiegung sich senkenden Gesteinschichten ziemlich steil nach rammūn hinauf.

Sela ha-Rimmon.

Das Dorf rammūn verdient auf seiner Höhe von nāri-Gestein den Namen „Granatapfelfels". Eine große Höhle mit jetzt eingefallener Decke südlich vom Dorf, schḳāf ḍāher, in der Nähe des schēch dschildschāl, den man am Abhang in einem alten Felsengrab verehrt, könnte man sich neben anderen Höhlen als Aufenthaltsort der 600 Benjaminiten von Ri. 20,47 denken. Aber der biblische Text nötigt nicht, einen Aufenthalt auf, oder in einem Felsen anzunehmen. Die Ortschaft selbst könnte den Namen „Granatapfelfels" geführt haben. Die Kommentatoren Budde und Nowack erwähnen nicht, daß der Ausdruck „in die Wüste nach Sela ha-Rimmon" Ri. 20,45 .47 mit der Lage von rammūn nicht vereinbar ist. Es liegt nicht, wie Kittel annimmt, „in der östlich hinter Gibea und Bethel sich hinziehenden Steppe", sondern auf der Höhe des Landes in altbesiedelter Gegend. Daß die Benjaminiten im allgemeinen wüstenwärts, also nach Osten fliehen, ist aber sehr verständlich. Man muß V. 45 „nach Sela ha-Rimmon", V. 47 „wüstenwärts" streichen, um den Text mit dem geographischen Befunde in Einklang zu bringen, oder — den „Granatapfelfelsen" ganz von der Ortschaft rammūn lösen.

In eṭ-ṭaijibe-Ephraim-Ophra, dem Fluchtorte Jesu „nahe der Wüste" von Joh. 11,54, bettete man uns ein arabisches Matratzenlager im Hause unsers alten Freundes, des Lehrers Farah Tābri. Der zweite Tagemarsch führte zunächst über den Bergkamm, welcher den nördlichen Horizont Jerusalems bildet, in ephraimitischem Lande nach kufr mālik, das in der Mitte eines schönen Bergpanoramas oberhalb eines zur Jordanebene steil abfallenden Tales liegt. Ein Symptom, wenngleich ein ungewöhnliches, unsrer unruhigen Zeit war

[1] Vgl. unten S. 27.

es, daß ein Bauernbursche auf meine Frage nach dem unten im Tal gelegenen sāmie sein Gewehr auf mich anlegte und, als ich auf ihn losritt, einen prächtigen neuen Revolver aus dem Gürtel zog. Er erklärte mir, daß ich lebend sāmie nicht sehen werde. Ich verwies ihm sein törichtes Gebaren, ritt noch ein Stück bergab und zog mich dann zu unserem Gros, von dem ich mich zu einer Erkundung entfernt hatte, zurück. Man dachte jedenfalls, daß unser Ritt eine Besitzergreifung bedeute. Anderwärts wurde ich von einem Bauern gefragt, ob wir das Land schon verteilt hätten. Ich bejahte das mit der Hinzufügung: „die Hälfte für dich, die Hälfte für mich!“

Indem wir uns nach Westen wandten, ritten wir die jetzt mit Weingärten bedeckten Höhen der Bergkette entlang, deren westlichste Kuppe durch die Eichenhaine von el-ʿaṣūr ausgezeichnet ist. Bei der Mittagsrast im Eichenschatten gedachten wir des unheimlichen Schafschurfestes von

Baal Hazor,

bei welchem Absalom seinen Bruder Amnon ermorden ließ (2. Sam. 13,23 ff.). Keine Ortschaft scheint hier oben gelegen zu haben, so daß auch aus diesem Grunde das benjaminitische Hazor von Neh. 11,33 hier nicht gefunden werden kann (gegen Buhl und Budde). Die nächsten Ortslagen selwād, el-mezraʿa und eṭ-ṭaijibe liegen zu weit ab, als daß der Berg nach einer von ihnen heißen könnte; el-mezraʿa ist übrigens jetzt Besitzerin. Daß Absalom hier Grundbesitzer gewesen sei (Budde, Kittel u. a.), folgt aus der Schafschur an diesem Orte nicht, sondern nur, daß es in dieser Gegend Weideland gab und also die Hügel hierherum damals nicht Weingärten waren. Absichtlich wird Absalom für sein Fest das entlegene Bergheiligtum gewählt haben, wo Amnon unter des Bruders Knechten rettungslos verloren war. Am Schluß der Schafschur Anfang des Sommers ist es auch heute vielfach Sitte, ein Schlachtfest zu veranstalten, das hauptsächlich als Benefizium für die Scherer betrachtet wird, aber wohl ursprünglich einen religiösen Grund hatte. Diese Schurschlachtung ist offenbar eine uralte Sitte (s. auch 1. M. 38,13, 1. Sam. 25,11). — Für die Flucht Absaloms zu seinem Großvater in Gesur (2. Sam. 23,37) bot einen bequemen Weg das wādi ʿēn mālih auf der Nordseite der Bergkette, durch welches man an kufr mālih und sāmie vorbei am raschesten in die Jordanebene hinabgelangen konnte, um etwa bei ed-dāmie über den Jordan zu setzen.

Wir unsererseits zogen wie die übrigen Söhne Davids den direkten Weg nach Jerusalem über Bethel und el-bīre, das wohl der Deborapalme von Ri. 4,5, vielleicht auch der Taboreiche von 1. Sam. 10,3,

entspricht. Zur Zeit Davids muß es in Jerusalem üblich gewesen sein, die Nordstraße des Landes nicht Sichem-Straße, sondern Horonajim-Straße zu nennen (2. S. 13, 34 LXX), vielleicht weil der Verkehr nach der Küstenebene über Beth Horon damals für Jerusalem wichtiger war als der Verkehr nach dem ephraimitischen Lande. Der „Abstieg", den der Turmwächter der Davidsburg beobachtete, muß die obere südliche Abdachung des Skopus gewesen sein. Von seinem Gipfel sieht man jetzt den Felsendom in seiner vollen Höhe. Ein Turm an der Stelle, wo man das Nordende der Davidsstadt vermuten darf, hätte 45 m hoch sein müssen, um mit seiner Spitze an das Gesichtsfeld des Skopus heranzureichen. Man muß also entweder annehmen, daß damals das Südende des Osthügels sehr viel höher war als jetzt, wie Josephus berichtet (B. J. V 4,1), oder an einen weiter nach Norden auf höheres Terrain vorgeschobenen Beobachtungsposten denken.

Am 1. März sollte das Gelände westlich von Jerusalem in Augenschein genommen werden. An dem ersten der beiden tiefen Täler, welche hier den Weg in der Westrichtung sperren, besuchten wir 'en kārim, die traditionelle Stätte der Geburt des Täufers, und 'en el-ḥabis, seine Zufluchtsstätte während des Kindermords von Bethlehem, auf der Höhe zwischen beiden die Feste ṣōba, im zweiten Tale den schattigen Eichenhain des schēch 'abdallāh bei der Kreuzfahrerruine und Quelle eḳbala, der die modernen Jerusalemer irrigerweise den Namen 'ēn ed-dilb verliehen haben. Um dieselbe Gegend auch in der Querrichtung kennen zu lernen, zogen wir auf dem Rücken zwischen beiden Tälern westwärts bis in die Gegend von kesla-Kesalon (Jos. 15,10), und dann wieder von 'aḳḳūr östlich nach 'ēn kārim zurück. Der Glanzpunkt des Tages war außer schēch 'abdallāh (s. o.) die hochgelegene alte Straße an der Wasserscheide der beiden Täler, schließlich mit weitem Blicke nach der Küstenebene bei Waldresten, welche dem „Waldgebirge" an der westlichen Grenze Judas von Jos. 15,9 notwendig angehören. Diese Straße, welche bei eschwa' aus dem Gebirge hinabsteigt und als deren Ausgangspunkt man biddu betrachten kann, ist eine der wichtigen Verkehrslinien zwischen Bergland und Küstenland, und muß deshalb bei den Kämpfen zwischen Philistern und Israeliten in Rechnung gezogen werden. Sie läuft nahe der judäischen Westgrenze, welche die Gemarkungen von Kirjat Jearim (el-ḳerje) und Sores (saris) und darum das Gebirge Seïr, die ehemals bewaldeten Höhen zwischen beiden, einschloß, dann aber auf dem Grunde des wādi el-ṛrāb nach Beth Schemesch hinab-

lief, um das Gebiet von Kesalon (kesla) zu umziehen aber das Gebiet von Eschtaol (eschwa') als danitisch freizulassen (Jos. 15,10; 19,41, anders 15,33).

Ein dreitägiger Ausflug führte am 5. bis 7. März ostwärts, zunächst über den Gipfel des Ölberges auf einem Pfade, der, ohne Bethanien zu berühren, die geradeste Verbindung von Jerusalem mit der Jerichostraße herstellt und darum für den Heraufzug Jesu nach Jerusalem nach Matth. 21,1 wohl am ehesten in Frage kommt. Die jetzige Fahrstraße folgt dann, abgesehen von der großen Serpentine unterhalb Bethaniens, im allgemeinen einem Wege, der sicher stets benützt wurde, auch in seinem westlichen Teile vor der Vereinigung mit der nördlicher laufenden Römerstraße. Der östliche Teil der Straße ist Jos. 15,7 zweifelsohne bezeugt als die Steige von Adummim, ein Name, der in der jetzigen Benennung des Straßenteils östlich unterhalb des chān ḥaṭrūr als ṭal'at ed-damm „Blutsteige" fortlebt[1]. Aber noch andere biblische Örtlichkeiten, welche in Verbindung mit der Nordgrenze Judas[2] erwähnt werden, hat man in dieser Gegend gesucht.

Debir und Gilgal.

Das Debir von Jos. 15,7 soll in dem Namen ṭurret ed-debr 1 km südlich vom chān ḥaṭrūr erhalten sein (so Holzinger z. St.). Aber dieser Name, der „die Hornißlücke" heißt, meint den Einschnitt in den Hügel westlich gegenüber der Höhe des chān, durch den auch wir auf der Straße in die kesselartige Senke vor dem chān hinabstiegen. Er kommt also für das weiter östlich zu suchende Debir nicht in Frage. Aber nach den LXX ist für debīra wahrscheinlich zu lesen ma'arāba. „Westlich" von der Ebene von Achor steigt die judäische Grenze aufwärts, und ein Debir ist dann gar nicht zu suchen. In demselben Zusammenhang ist auch die Rede von einem Gilgal (so Jos. 15,7) oder von Geliloth (so 18,17) gegenüber der Steige von Adummim. Wenn das erstere einen Steinkreis bedeutete, was nicht feststeht, so könnte man hier Steinkreise im wādi abu-r-retame nennen, die wir entdeckten (s. u.), aber viel wahrscheinlicher ist, daß beide Ausdrücke nur einen „Kreis" oder eine „Gegend" meinen, nämlich das hohe Gelände nördlich von der Blutsteige und südlich von den Tälern wādi

[1] Über andere Teile der Nordgrenze Judas s. S. 36.

[2] Nicht nach der Burg beim chān heißt die Straße „ṭal'at ed-dām" (so Buhl, S. 98), sondern die Burg kann nach der Straße ḳal'at ṭal'at ed-damm genannt werden.

el-ṛazāl. el-fauwār und chirfisch[1]. Auf diese Weise bleiben die Quellen el-fauwār und ʿen fāra im Einklang mit den noch jetzt bestehenden Besitzverhältnissen den benjaminitischen Ortschaften, welche hier die Wüste beherrschten. Hier wie anderwärts will beachtet sein, daß die Stammesgrenzen in erster Linie Siedelungsgrenzen sind, bei welchen die Ortschaften und ihre Gebiete der Ausgangspunkt, die Grenzlinien nur das Abgeleitete sind.

Bei der Mittagsrast auf der Burg oberhalb des chān sahen wir weithin über die Wüste und gedachten dessen, wie die Unsicherheit der sie durchquerenden Straße dem Meister zum Unterrichtsmittel wurde, durch das er die Frage: „Wer ist denn mein Nächster?" treffend und das Gewissen schärfend beantwortete (Luk. 10,30 ff.).

Der Weg auf dem linken Ufer des wādi ḳelt unterhalb des Choziba-Klosters führte in die Gegend am Fuß des Gebirges hinaus, welche PJB 1912, S. 62 für die

Ebene von Achor

vorgeschlagen wurde. Die Bezeichnung sidd tēsūn gilt da nur der engen Schlucht, mit welcher das wādi abu-r-retame den Absturz des Gebirges und den höheren Saum der Ebene durchbricht. Daran schließt sich westlich vom Wege von Jericho nach der Sultansquelle eine flache Senke, welche sich oberhalb Jericho nach dem wādi ḳelt entwässert. Sie bildet wirtschaftlich eine Größe für sich, weil sie als Besitz der Beduinen von ed-dūḳ von dort aus, nicht von der Sultansquelle bewässert wird. Man nennt sie nach einem kleinen Doppelhügel in ihrer Mitte el-merādschim „die Steinhaufen", und es wäre denkbar, daß an diesem „Steinhaufen, der noch heute da ist" (Jos. 7,26), die Erzählung von Achan ursprünglich haftete. Die Grenzangabe von Jos. 15,9 würde dann den Bach von ʿēn ḳelt für Juda in Anspruch nehmen, und für den Stein Bohams des Sohnes Rubens (Jos. 15,6) müßte man die nördliche Bergachsel am Austritt des wādi ḳelt in die Ebene, also den tell el-ʿawēschīre, in Vorschlag bringen. Natürlich ändert sich alles, wenn man die Achorebene in der Gegend von birket mūsa unterhalb chirbet ḳāḳūn ansetzt. Dann bliebe wādi ḳelt für Benjamin, und der Stein Bohams wäre die auffallende Bergspitze tell el-ʿaḳabe oder sarṭabet el-ʿaḳabe südlich von diesem Tale. Die Grenze liefe dann auf der südlichen Wasserscheide des wādi ḳelt hin und würde über ʿaraḳ ibrāhīm und ʿarḳūb eṣ-ṣafā Jerusalem zu-

[1] D. h. der Unterlauf des wādi fāra und der Oberlauf des wādi ḳelt nach der Einmündung des wādi fāra.

lenken. Die Rücksicht auf das natürliche Gebiet des alten Jericho, das als benjaminitisch galt, dürfte diesen Vorschlag als den besseren empfehlen.

Im ältesten Jericho beschäftigten uns besonders die bei den Ausgrabungen gefundenen beiden

prähistorischen Steinplatten mit Napflöchern[1],

welche wegen ihres nachweislich hohen Alters besondere Aufmerksamkeit und genaue Beschreibung verdienen. Die eine Platte, 1,27 zu 0,84 m messend bei 12 cm Dicke, trägt auf ihrer sichtbaren Oberfläche 53 kleine runde Vertiefungen von meist $2^1/_2$—3 cm Durchmesser und $^1/_2$ cm Tiefe. Einmal liegen zwei Löcher von $5^1/_2$ und 6 cm Durchmesser und 1 bzw. $2^1/_2$ cm Tiefe nahe zusammen und sind durch eine Rinne verbunden. Sonst sind etwa sechs wenig ausgeprägte Rinnen vorhanden, welche von oben in die Oberfläche der auf der breiten Kante ruhenden Platte hineinlaufen, ohne aber die Grübchen irgendwie zu Systemen zu verbinden, oder als ihre Ableiter gemeint sein zu können. Ein praktischer Zweck scheint für die Grübchen und die Rinnen ausgeschlossen. Die letzteren könnten wohl durch ein stumpfes Instrument hergestellt worden sein. Die ersteren erscheinen als ein Naturspiel. Die andere Platte von 1,71 zu 0,65—0,68 m bei 9—12 cm Dicke hat nur zwei, aber größere Schalen. Die eine hat 12 cm Durchmesser bei 4 cm Tiefe, die andere 11 cm Durchmesser bei $3^1/_2$ cm Tiefe. Durch ein Rinnchen ohne Gefälle von 6 cm Länge, $3^1/_2$ cm Breite und 1 cm Tiefe sind beide verbunden. Dieser Rinne gegenüber ist die erste Schale noch mit einem sich zu ihr senkenden krummen Zuleitungsrinnchen von $14^1/_2$ cm Länge, $3^1/_2$ cm Breite und 30 mm Tiefe versehen. Dieselbe Schale hat einen um etwa $^1/_2$ cm erhöhten Rand, welcher außer bei den beiden Rinnen noch an einer Stelle durchbrochen ist. Einen ebensolchen Rand von $2^1/_2$ cm Breite und $^1/_2$ cm Höhe hat die zweite Schale. Dieser ist durch die Rinne und sonst an drei Stellen durchbrochen. Die erhöhten Ränder wurden ausgespart, als man die Umgebung der Schalen entsprechend abarbeitete. Diese Abarbeitung ist besonders bei der zweiten Schale als ein sich um sie ziehender Kreis von etwa 33 cm Durchmesser mit Senkung nach der Mitte ausgebildet. Hier ist ein praktischer Zweck und die absichtliche Herstellung unverkennbar. Eine Flüssigkeit, welche auf den sich nach innen vertiefenden Kreis gelangte, sollte sich in die zweite Schale sammeln,

[1] S. Sellin-Watzinger, Jericho, S. 18 f., 187 f., mit guter Abbildung Bl. III b, aber ohne genaue Beschreibung.

deren Ränder deshalb durchbrochen sind. War sie voll, so lief der Überfluß in die erste Schale, deren Einrichtung dafür sorgt, daß die etwa in ihre Umgebung geratene Flüssigkeit auch dahin abläuft. Das ist die Einrichtung einer Ölpresse in sehr kleinem Maßstabe. Sellin und Watzinger denken an die Möglichkeit, daß beide Steine, ehe sie an ihre jetzige Stelle kamen, einem Dolmen dienten, und daß ihre Schalen in Parallele ständen zu den durch Rinnen verbundenen Schalen auf der Deckplatte von Dolmen. Aber die Schalen der ersten Platte sind durch Rinnen nicht verbunden und den seltenen Schalensystemen auf Dolmen nicht ähnlich, und von den Schalen der zweiten Platte gilt diese Unähnlichkeit in noch höherem Grade. Denn nirgends ist eine derartige Behandlung von Schalen auf der Deckplatte eines Dolmen nachgewiesen worden. Ich habe hunderte von palästinischen Dolmen gerade daraufhin betrachtet und nichts Verwandtes gefunden. Die geringe Dicke und Gebrechlichkeit der Platten macht sie auch für Dolmen wenig geeignet, auch insofern gibt es bei diesen nichts Entsprechendes. Als andere Möglichkeit wird von Sellin die Herkunft der Platten von einem Steinkreise, wie er in dem nahen Gilgal vorhanden gewesen sei, vorgeschlagen, ohne deutlich zu machen, wie sie da aufgestellt waren. Auch dazu gäbe es unter den zahlreichen Steinkreisen, die ich gesehen und gemessen habe, nichts Verwandtes. Mir scheint nur soviel sicher, daß beide Platten einmal wagerecht lagen, ehe sie hier verbaut wurden, und daß die Grübchen der einen durch atmosphärische Einflüsse entstanden, während die der anderen künstlich hergestellt wurden, wahrscheinlich, um darauf in kleinen Quantitäten Öl zu pressen.

Von Jericho wandten wir uns nach

Gilgal,

d. h. zuerst nach der Tamariskengruppe en-netele (so meist für el-etele), bis zu welcher dies Jahr reichliches Wasser der Sultansquelle zur Feldberieselung geführt wurde, so daß man sich leicht vorstellen konnte, wie der hier befindliche alte Teich ehemals gefüllt worden ist, um im Frühsommer noch weiter ostwärts sein Wasser zu spenden. Der von Jesus besäte ager Domini, den man im 6. Jahrhundert den Pilgern bei Gilgal zeigte[1], konnte auf diese Weise in der Tat zu zwei Ernten im Februar und Juni gebracht werden. Da in jener Zeit die Palmenpflanzung Jerichos weit über diese Gegend hinaus gegangen sein muß, darf man bei den zahlreichen kleinen Hügelchen um el-etele, welche

[1] Antoninus bei Geyer, Itinera, S. 168 f., 202 f.

PJB 1911, S. 30f. beschrieben wurden, an die „fast unzählichen Häuser" der „Menschlein von kananäischem Geschlecht" denken, welche Arkulf hier zerstreut sah[1].

Die früher ausgesprochene Vermutung, daß das älteste Gilgal in der Gegend der Quelle ʿēn el-ṛaraba[2] wohl zu suchen sei, bestätigte sich insofern diesmal, als wir dort 20 Minuten östlich von el-eṭele in der Tat auf einen Hügel aufmerksam wurden, der eine sehr kleine alte Ortslage verbirgt. Unmittelbar am Rande des etwa 4—5 m tiefen wadi ḳelt, 20 m von dem darin 3—4 m breit daherfließenden Bache, der die „Euphratpappelquelle" jetzt verdeckte, erhebt er sich, von Süd nach Nord 30 m breit und von Ost nach West 50 m lang bei nur 1 m Höhe. Ein großer Kalkofen, der sich jetzt darauf befindet, beweist, daß hier kein Mangel an Steinen war. Man hat offenbar die an der Oberfläche liegenden Baureste für die Kalkgewinnung abgeräumt. Im Osten, 20 m vom Hügel entfernt, ist ein 5 m langer Mauerrest zu bemerken, als dessen Fortsetzung ein Wall gelten muß, der sich in einem Bogen nach dem Nordrand des Hügels hinzieht. Ein zweiter flacher Trümmerhaufen von 25 zu 5 m liegt im Nordosten quer über den hier vorübergehenden Fahrweg Jericho-ḳaṣr el-jehūd. Er enthält eine orientierte Hausruine von 6,40 m im Quadrat. Dabei befinden sich alte Beduinengräber. Ihr Name ḳubūr ed-dawāris „Gräber der Alten" ist neben der nach dem Pappelwäldchen im Tal heißenden ʿēn el-ṛarabe die einzige Lokalbezeichnung, die hier haftet. Nach ihnen läßt sich der Hügel als chirbet ed-dawāris bezeichnen. Für seine allgemeine Lage kommt in Betracht, daß er noch auf der vollen Höhe der Jericho-Ebene liegt. Etwa 5 Minuten weiter östlich beginnt die erste der in drei Staffeln verlaufenden Senkungen zum Jordanbett.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß dieser ziemlich genau nördlich von ḳaṣr ḥadschle liegende Hügel der von Zschokke 20 Minuten östlich von el-eṭele entdeckte tell dscheldschūl ist[3], dessen Namen er erfuhr, nachdem er seinem Führer Gilgala in verschiedenen arabischen Formen vorgesprochen hatte[4], und ebenso die Ruine ed-dawāris, die man Clermont-Ganneau, der sie nicht gesehen hat, als die Stätte der

---

[1] Geyer, Itinera, S. 263f.

[2] PJB 1912, S. 60.

[3] In Guthes Bibel-Atlas, Blatt 20I zu weit westlich und nördlich eingetragen

[4] Zschokke, Beiträge zur Topographie der westl. Jordansau (1866), S. 27. Daß der Name, den jetzt nur mit Europäern verkehrende Araber kennen, zu bezweifeln ist, habe ich PJB 1911, S. 31 gezeigt.

ehernen Stadt beschrieb, deren siebenfachen Mauerring der Imam Ali einblies[1]. Dagegen sind es nicht die drei von Sellin[2] in dieser Gegend gesehenen Hügel, welche zur westlichen Gruppe gehören werden.

Man kann sich sehr wohl denken, daß die weite Fläche von ed-dawāris bis el-eṭele ehemals als der erste Lagerplatz des Volkes Israel im gelobten Lande „an der östlichen Grenze von Jericho" (Jos. 4,19) betrachtet wurde. Sie ist bedeckt von den niedrigen Sträuchern einer graublätterigen Meldenart (Atriplex Halimus) und der Nitraria tridentata, welche eßbare rote Beeren hervorbringt. Dazwischen leuchten vereinzelte Gruppen der purpurnen palästinischen Ranunkel hervor. Aber die Gersten- und Weizenfelder der Jerichooase sind nahe und konnten zur Osterzeit dem Wandervolke als begehrenswerte Beute anheimfallen. Ein Steinkreis, den Steuernagel für tell dscheldschūl voraussetzt, ist da nicht vorhanden. Wer wollte mit Sicherheit sagen, welcher der Hügel bei ed-dawāris oder el-eṭele der Hügel der Vorhäute von Jos. 5,3 war, und wo die zwölf Steine aus dem Jordan lagen (Jos. 4,8. 20) und das Heiligtum von Hos. 9,15? Nur soviel ist gewiß, daß die ältesten Entfernungsangaben bei Josephus und Eusebius von Jericho nur bis in die Gegend von el-eṭele reichen. Dort also hat man damals die gewaltigen zwölf Steine gesehen, welche ein Mann nicht heben konnte (Tos. Sot. VIII 6).

Bethabara.

Im Johanneskloster (ḳaṣr el-jehūd), dem jetzt ein Kanal vom unteren wādi ḳelt her im Winter die Zisternen füllt, warnte man uns vor dem Besuch des transjordanischen „Bethabara", von dessen neuerlicher Zugänglichmachung man uns erzählt hatte, weil das Jordanwasser zu hoch stände. Wir ließen uns aber nicht abschrecken, gelangten über eine lange Pfahlbrücke an ein Fährboot, das uns über den Jordan setzte, und wateten dann zu einer zweiten Pfahlbrücke, welche über einen im Sommer trockenliegenden östlichen Nebenarm des Flusses führt. So gelangten wir zu dem Gemäuer am jenseitigen Ufer, das die Griechen für die Ruine einer Bethabara-Kirche halten, worin ihnen Heidet bei Vigouroux s. v. Bethabara beistimmt[3]. Man sieht zwei parallele, von einer Bogenöffnung durchbrochene, gutgebaute Mauern von 5 m Länge und 88 cm Dicke, nur 80—90 cm aus dem Boden ragend. Ihre nach Ost und

[1] Arch. Res. II, S. 24.

[2] MuNdDPV 1898, S. 98. Sellin sagt Jericho, S. 187, daß die von Tschokke gefundene Stätte seitdem mehrfach beschrieben worden sei, wovon mir aber nichts bekannt ist.

[3] Vgl. jetzt auch Abel, Rev. Bibl. 1913, S. 240.

West gerichteten Außenseiten sind 4,91 m voneinander entfernt. Auf der Südseite findet sich eine wohl später eingesetzte Verbindungswand mit Türöffnung. Die Griechen haben durch Aufsetzung von Giebel und Dach das Ganze zu einem Häuschen gemacht, in dessen Innern jetzt das Wasser stand. Soviel konnte man zur Zeit sehen. Aus einer bei niedrigem Wasserstand vor längerer Zeit von Westen genommenen Photographie[1] erkennt man aber, daß mindestens noch zwei Bogen sich im Süden an die beiden Mauern anschlossen, daß aber auch quergehende Bogen nicht nur diese Mauern verbanden, sondern sich nach Westen zu weiter fortsetzten, während nach Osten zu eine entsprechende Fortsetzung fehlte. Das gibt keine von Wänden eingeschlossene Kirche, sondern einen in allen Richtungen offenen Unterbau, auf welchem vielleicht in größerer Höhe Gewölbe ruhten. Ein derartiges Bauwerk erinnert auffallend an die von Arkulf beschriebene, mit Ziegeln gedeckte viereckige Kirche, welche auf vier steinernen Gewölben und Bogen ruhte, durch welche das Wasser ein- und ausging. Hier sollten während Jesu Taufe seine Kleider verwahrt worden sein[2]. Aber es ist nicht klar, ob diese Kirche wirklich auf dem linken Ufer des Jordans stand. Wäre dies der Fall gewesen, so spräche viel dafür, daß ihre Reste hier gefunden wurden, und daß also in alter Zeit die Taufstätte Jesu nicht wie jetzt unmittelbar bei der Furt, wenn diese nicht ihren Platz geändert hat, sondern in der Gegend eines Bächleins, bei dem man sich den Wohnort des Täufers dachte (s. u.), nahe dem östlichen Jordanufer gezeigt wurde. Es ist auch möglich, daß das transjordanische Bethabara des Origenes hier irgendwo gelegen hat. Er kannte bei Jerusalem nur das Bethania des Lazarus und als Taufort Jesu am Jordan ein Bethabara, weshalb er Joh. 1,28 die Lesart Bethania für einen Irrtum hielt. Sein Bethabara lag aber natürlich nicht bei bēsān, wo es Conder und Guthe suchen, sondern, im Einklang mit der synoptischen und altkirchlichen Ansicht von der Taufstätte, bei Jericho[3]. Im 12. Jahrhundert zeigte man gegenüber dem Johanneskloster bei einem Bächlein die Grotten Johannes des Täufers und Elias[4], und auch wir sahen nach Nordosten zu in dem steilen Absturz der

[1] Abbildung 2.

[2] Geyer, Itinera S. 266, 318, vgl. Theodosius, ebenda S. 145, wonach die Kirche von Kaiser Anastasius (um 500) erbaut war.

[3] Damit ist nicht entschieden, wo der Evangelist den Taufort Bethania suchte. Er scheint an den Jordan nicht gedacht zu haben.

[4] Daniel, Engl. Ausg., S. 29., Phocas, Engl. Ausg., S. 29., Joh. Moschos bei Schulten, Die Mosaikkarte von Madaba, S. 11.

Ebene zum Jordan die Eingänge zu zwei Grotten, die wir nicht untersuchen konnten, und südlich davon einen dem Flusse zurieselnden Wasserlauf.

Wir wanderten, dem munteren Bächlein folgend, hinauf zu seinem Quellorte, dem sichelförmigen breiten wādi el-charrār, das mit fast ebenem Boden in die höherliegende Ebene eingesenkt ist. Sein westlicher Teil wird jetzt vom Gerasimoskloster aus, das hier Besitzer ist, mit Feigen und Oliven bepflanzt. Weiter oben ist es sumpfig, und es endet 3 km vom Jordan mit einer kesselartigen Erweiterung, an deren in zwei Richtungen ausgebuchtetem Rand fünf oder sechs teils süße, teils salzige Quellen entspringen, denen auch der Schwefelgeruch nicht fehlt. Von ihnen stammt der zum Jordan hinabfließende Bach. Eine Gruppe ungewöhnlich alter Euphratpappeln bietet in der Nähe der stärksten Quelle Beduinen öfters einen hübschen Lagerplatz. In jenen Kessel ragt von Süden her ein kleiner, ziemlich steiler Hügel, der mit Trümmern bedeckt ist und mehrfarbiges Mosaik enthält. Er darf gelten als eine alte Ortslage, welche ehedem die Oase beherrschte. In der byzantinischen Zeit wird hier eine Kirche gestanden haben. Der Befund steht in Einklang zur Nachricht des Antoninus, wonach sich zwei Meilen jenseits des Jordans eine Quelle befand, wo Johannes taufte, Elias von Raben gespeist wurde und damals viele Eremiten hausten[1]. Der Pilger von Bordeaux sah hier einen Hügel, der als die Stätte von Eliä Himmelfahrt bezeichnet wurde[2]. Auf der Madabakarte ist die Quelle angegeben und als „Ainon, jetzt Sapsaphas" bezeichnet, wobei ṣafṣāfā wohl die Euphratpappel meint. Die Griechen nennen die Stätte jetzt Mar Eljās. Es mag dahingestellt bleiben, ob der transjordanische Bach Kerith (1. Kön. 17,5) wirklich hierher gehört. Aber es ist sehr wahrscheinlich, daß für die israelitische Tradition Elia und Elisa an derselben Stelle den Jordan wunderbar durchschritten, wo ihre Väter ehemals dasselbe getan hatten. Da die Entrückung des Elia nach 2. Kön. 2,9ff. nicht weit vom Jordan stattfand, mußte die Höhe oberhalb dafür in Anspruch genommen werden. Nicht erst die Christen, sondern schon die Prophetenschulen Israels haben also an diese Gegend das Ende Elias geknüpft.

Nach der Rückkehr zum Johanneskloster ritten wir in südöstlicher Richtung über das wādi ḳelt hinab zur jetzigen Taufstelle und der alten Furt, von der man uns sagte, daß sie seit einigen Jahren auch im Sommer nicht passierbar sei, wie anzunehmen ist, infolge des hohen

[1] Geyer, Itinera, S. 165.
[2] Ebenda, S. 24.

Wasserstandes im Toten Meer, der den Jordan staut. Der übliche Weg zum Toten Meer führt erst den Fluß entlang, dann quer über den flachen Rücken, welcher ihm westlich vorgelagert ist. Die englische Karte läßt diesen ganz unbezeichnet und führt statt dessen hier in nord-südlicher Richtung nach dem Toten Meer zwei Bachbetten, von denen das eine in Wirklichkeit nach dem Jordan, das andere weiter westlich läuft. Auch ist die Benennung ez-zōr „das Dickicht" gerade dahin geraten, wo es an jeder Strauchvegetation fehlt. Clermont-Ganneau[1], dem C. F. Wright[2] und Huntington[3] gefolgt sind, nimmt an, daß das ganze Gelände bis hinauf zur Taufstelle ehemals eine Bucht des Toten Meeres war, die als

„die nördliche Zunge des Salzmeers"

Jos. 18,19 vgl. 15,5 erwähnt sei. Aber die völlig flache sebcha am Südende des Toten Meeres, welche Clermont-Ganneau in Parallele stellt, ist sehr anderer Natur. Hier im Norden liegt kein einfaches Alluvium vor, man müßte sonst eine Erklärung dafür geben, warum der Spiegel des Flusses und Sees sich in historischer Zeit so tief unter diesen Rücken zwischen beiden gesenkt hat. Es wird nichts anderes möglich sein, als in ihm einen Rest des höheren Deluvialbodens zu sehen, welchen die Erosion des ablaufenden Wassers übrig ließ. Daraus folgt dann, daß die sonderbare Ausdehnung sowohl der judäischen als der benjaminitischen Grenze bis zur Mündung des Jordan im Josuabuch als ein Versehen gelten muß, das durch mechanische Wiederholung der gemeinsamen Grenzlinie entstand. Wenn Beth Hogla judäisch war, wie es Jos. 15,6; 18,19 scheint, gehörte Juda das Land vom wādi ḳelt bis zur Jordanmündung. War es benjaminitisch, wie Jos. 18,21 angibt, so konnte das wādi el-lümān (engl. Karte chōr el-ḳaṭaf), das in den Jordan ausläuft, die Grenze bilden. Nur in diesem Fall ist allenfalls denkbar, daß eine sehr schmale Bucht des Toten Meers die Grenze Benjamins erreichte, wenn nämlich die Mündung des Jordan etwa bei der Furt von el-ḥenu war[4]. Aber wahrscheinlicher noch ist das oben vermutete Versehen.

Der direkte Rückweg nach Jericho, welchen südlich vom Gerasimoskloster kein Tal kreuzt (die engl. Karte fehlerhaft), gab Einblick in die

[1] Recueil d'Arch. Or. V, S. 267 ff.

[2] Journ. of. Bibl. Lit. 1911 I, S. 18 ff.

[3] Palestine and its transformation, S. 310 ff.

[4] Die auf den Karten fehlenden Lagunen besonders auf der Westseite der Mündung beweisen, daß hier in der Tat der Seeboden weiter nach Norden reichte.

von den Karten weggelassene breite Senke, welche westlich des Weges von Süden etwa 3 km in die Ebene hineinläuft und die von Westen kommenden Täler auffängt, aber auch in die von Nordosten nach demselben Ziel gelangende, am Hochrande der Ebene entlang laufende Vertiefung, welche den vorher erwähnten Rücken zwischen Jordan und Totem Meer isoliert und das Ablaufwasser der kurzen nach Osten laufenden Schluchten aufnimmt. Erst bei dem rudschm el-mṛēfir kamen wir wieder in eine Gegend, welche durch Berieselung vom wādi ḳelt her der Bebauung fähig ist. Weiter westlich, wo diese Bewässerung auch jetzt noch statt hat, ist das moslemische Mosesgrab der Besitzer. In biblischer Zeit muß die judäische oder benjaminitische Grenzstadt Beth ha-Araba (Jos. 15,6; 18,22) hier gelegen haben. Die Ruinenstätte rudschm el-mṛēfir zwischen den Tälern chōr abu ḍāhi und chōr el-murrār, nicht weit von der Kreuzung des großen alten Weges von Jerusalem nach der ḥadschle-Furt des Jordan und des Weges von Jericho nach dem Toten Meer wäre dafür eine sehr passende Situation.

Der Weg nach Ai.

Nach Jerusalem kehrten wir am dritten Tage zurück, wie schon früher einmal mit Benutzung der Straße, welche die Kinder Israel von Gilgal nach Ai (Jos. 7 u. 8) gezogen sein müssen. Sie ist geschichtlich bedeutsam, weil sie zu allen Zeiten eine wichtige Verbindungslinie zwischen dem Herzen Palästinas und der südlichen Jordanebene, sowie dem Lande Moabs bedeutete, und bedarf um so mehr einer Beschreibung, als die Karten hier teilweise irrige Auskunft geben. Die Straße kreuzt, am Nordufer des wādi ḳelt bleibend, die raḳḳa, den unbewässerten Rand der Jordanebene, und erklimmt nördlich von der Schlucht von schuchch eḍ-ḍaba' die große Verwerfung durch den felsigen Aufstieg 'aḳbet umm ḏēbeḥ, welcher sie in 50 Minuten in fast nördlicher Richtung auf die Höhe führt und zwar an den Oberlauf des sidd tēsūn, hier wādi el-mefdschar genannt. Diesem Tale folgt die Straße weiterhin auf seinem südlichen Abhang hoch über dem Talgrunde. Erst später senkt sie sich auf den Grund des flacher gewordenen Tales (hier wādi abu-r-retame) hinab und schneidet bei mṛāret umm ṣīre, unterhalb deren zwei alte Steinkreise, zwei Biegungen desselben. Bei dem Ackerland ed-dschitte scheidet sich das Tal in zwei Zweige. Die Straße ersteigt die hohe Wasserscheide zwischen beiden, gelangt östlich von dem Berge rās eṭ-ṭawīl an den Rand des südlicheren Zweiges (hier wādi esch-schāmūṭ), geht aber dann hinüber nach dem nördlicheren Zweige (wādi el-chuschne) und bleibt darin bis zu seinem Kopfe challet es-sammāra, wo sie die an das System des wādi māḳūḳ

in seinem südlichsten Zweige, dem wādi el-ḥarīḳ, herantritt. Die englische Karte hat dem nördlichen, von ihr wādi esch-schāmūṭ genannten Zweig des wādi abu-r-retame nur ein Drittel seiner wirklichen Länge gegeben und statt desselben einen Zweig des wādi el-māḳūḳ am rās eṭ-ṭawīl vorübergehen lassen und sogar mit den Köpfen eines Nebentals des wādi eṣ-ṣwēnīṭ verbunden. Der große Weg, von dem die Straße nach muchmās bei ed-dschitte abzweigt, ist am rās eṭ-ṭawīl auf unrichtige Weise nach muchmās fortgeführt und seine wirkliche Fortsetzung nach dēr diwān unterbrochen.

Überschau zu halten, stiegen wir zum rās eṭ-ṭawīl (598,6 m) hinauf, dem höchsten und auch in seiner Erscheinung auffallendsten Gipfel der ganzen Gegend zwischen muchmās und Jericho, der deshalb Anspruch hat, für den „Hügel" zu gelten, „der über dem Hyänental[1] auf die Wüste herabschaut" (1. Sam. 13,8). Eine Streifschar der Philister zog von Michmas hierher, nicht um das weitentfernte Jericho zu plündern (so Buhl, Budde), sondern um die Felder, die hier große zusammenhängende Flächen bilden, abzuernten, und die Herden, denen el-fauwār und esch-schrē'a unterhalb el-fauwār als Tränke dient, zu rauben. Es könnte auch sehr wohl hier eine Ortschaft gelegen haben, die Vorgängerin der jetzigen Ruine wohl aus byzantinischer Zeit, welche den Namen Geba' trug (s. 1. Sam. 13,8 LXX), ein äußerster Vorposten der seßhaften Bevölkerung. Die prächtige weite Aussicht besonders nach Süden würde es rechtfertigen, wenn man im Mittelalter hier den hohen Berg suchte, auf welchem der Versucher Jesu alle Reiche der Welt zeigte, unterschieden von der Stätte des vierzigtägigen Fastens bei Jericho. Burchard (1280) wenigstens scheint an den rās eṭ-ṭawīl zu denken, wenn er den Berg der Versuchung „drei Meilen vom Quarantana-Berge südlich von Bethel und Ai" ansetzt[2]. Die Ruine aus guten Steinen, deren einer ein Kreuz trägt, könnte dieser Tradition gelten.

Wir umgingen nun den Oberlauf des wādi chuschne auf der Westseite und gelangten so wieder auf die Straße Jericho—Bethel zurück. Diese bleibt, nachdem sie aus dem wādi chuschne heraufgestiegen ist (s. o.), auf der Höhe, kreuzt der Weg von muchmās nach

---

[1] Das Hyänental ist nicht das wādi abu-ḍ-ḍbā' trotz des Namens gleicher Bedeutung, sondern das wādi el-ḳalābis, der Unterlauf des wādi eṣ-ṣwēnīṭ, aus welchem der rās eṭ-ṭawīl unmittelbar aufsteigt, nicht das von ihm getrennte wādi ḳelt (so Buhl), das als wasserführend nicht gē genannt sein würde.

[2] Laurent, Peregrinationes Medii Aevi quatuor, S. 58. Andere Angaben bei Marino Sanuto, Fetellus und Johann v. Würzburg.

rammūn (S. 13 f.), zwischen großen Feldflächen, überschreitet den breiten felsigen Rücken umm ekrēn[1], nach dem allenfalls jemand die jenseits derselben am Wege liegende Ortslage kufr nāta benennen konnte, und steigt dann langsam aufwärts zu dem Rücken, nahe dessen höchster Kuppe das große Dorf dēr diwān inmitten ausgedehnter Olivenpflanzungen gelagert ist. Ohne das Dorf zu schneiden, überschreitet der Weg die flache Senke, an welcher weiter unten chirbet ḥaijān liegt, und gelangt über eine felsige Halde hinauf zu dem Südfuße des breiten tell, auf welchem das alte Ai einst diese Straße beherrscht hat. An den tell schließt sich ein breiter felsiger Rücken mit dem Gipfel burdschmus, der im Westen das Gesichtsfeld von et-tell auf kaum ½ km beschränkt. Ihn überschreitet die Straße und schließt sich bei bētīn an die große nordsüdliche Verkehrsader des Landes an.

Der ganze Weg, der noch immer den Verkehr von der Wasserscheide des Landes nach der Jordanebene vermittelt, überwindet einen Höhenunterschied von über 1100 m, und zwar abgesehen von den ersten 300 Metern steilen Aufstieges, wo der Weg künstlicher Nachhilfe bedurfte, in langsamer bequemer Steigung. Er wurde von der Natur dargeboten erst durch die verhältnismäßig flache Einsenkung des wādi aut-r-retame zwischen den tiefen Schluchten des wādi ḳelt und wādi mākūḳ, dann durch die Wasserscheide zwischen äußersten Zweigen derselben Talsysteme. Erst unmittelbar vor bētīn war ein unbedeutender Kopf des wādi ḳelt zu durchschneiden. Der Weg über muchmās wäre ein Umweg und hat in der Durchschreitung des tiefen Oberlaufs des wādi ḥabibe ein bedeutendes Verkehrshindernis, das die englische Karte durch irrige Herleitung dieses Tales von dem Tale unmittelbar östlich von muchmās beseitigt. So erklärt sich, daß die Erzählung vom Zuge nach Ai Jos. 7 u. 8 nichts von Michmas erwähnt. Sie sagt 7,5 von den Leuten von Ai, daß sie die Israeliten verfolgten „von dem Tore ab (l. milliphnē) bis zu ihrem Zerbrochenwerden auf dem Abstieg." Das setzt eine ununterbrochene Verfolgung voraus. Der Kenner des Weges wird bei dem „Abstieg" vorzugsweise an den jenseits dēr diwān beginnenden und mit dem Abstieg in das wādi chuschne sich vollendenden ersten Teil des Weges denken, obwohl der Ausdruck das Weitere nicht ausschließt. Nur das östliche Drittel des Weges geht durch unbebautes Land. Dann beginnen die Felder von dēr diwān, welches sich als Besitzerin des ganzen Geländes bis zum letzten Absturz des Gebirges betrachtet. Im Altertum wird in der-

[1] S. PJB 1912, S. 13 Anm. 1.

selben Weise das Gebiet von Ai unmittelbar an das Gebiet von Jericho gegrenzt haben.

Nach der Mittagsrast bei Ai zogen wir durch die jetzt baumlose „Wüste von Bethawen" (Jos. 18,12)[1], aus deren Wald einst die Bärinnen hervorbrachen, als Elisa von Jericho kommend in Bethel anlangte (2. K. 4,24). In ihr lagerte auch der von Josua bestellte Hinterhalt (Jos. 8,9), der durch das wādi ed-dschāje nördlich von et-tell unvermerkt dahin gelangen konnte, während das Hauptheer entweder auf dem großen Wege direkt gegen et-tell heranzog oder (nach Jos. 8,11—13) von ihm in der Höhe von rammūn abbog (S. 13f., 27) und nördlich von dēr diwān ein hochgelegenes Lager bezog. Ein wahnsinnig erscheinender Versuch, von dort aus, trotz des tiefen Tales zwischen Lager und Stadt, gegen Ai anzurücken, lockte die Aioten heraus und gab dem Hinterhalt das Zeichen zum Losbrechen. — Nur kurz konnten wir in burdsch bētīn bei der Erinnerung an Jakobs Traum und Abrahams Altar verweilen. Da das Heiligtum von Bethel „zwischen Bethel und Ai" lag (1. M. 13,3), scheint es, als sei Jakob eben hier von der Hauptstraße des Landes abgebogen, um auf dem eben beschriebenen Wege in das Jordantal zu gelangen. Er kam damals von Beersaba. Auf seinem Wege wandten wir uns heimwärts nach Jerusalem.

12.—15. März. Das südliche Judäa kennen zu lernen, ritten wir zunächst nach chirbet tekūʿ, dem alten

Tekoa,

dessen baumlose Umgebung in schroffem Gegensatz zu der Tatsache stand, daß einst dort Oliven in größter Fülle vorhanden waren (Tos. Schebi. VII 15,b. Pes. 53a) und das beste Öl von Palästina produziert wurde (Men. VIII 3). Indes an zur Olivenzucht geeignetem Gelände fehlt es hier nicht. Schwieriger ist es, sich den Propheten Amos als Sykomorenritzer oder -züchter[2] (Am. 7,16) hier beheimatet zu denken, weil die Sykomore ein Baum der Niederung ist und es doch nicht besonders nahe liegt, daß die Thekoaner am Toten Meer oder in der Küstenebene Grundstücke besaßen, wie Marti annimmt. Immerhin konnte ein von der Heimat gelöster Herdenbesitzer

[1] Bethawen ist hier das Heiligtum von Bethel, von welchem sich felsiges Gelände bis Ai zieht.

[2] Daß die Sykomoren geritzt werden müßten, um süß zu werden (so Marti z. St.) ist unrichtig. Man konnte sie dadurch früher reif machen, was jetzt unerhört ist. Bei Kinzler, Bibl. Naturgeschichte, S. 324, wird die Abbildung der Pistazie als Sykomore ausgegeben (!).

Sykomoren in der Ebene sein eigen nennen und aus dieser Ortschaft am Wüstenrande herstammen.[1]

Für die Lage von teḳū' ist von Bedeutung der Weg, den wir an einem Steinkreise vorüber, nordwärts nahmen durch das wādi se'īr zu dem Dorfe gleichen Namens (bibl. Zior), bei welchem Esau, sīdna el-'īs ibn isḥāḳ, ein Grabheiligtum besitzt, und dann weiter durch den Oberlauf desselben Tales nach dem auf der Wasserscheide des Landes hochgelegenen, ebenfalls aus der Bibel bekannten ḥalḥūl. Wir blieben dann diesseits (östlich) der Fahrstraße und zogen durch die reiche Traubengegend südlich von Hebron, in welcher man mit Recht das Sorektal gesucht hat[2], aus welchem die Kundschafter ihre Rebe mitbrachten (4 M. 13,23f.). Das weite wādi el-buṭme hat an seinem Nordabhang ein altes Rama und unterhalb den ḥaram erräme, den bekannten Temenos aus großen Steinen, der zu Christi Zeit eine gefeierte Abrahams-Terebinthe enthielt, aber deshalb nicht der Ort der Eichen Mamres gewesen sein muß, den man näher bei Hebron suchen möchte. Auf der Südseite des Tales erstiegen wir den nahezu höchsten Gipfel der Gegend (1020 m), der nicht er-räme heißt, wie die englische Karte angibt, sondern chirbet baṭrach[3]. Die Aussicht war beschränkter, als man erwarten konnte, doch ließ sich el-'aṣūr im Norden und die Beersaba-Ebene im Süden wahrnehmen. Durch einen alten Olivenhain stiegen wir schließlich nach Hebron hinab und gelangten an der Wasserleitung von 'ēn el-ḳaschḳale zu seinem ḥaram, in welchem die Gräber der Erzväter zum Mittelpunkt der jetzigen Stadt wurden. Wie ein alter Baum die Abrahamstradition an sich ziehen kann, zeigt die sebta-Eiche, in deren Nähe das russische Hospiz uns für zwei Nächte aufnahm.

Von Hebron unternahmen wir dies Jahr einen Vorstoß nach Süden, zuerst nach der größten Ortschaft dieser Gegend, dem alten jaṭṭa, einer Priesterstadt nach Jos. 21,16. Seine Lage auf einer breiten Höhe ist ansehnlich, würde aber nicht verraten, daß der Besitz der Bauern ostwärts bis zum wādi seijāl reicht und somit die ehemals am Rand der östlichen Abdachung gelegenen Ortschaften ma'īn, kirmil, istabūl und zīf beerbt hat. Als Ortschaft ist es wohl einmal in den Schatten gestellt worden von dem am Fuße der Höhe an einem fruchtbaren Tal liegenden Kephar 'Azīz, jetzt chirbet 'azēz, von

[1] Die Jerusalem nächstgelegene Sykomore befand sich früher in dem warmen wādi fāra.

[2] Vgl. PJB 1912, S. 16.

[3] nicht baṭraḳ, so Guérin und Rosen ZDMG 1858, S. 496.

welchem ein Taufstein an den Brunnen der Ortschaft im Tale an unserm Wege verschleppt wurde. Es berührt seltsam, hier in der Einöde an der Grenze der Kultur dem Wohnort einer der Autoritäten jüdischer Schriftgelehrsamkeit, Ismael ben Elisa[1] (2. Jahrh.), zu begegnen. Sichtbare Spuren jüdischer Kultur fanden wir dann in es-sāmūʿ, dem

Esthemoa,

welches David mit Geschenken aus der den Beraubern von Ziklag abgenommenen Beute bedachte (1. Sam. 31,28). Neben anderen durch Skulpturen verzierten Türen sind hier besonders bemerkenswert drei Türstürze, welche das Bild des siebenarmigen Leuchters zeigen, einmal allein, einmal zwischen einem Kreis und einer Palme, einmal neben einem Pilaster, der eine Kugel trägt, von welcher sich eine Art von Guirlande über den Leuchter hinzieht. Alle Skulpturen verraten eine recht unbeholfene Verwendung der Elemente spätrömischer Kunst, zeigen aber doch zugleich, daß das Spätjudentum nach der Zerstörung Jerusalems hier im südlichsten Palästina doch noch in materiell günstigen Verhältnissen gelebt hat.

Nur ein kurzer Besuch war uns vergönnt in kirmil, dem

Karmel,

wo Jochanan ben Zakkai unmittelbar nach jener Katastrophe im Gegensatz zu früherer Herrlichkeit ein jüdisches Mädchen im Mist des Pferdes eines Beduinen nach Gerste suchen sah[2]. Zu Davids Zeit scheint es von dem unfernen Maon, das auf seinem Hügel eine naturfeste Lage besaß, abhängig gewesen zu sein (1. Sam. 25,2). Es liegt selbst völlig unfest am Rande einer breiten Fläche und konnte seine spätere Bedeutung nur der Tatsache verdanken, daß hier eine Linie nach dem Südende des Toten Meeres von der großen Nordsüdstraße Palästinas abzweigt. Diese Beziehung Karmels zur judäischen Wüste machte es geeignet für das Schafschurfest Nabals (1. Sam. 25,2), aber auch als Stätte des Siegesdenkmals Sauls nach dem Amalekiterzug und des Opferfestes, in dessen frohen Rausch Samuels Rüge kaltes Wasser goß (1. Sam. 15,12, streiche V. 12b), — und schließlich wieder für eine in Ruinen noch erhaltene Kreuzfahrerburg, welche die Wüstenstraße beobachtete.

Kalter Wind trieb uns heimwärts und gestattete kein Verweilen bei tell ez-zīf-Siph, dessen Bewohner einst Davids Aufenthalt

[1] Kil. V_I 4, vgl. Bacher, Agada der Tannaiten², S. 232ff.

[2] Mechiltha zu 2 M. 19,1, vgl. Bacher, Agada der Tannaiten I², S. 42.

in der Wüſte an Saul verrieten (1. Sam. 23,19; 26,1). Sein Wüſtenverſteck

Choreſa

kann aber nicht ohne weiteres in dem zwiſchen zīf und kirmil in keiner Wüſte gelegenen chirbet churēsa geſucht werden, wie nach ConderBuhl, Budde, Kittel, Nowack für möglich halten. Nur wenn man 1. Sam. 23,15 „in der Wüſte Siph“ und V. 19 „in Choreſa“ ſtreicht, könnte mit Choreſa in V. 15f. in der Tat als ein vorübergehender Aufenthaltsort Davids dieſes churēsa gemeint ſein, obwohl chursa ſüdlich von dura in einer abgelegenen Waldgegend nach Weſten zu wohl noch empfehlenswerter wäre und auch für den Wald von Choreſa (l. Choreſch) 1. Sam. 22,5 paſſen würde.

Der dritte Tag des Ausflugs gehörte der Schephela, in welche uns das wādi ʿēn el-ḳuff hinabführte, während dichter Nebel und Regen ſich allmählich in Sonnenſchein verwandelte. Hier war der erſte Punkt von Bedeutung chirbet bēt naṣīb[1], das von ſeinem anſehnlichen Hügel auf die Feldflur des wādi el-merdsch herabſchaut und ſicher das judäiſche Nezib von Joſ. 15,43 bedeutet, wogegen das von den Karten (auch bei Guthe) dafür angegebene unbedeutende bēt naṣib auf der Weſtſeite des wādi eṣ-ṣūr nicht ernſtlich in Frage kommt.

Das weite Tal von eṣ-ṣūr, in das wir bei bēt naṣīb hinüberſtiegen, war anmutig durch ſeinen graſigen Grund, in dem ſich weiter unten ein Bächlein entwickelt. Eine auffallende Erſcheinung iſt es hauptſächlich durch ſeine zur Waſſerſcheide des Landes parallele Richtung, die von Blanckenhorn mit Recht durch eine Bruchlinie erklärt wird. Seine geologiſche Karte erlaubt die Annahme, daß dieſe Bruchlinie Bergland und Hügelland ſcheide, wie auch Guthe im Bibelwörterbuch das wādi eṣ-ṣūr als öſtliche Grenze der Schephela betrachtet. Aber der Steilabfall des Landrückens liegt nicht hier, ſondern 4—6 km weiter öſtlich, wo eine ſtarke Verbiegung mit etwa 300 m Fall in die Karte einzutragen iſt. Die Dörfer bēt ūla, nūba, charās, ṣūrīf und ebenſo das alte Nezib und Kegila gehören deshalb zur Schephela, zu der auch Joſ. 15,43 f. die beiden letztgenannten mit Recht rechnet. Erſt weiter im Norden tritt wie im Süden das Hochland weiter nach Weſten vor.

Eingehende Aufmerkſamkeit widmeten wir dem aus Davids Geſchichte (1. Sam. 23,1ff.) bekannten

[1] Die engliſche Karte nennt es bēt nāṣīf, aber mein Gewährsmann aus terḳūmia kannte es nur als bēt naṣīb, ebenſo Guérin, Judée III, S. 343ff.

Aufnahme der Amerikan. Kolonie, Jerusalem.

2. Ruine von Bethabara von Westen.
(S. 23.)

Aufn. v. G. Dalman.

3. „Felsaltar" von Thaanach von Osten.
(S. 43.)

Kegila,

jetzt chirbet ḳîla, neben bēt naṣîb der bedeutendsten Ortslage auf der Ostseite des wādi eṣ-ṣūr. Zwischen zwei Nebentälern dieses Haupttales erhebt sich ein auf drei Seiten ziemlich steil abfallender Hügel 66 m über die Talsohle. Eine Senkung von 17 m trennt ihn auch auf der Ostseite von der Fortsetzung des Höhenzuges, dem er angehört. Auf der ziemlich ebenen Gipfelfläche lag die alte Stadt, die ihren Hauptzugang von Osten her hatte, etwa 180 m lang und 105 m breit. Das arabische Dorf, das sie zuletzt repräsentierte, füllte nur den vierten Teil des Umfangs und hinterließ die jetzt oben sichtbaren Trümmer. Im Haupttal spendet nahe dem nordwestlichen Fuße des Stadthügels ein Quellbrunnen reichliches Wasser. Im Altertum war die Ortschaft durch ihre Preßfeigen berühmt, die infolge ihres starken Zuckergehalts berauschende Eigenschaften entwickelten[1]. Dafür war ihre warme Lage günstig. Die Philister hatten sowohl vom wādi es-sant als vom wādi el-merdsch her eine bequeme Einfallspforte, und David konnte sie vom judäischen Hochland her leicht überraschen und ihnen das in der Umgegend zusammengetriebene Vieh wieder abjagen.

Adullam.

Eine sichere Zufluchtsstätte war freilich das an offner Landstraße liegende Kegila noch weniger als vorher die nach Jos. 15,34 in dieselbe Gegend gehörende Feste Adullam (1. Sam. 22,1 vgl. V. 4). Da die auf einem Hügel westlich vom wādi eṣ-ṣūr liegende chirbet schēch madḳūr dafür vorgeschlagen worden ist, ritten wir am westlichen Talhange zu ihr hinauf. Sie befindet sich auf dem nördlichen Ende eines schmalen Höhenzuges zwischen dem Haupttal und einem Seitental, das sich um diesen Höhenzug herumbiegt, 105 m über dem Talgrunde. Die Abhänge sind nicht allzu steil, aber doch so abschüssig, daß eine obengelegene Stadt als schwer einnehmbar bezeichnet werden muß. Die Gipfelfläche, an deren Ostrand die arabische Dorfruine chirbet schēch madḳūr liegt, ist ca. 130 m lang und 70 m breit, hat aber auf drei Seiten eine wenig niedrigere Vorterrasse von ca. 50—60 m Breite, ehe der Abfall des Berges beginnt. Ein schmaler, etwa 10 m tieferer Grat leitet im Norden zur Fortsetzung der Hügelkette über und bildet in dieser Richtung einen Schutz. Das Heiligtum des schēch madḳūr unmittelbar unter dem Ostrand der Ortslage hat neben sich zwei Höhlen, von denen eine, 24,50 m tief und 13,40 m breit, einmal eine Ölkelter war. Drei andere Höhlen liegen am

[1] b. Jom. 76a, vgl. Löw bei Goldmann, La Figue en Palestine, S. 18.

nördlichen Abhang, wo die Stadt ihren wichtigsten Zugang hatte und man 85 m hinabsteigt zu dem schönen Quellbrunnen bīr ʿid el-mīje, welchen nicht weniger als 37 steinerne Tränktröge umgeben. Eine allem Anschein nur kurzlebige junge Ortslage, wohl ein arabisches Dörfchen, liegt zwischen Brunnen und Haupttal auf dem Abhang, ohne jeden Zusammenhang mit der Ortslage auf der Höhe. An ihr und dem Brunnen zieht ein Weg nach dem Küstenland vorüber, während vom Haupttale gegenüber Wege nach Osten und Südosten ausstrahlen. Von Hebron nach Jaffa, von Jerusalem nach Gaza würde man unterhalb chirbet schēch madkūr vorbeiziehen. Wenn Gath in tell eṣ-ṣāfi war, lag es dem von da fliehenden David nahe, grade hier seine Freischar zu sammeln und seine Verwandten aus Bethlehem an sich zu ziehen (1. Sam. 22,1 f.), ehe er aus dieser kanaanitischen Umgebung (1. M. 38,1, vgl. 1. Sam. 22,5) in den Süden seines Stammgebietes floh. Nach allem scheint die Ansetzung von Adullam bei chirbet schēch madkūr hinreichend gerechtfertigt.

Der fortschreitende Nachmittag gab doch noch die Möglichkeit, im wādi es-sant, dem

Terebinthengrund

von 1. Sam. 17,2, bis dahin vorzudringen, wo wahrscheinlich der jugendliche David sich im wasserlosen Bachbett die weißen Kiesel suchte, mit denen er Goliath entgegenging (1. Sam. 17,40). Den Hügelvorsprung südwestlich von bēt nettīf, jetzt mit Oliven und einer alten Eiche bestanden, würde man sich gern als Lagerplatz der vom Bergland über el-chadr herabgekommenen Israeliten denken. Hier fand der auf demselben Wege folgende David ihr „Kreislager“[1] (maʿgāl), unten im breiten Tale die Schlachtordnung. Schräg gegenüber standen die Philister an der Straße, die von tell eṣ-ṣāfi her durch das Tal an seinem Südrande führt, wohl am Fuß des Hügels, der westlich von Socho in das Tal vorspringt.

Von bēt nettīf strebten wir durch den Oberlauf des anmutigen wādi būlos zwischen den hochragenden Ortslagen jarmūk-Jarmuth[2] und zānūʿ-Sanoah (Jos. 15,34 f.) nach unserem gleichfalls hoch-

[1] Doch nicht „Wagenburg“ (so Kittel 1. Sam. 17,20), was der Ausdruck gar nicht bedeuten muß.

[2] Recht unwahrscheinlich ist die Annahme de Goejes, Mémoire sur la Conquête de la Syrie, S. 60, dieses mitten in den Bergen gelegene unbekannte jarmūk habe durch seine Lage bei dem Schlachtort adschnādēn seine Verwechselung mit einer Schlacht am Jarmuk veranlaßt. adschnadēn muß anderwärts gesucht werden. Vgl. unten S. 58.

gelegenen Nachtquartier in bēt edschmāl. Unterwegs stießen wir bei chirbet el-ʿali (? so die engl. Karte) auf ein Schachtkolumbarium, bei dem besonders bemerkenswert war, daß nicht nur seine zwei Mündungen von Napflöchern umgeben waren, sondern daß unterhalb eine Felsplatte 122 längliche Schalen aufwies, ähnlich denen bei bēt susīn (PJB 1908, S. 36 f.). An einen sakralen Zweck zu glauben, war hier schwierig. Man hat doch wohl durch die Schalen die Tauben nach dem Kolumbarium locken wollen, und von bēt susīn dürfte Ähnliches gelten.

Am vierten Tag des Ausfluges sahen wir zuerst in chirbet ermēle-Beth Semes das wenige, was von den englischen Ausgrabungen nicht wieder verschüttet war, dann den Altarstein unterhalb ṣarʿa (vgl. PJB 1909, S. 41 ff.), in dessen Schalen ich jetzt nur kleine Ölpressenanlagen aus später Zeit erkennen möchte. Nach erneuter Untersuchung eines Grottenkolumbariums bei eschwaʿ stiegen wir in das heimische Gebirge hinauf und rasteten im Kiefernhain des schēch el-ʿadschami, wo Prof. Alt auf zwei Schachtgräber mit kreisrunder gewölbter Kammer aufmerksam machte.

Kirjath Jearim.

In el-ḳerje ist der früher bei ʿēn ed-dilb aufgestellte römische Meilenstein aus der Zeit der Kaiser Mark Aurel und Verus in die Verwahrung der Benediktiner gelangt. Sein Fundort unterhalb dēr esch-schēch an der Straße nach Jerusalem bleibt doch ein starkes Anzeichen dafür, daß die Römerstraße von jālo her in el-ḳerje ihre natürliche Fortsetzung über die Veteranenkolonie ḳalōnie nach Jerusalem hatte. Die arabische Straße aus dem achten Jahrhundert, welche die Vorgängerin der Fahrstraße von 1867—69[1] war, der die gegenwärtige Straße meist, aber keineswegs überall entspricht (S. 37), kann sehr wohl eine Römerstraße zu ihrer Voraussetzung gehabt haben, obwohl die Fahrstraße ihre Spuren völlig verwischte. Es ist auch kein zwingender Grund gegen die Benutzung dieser Linie durch die Römer einzusehen. Das wādi ḳalōnie mußten sie in jedem Fall kreuzen, und der von Guthe als bessere Straße bezeichnete Weg biddu-bēt iksa-Jerusalem hat statt einer bösen Talkreuzung deren zwei. Damit fällt die Veranlassung fort, die Straße nach Lydda, an welcher Eusebius Kirjath Jearim suchte, über bēt ʿanān und biddu zu legen und deshalb mit Guthe[2] diesen Ort bei el-iḳbēbe zu finden, wo er auch in bedenkliche

[1] Liévin, Guide to the Holy Places, S. 23; Schick, Neueste Nachr. a. d. Morgenl. 1897, S. 68 f.

[2] ZDPV 1913, S. 81 ff.

Nähe von Kephira gerät. So wird el-ḳerje nach wie vor als Kirjath Jearim gelten dürfen, das wahrscheinlich das der Philistergrenze am nächsten liegende Heiligtum im Berglande besaß und deshalb als passender Ort für die von den Philistern zurückgekehrte Gotteslade galt (1. Sam. 6,21).

Die Gleichsetzung von el-ḳerje mit Kirjath Jearim ist auch entscheidend für unser Verständnis der judäischen Nordgrenze in dieser Gegend (Jos. 15,9; 18,15). Wenn Kirjath Jearim judäisch war, mußten auch bēt nāḳūba, kebbāra, ḳasṭal, ḳalōnie dafür gelten. Die Gemarkungen aller fünf Ortschaften nötigen, die Grenze nach Norden ausbiegen zu lassen, so daß sie natürlicherweise mit dem Bergzuge von bāṭen es-sa'ide abschließt. Das Ephron von Jos. 15,9 könnte bēt sūrīḳ gewesen sein, das „Gebirge von Ephron" das bergige Gebiet einschließlich des bāṭen es-sa'ide, welchem dieses Dorf angehört.

Solche Überlegungen beschäftigten beim Heimwege. Wenn die Gotteslade auf derselben Straße nach Jerusalem daherfuhr, würde man sich nicht wundern, wenn die ziehenden Rinder bei dem steilen Abstiege nach ḳalōnie auf einer Felsplatte ausgeglitten wären (2. Sam. 6,6). Dort in der Gegend von ḳasṭal also möchte man Perez Ussa und das Haus Obed Edoms suchen. Aber wie dem auch sei, die wichtige Tat Davids, welche Zion zum Thronsitz des Gottes Israels machte, bleibt an die Weststraße nach Jerusalem geknüpft. Auch wir würden schwerlich veranlaßt gewesen sein, sie hinaufzuziehen, wäre dies nicht geschehen.

Das Osterfest unterbrach zum Schluß den regelmäßigen Gang der Ausflüge. Doch waren die Mitglieder am 29. März unter Professor Alts kundiger Leitung nochmals unterwegs, um das Theodosiuskloster, Marsaba und den muntār in der judäischen Wüste aufzusuchen und so auch den Südosten kennen zu lernen.

8. Die Zeltreise.

Der Aufbruch zu der auf den 1. bis 21. April angesetzten Reise wurde durch einen starken Regen am Morgen des 1. April gestört, so daß erst gegen Mittag abgeritten werden konnte. Der ursprünglich geplante Weg über Beth Horon nach Wilhelma wurde deshalb durch die Fahrstraße nach er-ramle ersetzt, deren östliches Drittel uns schon bekannt war (s. o.). Sie hat auch deshalb geschichtliche Bedeutung, weil am 6. und 7. Juni 1099

der Zug der Kreuzfahrer zur Eroberung Jerusalems

von er-ramle[1] her dieser Straße folgte. An zwei Stellen weicht die ältere Fahrstraße wesentlich von der jetzigen ab. Sie erreichte die Höhe vor Jerusalem nicht am Hange des Tales zwischen ḳalônie und lifta, sondern mit Benutzung eines kleinen Seitentales unterhalb dêr jâsin, und sie ging nicht südlich in einem weiten Bogen, sondern nördlich an laṭrûn vorüber und kam somit bis auf einen Kilometer an ʿamwâs, das Emmaus der Geschichte, heran. Hier am Hügel von laṭrûn hatten die Kreuzfahrer ihr Nachtquartier[2]. Sie versorgten sich von da aus mit Wasser und Futter aus Emmaus-Nikopolis, wie Wilhelm von Tyrus ausdrücklich sagt mit Beschreibung des dort vorhandenen Brunnens am Kreuzwege. Spät abends entsandte Gottfried von Bouillon nach Bethlehem den Tankred mit 100 Reitern. Dieser, der kundige Führer hatte, muß über ʿên kârim und mâlḥa gezogen sein, kam aber sofort wieder zurück und stieß am folgenden Tage, wie es scheint, bei ḳalônie zum Hauptheere. Gaston von Bezières war nach einem Beutezug, der ihn bis nahe an Jerusalem führte, nach dem Gipfel eines Hügels geflohen, unterhalb dessen im Tale Tankred herankam (Wilhelm v. Tyrus VII 25). Das spricht für den Berg von ḳasṭal und das Tal von ḳalônie.

Nach einem etwas unvollkommenen Nachtlager im jüdischen Gasthause von er-ramle (Nachtquartier I) zogen wir auf der großen Verkehrsstraße des Küstenlandes über Lydda nach Wilhelma, bogen aber von dort über eṭ-ṭîre wieder nach dem Hügellande ab, wo rentis unser erstes Ziel war.

Ramathajim.

Wenige Minuten vor dem Dorfe erinnerte ein stattlicher, nach oben sich verjüngender Menhir, 2,15 m hoch, 1,90 m breit und 1 m dick, mit einer kleinen natürlichen Schale auf der Spitze an den Gedenkstein Ebenhaezer, welchen der wahrscheinlich hier beheimatete Samuel anderwärts errichtete. Zwei nordsüdlich gerichtete Täler, die sich im Süden vereinigen, umschließen hier einen kurzen, schmalen und beiderseits

[1] S. Wilhelm v. Tyrus VII 24.

[2] Nach Albert 3000 Schritt von Emmaus, was ungenau, da der Hügel von laṭrûn doch wohl der beste Lagerplatz war. Hagenmeyer, Anonymi Gesta Francorum, S. 449f. meint an el-ikbêbe denken zu können, wozu aber keine der positiven Angaben paßt. Die 60 Stadien bei Lukas (24,13) scheinen Wilhelm v. Tyrus keine Sorge gemacht zu haben. Nach Guthe im Bibelwörterbuch fanden die Kreuzfahrer 1099 den Namen castellum Emmaus in el-ikbêbe vor. Aber neben ʿamwâs käme höchstens el-ḳerje in Frage, wo aber der Lagerplatz in 3000 Schritt Entfernung nicht motiviert ist.

steilen Höhenzug, der sich in der Mitte zu einer ansehnlichen Kuppe (er-rās) erhebt. Die mit Oliven bestandene Gipfelplatte zeigt viel nackten Fels mit Zisternen, Felsschalen und Höhlen, war also jedenfalls keine Ortslage. Nach Nordosten zu schließt sich daran eine ebene Terrasse, über welche ein Weg von Süden nach dem Dorfe rentis läuft. An ihrem nördlichen Rande liegt nach Westen zu, von Terebinthen und Charruben beschattet, das Dorfheiligtum el-arba'in. Unterhalb folgt, durch einen Sattel mit dem Haupthügel verbunden, eine westlich gerichtete, seitlich steilabfallende schmale Hügelzunge, eine ideale Lage für eine nicht große, aber feste Ortschaft, für deren Wasserbedürfnis freilich Zisternen auf der Höhe sorgen müssen. Ein Teich unterhalb der Ortslage kann nur für Frühling und Frühsommer praktische Bedeutung haben. rentis ist ohne Zweifel das Remphis oder Remphthis bei Eusebius und Hieronymus, worin man das Arimathia des Joseph von Matth. 27,57, aber auch Ramathaim Zophim (Zuphim), die Stadt Elkanas und Samuels (1. Sam. 1,1), sah. Dann war es doch wohl auch die unbenannte Seherstadt im Lande Suph (1. Sam. 9,5),[1] wo Saul den Samuel aufsuchte, und das Rama Samuels, nach welchem David flieht (1. Sam. 18,18), bei welchem die Erzählung sicher nicht an das benjaminitische Rama, kaum eine Stunde von Gibea Sauls, gedacht hat. Nach 1. Sam. 9,11 lag die Seherstadt hoch, trotzdem lag ihr Heiligtum noch höher, und zwar jenseits der Stadt, für den, der diese aufsuchte (V. 13. 25). Das paßt ausgezeichnet auf rentis, würde aber nicht mit der Lage des benjaminitischen Rama zu vereinigen sein. In rentis steigt man wirklich zuerst zum Dorf hinauf und hat die ganze Ortschaft zu durchschreiten, wenn man das höher liegende Heiligtum besuchen will. Auch versteht man es hier, wie Samuel und Saul nach dem Verlassen der Stadt noch abwärts gingen „am Ende der Stadt" (1. Sam. 9,27). Denn wer nach Osten wollte, mußte naturgemäß zunächst in das östlich an der Stadt vorüberstreichende Tal hinab, um dann gegenüber auf der Höhe bei el-lubban die große Straße über tibne und birzēt nach el-bire einzuschlagen, welche Saul heimwärts führen mußte.

Wir hätten am besten getan, sogleich denselben Weg zu nehmen, gerieten aber zu weit südlich und gelangten auf direktem, aber schwierigem Wege nach 'abūd, wo die Möglichkeit eines leidlichen Nachtquartiers beim griechischen Priester uns veranlaßte, den Tagesritt ungewöhnlich zeitig abzubrechen (Nachtquartier II). Sonderbar ist hier der burgartig

[1] Der Stadtname konnte fehlen, wenn es die einzige Stadt der Suphiten war.

geschlossene moslemische Dorfteil, der gleichwohl keine Spuren höheren Alters an sich trägt. Am folgenden Tage zogen wir wirklich die oben erwähnte Straße, welche im allgemeinen auf der Wasserscheide zwischen den zwei Quellgebieten des ʿōdscha-Flusses entlangläuft.

Die eigentliche Herrscherin dieser Straße war das alte

Timnath Serach,

die Stadt Josuas, in deren Nähe man sein Grab kannte (Jos. 24,30), jetzt chirbet tibne auf einem im Norden und Osten gewaltig tief zum Tal (hier wādi tibne, weiter oben wādi rīa) abfallenden, und nur von Westen leicht zugänglichen Hügel, an dem die Straße durch ein südliches Nebental des Haupttals vorbeistreicht. Eine Grabanlage mit Schiebegräbern, deren Vorhalle mit Taubennischen besetzt ist, hat man für das Grab gehalten, welches man zur Zeit des Eusebius als Josuas Grab zeigte.[1] Dieses Grab liegt der Ortslage südlich gegenüber an dem Hügel jenseits des oben erwähnten Nebentales. Aber die nähere Angabe im Josuabuche „nördlich vom Berge Gaas" klingt nicht, als wäre das Grab unmittelbar bei der Stadt gewesen. Außerdem sind Schiebegräber aus so alter Zeit nicht nachweisbar.

Im Tale jenseits der Stadt bei der Quelle ʿēn rīa erfreuten uns Apfelbäume in Blüte, eine nicht häufige Erscheinung in Palästina, dann begleiteten Waldspuren den wieder auf die Höhe gestiegenen Weg. Nachdem wir schon früher aus der Ferne den großen Hügelrücken des dscheldschel von dēr abu mesch'al wahrgenommen hatten, wurde uns hier ein zweites dscheldschel gezeigt, das zum Dorfe umm ṣafā (engl. Karte irrig umm ṣaffa) gehört. Ein auffallend runder Hügel mit plattem Gipfel jenseits des hier die Straße im Süden begleitenden tiefen Tales, später wādi ez-zerḳa genannt, und östlich von der Mündung des von ḳōbar kommenden Nebenzweiges desselben. Damit war die Zahl der bekannten Gilgal in Palästina um ein neues vermehrt.

Wo die Straße vor umm ṣafā (früher kufr eschwa) nach Südwest umbiegt, verließen wir sie, um in nordöstlicher Richtung chān el-lubban zuzustreben, wohin unsere Zelte von Jerusalem geschickt waren. Auf unserm Wege trafen wir am Nordhange des Tales von umm ṣafā einen Menhir, 1,15 m hoch, 80 cm breit, 50 cm dick, ausgezeichnet durch 31 kleine Napflöcher auf und an seiner Spitze, die als natürliche Bildung gelten mußten, weil ähnliches auch auf vielen anderen Steinen zu bemerken war. Eine Überraschung war in dem anmutigen Tal von ʿēn dāra das Bächlein, das hier hinabfloß und uns als perennierend

[1] S. Zschokke, Beiträge zur Topographie, S. 76 ff., Guérin, Samarie II, S. 90 ff.

bezeichnet wurde (ebenso wie der auf den Karten nicht angegebene Bach von ʿēn el-azraḳ bei bēt ello, der bis arṭabbe gelangen soll). Das Wasser von dāra erschien jetzt wie ein Nebenfluß zu dem viel stärkeren Bache, der im Haupttale oberhalb ʿadschūl in der Quelle el-fauwār plötzlich hervortritt und weit hinunterläuft, aber im Sommer völlig versiegt, als ein besonders auffallendes Beispiel eines „trügerischen Baches, auf den kein Verlaß ist" (Jerem. 15,18), weil sein Wasser fehlt, wenn man es am nötigsten hätte. Wir freuten uns indes dieser Fülle rauschenden Wassers. Herrlich war beim Aufstieg zu der Höhe vor ʿabwēn der Rückblick auf das vom Bach belebte tiefe Tal, in dessen Mitte, von ihm umflossen auf steiler Höhe ʿadschūl thront, während die Höhen rings umher wie ein einziger Wald von Oliven und Feigen erscheinen. Auch hier wußte niemand von dem Talnamen wādi ed-dschīb, dem die englische Karte eine weitreichende Bedeutung verleiht. Er hat, wie mir Leute aus el-mezraʿa sagten, seine Heimat nur am obersten Kopf des Tals unterhalb et-tell (südlich von sindschil)[1] und wird dort den alten Namen des namenlosen tell erhalten haben, wie schon Guthe vermutet hat und nun durch die Feststellung des Ortes der Namens bestätigt wird. Wenigstens kam Isaak Chelo 1333 zwischen Bethel und Silo an einem Dorfe Gibia vorüber,[2] und Eusebius kannte 5 röm. Meilen nördlich von Guphna ein Dorf Geba. Das kann nur et-tell gewesen sein. Ebensogut wie dschībia nahe bei dem obenerwähnten dscheldschel, das Guérin dafür vorgeschlagen hat, könnte dies Gibia als das ephraimitische Gibea mit Eleazars Grab (Jos. 24,33) gelten.

Die ganze Regio Thamnitica (Hieronymus), welche bei ʿabwēn hinter uns lag, erschien in ihren tief eingeschnittenen, mehrfach in Schlingen laufenden Tälern wie ein großes schwer durchschreitbares Wirrsal. Gleich einer Brücke führt die Straße medschdel (Aphek)-ʿabūd-tibne-bīrzēt-dschifna[3] quer hindurch. Wer sie verläßt, darf sichs nicht verdrießen lassen, beständig bergauf und bergab zu steigen. Diese von ʿēn ʿarīk im Süden bis dēr ṛaṣṣāne im Norden reichende Landschaft mußte notwendig grenzbildend wirken. Jetzt läuft die Grenze zwischen dschebel el-ḳuds und dschebel nāblus nördlich davon. — Von ʿabwēn ab nach Nordosten zu traten wir in weiteres Gelände. Das von sēlun herabkommende breite wādi ʿamūrie und der darin einge-

[1] Der Name des Hauptteils des Tales oberhalb der ʿejūn el-ḥarāmīje ist wādi el-baḳara.

[2] Carmoly, Itinéraires, S. 250.

[3] S. PJB 1912, S. 21.

schaltete Kessel von el-lubban wirkten wie die ersten Anzeichen eines Wechsels in der Natur des Landes. Auf das geschlossene Judäa folgt die offene samarische Landschaft. Nachmittags konnte an diesem Tage noch sēlūn-Silo aufgesucht werden. Die bei chān el-lubban uns erwartenden Zelte wurden zum erstenmal bezogen (Nachtquartier III).

Am Wege nach nāblus, wo er in die Ebene von ḥuwāra eintritt, fiel diesmal besonders auf die imponierend dreinschauende Höhe oberhalb ʿēn abūs, welche die englische Karte mit eṭ-ṭārūd bezeichnet, die aber den sonderbaren Namen ʿaṭārūd führt (vgl. ʿuṭāred „Planet Merkur"). Wenn es eine Ortslage war, wie es scheint, muß sie von Bedeutung gewesen sein. An machna el-fōka vorüber bestiegen wir von Süden den Garizzim und überzeugten uns, daß der Name eṭ-ṭūr auch auf den südlichen Teil des Berges von den Anwohnern angewandt wird. Der Jakobsbrunnen, welcher in der neuhergerichteten Krypta der über ihm errichteten Kirche seinen ehemaligen Reiz verloren hat, der Gang durch nāblus-Sichem, der übliche Weg nach sebaṣṭie-Samarien, die Besichtigung seiner alten Reste brachten wenig Neues. Doch schien mir erwähnenswert, daß Garizzim und Ebal nicht vorwiegend, wie die geologische Karte Blanckenhorns angibt, aus Senonkalk bestehen, sondern aus hartem mizze, auf welchem allerdings die eozänen Nummuliten oft unmittelbar aufsitzen.

Von sebaṣṭie (Nachtquartier IV) leitet die englische Karte den Hauptweg in direkt nördlicher Richtung über burḳa. Nach burḳa ritten auch wir zunächst, hatten uns aber dann nordwestlich zu wenden, um den von der engl. Karte nicht markierten schmalen Bergkamm (eḍ-ḍahr) zwischen burḳa und es-sīle zu überschreiten. Der eigentliche Paß, den die wirkliche Hauptstraße benutzt, mit der tiefsten Senkung des Grates liegt noch weiter westlich, und die Hauptstraße steigt am wādi ed-dīk und bei der auf der Karte zuweit östlich gerückten ʿēn ḥōḍ el-frēdīs ohne Berührung von burḳa aufwärts. Auch die neue Fahrstraße, welche vorher den Hügel von sebaṣṭie westlich umkreist, gewinnt die Höhe, wenn auch mit großen Windungen, an derselben Stelle. Alte und neue Straße haben dann jenseits des Kammes sich nordöstlich zu wenden, um die Quelle von es-sīle zu passieren, bei der auch wir auf die Straße hinunterkamen. Wir folgten nun weniger der hier auch gelegten neuen Fahrstraße, als dem alten Wege quer über den Kessel von es-sīle hinüber nach der Ebene von ʿarrābe. Dort besuchten wir zunächst den abseits liegenden tell dōṯa[1]-Dothan

[1] So sagt man dort, nicht dōtan.

und rasteten an dem mit Quellwasser stets gefüllten Brunnen el-ḥafīre, der sonderbarerweise zuweilen als die trockene Zisterne bezeichnet wird, in die man Joseph warf (1. M. 37,24). Man würde diesen Platz eher etwas weiter nördlich an den südlichen Randhügeln der Ebene vermuten, wo die hier gar nicht sichtbare große Karawanenstraße vorbeistreicht. Als der Weg der von Gilead nach Ägypten ziehenden Händler (1. M. 37,25) kommen hier nur zwei Linien in Frage, entweder der Weg von burḳīn mehr am Nordrand der Ebene und dann durch das wādi el-ṛawīḳ nach zēta, welcher Survey of W. Palestine II S. 50 erwähnt ist, oder — wahrscheinlicher — die Straße von dschenīn am Südrand der Ebene über ʿarrābe und faḥme nach ḳāḳūn, die als Karawanenstraße bezeugt wird[1]. Daß keine Straße über kefr ḳūd[2] in Frage kommt, wie ich PJB 1906, S. 28 für möglich hielt, davon überzeugte ich mich jetzt, als ich nach diesem verborgen im Gebirge liegenden Dorfe suchte[3].

Wir verließen auf der Ebene die nach dem wādi belʿame umlenkende große Straße und zogen nordwärts, wo das an die Ebene unmittelbar angesetzte, aber sie doch nicht entwässernde liebliche Tal wādi ḥasan an kufr adān vorüber einen bequemen Weg zur Ebene darbietet. Da wir nicht der Ebene zustrebten, bogen wir nach dem Tal von jāmūn, wo der Hügel von schēch schibl die alte Ortslage zu sein scheint, nordwärts ab und gelangten östlich von dem im Kranze seiner Mandelpflanzungen freundlich dreinschauenden sīle auf die Straße dschenīn-ḥēfa. Derselbe für Wagen brauchbare Weg wird es gewesen sein, welchen der auf der Steige von Gur zum Tode getroffene König Ahasja von Juda einschlug, als er den Heimweg aufgab und nach Megiddo seine Zuflucht nahm (2. K. 9,27)[4].

Thaanach.

In taʿannek-Thaanach (Nachtquartier V) wollten wir die Ausgrabungen Professor Sellins besichtigen. Zuerst beschäftigten verschiedene Gruppen von Felsnäpfen unterhalb des Stadthügels. Sie liegen bei den Mündungen von Höhlen, die Sellin sämtlich für Gräber zu halten scheint[5], während gewiß auch Zisternen darunter sind. Sicher sind die

[1] S. Hartmann, ZDMG 1910, S. 689. 692.

[2] Daß es das samaritanische Kephar ʿUthnaj sei (so Klein, Beiträge, S. 29), ist sehr unwahrscheinlich.

[3] S. auch Hartmann, ZDPV 1910, S. 173. Bedenklich ist auch der von Robinson, Neuere bibl. Forschungen S. 159, erwähnte Weg.

[4] Irrig PJB 1906, S. 28.

[5] Tell Taʿannek, S. 87 f.

von ihm beschriebenen Höhlensysteme mit Luftschächten[1] unterirdische Getreidebehälter. Auf dem Tell besahen wir vor allem die Grotten, in welche nach Sellin eine neben einer Treppe zu ihnen hinabführende Rinne Opferblut hinabführen soll[2]. Aber wie früher konnten wir auch jetzt nur an Zisternen denken, denen das Wasser vielleicht von einem Dach zugeführt wurde. Die Anlage ist ganz ähnlich einer zweiten, welche Sellin als Höhlenwohnung deutet,[3] während auch da die Erklärung als Zisterne näher liegt. Daß man in der Nähe der ersten Anlage ohne Verbindung mit ihr Kindergebeine gefunden hat, beweist keine sakrale Abzweckung. Dasselbe gilt von dem „kanaanitischen Steinaltar"[4], von welchem Sellins Abbildung Fig. 31[5] keine ganz zutreffende Vorstellung gibt, besonders weil die Oberfläche zu platt gezeichnet ist und die Näpfe zu stark hervorgehoben sind. Auf der nach Nordwesten ansteigenden rohen, ganz unregelmäßigen Fläche von 1,41 zu 1,62 m befindet sich nach Süden zu eine längliche Schale von 50 zu 35 cm bei $7\frac{1}{2}$ cm Tiefe, an welche sich eine viel seichtere Vertiefung von 20 cm Durchmesser unmittelbar anschließt. Ein selbständiges kleines Schälchen von 7 zu $8\frac{1}{2}$ cm bei $2\frac{1}{2}$ cm Tiefe liegt auf der Höhe nach Nordwesten zu. Die beiden bei Sellin östlich davon gezeichneten kleinen Schalen habe ich als solche nicht erkennen können. Das ganze ist eine verwitterte Felsoberfläche, in welcher der Einfluß des Wassers einige unregelmäßige Vertiefungen gebildet hat. Künstlich ist an dem Felsblock nur die senkrecht abgehauene Nordseite, jetzt 75 cm, nach Sellins Abräumung 1 m hoch, und die in die östliche Spitze des Steins 51 cm unterhalb der Oberfläche eingehauene Stufe von 88 cm Breite und 30 cm Tiefe, jetzt 26 cm, ursprünglich wohl 50 cm über dem Erdboden. Nach Sellin war die Stufe offenbar für den Opfernden bestimmt, ihre Höhe mache verständlich, daß Ex. 20,26 Stufen an Altären verboten wurden, damit nicht die Scham über ihnen entblößt werde. Da der nur 1 m hohe und nicht große Block auf allen Seiten freisteht, würde jedermann sehr bequem auf ihm Libationen ausgießen können, ohne Benutzung der Stufe. Sie würde das Handeln auf dem „Altar" zwar nicht unanständig, aber sehr unbequem machen. Man kann sie also als Altarstufe nicht ansprechen. Mir scheint, daß die seitliche Behauung des Steines eine Folge von Stein-

[1] Ebenda S. 86f.
[2] Nachlese S. 10, 33, mit Zustimmung Vincents, Canaan, S. 99.
[3] Nachlese, S. 21f.
[4] Abbildung 3.
[5] Auch die Photographie Memnon 1908, S. 217, ist leider recht ungenügend.

brucharbeit ist, bei der eine besondere Absicht der Herrichtung des Steins nicht bestand oder nicht völlig ausgeführt wurde. Wenn in der Nähe Kinder bestattet waren, ist möglich, aber doch gar nicht nötig, daß man den Stein zu Totenspenden benutzte. — Ein anderer „rätselhafter Stein" (Nachlese, Figur 49), nach Sellin entweder ein Opferstein oder ein Gerät des täglichen Lebens, hat die öfter vorkommende Form einer Ölpressenunterlage.

Vergeblich suchten wir nach dem früher von mir gesehenen Pfeiler-paar, deren Schalen (bei dem einen auf der Spitze, bei der andern seitlich) sie nach Sellin vielleicht als männliche oder weibliche Gottheit kennzeichnen soll[1]. Wir konnten deshalb auch nicht feststellen, ob die Schale des einen nicht eine durch die Spitze laufende Scharte war, wie nach Sellins Abbildung möglich scheint[2]. Mir schienen die Schalen, als ich sie sah, zufälliger Natur, so daß aus ihnen nichts zu schließen ist, wenn nicht aus anderen Gründen eine sakrale Verwendung dieser für Bauwerke sehr brauchbaren Langsteine feststeht. Mit den üblichen Kennzeichen der Pfeiler von Ölpressen, die Thiersch hier vermutet[3], sind sie nicht versehen. Einen seitlichen Napf, den Sellin nicht erwähnt, sahen wir an einem der Pfeiler in der „Säulenstraße" der Nordburg. Hier wie in Geser wird jede Deutung der vielleicht sämtlich zufälligen Näpfe an Pfeilern am besten unterlassen[4], bis wir irgendwo Beweise für ihre kultische Bedeutung finden.

Von ta'annek zogen wir quer durch die Ebene Jesreel in der Richtung nach der Bahnstation el-'afüle, in deren Nähe el-füle zur jüdischen Kolonie Merchabjah geworden ist, und hatten dabei einen Übergang durch den Kison, der lebhaft an die Erlebnisse der Kanaaniter in der

Sisera-Schlacht

erinnerte. Der Bach war gar nicht tief, aber unsicherer Grund brachte doch Pferd und Reiter zu Fall. Die Schlacht, die hier tobte (Ri. 4 u. 5), darf man sich wohl so denken, daß die Kanaaniter am Südrand der

[1] Tell Ta'annek, S. 104.

[2] Vgl. Budde, Oriental. Lit.-Ztg 1912, Sp. 250f.; 1913, Sp. 85f.

[3] Jahrb. des K. deutschen Arch. Inst. 1907, S. 337.

[4] Etwas anderes sind die Beispiele in Petra, wo die Vertiefung in drei Fällen (Petra und seine Felsheiligtümer Nr. 302a, 303a, 498a) mit offenbarer Absicht an einem Pfeilerchen angebracht ist. PJB 1908, S. 51, hielt ich Andeutung einer weiblichen Gottheit durch das Grübchen für möglich, jetzt möchte ich eher an ein Gestirn wie die Sonne oder Venus denken.

Ebene auf der großen Straße vorwärtsschritten, aber von den aus den Bergen hervorbrechenden südlichen Stämmen Israels von der Straße abgedrängt und den vom Tabor, d. h. auf unserem Wege über el-ʿafūle, kommenden nördlichen Stämmen entgegengetrieben wurden. So blieb nur die Flucht nach Nordwesten üblich, die sie rettungslos dem tieferen Kison und seinen Sümpfen zuführte. Da ein Gewitterregen fiel, wurde die Ebene schwer gangbar, der Fluß unüberschreitbar.

In nēn-Nain, das am Fuß des nebi daḥi auf einem niedrigen Vorsprunge des Berges die Wasserscheide zwischen Mittelmeer und Jordan bilden hilft, läßt sich beobachten, wie die alte Ortschaft naturgemäß ein östliches und ein westliches Tor hatte, von denen aus sich die Wege verzweigten. Felsengräber fanden wir vor dem Osttor an unserem Wege von nēn nach dabūrie, auf welchem man sich Jesus von Kapernaum her (Luk. 7,12) der Stadt nahend denken könnte.

Auf dem Tabor deutete der Superior die Gruppen von Schalen auf dem Boden der Krypta der ehemaligen Verklärungskirche[1] als Folgen arabischer Benutzung der Krypta zu einer Ölkelter. Das schien annehmbar, obwohl ich eine ebensolche Zusammenstellung von Schalen und einem flachen Bassin für eine Ölkelter sonst nirgends gesehen habe. In Nazareth (Nachtquartier VI) war eine aramäische Ossuarieninschrift von den Franziskanern gefunden worden. Sie lautet: Sōʿām bar Menachēm kōhēn a[lāmā] sch[elōhi]: „Soam, Sohn Menachems, Priester, über ihm sei der Friede!" Der Name dürfte mit dem biblischen Schuʿā, palmyr. Schauʿān zusammenhängen[2]. Daß der Verstorbene als Priester bezeichnet wird, bestätigt die alte rabbinische Tradition, wonach Nazareth Priesterort war für die Abteilung Hapizzez[3]. Das wird nicht für die israelitische Zeit gelten, ist aber wichtig für unsere Kenntnis der Heimatstadt Jesu[4].

Wie im Vorjahre sollte Untergaliläa in größerem Umfange beschaut werden. Über ṣaffūrie-Zipporin besuchten wir zuerst wieder chirbet ḳāna, das als Cana Galilee unter den Besitztümern des Jo-

---

[1] PJB 1912, S. 37.

[2] Über Wechsel von š und s in nabatäischen und palmyrenischen Inschriften s. Lidzbarski, Ephemeris III, S. 276 f.

[3] Vgl. Klein, Beiträge zur Geschichte und Geographie Galiläas, S. 74 f.

[4] S. Brückner, PJB 1911, S. 76.

hanniterordens aufgeführt wird[1] und bei den Juden Priesterort gewesen zu sein scheint[2], dann edschfät, das

Jotapata

des Josephus, das ebenfalls Priesterort war[3]. Dort sollte die Umgebung der alten Stadt besondere Beachtung finden. Ein ununterbrochener ansehnlicher Höhenzug umgibt den ganzen Kessel, in dessen Mitte sich der mit der nördlichen Höhe durch einen niedrigen Sattel zusammenhängende Stadthügel erhebt, und läßt nur nach Osten durch das wädi ḳäna einen Ausgang. Das östlich vom Stadthügel liegende Tal, welches einem Wege Raum bietet, erweitert sich nach Norden zu und sendet ein breites, flaches Ende nach der nördlichen Höhe hinauf, durch welches Jotapata seine Hauptverbindung nach dem Norden hatte. Das westliche Tal beginnt beim Nordende des Stadthügels mit einem geschlossenen Kessel, geht dann sehr eng am Stadthügel vorüber und entsendet bei seinem Südende ein kurzes Seitental nach Westen, das einem westlichen Wege die Möglichkeit gibt, hier den Bergrücken zu ersteigen mit dem Dorfe kōkab als nächstem Ziele. In nordwestlicher Richtung gibt es eine von uns nicht näher untersuchte Verbindung nach dem Tale von kābūl, weshalb man immerhin sagen kann, daß edschfät einen, wenngleich keinen hervorragend wichtigen Zugang[4] von ʿakka nach der Ebene von baṭṭōf beherrscht.

Josephus wird nach Vita 43 kābūl besetzt haben, um dort den bei ʿakka lagernden Römern gegenüberzustehen, aber auch, um eine leichte Möglichkeit zu haben, sich in das schwer zugängliche Jotapata zurückzuziehen, wie er es nach Vita 45 dann auch tat.

Die Trümmerstätte des „Neuen Jodaphath“[5] nördlich vom alten ist nicht so bedeutend, wie es nach Guérins Schilderung scheinen könnte. Ich fand sie von Ost nach West nur 127 einfache Schritte breit, von Süd nach Nord 142 Schritte lang. Nach Norden zu steigt sie langsam an und hört vor einem etwas steileren Absatz des Hügels auf. Sie ist also in dieser Richtung völlig schutzlos und sicher nicht der Gegenstand des Angriffs der Römer gewesen. Am Burghügel, dessen Gipfelplatte ein Wall aus dem weggeräumten Schutt umzieht, entdeckten wir noch eine Höhle mit Ölpresseneinrichtung und eine vorn offene Grotte

[1] Röhricht, ZDPV 1887, S. 253.
[2] Klein, Beiträge, S. 56 f.
[3] Klein, ebenda, S. 50.
[4] Die Hauptstraße in derselben Richtung läuft südlicher.
[5] S PJB 1912, S. 42.

mit Zisternenloch im Hintergrund, ähnlich der PJB 1912, S. 42 beschriebenen.

Wenn Gabara = ʿarrābe ist[1], was auch ich für zutreffend halte, so muß Vespasian von dort über sachnīn, also schließlich von Norden her, nach Jotapata gekommen sein, das er ja auch von Norden her angriff. Der gefährliche Weg durch das enge wādi ḳāna wurde auf diese Weise vermieden, blieb aber für Josephus frei, der sich deshalb unbehelligt von Tiberias nach Jotapata begeben konnte[2]. Daß der Nordweg dorthin von der Ebene von ʿarrābe her „bergig und steinig, für Fußgänger schwierig, für Reiter ungangbar" ist, wie Josephus sagt, bekamen wir auf unserem Ritte nach dieser Ebene reichlich zu erfahren. Die „breite Straße", welche Vespasian dort in vier Tagen bahnen ließ, konnte nur im Aushau einer Lichtung im Eichwalde bestehen, die längst wieder verwachsen ist. Der mühsame Ritt wurde aber reichlich belohnt durch einen großartigen Ausblick in die Ferne. Links sah man hinab in das grüne Land von Kabul, das Salomo einst dem Hiram abtrat (1. Kön. 9,11), und bis zum glänzenden Mittelmeer. Gegenüber erhob sich die graue Kette des dschebel hēder mit ihrer hohen Felswand oberhalb der von grünen Fluren umgebenen Dörfer dēr el-asad und el-baʿne. Im Osten grüßte el-mṛār am Hange des hohen Kegels von ḥazzūr mit der blauen Ebene des dschōlān als Hintergrund. Auf dem breiten Bergrücken, der uns von der obersten Staffel Untergaliläas schied, glänzte die Sonne in dem grellroten jungen Laub der Terebinthenbüsche. Der Duft gelber Calycotomeen schwebte um uns, während die Pferde mühsam Schritt für Schritt zwischen Eichen, Storax und Charruben ihren Weg über die Steine suchten. Schließlich wurde sachnīn (Sichnīn=Sogane)[3] auf seinem breiten Hügel sichtbar als ein ansehnliches weißes Städtchen, im Tal einige Palmen, ringsum ein Kranz von Oliven, welcher sich nach Osten zu einem ganzen Walde entwickelte, der die Ebene fast bis ʿarrābe hin bedeckte.

Der durch einen Stauwall hergestellte Teich von sachnīn, der fast einem kleinen See glich, bot die seltene Gelegenheit, über einer blauen Wasserfläche mit grünen Spiegelungen die dunklen Randberge der kleinen Ebene als Umrahmung zu sehen, während eine Herde brauner Pferde am roten, von der Abendsonne bestrahlten Ufer jenseits zur Tränke

[1] S. Oehler, ZDPV 1905, S. 56ff.
[2] Bell. Jud. III 7,3.
[3] Abbildung 4.

kam. Dann brach der Abend herein. Still ritten wir durch die dunklen Oliven, während die letzten Strahlen der Sonne noch starke Lichter auf die grünen Halden der Lichtungen malten. Nebelkrähen flatterten von Baum zu Baum. Lichtlos graugrün standen die Berge im Norden, an denen der helle Rauch eines Kohlenmeilers entlangzog, dunkelblau schloß das Hochgebirge das Bild. Schließlich wurde 'arrābe auf seinem Hügel sichtbar, auf einer Vorderterasse über dem Tal winkten unsere fünf weißen Zelte. Das Tagesziel war erreicht (Nachtquartier VII).

'Arāb-Gabara.

Ein abendlicher Gang durch das große Dorf 'arrābe überzeugte mich, daß es fester liegt, als der Anblick aus der Ferne vermuten läßt[1]. Es zieht sich auf einem langen schmalen Hügel aufwärts und läßt den Gipfel frei. Aber man sagte mir, daß die alte Ortschaft über den Gipfel auf die Ostseite hinabgestiegen sei. Die Täler auf den drei Seiten sind nicht tief, aber ihr Abfall ist immerhin so steil, daß von natürlicher Festigkeit der Ortslage geredet werden muß. Ihre Bedeutung beruhte auch darauf, daß sie nicht nur die Mitte der kleinen Ebene unter sich hat, sondern auch den besten Zugang zu derselben von der baṭṭōf-Ebene her beherrscht. Daß das alte 'Arāb auch nach vier Zerstörung durch Vespasian wieder ein Judenort war und als Sitz der Priesterordnung Petachjas galt, zeigt die rabbinische Literatur[2].

Zu dem auf seinem schmalen Berggrat weithin sichtbaren östlichen Nachbardorf dēr ḥanna stiegen wir diesmal hinauf, freundlich begrüßt von den Christen der halbmoslemischen Ortschaft, die einmal den Deutschherren gehörte[3] und wohl in alter Zeit der jüdische Priesterort Kephar Jōchanā gewesen ist[4]. Das „Johanneskloster" ist eine von der vorgeschobenen Türmen bewachte Festung aus spätarabischer Zeit. Drusen sollen hier gewohnt haben, aber vor 180 Jahren von den zejādne aus nāblus vertrieben worden sein. Von hier stiegen wir in das wohlangebaute wādi sellāme herab, also in das Gebiet des Sees von Tiberias, dessen Eigenart sich unterhalb chirbet en-ndschē-

---

[1] Irrig PJB 1912, S. 43.

[2] S. Klein, Beiträge, S. 75f. Daß man von da nach Zipporin „hinaufging" (j. Ber. 7c), entspricht allerdings nicht den tatsächlichen Verhältnissen, es läßt sich aber verstehen vom Wege zu der immerhin selbst hochliegenden Hauptstadt. — Westlich gegenüber liegt chirbet muschta, das Klein, a. a. O., S. 46. für den Priesterort Maphscheta vorschlägt. Aber die Gleichung ist sprachlich unmöglich.

[3] Röhricht, ZDPV 1887, S. 268.

[4] Klein, a. a. O., S. 85 denkt an kufr anān=Kephar Chanania.

Aufn. v. G. Dalman.

4. Sogane-sachnīn in Galiläa.
Im Hintergrunde die Bergkette des nebi hēder.
(S. 47.)

Aufn. v. G. Dalman.

5. Bucht von el-mes'adije vom nördlichen Ufer.
(S. 50.)

mīje durch eine große am Abhang hervorgequollene Basaltterrasse ankündigte, welche bei Blanckenhorn nicht verzeichnet ist. Nachdem wir unterhalb ʿēlabūn, der Priesterstadt Ailabu, vorübergekommen waren, hatten wir bei der hübsch gefaßten Quelle ʿēn māmelia[1] uns gegenüber auf der anderen Seite eines Nebentals des wādi sellāme wiederum einen anderen alten Priesterort (für die Abteilung Hezirs), einst Mamela geheißen, dessen Einwohnern, die dadurch auffielen, daß sie alle Schwarzköpfe waren, einmal geraten wurde, durch Wohltätigkeit dafür zu sorgen, daß es auch Greise unter ihnen gebe[2]. In dieser Gegend soll nach Klein[3] noch ein dritter Priesterort, Kephar Uzziel, liegen, dessen Namen in chirbet luzie unverändert erhalten sei. Er meint chirbet luēzīje (so zu schreiben) westlich von māmelia, auf der englischen Karte nicht verzeichnet[4], dessen mit lōz zusammenhängender Name mit ʿUzziel nichts zu tun hat[5].

Schon im ṭōr unten hatten wir unsere Mittagsrast bei blühenden Zitronen und Bananen im Garten der oberen Mühle am rabadije-Bach, der auch auf seiner Südseite Basalt hat, wie es scheint, von einem von der südlichen Höhe herabkommenden Lavastrom[6]. Durch die üppige Vegetation des Nordrandes der Ginnesar-Ebene, wo Disteln und Ackersenf bis 4 m hoch werden, so daß der Reiter kaum über sie hinweg sieht[7], gelangten wir schließlich nach ʿēn eṭ-ṭābṛa (Nachtquartier VIII. IX.), wo der Schirokkodunst (ḳatām) am Spätnachmittag in unheimlicher Weise der Sonne den Schein nahm (Luk. 23,44 f.) und die Uferberge des Sees vollständig einhüllte.

Der übliche Ruhetag am schönen See wurde durch eine Bootfahrt nach Bethsaida und Kapernaum ausgefüllt und galt also der

---

[1] Nach Guérin, Galilée I S. 460, soll die Quelle im Tale unterhalb chirbet māmelia entspringen; das ist nicht der Fall.

[2] Ber. R. 59.

[3] Beiträge, S. 52.

[4] S. aber Guérin, Galilée I, S. 460.

[5] Für chirbet umm el-ʿamad mit Synagogenruine, südlich von ʿēlabūn gelegen, fehlt der alte Name. Das dürfte eine der nicht identifizierten jüdischen Ortschaften sein.

[6] Nicht angegeben auf Blanckenhorns Karte, wo auch nördlich zwischen wādi el-ʿamūd und wādi er-rabadije der Basalt tiefer herabsteigen sollte.

[7] Das erinnert an den baumhohen Senf von Mark. 4,31 und an die übertreibende Angabe von j. Pea 20b, wonach man in schihīn an der baṭṭōf-Ebene mit einem der drei Zweige einer Senfstaude eine Töpferhütte deckte. Socin hat in Guthes Bibelwörterbuch für den Senf Salvadora persica vorgeschlagen, die aber nördlich vom Toten Meere kaum vorkommt.

Erinnerung an die Taten und Worte dessen, der hier seine zweite Heimat hatte. Zuerst landeten wir in der Gegend von

Bethsaida

bei el-mes'adije. Die Wasservogelwelt des Sees zog hier zuerst unsere Aufmerksamkeit auf sich. Eine dichtgedrängte Schar von wohl 100 Pelikanen stand wie eine weiße Insel im Wasser, erhob sich aber dann und flog über unsere Häupter nordwärts. Schwarze Kormoranscharben standen am Ufer, und schwarzköpfige Möven schwammen in der Nähe des Bootes. Die vorjährige Untersuchung der Lage von Bethsaida zu vervollständigen, betrachteten wir die Umgebung unseres Landungsplatzes, freilich etwas gehemmt durch den hier zeltenden scheich der tellāwije-Beduinen, der uns erst zum Kaffee einlud, dann aber, als wir dies ablehnten, kurzerhand des Landes verwies. Man nennt el-mes'adije die, einem breiten Flusse gleichende Mündung des wādi ed-dālie[1], der seewärts eine jetzt unter Wasser stehende Barre (arab. rukk) mit Öffnung von Norden her vorgelagert ist. Auf der Nordseite[2] dieses breiten Wassers liegt eine gedrängte Gruppe von beduinischen Vorratshäusern, keine Ortschaft, welche chirbet el-mes'adije genannt wird und vielleicht eine alte, aber sehr kleine Ortslage bedeutet. Daß keine Ortschaft von Bedeutung hier im Sumpfe bestehen konnte, ergibt sich schon daraus, daß es ihr an zuverlässigen Verkehrslinien völlig fehlt. Bethsaida kann hier nicht gelegen haben. Nach el-'aradsch zu schließt sich unmittelbar an ein wasserreiches Gelände, das sich als Delta des Flusses von el-mes'adije auffassen läßt. Dann folgt die etwa 20 m breite Mündung der großen Lagune (arab. zāḳa) von el-'aradsch, in welche das wādi eṣ-ṣafā einläuft. Auch ihre Mündung ist mit einer nach Norden offenen Barre versehen. Die Lagune wird im Sommer so seicht, daß Boote nur bis in die Mündung gelangen können. Von el-mes'adije aus war es unmöglich dahin zu kommen. Wir bestiegen darum wieder das Boot, legten in der Jordanmündung an und gingen von da bis zur Mündung der Lagune, wobei ich 1000 Schritte bis zum Hause des Paschas bei el-'aradsch, 500 Schritte von da bis zur Lagunenmündung zählte. Wir erfuhren diesmal, daß der Name el-'aradsch eigentlich an einem Jujubenbaume hafte, der sidret el-'aradsch. Die voriges Jahr von uns gesehene Skulptur, die hier gefunden worden war und wenigstens von der Synagoge in tell ḥūm

[1] Abbildung 5.

[2] Bei Schumacher irrtümlich südlich.

nicht stammt, war jetzt arg verstümmelt in die Hofmauer eingesetzt worden. Das Schönste in diesem alten Bethsaida war die frische Luft und der weite Blick über Sumpf, Lagune und See, die wir von den Altanen des Paschahauses genossen. Die Mündungsfurt des Jordan war ungangbar. Man hätte bis zur Furt machāḍet ʿazrāin (auf den Karten umm sidre) hinaufwandern müssen, um den Fluß durchwaten zu können. Uns brachte das Boot das Norduser der See entlang nach tell ḥūm.

Kapernaum.

Um über die Lage von Kapernaum ein Urteil zu gewinnen, waren die Hafenverhältnisse des Nordufers des Sees zu beachten. Zuerst bietet nach dem Urteil unserer Bootsleute das Vorgebirge rās el-ʿöschsche einen vor dem Westwind gesicherten Ankerplatz. Dann folgt bei der Mündung der wādi el-buṭm zwar ein Vorsprung des Ufers. Er ist aber so unbedeutend, daß er keinen Hafen bildet. Die am Ufer langgestreckte Ortslage tell ḥūm hat selbst keinerlei Hafen. Unsere Bootsleute mochten nicht einmal in dem kleinen Bootshafen der Franziskaner anlegen, sondern zogen es vor, sich in den Schutz des weiter westlich liegenden Vorgebirges rās dschirnis zu begeben. Dort liegen zwar viele große Steine im See, aber wir konnten doch landen und hatten am Strand zwischen Oleandergebüsch das Mittagsmahl. Unsere Schiffer entzündeten indes ein kleines Feuer und rösteten auf seinen Kohlen zwei zuvor ein wenig gesalzene Fische (Chromis Tiberiadis), die sie bei el-mesʿadīje mit den Händen gehascht hatten. Das erinnerte lebhaft an das Kohlenfeuer und den darauf liegenden Fisch, womit Jesus Joh. 21,9 seine fischenden Jünger begrüßte. Freilich fehlte die süße Nachspeise der Honigwabe, welche einem Glossator Luk. 24,42 unumgänglich schien. Auch unsere Gefährten fanden sie sehr wünschenswert, weil nichts besser den vom Fischessen hervorgerufenen Durst lösche als eine Süßigkeit, während es widerlich wäre, Fisch und Honig zusammen zu essen. Der alte Spruch: fa-astasmaktu astaḥlu, „Habt ihr Fisch gegessen, so eßt Süßes!" war hier wie in Jaffa bei den Seeleuten wohlbekannt[1]. In Jaffa nannte ein Fischer, wie Muḥīṭ el-muḥīṭ als Grund, daß der Fisch kalt mache und nachträgliche Erwärmung des Magens durch Süßes nötig sei. Was die Bootsleute hier sagten, schien vernünftiger.

Auf dem Wege zu der von den Franziskanern gehüteten Synagogenruine fiel mir in ihrem Garten ein mit Schilf bestandener kleiner

[1] Graf v. Mülinen hat ihn, wie es scheint, in Haifa gehört, ZDPV 1912, S. 105 ff.

Sumpf auf, der sich unmittelbar hinter dem von ihnen gezogenen Uferwall befindet. Zwei alte, gegen 100 Schritt auseinander liegende Mauern von 1,60 m Dicke aus großen Steinen schließen ihn im Osten und Westen ein. Ein Becken von etwa 50 Schritt Breite von Süd nach Nord hat zwischen ihnen gelegen. Das genügte als Hafen für eine kleine Fischerflotte, und die Annahme scheint erlaubt, daß hier am Westende der Ortschaft der Hafen von Kapernaum gewesen ist, für den wohl eine natürliche Einbuchtung durch Kunst verbessert wurde. Dieser Hafen war nicht nur eine für die Geschichte Jesu wichtige Stätte, welche die Franziskaner nicht durch Verschüttung unkenntlich machen sollten, sondern er gibt auch einen Beitrag zur Erklärung der Lage des Fischerstädtchens gerade an dieser Stelle. Als zweiter Erklärungsgrund darf vielleicht die Mündung eines über kerāzie von der Via Maris kommenden Weges zum See gelten, als dritter die Quelle, welche sich bei tell ḥūm befinden soll.

Daß tell ḥūm Kapernaum sei, ist zuletzt von Klein bestritten worden[1]. tell ḥūm habe mit Kapernaum keinen sprachlichen Zusammenhang und gehe vielmehr auf ein Kephar Achūm zurück, das in Tosephta und Talmud neben Kerāzīn=Chorazin genannt werde. Aber tell ḥūm ist beduinische Umwandlung des Namens tanḥūm, weil die Juden das Grab eines tanḥūm hier aufzusuchen pflegten[2]. Ein eigentlicher Tell ist auch gar nicht vorhanden. Die Lage von Kapernaum östlich vom Heptapegon ist durch Theodosius[3] gesichert und kann nicht durch Stellen mit so unsichern Lesarten[4] wie b. Men. 85[a] und Tos. Men. IX 2 erschüttert werden. Klein vermutet Kapernaum, das notwendig im Norden des Sees zu suchen ist, bei chirbet minje, wohin er aber anderwärts die Ortschaft ʿĒn ha-Teēnā (= ʿēn et-tīne) gelegt hat.[5]

Nach der Rückkehr zum Zeltlager wurde auch uns ein Mahl

[1] ZDPV 1912, S. 39ff.

[2] Geyer, Itinera S. 138.

[3] In Jichus ha=Zaddikim heißt es: „In Tanchum sind die Gräber vom Propheten Nahum und Rabbi Tanchuma," Jichus ha=Aboth sagt: „Tanchum. Dort ist Rabbi Tanchum begraben." S. Carmoly, Itinéraires, S. 385., 484.

[4] Das vermutete Chorazin heißt barzajim, karzajim, kerāzim, karwīm, der zweite Ort kephar achim, achjā, achus. Die von Klein für die Tosephta behauptete Lesart kephar achūm findet sich weder bei Zuckermandel noch in Ausgabe Sabbioneta 1554. Daß beide wegen guten Weizens gerühmte Orte am See von Tiberias lagen, wird nicht gesagt. Doch mag es ja sein, dann sind die Ortsnamen zurechtzustellen.

[5] Beiträge, S. 30.

von den Fischen des Sees (Chromis Tiberiadis) zuteil, an der Stätte, wo nach der alten Tradition Jesus mit fünf Broten und zwei Fischen fünftausend speiste (Mk. 6,31ff.). Ein Mosaik mit Fischen und Brot, das man neben dem Oktogon der Quelle gefunden hat, läßt keinen Zweifel über den von der Tradition gemeinten Ort, gegen den man freilich wegen der Nähe der Ortschaften von chirbet minje und tell ḥum Bedenken hegen muß. Für die von Schumacher[1] vermutete alte Ortslage am unteren Ostabhang des tell el-ʿorēme gibt es keinen hinreichenden Beweis.

Am folgenden Tag ritten wir am „Baum der Seligpreisungen" dessen Bruder jetzt abgehauen worden ist, in einiger Entfernung vorüber nach chirbet kerāze, beduinisch kerāzie, dem alten

Chorazin,

das Jesus neben Bethsaida und Kapernaum als Stätte seiner Taten nennt (Matth. 11,21). Es liegt in einer von Basaltblöcken übersäten Wildnis über dem Oberlauf des tief eingeschnittenen wādi el-buṭm auf einem von Osten in das Tal hinausragenden Vorsprung, welcher hinter sich eine in höheres Gelände eingebettete Senke hat, die in ihrem untersten Teil sumpfig ist und weiter oben eine reiche Quelle enthält. Der Ablauf der Senke geschieht durch eine südlich von der Ortslage zum Tal hinabsteigende Schlucht. In dieser Senke, in deren Grund jetzt zwei große Jujuben und eine Eiche ein Heiligengrab beschatten, waren gewiß einst die bewässerten Gärten des Städtchens. Dieses selbst bedeckte die vorspringende Terrasse, von deren Südrand die Synagoge seewärts schaute. In ihren Trümmern überraschen immer wieder die figürlichen Darstellungen, welche den Fries schmückten. Ein Löwe, der unter einem Blatt hervorkommt, oder auf ein kleines Tier zuschreitet, oder mit Maul und Tatzen ein Lamm packt, ein Tier mit langem hängendem Ohr, das ein Junges säugt, traubenlesende und kelternde Menschen sind zu beobachten. Sonderbare Possenkapitäle[2] erinnern an Formen, die aus Petra bekannt sind. Für den Verkehr der Stadt diente eine Linie, welche oberhalb des tell el-ʿorēme von der Via Maris abzweigte und über kerāzie nach der Jordanfurt umm ʿāzrāin und et-tell lief, und ein zweiter sie kreuzender Weg von ṣafed über kerāzie nach tell ḥūm.

Bei unserem Ritt nordwärts bemühten wir uns vergeblich, eine eigentliche Nordstraße von kerāzie aus zu entdecken, auf welche Spuren

[1] ZDPV 1890, S. 70.

[2] S. Dalman, Neue Petra-Forschungen, Abb. 9, S. 21.

nördlich von der Quelle hinzudeuten schienen. Doch ist sehr möglich, daß ein derartiger Weg sich in der Gegend von mōḥ el-ḥeme nordöstlich nach der Jordanbrücke wandte, während wir, pfadlos in genau nördlicher Richtung reitend, südlich von der wieder verlassenen Judenkolonie Machanaim (= chirbet ḳaṭāne) die Via Maris kreuzten und auf dem Fahrwege der jüdischen Kolonisten zur Brücke der Töchter Jakob hinabgelangten. Der Ritt durch die dorflose Beduinenwildnis zeigte, daß dort oben doch auch größere Feldflächen vorhanden sind, welche man teilweise zur Flur des alten Chorazin rechnen muß und ohne welche sein wirtschaftliches Bestehen undenkbar wäre. — Noch in der Nähe von kerāzie konnten einige Dolmen von der von Dr. Karge bekannt gemachten Gruppe betrachtet werden, der eigen ist, daß der den Dolmen umgebende Steinhaufen öfters bis zur Höhe des Decksteins hinanreicht, so daß eine Form entsteht, die einigermaßen an die in Erdhaufen verborgenen Steinkisten Schwedens erinnert.

Von der Mittagsrast auf den Ufersteinen des rasch daherflutenden jungen Jordan unterhalb der Brücke der Töchter Jakobs führte uns ein fahrbarer Weg am baḥr el-chēṭ entlang und durch die ganze Niederung bis hinauf nach el-meṭalle. Es war erstaunlich, in der abgelegenen Welt des ḥüle-Tales jetzt eine solche Straße verfolgen zu können, die sogar bis Sidon und Beirut eine Fortsetzung besitzt. Das westliche Gelände der sumpfigen Ebene teilt man in die arḍ el-chēṭ, die bis el-mellāḥa reicht und das westliche Seeufer begleitet, dann bēt sāmūn und dschāḥūl längs des großen Sumpfes el-ṛābe bis zur Quelle ʿēn el-masā (englische Karte irrig ʿain el-mûsa), wo das Gebiet el-chālṣa beginnt, das im Osten neben sich die arḍ el-ḥüle hat. Wir hatten unser Zeltlager noch in der Nähe des Sumpfes bei ʿēn el-balāṭa (Nachtquartier X) und konnten dort wie auf dem weiteren Wege, und besonders von den Höhen im Norden und Nordosten, sehen, daß es nur zwei offene Wasserflächen im Sumpfe gibt, nämlich am Westrande nördlich von ʿēn el-balāṭa und am Nordende des ganzen Sumpfes, während in der Mitte nur drei kleine Wasserstellen wohl den Lauf des Jordan andeuten[1].

Ein basaltischer Höhenzug, den Blanckenhorn das Tal füllen und bis ābil hinauflaufen läßt, während er südlich von chirbet eṭ-ṭalḥa (mit neuem jüdischen Gehöft) endet, begleitet das Tal der Goldquelle auf der Ostseite, dann setzt wieder Senon ein, der die ganze Umgebung von ābil beherrscht und bis zur Senke von merdsch ʿajūn hinaufsteigt.

[1] Die englische Karte entspricht nicht der jetzigen Wirklichkeit.

Die imponierendste Ortslage der ganzen Gegend ist ābil, einst Abel Beth Maacha, auf einem langgezogenen steilen Hügel. Höher noch liegt die jüdische Kolonie el-metalle, die ihrem Namen entsprechend eine weite Aussicht gewährt. Dabei ist sie ein wichtiger Straßenknotenpunkt, weil die von Damaskus über bāniās kommende Straße sich hier nach Sidon (an dēr mimās vorüber) und nach Tyrus (über ʿodēṭa) verzweigt. Freilich hat die Brücke über den ḥāṣbāni eine zweite Möglichkeit der Verzweigung schon bei tell el-ḳāḍi gegeben, welche jetzt mit jener rivalisiert.

Von diesem bedeutsamen Punkt an der Nordgrenze Palästinas wandten wir uns zunächst südwärts nach dem Grunde des wādi el-chārrar[1]. Das Wasser von merdsch ʿajūn vollzieht hier in kurzer Strecke einen bedeutenden Fall und hat sich deshalb eine schmale Rinne gegraben, an deren Ende es über 25 m tief tosend und sprühend in eine enge Kluft hinabstürzt. Man muß den Bach durchwaten und jenseits ein Stück hinanklimmen, um das prächtige Schauspiel voll und aus nächster Nähe, vom Sprühregen bestäubt, zu genießen. Wir lenkten nun zurück in die alte Sidon-Damaskus-Straße, überschritten die Furt des ḥāṣbāni-Flusses oberhalb el-ṛaddschar (nicht gegenüber, wie die englische Karte angibt) und gelangten so nach der leddān-Quelle am Fuß des alten Dan im Kranze seiner Pappeln, Eschen, Storaxbäume und Myrten, und weiter nach bāniās und seiner Jordanquelle (Nachtquartier XI). Hier gelang es, bei el-chadr die vierte Seite des 1911 gefundenen Grabaltars[2] freizulegen, aber ohne eine Inschrift zu entdecken. Am Herabweg von da nach der Jordanbrücke fiel ein Felsblock mit drei Nischen auf, die an dieser Stelle wohl als sakral anzusprechen sind.

Jenseits des nahr es-saʿār, mit dem wir in das Basaltgebiet des dschōlān eintraten, kreuzten wir zunächst die Mauer, welche man als Grenze des römischen Caesarea Philippi vermutet hat. Im Dorfe ʿēn fīt überraschte uns ein Effendi mit einer dringenden Einladung zum Kaffee auf dem Balkon seines städtisch eingerichteten Hauses. Er unterrichtete uns, wie Jakob, vom Osten kommend, sein Zelt beim Heiligtum der Töchter Jakob aufgeschlagen habe, wie die 14 Richter Israels auf tell el-ḳāḍi ihre Urteile verkündeten und wie Salomo die Burg bāniās

[1] Diesen Namen hat die englische Karte nach merdsch ʿajūn gerückt. Der Bach heißt aber dort ʿēn ed-derdāra, erst von el-metalle ab bis nördlich von ābil wādi el-charrār.

[2] PJB 1911, S. 24.

erbaute zum Schutz der Straße von Tadmor nach Tyrus. An 'ēn fīt schließt sich unmittelbar das höhergelegene zā'ūra, wonach das Hochplateau darüber jetzt dschebel zā'ūra genannt werden könnte, so wie ehemals der Berg von Miz'ār Ps. 43,7[1]. Der Übergang des hebräischen Namens in eine aramäische Namensform hat seine Parallele bei dem gleichbedeutenden Zoar, das bei den LXX Σήγωρ (= ṣē'ōr), aber bei Josephus Ζόαρα von Ζωώρ = τὸ ὀλίγον (Antt. I 11,4) genannt wird. Die Nennung des Berges von Miz'ār neben dem Hermon sichert ihm eine Lage in dieser Gegend. — Das dichte Buschwerk, das noch auf Schumachers Karte hier die Hochebene bedeckt, hat meist Ackerfeldern Platz gemacht. Erst jenseits skēk, wo Schumacher keinen Wald zeichnet, zeigt sich ein geschlossenes Gebiet von Eichwald, einzigartig im ganzen dschōlān, mit Bäumen bis 4½ m Höhe. Keine Ortschaft liegt am Wege. Das rechts[2] liegende eskēk, vor welchem links ein kleiner, wasserloser Krater (dschubet eskēk) auffällt, ist kein stetig bewohntes Dorf; aber weiterhin liegt weiter entfernt nördlich das dauernd bewohnte 'ejūn el-ḥadschal. Bald darauf wird der tell el-baram, der bei Schumacher wohl zu weit nördlich liegt, nördlich umgangen, nicht südlich passiert (so Schumacher). Mit dem Wege zieht sich der Oberlauf des dem Jordangebiet angehörenden wādi en-nisr ebenfalls um den Berg herum und geht da ganz unmerklich in den Kopf des nach Südosten fließenden Baches von el-manṣūra und el-ḳnēṭra über. Die Straße läuft dann durch das Tscherkessendorf el-manṣūra und nördlich vom Bach[3] bis kurz von el-ḳnēṭra (Nachtquartier XII).

Um von den Landschaften dschēdūr und ḥaurān wenigstens den westlichen Rand kennen zu lernen, zogen wir östlich von dem waldigen Hügelzug von hir el-'adscham und el-brēka, der hier die Wasserscheide bildet, in südöstlicher Richtung durch die Hochebene. Seit der Telegraph el-ḳnēṭra und der'a bzw. boṣra verbindet, ist auch ein dem Telegraphen folgender ziemlich grader Weg von el-ḳnēṭra nach naua entstanden, der jetzt als die Hauptstraße des Gebiets in dieser Richtung zu bezeichnen ist. Er überschreitet bald den rukkād, bleibt eine Weile in seiner Nähe und senkt sich dann in das vom tell el-ḥārra kommende weite Tal des 'allān und geht etwa 3 km nördlich vom tell ed-dschābie vorüber. Wir blieben zunächst westlich von dieser Straße, um in surramān nach Inschriften zu suchen. Man unterscheidet die Dörfer 'ēn surramān, das auf einem Hügel liegt, und surramān, das in zwei

[1] Vgl. PJB 1909, S. 101 f.

[2] Bei Schumacher irrig links.

[3] Bei Schumacher beides unrichtig.

völlig gesonderten Teilen einen Hügel einschließt, der nach den erhaltenen Spuren der Mittelpunkt der alten Stadt war. Trümmer von Bauten im echten ḥaurān-Stil bezeugen eine Blütezeit in der spätrömischen Periode des Landes. Unter den Inschriften, die wir fanden, galt eine einem Kyrillos „von den Tribunen", gewidmet vom Sohne, dem Trabanten Sopatros, eine andere einem Priester. Über er-ruēḥine (Schum. er-rūḥine) gelangten wir hinab zum rukkād, der um diese Zeit ein recht ansehnlicher Bach ist, aber später versiegt. Auf der Ostseite des Baches begann eine nach Süden zu weit ausgedehnte Gruppe von Dolmen, deren 28 von mir besichtigt wurden. Auch hier fanden sich Beispiele völliger Verdeckung durch den umgebenden Steinhaufen. Weiter südlich in der Nähe von es-suwēsi, das etwa 3 km vom Wege abliegt, folgte eine zweite kleinere Gruppe, von der ich 9 Exemplare sah. Wunderbar war in dieser ebenen Landschaft der weite Blick. Im Süden östlich das ḥaurān-Gebirge, durch eine flache Senke verbunden mit der Erhebung des 'adschlun, davor die kleinen Vulkane des tell ed-dschābie und tell ed-dschemu', im Westen die Hügelkette von el-brēka, im Süden abgeschlossen durch den mächtigen tell el-faras, im Norden der breite, schneeige Kamm des Hermon, davor östlich der bedeutende Kegel des tell el-ḥārra. Bäche rieseln durch grüne Auen, auf denen Iris Nazarena und besonders ganze Massen von orangefarbenen Asphodelinen prangten. Je weiter nach Süden, desto mehr breitete sich der Anbau aus. Zum Schluß führte der Weg durch große Getreideflächen nach dem Ruinenhügel von

Gaba.

Unser Zeltlager stand hier in dorfloser Einöde bei 'ēn ed-dschābie (Nachtquartier XIII), einige Kilometer vom tell gleichen Namens (s. o.). So hatten wir Gelegenheit, die bisher wenig beachtete Ortslage chirbet ed-dschābie[1], deren breiter Hügel unmittelbar hinter unsern Zelten aufstieg, näher zu betrachten. Sie war auch der Beachtung wert; denn dschābie, aramäisch Gābitha, war im 6. Jahrhundert die Residenz der Ghassaniden-Könige[2], nach welcher das Westtor von Damaskus benannt wurde. Im August 636 sammelte sich hier zum letztenmal das Heer der Römer vor der Entscheidungsschlacht bei wakkuṣa am

[1] Vgl. Brünnow, MuN des DPV 1896, S. 17ff.

[2] Nöldeke, ZDMG XXIX, S. 430; Die Ghassanischen Fürsten aus dem Hause Gafnas (Phil. hist. Abh. d. Berl. Akad. 1887 II) S. 47f., Wetzstein, Reisebericht, S. 119f.

unteren Jarmuk, welche Palästina dem Islam preisgab[1]. Das Jahr darauf verhandelte Omar von hier aus mit Jerusalem über seine Kapitulation[2]. Muhammed soll nach Jāḳūt die Stadt als Sammelort der Seelen der Gläubigen bezeichnet haben. Aber dieses dschābie wird auch das Gaba oder Gabai im Gebiet des Tetrarchen Philippus sein, auf welches Münzen zu deuten scheinen, und das Plinius und Hierokles für diese Gegend erwähnen[3].

Daß die Geschichte der Stadt in noch ältere Zeit hinaufreicht, dürften die erhaltenen Reste ihrer Befestigung erweisen. Auf der Ostseite imponiert eine auf eine Strecke von 90,60 m erkennbare Mauer in zyklopischer Bauart, welche an die bekannte Zyklopenmauer von irbid[4] erinnert. Ein 10,50 m langer Teil ist 3,85 m hoch erhalten in vier Steinreihen mit Blöcken bis zu 2 m Länge, 1,85 m Dicke und 75 cm Höhe[5]. Die Mauer biegt sich dann nach Norden um, erscheint aber hier in der Form einer doppelten Böschung, einer tiefer gelegenen aus Steinen von etwa 60 cm im Geviert und einer 5—7 m zurückliegenden höheren aus Steinen von nur etwa 40 cm. Die untere Linie[6] ist in einer Länge von fast 74 m erkennbar, die obere in Stücken von 3,70, 12,22 und 33,38 m. Das ist etwas Ähnliches wie der doppelte Mauerkranz des alten Jericho. Auf den anderen Seiten, wo der Hügel sehr allmählich abfällt, fehlen sichtbare Mauerspuren. Auf der Höhe gab es einige behauene Steine, darunter ein Gesimsstein, wie sie als Dachträger in den ḥaurān-Häusern alten Stils vorkommen. Von der Einsenkung mit der Quelle im Osten des Hügels, in der wir in der Nähe rosafarbener Anemonen lagerten, zieht sich ein Bächlein um die Südseite des Hügels, wo eine zweite Quelle zu sein schien. Ein aufgemauertes Bassin auf höherem Terrain an der Straße nach Süden zu hielt Wasser, dessen Herkunft mir unklar blieb. Ein südlich laufender, aber zerstörter Kanal schloß sich an. Westlich davon lag eine zweite kleinere Ortslage ohne eigentlichen Hügel, die zur ersten gehören wird. Diese konnten wir leider nicht näher ansehen. Die wichtigste Verbindung der alten Stadt muß eine jetzt außer Ge-

[1] Nach Nöldeke, a. a. O. S. 79f., hätte die Schlacht bei dschābie und am Jarmuk stattgehabt. Aber das ist kaum möglich. Die Entfernung beträgt eine Tagereise. Vorsichtiger äußert sich de Goeje, Mémoire sur la conquête de la Syrie, S. 120. — Vgl. oben S. 34.

[2] Wellhausen, Skizzen und Vorarbeiten VI, S. 66.

[3] Schürer, Gesch. d. jüd. Volkes II³, S. 154.

[4] PJB 1905, Tafel 4, Abb. 1.

[5] Abbildung 6.

[6] Abbildung 7.

brauch gekommene Trasse der Straße von Damaskus nach dem Südende des Sees von Tiberias gewesen sein, die noch für den Entscheidungskampf zwischen Christen und Muslimen (s. o.) von Bedeutung war. Sie verließ voraussichtlich die „Pilgerstraße" bei dschāsim, berührte dschābie, ging über die rukḳād-Brücke und schloß sich in chisfīn an eine jetzt noch im Gebrauche befindliche Damaskus-Straße an.

Daß von der noch im 7. Jahrhundert blühenden Ortschaft so wenig Trümmer sichtbar sind, erklärt sich durch die Nähe des nur etwa 5 km entfernten großen Dorfes

Nawe,

nach welchem wir nun kamen. Dort war Gelegenheit, Gebäude, wie sie einst das alte dschābie schmückten, noch vollständig erhalten zu sehen und genau zu betrachten, nachdem die Bedenken der hohen Obrigkeit wegen unserer Anwesenheit beschwichtigt waren. Der hohe Hauptraum geht durch zwei Stockwerk insofern, als er oberhalb der Türe durch viereckige und runde Fenster erhellt wird. Die steinernen Gitter der Fensteröffnungen schienen überall entfernt zu sein. Im Innern betritt man zunächst den ebenerdigen „Boden" des Hauses (ḳā' el-bēt) und steigt dann hinauf zu der um etwa $^1/_2$ m erhöhten Plattform (masṭaba), auf welcher das tägliche Leben der Familie, aber auch die Übung der Gastfreundschaft ihren Ort haben. Ein Rundbogen, der sich auf Wandpfeiler stützt, trägt das Dach, dessen steinerne Deckbalken auf überkragenden Gesimssteinen der Wände und des Bogens ruhen Ein Mäandermuster schmückt gelegentlich die Decke in dem Feld oberhalb des Eingangs, Lorbeerkränze den unteren Teil der Bogenleibungen, verzierte Kapitäle die Pilaster. Der wichtigste Schmuckteil nach außen ist der Türsturz. Wir sahen auf solchen Lorbeerkränze und Weinranken, in drei Fällen auch den siebenarmigen Leuchter der Juden, einmal sogar in doppelter Ausführung[1]. Diese jüdischen Embleme bestätigen die Tatsache, daß im 2. bis 4. Jahrhundert jüdische Gelehrte hier ihre Heimat hatten[2], und daß er auch Hieronymus als jüdischer Ort bekannt war. Doch überraschte es, vor dem Dorfe bei dem Grabe von nebi sām ibn nūḥ einen hebräischen Grabstein zu sehen, wonach „Joseph, Sohn Saadja's, dessen Ruhe im Paradiese sei", im Jahre 4822, also erst 1062 n. Chr., gestorben ist. Es war den Nauensern etwas

[1] S. Abbildung 8. Eines dieser Leuchterornamente auch bei Schumacher, Across the Jordan, Fig. 83, aber daneben drei andere, die wir nicht sahen.

[2] Bacher, Agada der pal. Amoräer III, S. 508 ff., Klein, Jew. quart. Rev. 1912, S. 552 ff.

peinlich, daß der nebi jūsif, den sie hier neben Sem verehren, sich als ein Jude entpuppte.

Über die fruchtbare Ebene führte ein kurzer Ritt nach dem alten

Karnajim,

jetzt schēch sa'd, früher dēr eijub genannt, weil es seit spätrömischer Zeit als Wohnort Hiobs galt[1]. Der sogenannte Hiobsstein, nach welchem vielleicht einmal die Örtlichkeit Chalamisch genannt wurde[2], eine Stele zu Ehren Ramses II. von Ägypten, ist hier auf der Spitze des bedeutenden Hügels der alten Stadt in einer Moschee im echten Hauranstil, also wohl aus den ersten Jahrhunderten des Islam, vor dem mihrāb aufgestellt. Neben dieser Reliquie aus dem zweiten Jahrtausend vor Christo beweist der am Fuß des Stadthügels zuerst von mir im Mai 1900[3] gesehene Torlöwe aus Basalt (2,24 m lang, 98 cm hoch), daß hier ein uralter Herrschersitz gewesen ist. Nach der Angabe des Eusebius und der Pilgerin Etheria, kann man nicht zweifeln, daß damals die Ortschaft Karnajim hieß. Hier also war der Tempel der Atagartis, nach welchem die von Judas Makkabäus geschlagenen Syrer vergebens flohen (1. Makk. 5,43), obwohl zuzugeben ist, daß die Schilderung von 2. Makk. 12,21 hierher nicht paßt. Schēch sa'd ist zwar eine große und nicht unfeste Hügellage, aber es ist nicht „schwer zu belagern und schwer zugänglich wegen der Enge aller Örter", sondern liegt mitten in der Ebene. Da die Beschreibung auf den viel weniger bedeutenden, etwa 4 km südlich liegenden tell 'aschtara noch weniger und auf tell el-asch'ari (s. u.) auch nicht recht anwendbar ist, gehört sie wohl der Phantasie des Erzählers an, ebenso wie die jüdische Vorstellung, daß Aschtoreth Karnajim, wenn nicht zwischen zwei Bergen, wie Raschi meint, so doch im Schatten eines Berges liege (b. Sukk. 2[a]). Möglich wäre eher, daß es eine Doppelortschaft war, die aus tell 'aschtara und schēch sa'd bestand.

Nachdem wir den nahr ehrēr auf seiner Brücke überschritten hatten, wandten wir uns in die bei Schumacher fehlende westliche Ausbiegung des Flusses und standen da staunend an einem Wasserfall[4]

---

[1] Daß naua selbst daneben für Hiobs Wohnort gehalten worden sei, folgt doch nicht aus der summarischen Angabe von Jākūt gegenüber der genaueren Mitteilung von Mas'ūdi und Jakūt's eigener Mitteilung an anderer Stelle (anders Dhorme, Rev. Bibl. 1911, S. 103f.).

[2] Chalamisch war die heidnische Rivalin des jüdischen Name nach Ech. R. zu 1,17.

[3] Vgl. MuN dDPV 1900, S. 27.

[4] Abbildung 9.

von wohl gegen 50 m Höhe, der in seiner grünen Umgebung den des rukkād[1] an malerischer Schönheit, aber auch an Tiefe des Falls übertrifft. Wasser, das unterhalb der Basaltdecke des Senonkalks hervorbrach, rieselte auch gegenüber in die tiefe Schlucht hinab. Weiter unten im Tale waren noch zwei von Süden kommende Wasserfälle sichtbar, — eine hier mitten in der sonnenverbrannten Weizenebene doppelt überraschende Erscheinung. Dem Tale folgend, hatten wir bei einer kesselartigen Erweiterung und Wendung desselben vor uns den über dem tiefen Absturz imponierend aufsteigenden tell el-asch'ari, der auch im Westen durch eine Schlucht geschützt ist. Quellen am Süd- und Nordfuß des Hügels, ein bachbildender Quellteich im Süden versahen die alte bedeutende Ortslage mit Wasser. Man würde gern mit Hölscher[2] darin Aschtaroth, die zweite Residenz Ogs von Basan, erkennen. Aber die Entfernungsangaben des Eusebius, wenngleich ungenau, setzen Aschtaroth in größere Nähe von der'a-Edreï, so daß el-muzērīb, nach dem wir sogleich kommen sollten, besser entspricht[3].

Aschtaroth?

Wir fanden das zur doppelten Bahnstation gewordene el-muzērīb (Nachtquartier XIV) nicht ganz so, wie es auf Schumachers Plan[4] erscheint. Danach wäre eine Insel mitten in einem kleinen See die alte Ortslage. Jetzt hatte der niedrige Stadthügel eine größere Wasserfläche nur auf der Südwestseite, westlich und östlich umgaben ihn nur schmale Wasserarme, von denen der westliche von einer Quelle herzukommen schien, während der östliche als die Fortsetzung eines Quellbaches zu betrachten ist, dessen Wasser im Nordosten zu einem Mühlteich gestaut ist. Im Norden hing der Hügel durch ein breites Stück Land mit dem höheren Ufergelände zusammen. Es ist anzunehmen, daß bei hohem Wasserstand die Halbinsel zur Insel wird. Aber wenn es jetzt nicht der Fall war, wird sie es im Sommer und Herbst niemals sein. Eine „höchst bedeutende Stadt"[5] konnte hier nicht gelegen haben, aber immerhin eine Stadt von eigentümlicher Festigkeit, die sich durch Stauung des Seeablaufs steigern ließ. Ihre Lage hat außerdem den Vorteil vor tell el-asch'ari und dem ebenfalls nahen und sehr festen tell esch-schihab, daß sie einen Knotenpunkt wichtiger Straßen nach Norden, Nordosten, Südosten und Süden bedeutet.

[1] PJB 1911, S. 25.
[2] ZDPV 1906, S. 145.
[3] Vgl. Buhl, Studien zur Topographie des nördl. Ostjordanlandes, S. 16.
[4] Across the Jordan, S. 157.
[5] Hölscher, a. a. O., S. 150.

Aus diesem Grunde läßt sich el-muzērīb sehr wohl als eine zweite Landeshauptstadt denken. Jene ebengenannten beiden Orte waren dazu nicht recht geeignet. Daß der 2. Makk. 12,16 erwähnte See von Kaspin allein hier vorhanden ist und nicht bei chisfīn[1], ist zuzugeben. Aber das zweite Makkabäerbuch hat sich in bezug auf Karnajim als schlecht unterrichtet gezeigt (s. o.). Es könnte auch hier ein Irrtum vorliegen.

Der vom See von el-muzērīb abfließende Bach von el-baddsche dürfte sich in der ganzen Gegend am besten für den Bach von 1. Makk. 5,37 eignen, hinter welchem die Syrer lagern und den die Juden angesichts derselben überschreiten. Dazu paßt kein tiefes Tal wie das wādi ehrēr, welches Hölscher vorschlägt. Auch kann das dabei genannte Raphon (= Raphana der Dekapolis) nicht das unbedeutende zēzūn sein, dessen Name alt zu sein scheint[2], sondern, wenn wādi el-baddsche der Bach war, nur tell esch-schihāb.

Nach der'a, das statt el-merkez[3] Regierungssitz geworden ist, nahmen wir diesmal einen Weg, der weiterhin eigentlich tell esch-schihāb mit der'a verbindet. Dieser „große" Weg von tell esch-schihāb fehlt auf Schumachers Karte ebensowohl wie die Straße von ṭurra nach der'a, welche die Verbindung von umkēs dorthin herstellt und vielleicht Römerstraße war[4]. Wir kamen dabei vorüber an dem mit ungewöhnlich langen Kopf- und Fußsteinen (bis 1,78 m) ausgestatteten Grab des schēch el-kūfi, bei welchem wir griechische und arabische Inschriften fanden, und kreuzten dann das wādi ez-zēdi, hier wādi eṭ-ṭe'ēl genannt. Schumachers Karte versieht es mit einem nahe bei der'a entspringenden Bache. Wir fanden es aber wasserlos, und ich erfuhr, daß der perennierende Wasserlauf erst bei 'ēn el-meddān oberhalb der Brücke dieses Namens beginnt. Das von oben kommende Wasser versiegte jetzt oberhalb des schēch abu-l-ba'ās (Schum. abu-l-'āṣ), bei dem ebenfalls ein Grabstein mit griechischer Inschrift entdeckt wurde.

---

[1] Dort notierte ich 1907: „Kein Teich bekannt, Quelle und Lache vorhanden, Teich recht wünschenswert und leicht möglich." Nach meiner Erinnerung befindet sich eine flache Vertiefung mit etwas Wasser, aus welcher leicht ein Teich herzustellen wäre, auf der Südseite des flach in der Ebene liegenden Dorfes mit reichlichen Spuren aus der spätrömischen Zeit.

[2] S. Tos. Schebi. IV 8.

[3] Dies ist völlig zur Ruine geworden.

[4] Der Weg bēträs-er-rāḥūb-der a ist darum doch nicht so unmöglich, wie es Guthe, MuN dDPV 1912, S. 39 scheint.

Edreï.

In der'a, einst Edreï, zogen wir von Westen ein, geleiteten einen unserer Gefährten zum Bahnhof jenseits des wādi ez-zēdi und hatten dabei Gelegenheit, die auf Schumachers Karte[1] nicht recht klargemachte Lage der alten Stadt in uns aufzunehmen. Auf der Südseite des wādi ez-zēdi, an dessen Nordrand die Basaltdecke der nördlichen Landschaft plötzlich endet, erhebt sich steil der Senonhügel von el-kerak, der Burg von der'a, isoliert durch eine östliche gekrümmte und eine westliche gradlinige Nebenschlucht des Haupttals, aber auch südwärts emporragend über die weitere Verbindung mit dem höheren Gelände in dieser Richtung. Von der östlichen Nebenschlucht ist durch einen Damm der obere Teil abgeschlossen und zu einem Teich gemacht, welchem eine über das wādi ez-zēdi kommende Leitung[2] Wasser zuführte. An den Burghügel, der die älteste Stadtlage bedeutet, schließt sich im Süden jedenfalls seit der Römerzeit eine noch immer recht bedeutende Stadt auf der Höhe des flachen Rückens zwischen dem nach Süden umgebogenen Oberlauf des wādi ez-zēdi und der obengenannten westlichen Nebenschlucht. Die im Norden von der Burg gedeckte Stadt bedurfte des künstlichen Schutzes, an dem es die Römer auch nicht haben fehlen lassen. Die Jagd nach Inschriften ergab unter anderm eine neue Bauinschrift aus römischer Zeit, der nur leider die Angabe des Bauwerkes fehlte.[3]

Aber es war Zeit, sich dem Westen wieder zuzuwenden. Nach Durchschreitung der Hügellandschaft ez-zumal[4] kreuzten wir einen Zug von etwa 500 Kamelen der ruwala-Beduinen, die mit Kind und Kegel aus der Wüste nach der nuḳra zogen, um da Futter zu finden. Bald darauf standen wir vor er-remṯa, das in neuerer Zeit vielfach für das von Joram und Jehu gegen die Syrer verteidigte

Ramoth in Gilead

gehalten wird. Auch mir hatte dies eingeleuchtet. Bei diesem Besuch des Ortes kamen mir Bedenken. Das große Dorf hat zwar auf seinem breiten Hügel nach allen Seiten hin eine beherrschende, aber keine sehr feste Lage, weil es nirgends steile Abhänge gibt. Wer besonders die

---

[1] So auch auf dem Plan in Across the Jordan. S. 125.

[2] Nach Schumacher ZDPV 1897, S. 127, käme sie an tell ed-dschābie vorüber, was kaum möglich scheint.

[3] Die auf dieser Reise gefundenen Inschriften werden mit denen von 1911 in der Zeitschrift des D. Pal.-Vereins erscheinen.

[4] ez-zumal heißt „die Hügel", die Bezeichnung dschebel ez-zumal (so Fischer-Guthe) ist nicht angängig.

Burg Ἀβεμα (=Rāmethā) von 1. Makk. 5,9 auf dieses Ramoth bezieht[1], was empfehlenswert scheint, gerät in Verlegenheit, weil die länger belagerte Burg doch wohl eine besondere natürliche Festigkeit voraussetzt, die hier nicht vorhanden ist. Dazu kommt, daß die Zugehörigkeit von er-remṯa zu Gilead nicht sicher ist. Das Natürliche scheint zu sein, daß das Bergland Gilead hieß, die Hochebene Basan. er-remṯa liegt 15 km vom Gebirge entfernt. Nun müssen ja wohl die Gemarkungen der am Rand des Gebirges liegenden Ortschaften noch zu diesem gerechnet werden. Aber auch dann fällt er-remṯa aus diesem Gebiete heraus, und die jetzige Grenze zwischen den Landschaften ʿadschlūn und ḥaurān ist im Einklang damit das wādi esch-schellāle.

Allen Anforderungen entspricht besser ḥōṣn ʿadschlūn, bei welchem heut unser Lager aufgeschlagen war (Nachtquartier XV). Sein mächtiger teil ist steil und natürlich gefestigt. Er liegt wie ein Wachtposten vor dem Gileadgebirge und ist der Schlüssel zu den Straßen nach bēsān und nach dem südlichen ʿadschlūn (durch das wādi el-banāt[2]). er-remṯa könnte ein altes „Rama im Basan" gewesen sein, das Ramoth in Gilead war ḥōṣn ʿadschlūn „die Feste von ʿadschlūn". Aus 1. Makk. 5,9. 39 muß man schließen, daß es üblich war, jenes „Dathema" meṣādā „die Feste" zu nennen. Die Schlacht mit Benutzung von Streitwagen, in welcher Ahab fiel (1. Kön. 22,34ff.), ist hier leicht zu denken.

Die Randberge Gileads überschritten wir, als wir am nächsten Tage zunächst edūn zustrebten. Wir fanden dort diesmal den von Schumacher[3] beschriebenen „Altar el-wakf a mit Opferschalen und Ruinen und Überresten eines Malsteines mit Steinkreis", wonach wir voriges Jahr vergeblich suchten. Der Befund war enttäuschend. In einem unregelmäßigen Kreise liegen 14 Steinblöcke verschiedener Größe, von denen einer mit einer natürlichen Vertiefung von 17 zu 8 cm bei 5 cm Tiefe, ein zweiter mit einer kleinen natürlichen Rinne versehen ist. Der erstere ist wohl Schumachers Altar. Man könnte an einen zerstörten Dolmen denken. Aber der Schech des Dorfes, der gern durch Tausch der Ringe mit mir Brüderschaft geschlossen hätte und sich auf Schumachers Anwesenheit an dieser Stelle gut besann, erzählte mir, es sei ein alter Feldturm gewesen, den er noch mannshoch gesehen habe, den sie aber zerstört hätten. Man nenne die Steine rudschm el-wakf, weil das ganze Grundstück wakf und

[1] So Hölscher, ZDPV 1906, S. 135.
[2] S. PJB 1911, S. 27.
[3] MuNdDPV 1897, S. 1.

Aufn. v. G. Dalman.

6. Zyklopenmauer von Gaba (ed-dschābie).
(S. 58.)

Aufn. v. G. Dalman.

7. Untere Böschungsmauer von Gaba (ed-dschābie).
(S. 58.)

zwar Besitz der Dorfheiligen sei. Sie sind also der Rest eines zyklopisch gebauten Turmes, wie es deren mehrere in dieser Gegend gibt[1]. Wir zogen nun südwärts. Das Rätsel, weshalb wir voriges Jahr das von Schumacher am Wege verzeichnete Dorf rāksa nicht finden konnten, löste sich dadurch, daß das vermeintliche Dorf nur eine unscheinbare Trümmerstätte war, welche ein Saatfeld unsichtbar machte. Von der großen Nord-Südlinie auf der Wasserscheide bogen wir jenseits birket el-chanāzīr, auf einem bei Schumacher fehlenden Wege (von tubne nach eṣ-ṣachra) nach Südosten ab, weckten alte Erinnerungen bei zweien unserer Genossen durch die Mittagsrast im Eichenhain von el-chaḍr[2] und gelangten über eṣ-ṣachra und schließlich durch das wādi eṭ-ṭawīl, dessen Weg bei Schumacher fehlt, in das Tal von dscherasch-Gerasa hinab (Nachtquartier XVI).

Der folgende Vormittag galt der Besichtigung der Ruinen, wobei eine früher gefundene griechische Grabinschrift nochmals durchgeprüft wurde. Nachmittags zogen wir auf einer Straße, deren Ausgangspunkt bei Schumacher ungenau angegeben ist, westwärts an der mit Votivtroddeln (scheräschiḥ) behängten Moscheeruine des schēch endschīb vorüber[3], dann über tkitti, remūn (nach Conder Ramoth in Gilead) und sākib (bei Schumacher fehlen die Quellen) nach dem anmutigen wādi el-chaḍr, das schon dem Westabhang des Landes angehört. An seinem östlichen Rande führte der Weg durch einen Kiefernwald mit Bäumen (Pinus Aleppica) von 4—6 m Höhe, den ersten eigentlichen Wald dieser Art, den ich in Palästina sah, wenn auch Kiefern überall in der Umgebung von süf mehr zerstreut vorkommen. Die jetzt von Eichen und Terebinthen verwachsene Ortslage ed-dschlud weiterhin am Abhang enthielt Spuren christlicher Besiedelung.

Da nach Schumacher jede Bergspitze hier ein Heiligtum sein soll, stieg ich hinauf zum rās el-fanādiḳ (nach Schumacher 1252 m, nur 9 m niedriger als der nahe höchste Gipfel der Gegend, dessen Name umm ed-daradsch ganz unbekannt war und wohl eigentlich an die Straße sūf-'adschlūn gehört). Ich fand zwar eine weite Aussicht, aber auf der kleinen Gipfelplatte nur einen formlosen Steinhaufen. Besonders schön war der Blick in das Tal von 'adschlūn mit seiner ragenden Burg von der Paßhöhe ṭurret ed-dschābir und der Hinabritt durch das waldige wādi en-niml, dessen Weg nicht bei 'ēn dschenne

[1] S. PJB 1912, S. 57.

[2] Vgl. PJB 1908, S. 15.

[3] Schumachers Karte hat hier einen rās ja'ḳūb, der in tkitti unbekannt.

(so Schumacher), sondern weiter westlich mündet. Das Nachtlager unter Oliven am plätschernden Bach von ʿadschlūn (Nachtquartier XVII) gab abends und morgens Gelegenheit zu sorgsamer Betrachtung der Umgebung im Gedanken an die alte Landeshauptstadt Mahanaim, die im südlichen ʿadschlūn irgendwo gelegen haben muß.

Auf der Suche nach Mahanaim[1].

Ruinen von kleinen Burgen liegen gegenüber ʿadschlūn sowohl oberhalb des seraj südlich vom Talbach als auf der Hügelspitze zwischen ihm und wādi ʿēn et-tēs. Beides aber sind nicht antike Ortslagen. Früher schon war mir der Hügel ḳubbet el-ḥabāil westlich von ʿadschlūn als vielleicht ältestes ʿadschlūn erschienen. Wir fanden auf dem steilen Hügel in der Tat eine durch Keramik erkennbare Ortslage, welche den Gipfel, aber auch einen Teil der nördlich daran geschlossenen, etwas niedrigeren Terrasse bedeckte. Das jetzt zerstörte Grabheiligtum des ʿumari mit einem Friesstück aus spätrömischer Zeit, das in Größe und Stil zu einem anderen in ḳalʿat er-rabaḍ verbauten paßt, wird dazu gehört haben. Weiter oben lagen merkwürdige Gruppen von Troggräbern, während die hohe ḳubbet esch-schabāb nebenan (bei Schumacher als Ortslage bezeichnet) sich als eine bloß natürliche Bildung auswies. Ein kleines Dorf mag also auf und bei ḳubbet el-ḥabāil gelegen haben, vielleicht schon in spätrömischer Zeit, aber keine uralte Ortschaft von größerer Bedeutung wie Mahanaim.

Die Burg ḳalʿat er-rabaḍ entzückte wieder durch ihre Aussicht in die grüne Landschaft. Die von Schumacher hervorgehobene Bauperiode aus römischer Zeit[2] vermochte ich an ihr nirgends zu erkennen. An ihrem Bau ist nichts, was über die Zeit Saladins hinauswiese. Am Fuße des durch Anschüttung künstlich steilgemachten Hügels liegen im Eichengestrüpp die Trümmer von drei Dörfchen im Norden, Nordwesten und Südwesten der Burg, den charāib el-ḳalʿa, von denen Schumacher nur das nördliche verzeichnet hat. Er nennt sie sifḥa el-ḳalʿa[3], aber es-sefḥ „der Fuß eines Berges" ist Bezeichnung des ganzen Hanges unterhalb der Burg. Diese Dörfchen haben gewiß den Hörigen der Burg gedient. Sie sind nicht alte Ortslagen, und nichts ist zu sehen, was man für ein altes Mahanaim, das auch schon hier vermutet worden ist[4], in Anspruch nehmen könnte.

[1] Vgl. PJB 1907, S. 13, 1909, S. 22.
[2] MuN dDPV 1898, S. 3.
[3] Ebenda S. 4.
[4] S. Baumann, PJB 1906, S. 135.

Nach Westen zu senkt sich der Bergrücken, auf welchen die Kuppe der Burg aufgesetzt ist, steigt aber dann wieder an in einer gratähnlichen Fortsetzung, die mit zwei Kuppen endet. Die östlichere, debbet ez-za'tar hat auf der Südseite einen Hang mit Feldern, der ettannūra genannt wird, auf der Nordseite eine Feldflur namens elmaḥni. Ruinen, welche Schumacher hier angibt, waren nirgends zu erkennen. Keine Ortslage war hier, also auch kein Mahanaim[1]. Beim steilen Abstiege ins Tal rasteten wir gegenüber kufrendschi bei der wie ein Höllenschlund in den Fels hineinlaufenden Höhle mġāret el-waḥsch, überschritten dann den Talbach und nahmen von kufrendschi den bei Schumacher fehlenden Weg nach wādi rādschib über die hohe Grenzscheide beider Täler. Dabei hatten wir die Höhen rās en-nīf (Schumacher hier und bei 'afana imnīf) und rās irchēd westlich, den rās ed-dschādū' östlich.

Jenseits gab die nach Schumacher bedeutendste Ortslage dieser Gegend, chirbet el-beddije[2], aufs neue einen Anlaß zur Frage nach Mahanaim. Wir fanden auf einem von Ost nach West langgezogenen Hügel außer einigen schönen Eichen am Wege, die einem weiblichen Heiligen gelten, die Ruinen einer Ortschaft aus zum Teil gutgehauenen Steinen. Außer einigen Resten wohlgefügter Mauern fiel besonders auf ein quadratischer orientierter Bau von etwa 10 m, bei welchem sechs Säulenbasen lagen, auch der Oberteil einer Concha. Die Ostmauer enthielt keine Apside, der Eingang war der Lage des Baues nach wohl von Westen. Ein Ölpressengewicht im Westen außerhalb des Ortes bezeugte eine Ölkelter. Ein Dorf aus byzantinischer Zeit scheint hier gestanden zu haben, aber selbst wenn es ältere Vorgänger hatte, keine Stadt von hervorragender Festigkeit und an dieser entlegenen Stelle kein Landesmittelpunkt.

Von hier führte der auch weiter bei Schumacher fehlende Weg erst am wādi el-ekfēr entlang, dann steil abwärts in das von einem Bache belebte Tal von rādschib, (Nachtquart. XVIII), dessen Dorf auf einer Terrasse des südlichen Abhanges neben einem Hain von Granatäpfeln, Zitronen und Weinreben hoch über dem rauschenden Wasser liegt, von dem schon oberhalb zu Besiedelungszwecken Kanäle fast in der Höhe des Dorfes abgeleitet sind. rādschib ist das alte

Ragab

mit dem zweitbesten Öle Palästinas (Men. VIII 7) und die Feste

[1] So auch Schumacher, a. a. O., S. 20.

[2] Schum. wohl irrig bedije.

Ragaba, bei deren Belagerung König Alexander Jannaj im Jahre 76 v. Chr. an quaternärer Malaria starb (Jos., Antt. XIII 16,5). Schürer hat eingewendet[1], daß dies Tal damals längst in der Gewalt des Königs habe sein müssen. Aber wer Hesbon und Geraſa eingenommen hatte, besaß deshalb noch keineswegs den me'rāḍ, das abgelegene, isolierte Tal von rādschib. Höchstens wäre möglich, daß die „Feste" Ragaba das weiter unten im Tal auf einem Hügel gelegene el-chrāba (Schumacher el-charabā) war, wo man nach Aussage der Ragabener die Skulptur eines Hundes gefunden hat. Der Weg vom Jordantal nach rādschib hat seine Fortsetzung in dem guten Kamelweg, der im Tale aufwärts nach sākib führt. Bei Schumacher fehlt er zum Teil. Er hätte aber mehr verdient, als großer Weg eingetragen zu werden, als die Linie birma-dēr'alla.

Wir erinnerten uns hier Jesu, der im jüdischen Peraea vor seinem Tode die Unauflösbarkeit der Ehe verkündete und die Kindlein segnete (Mark. 10). Die viel mit Bienenzucht beschäftigten Ragabener sind jetzt ein wildes Völkchen, sie rühmten sich, eines ihrer Geschlechter völlig ausgerottet zu haben, und fanden es nicht wunderbar, wenn die Christen sie erschlügen, nachdem sie früher ihren Glaubensgenossen das gleiche angetan hätten. Diebstahl im Zeltlager war die Veranlassung erregten Streites beim Abzuge des Trosses, wobei Revolverschüsse gewechselt wurden.

Wir selbst ritten friedlich südwärts über den Bergkamm zwischen wādi rādschib und dem Jabbok zunächst nach der „Rosenhöhle", der einzigen bekannten alten Eisengrube Palästinas, welche bezeugt, daß 5. M. 8,8 das gelobte Land doch nicht mit Unrecht als ein Land gepriesen wird, dessen Steine Eisen sind. Die geräumige zweiteilige Höhle zeigte reichliche Spuren von Roteisenstein und Brauneisenstein. Schlackenstücke, die draußen lagen, bewiesen, daß das gewonnene Erz auch hier geschmolzen wurde. Der das ganze Gebirge noch immer bedeckende, freilich jetzt stark gelichtete Eichwald bot dafür reichliches Heizmaterial. Steil abwärts führte dann unser Weg zum Jabbok, wo zwei Bergkegel nebeneinander im Grunde des großen, aber unten eng zusammenlaufenden Tales schon längst aufgefallen waren. Es waren die tulūl ed-ḍahab, ehemals, wie mir je länger desto wahrscheinlicher wurde, das schmerzlich gesuchte

Mahanaim.

Das südliche Gebirge schiebt von Südosten her den einen Kegel

[1] Geschichte des jüd. Volkes I³, S. 284.

(bei Schumacher nicht hinreichend vom Talabhang abgesetzt) in das Tal vor, das nördliche Gebirge tut dasselbe gleich darauf von Norden her mit noch stärkerem Absatz der fast selbständigen Kuppe. Beide nötigen, den zwischen Tamarisken und Oleander daherrauschenden Fluß erst nordwärts und dann südwärts auszubiegen und so beide Kegel zu umkreisen. Von Norden her mündet die Schlucht des wādi abu-l-kanṭara mit steilem Absturz, über den jetzt kein Wasser von ʿēn el-kanṭara herabkam (bei Schumacher wasserführend), grade nördlich vom östlicheren der beiden Zwillingshügel, von Süden das bedeutendere trockene wādi ḥaddschādsch (weiter oben wādi el-ḥafāir) gegenüber dem westlichen Hügel, außerdem eine wenig bedeutende Schlucht unmittelbar westlich vom Osthügel. Reste eines Aquädukts, welcher ursprünglich den Fluß überbrückte, beweisen, daß hoch oben im Tal, vielleicht bei wādi er-rumēmīn, Quellwasser aufgefangen wurde und beiden Hügeln zugeführt, so daß sie des Flusses zu ihrer Versorgung nicht bedurften.

Den Osthügel[1] mit seiner sagenhaften Goldhöhle, zu deren Ausbeutung man mich einlud, konnten wir nicht besuchen, sahen aber von gegenüber die Reste von vier größeren Bauwerken am Abhang und ein Mauerstück nahe dem Gipfel. Den größeren Westhügel[2] bestiegen wir dagegen und fanden auf seiner Gipfelplatte Trümmer eines Gebäudes, zu welchem 25 Trommeln von herzförmigen Eckſäulen, die wir zählten, gehört haben werden. Sie weisen wohl auf den dreischiffigen Innenraum einer Kirche oder Synagoge. Wir verfolgten dann ringsum einen fast ununterbrochenen Mauerlauf von 129,75 m im Süden, etwa 146 m im Osten und Westen. Diese Mauer schloß in ihr Viereck außer der Gipfelfläche die erste Terrasse des von Nordwesten in zwei Absätzen, sonst aber in ungebrochenen steilen Halden aufsteigenden Berges. Eine zweite Mauer schützte den Aufgang von der unteren zur zweiten Terrasse. Die ohne Mörtel gebaute etwa 1,60 m dicke Stadtmauer war besonders im Süden in ansehnlichen Resten erhalten mit Steinen bis zu 1,60 m Länge, 55 cm Höhe und 95 cm Dicke. Die alte Stadt mag unten auf der ersten Terrasse, von wo sie allein zugänglich war, eine Vorstadt gehabt haben. Auf Treppen stieg man wohl von dort hinauf zur eigentlichen Stadt auf der Nord- und Westseite der Burg, und dann weiter zu dieser selbst, für welche ein Raum von gegen 80 m im Geviert zu Gebote stand. Ich stehe nicht an zu sagen, daß dieser Westhügel die natur-

[1] Abbildung 10.
[2] Abbildung 11.

festeste Ortslage des ganzen Gilead ist. Mit dem Osthügel zusammen mußte die Zwillingsstadt notwendig in alter Zeit eine große Bedeutung haben. Sie war in jedem Fall ein ungewöhnlich sicherer Schlupfwinkel, aber es fehlte ihr auch nicht an bedeutsamen Verkehrslinien. Vor allem bedeutete das Tal des Jabbok eine gute und bequeme Verbindung nach der Jordanebene. Die gegenüberliegende Furt umm sidre im Jordan ermöglichte auch einen direkten Flußübergang. Ebenso gangbar ist auch das Tal aufwärts, wo dann an verschiedenen Stellen nördlich und südlich brauchbare Verbindungen sich anschlossen. Aber auch unmittelbar nordwärts gibt es am wādi ez-zammār einen steilen, aber doch ganz gangbaren Weg nach rādschīb und südlich durch das wādi el-ḥafāir einen guten Weg hinauf nach es-salṭ, mit Verzweigung nach dschel'ad und 'ammān. Zu ihrer Versorgung verfügte die Stadt zunächst über den bebaubaren Talgrund des Jabbok nach beiden Seiten hin, dann aber auch, da sie Herrin des Flusses war, über das seinem Austritt in die Ebene zunächst gelegene Bewässerungsgebiet. Endlich dürfte auch am Südabhang des Tals etwas von den Kulturflächen der Ebene von el-'ārḍe ihr gehört haben. Immerhin war die Doppelstadt mehr Festung als Kulturmittelpunkt und liegt deshalb seit langem in Trümmern. Daß der Name Mahanaim „Doppellager" auf die Zwillingsfestung paßt, kann nicht zweifelhaft sein. Aber auch die sachlichen Kennzeichen und Voraussetzungen dürften stimmen.

Die Stadt, welche die Sauliden und später David als Zufluchtsort benutzten, mußte hervorragend fest sein, sie war schon deshalb nicht die unbedeutende und ganz unfeste chirbet maḥna', welche Robinson und Buhl vorschlugen. Sie lag nicht allzufern vom Jordantal mit leichtem Zugang von daher durch eine Schlucht (2. Sam. 2,29; 18,23ff.), sie hatte Ausblick über den Weg vom Jordantal und vom Norden (2. Sam. 18,23ff.), sie war leicht erreichbar von Rabbath Ammon (2. Sam. 17,27). Dadurch wird ausgeschlossen chirbet maḥrama nahe dem Kopfe des wādi jābis (Schumacher), aber auch 'ēn dschenne (Guthe, mit ?). Die Täler von rādschib und 'adschlūn sind vom ṛōr aus nicht so leicht zugänglich, daß der Wettlauf von 2. Sam. 18,23ff. dort wahrscheinlich wäre. Außerdem sind kufrendschi und 'adschlūn unfest und haben, wie es scheint, alte Namen (Kephar ha-gē[2] und 'Eglōn). Mahanaim war nach 2. Sam. 2,29 aus der Gegend von el-fauwār in einer Nacht und einigen Tagesstunden zu erreichen. War

[2] S. PJB 1909, S. 22.

[3] Vgl. eldschi bei Petra und Dalman, Neue Petra-Forschungen, S. 104.

Abner um 7 Uhr abends bei el-fauwār, so konnte er um 10 Uhr in Jericho sein, um Mitternacht am Jordan, 7 Uhr morgens am Jabbok, um 10 Uhr bei tulūl ed-ḏahab. Döller[1] sagt nicht mit Unrecht, ohne sich für eine bestimmte Örtlichkeit zu entscheiden, Mahanaim müsse gesucht werden in unmittelbarer Nähe des Jabbok und zwar auf seiner Nordseite, auch nicht zu fern vom Jordantale.

Lag Mahanaim bei tulul ed-ḏahab, so lassen sich die Ereignisse von 2. Sam. 18 in folgender Weise vorstellbar machen. Gemäß Husais Rat wollte Absalom erst ganz Israel an sich ziehen und dann David erdrücken. Das bedeutet für ihn einen Zug im Westjordanland nordwärts doch wohl bis zur Ebene Jesreel, Übergang über den Jordan bei bēsān und Aufrollung des Ostjordanlands von Nord nach Süd. Nur wenige Heerstraßen stehen im Lande Gilead für einen solchen Zug zur Verfügung, von bēsān aus entweder die Linie ṭabḳat faḥl, kufr abīl, 'adschlūn[2] oder die Linie tubna-sūf[3] oder eṭ-ṭaijibe- el-ḥōṣn[4]. Es gab dann verschiedene Möglichkeiten, zuerst nach sākib und von da über rādschib oder birma nach Mahanaim zu gelangen. David mußte versuchen, einer Einkreisung vorzubeugen und sandte deshalb sein Söldnerheer dem Sohne entgegen, mit der Hoffnung, ihn im Waldgebirge zu überraschen. Den Wald von Ephraim, der das Schlachtfeld war, könnte man zwischen ṭabḳat faḥl und kufr abīl suchen, aber auch auf der Hochebene von eṭ-ṭaijibe. Wenn dies das Ephron von 1. Makk. 5,46 war, läge es nahe, Ephraim als Tauschname für Ephron zu betrachten, wie auch das benjaminitische Ephron 2. Sam. 13,23 Ephraim genannt wird. Chusi lief dann zuerst nach rāksa, dann auf der Meridionalstraße nach sākib und etwa über birma nach Mahanaim. Ahimaaz lief nach waḳḳās in der Jordanebene, von dort zum Jabbok, und gelangte so begreiflicherweise früher ans Ziel.

Die Grenze der Stammesgebiete Gad und Manasse lag nach Jos. 13,30 bei Mahanaim und zwar so, daß das halbe Gilead Manasse zufiel. Es gibt aber nur Eine natürliche Halbierung von Gilead durch das tiefe und breite Jabboktal, das eine so starke wirtschaftliche Trennung bewirkt, daß man stets zu der Frage gedrängt wird, was eigentlich ehemals die durch den Jabbok getrennten 'adschlūn

---

[1] Geographische und ethnographische Studien zum III. und IV. Buch der Könige, S. 81.

[2] PJB 1907, S. 12, 1909, S. 22.

[3] Vgl. PJB 1908, S. 15.

[4] Über diese Linie vgl. Hölscher, ZDPV 1906, S. 142; dazu PJB 1907, S. 12, 1908, S. 15, Hartmann, MuN dDPV 1912, S. 59.

und belḳa zu einer Größe vereinigte. Die Frage ist beantwortet, wenn das am Jabbok gelegene feste Mahanaim = tulūl ed-ḏahab diese Klammer war.

Nach Midrasch Tillim 3,1, Jalkut Schim. 2. Sam. 17,24 trug Mahanaim in der spätrömischen Zeit einen Namen, den die Texte dismos, dimos, ritmisch oder hamim schreiben. J. Fürst bei Buber vermutet, daß er didmos hieß. Das wäre δίδυμος „Zwilling", eine sehr geeignete Bezeichnung für die Doppelstadt am Jabbok.

Nach dem Jordantal gibt es Wege auf beiden Seiten des Flusses. Vom Osthügel aus geht man auf der Nordseite, tut aber am besten, eine nördliche Ausbiegung des Flusses durch zweimaligen Flußübergang abzuschneiden. Draußen in der Ebene kommt man an dem unbedeutenden tell el-ḥamme vorüber und hat erst in der Gegend von tell dēr'alla Gelegenheit, sich südlich zu wenden, entweder in der Richtung von ed-dāmie und der Jordanfähre, wobei der Jabbok erst kurz vor dem Jordan gekreuzt wird, oder nach der südlichen Jordanebene, um etwa bei der ṛōrānīje-Furt den Fluß zu überschreiten. In diesem Fall kommt man über den Jabbok wenig südlich vom tell dēr'alla bei dem kleinen tell esch-scha'be, der auf Schumachers Karte fehlt.

Aus diesen Verhältnissen heraus ist

Jakobs Zug. 1. Mose 32

zu begreifen. Er reiste nicht als Händler, sondern wie ein mit dem Viehstand ziehender Beduine. Solche Züge folgen nicht immer den gewöhnlichen Karawanenstraßen, sondern richten sich nach dem für die Herden täglich nötigen Wasser und Futter. Vom Norden kam er nach dem Jabbok, wo er beides in Fülle fand, und zog diesen entlang. Bei den Zwillingshügeln traf er Gottes Heere, wo er den Jabbok überschritt, sah er Gott von Angesicht. Da er Esau entgegenzieht und wohl eigentlich Bethel als Ziel hatte (1. M. 28,20, vgl. 35,1 ff.), mußte er sich im Jordantal nach Süden wenden und den Jabbok definitiv südlich von dēr'alla[1] überschreiten. Nach j. Schebi. 38[d] (Ed. princ.) ist Sukkoth = דרעלה (nicht תרעלה wie spätere Ausgaben), also dēr'alla. Der tell dieses Namens ist die bedeutendste Ortslage der Gegend, wozu stimmt, daß das mittlere Jordantal Ps. 60,8; 108,8 nach ihm benannt wird. Dann bleibt für Pniel nur ein näher am Jabbok gelegener tell, etwa der vorher erwähnte tell esch-scha'be, auf dem wir 1908 unser Zeltlager hatten[2]. Daß ich

[1] Die Beduinen erklären jetzt den Namen als Doppelwort. Zwei Ortschaften seien hier gewesen, welche dēr und 'alla hießen.

[2] S. PJB 1908, S. 18.

früher Pniel in tell ed-dahab suchte, war durch ungenügende Ortskenntnis verschuldet. Ein Übergang über den Jabbok dort innerhalb des Berglandes hätte keine entscheidende Bedeutung für den Ziehenden gehabt.

Wir zogen diesmal den Jabbok entlang nach ed-dāmie-Adama (Jos. 3, 16), wo die Fähre uns unter den Freudenschüssen und Gesängen unserer Maultiertreiber über den Jordan setzte, und hatten am westlichen Ufer eine mondscheinhelle, sehr warme Nacht (Nachtquartier XIX). Auf der Westseite der Jordanebene sollte der Weg nach Jericho genommen werden. Mit einiger Mühe fanden wir den Übergang über das wādi ed-dschōzele, benutzten dann eine Weile die große Meridionalstraße des westlichen ġōr, verließen sie aber südlich vom Überkarn sarṭabe, um am Fuß des Gebirges den Ausgangspunkt des Wassers des alten von Herodes begründeten

Phasaëlis

zu sehen. Ein kleines Bächlein, das im Mittelalter für den Bach Krith gehalten wurde, strömt jetzt dort daher, nur eben stark genug, um einen kleinen Streifen von Garten- und Feldland zu bewässern. Ein mit großen Steinen ummauerter Teich war hier früher ein Speicher für das stärkere Winterwasser. Daneben ist der nicht sehr große tell schēch ed-dīāb die alte Ortslage, die eigentliche chirbet faṣāil, wie man uns dort versicherte und wir selbst beobachten konnten. Die englische Karte hat dadurch, daß sie den Namen chirbet faṣāil weit ab in die Ebene gesetzt hat, den von Guthe-Fischer wiedergegebenen Eindruck hervorgerufen, als liege dort die Hauptruinenstätte. Auch Josephus deutet die seitliche Lage von Phasaëlis dadurch an, daß er von seiner Gründung „bei" (περί) oder „an" (κατά) der Ebene von Jericho erzählt[1]. Was die engl. Karte in der weiteren Umgebung als ruins bezeichnet, sind meist nur Spuren früherer Feldgrenzen und Bewässerungsanlagen. Eine Wasserleitung führte in südöstlicher Richtung zu einem kleinen Teich, der durch aufgeworfene Dämme hergestellt ist, dann wohl weiter zu einem großen Behälter südlich davon, welchen eine Ansiedelung etwa für die Arbeiter der Oase umgeben zu haben scheint. Östlich folgt noch ein kleiner Trümmerhügel und Teich. Das Winterwasser von ʿēn faṣāil im Gebirge wurde offenbar in den Teichen aufgefangen, um damit noch nach Ende des Regens eine Weile berieseln zu können. Mit dem Zerfall dieser vielverzweigten Kanalisation wurde die große Palmenpflanzung wieder zu der trostlosen Wüste, die das

[1] Antt. XVI 5,2, Bell. Jud. I 21,9.

Land vorher gewesen war. Bei der Meridionalstraße des ġōr beginnt zwar eine auch im Sommer grüne Oase, die bis zum Jordan hinabreicht. Aber diese mellāḥa ist von Salzwasser getränkt und hat mit den Kulturen des Herodes nichts zu tun[1].

Archelaïs.

Unsere Mittagsrast schützte an diesem Tage der große Jujubenbaum bei der zerfallenen Moschee des schēch ibrāhīm südlich von den Trümmerhügeln von chirbet el-ʿōdscha et-taḥta. Obwohl das Wasser des ʿōdscha längst nicht mehr bis in die Gegend der Ruine reichte (der Wasserlauf der engl. Karte ist zu lang) und keine künstliche Bewässerung im Gang war, zeigte reichliches sidr-Gebüsch unterhalb der Ortslage, daß hier im Boden Feuchtigkeit vorhanden war. Dies Jahr lag die sonst hier bebaute Feldflur brach. Ein viel größeres Terrain wurde aber, wie zerfallene Kanäle zeigen, früher bewässert. Nach der Madaba-Karte hat hier Archelaïs gelegen, zu dessen Gründung ohne Zweifel der finanzielle Erfolg des Herodes in Phasaëlis seinen Sohn und Nachfolger anlockte. Guthe hat chirbet el-beijūḍāt etwas weiter nördlich dafür vorgeschlagen[2]. Aber diese sehr kleine Trümmerstätte bei zwei Teichen ist zu unbedeutend für die alte Stadt, die innerhalb dieses Bewässerungsgebiets nur bei chirbet el-ʿōdscha et-taḥta wahrscheinlich ist[3]. Archelaus entzog für seine Gründung nach Ant. XVII 13,1 die Hälfte des Wassers der Stadt Nearan, die demnach oberhalb am ʿōdscha bei chirbet el-ʿōdscha el-fōḳa am Rand des Gebirges zu suchen ist.

Gerechte Bewunderung rufen die Schöpfungen der jüdischen Könige besonders dann hervor, wenn man vergleicht, wie wenig die Krongutverwaltung der türkischen Sultane jetzt bei kerāwa und Jericho geleistet hat. Freilich ohne gewalttätige Mißachtung der Rechte älterer Bewohner konnte es dabei nicht abgehen.

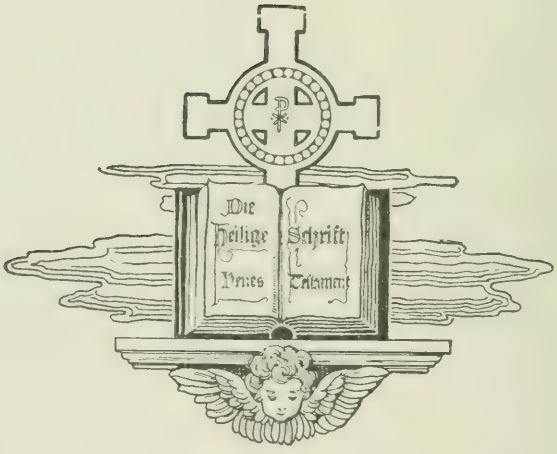
Wir hatten unsere Zelte zum letzten Male bei dem alten Jericho (Nachtquartier XX). Diesem hatten wir beim vorigen Besuch unsere Aufmerksamkeit gewidmet. Diesmal — nach einer Reihe sehr heißer Tage — konzentrierte sich unser Interesse auf die ein prächtiges Schwimmbad bietenden neuen Bassins der Elisaquelle. Der Heimweg nach Jerusalem führte über das Grab Moses, den die arabische Le-

[1] Buhl, Geographie, S. 39. 115, hat den oberen Teil dieser Oase für die Stätte von Phasaëlis gehalten, wie auch ich tat, bis der Augenschein mich eines Besseren belehrte.

[2] MuN dDPV 1911, S. 68f.

[3] S. auch Nestle, ZDPV 1911, S. 107.

gende schließlich doch noch im gelobten Lande seine Ruhe finden ließ. Die Vorsicht der löblichen Polizei verhinderte eine ergiebigere Teilnahme an den Freuden des grade hier stattfindenden Jahresfestes. Gruppen von festlich gekleideten Pilgern mit bunt gefärbten Schafen zum Gelübdeopfer kamen uns entgegen, während wir am Dienstag vor dem griechischen Ostern zur Stadt der Kreuzigung und Auferstehung hinaufritten.


Die
Heilige
Schrift
Neues
Testament

II.

Arbeiten aus dem Institut.

I. Jesu Säe- und Erntegleichnisse,

aus den palästinischen Ackerbauverhältnissen dargestellt
von Pastor Dr. Sprenger in Hannover.

Die Säe- und Erntegleichnisse unseres Heilandes sollen im Folgenden von den Ackerbauverhältnissen Palästinas aus betrachtet werden. Aus dieser Abzweckung der Arbeit folgt, daß das rein exegetische, dogmatische und psychologische Gebiet, welches ja in den Kommentaren genügend zur Behandlung gekommen ist, nur da berücksichtigt werden wird, wo es zur rechten Erläuterung unseres Stoffes aus den Realien unentbehrlich ist. Um mich nicht unvermerkt in eine allgemeine Darstellung des palästinischen Ackerbaues zu verlieren, werde ich die Gleichnisse kommentieren und zwar so, daß ich zunächst die Einzelheiten erörtere, darauf, wo es nötig ist, aus diesen das Ergebnis für das Gleichnis im ganzen ziehe. Ich denke, daß so alle wichtigen Momente des palästinischen Ackerbaues zur Behandlung gelangen werden, wenn nicht in dem einen, so jedenfalls in dem anderen Gleichnis. Meine Untersuchung wird sich auf die drei Gleichnisse Matth. 13,3b—8, Matth. 13,24—30 und Mark. 4,26—29 beschränken. Wenn das Gleichnis Luk. 12,16—18 nicht berücksichtigt wird, so geschieht es, weil einmal in ihm das Säen und Ernten nicht im Vordergrunde steht, sodann alle der Erklärung werten Momente in den drei ersten Gleichnissen genügend besprochen werden. Sind die drei Gleichnisse in der vom neuen Testamente gegebenen Reihenfolge im einzelnen erläutert, so werden sie noch kurz als Gruppe ins Auge gefaßt werden, weil auch diese zusammenfassende Betrachtungsweise ihre Früchte bringt.

1. Das Gleichnis vom Säemann (Matth. 13,3b—8).

V. 3b. „Siehe, es ging der Säemann aus zu säen."

Wann säte er? Die Möglichkeit der Getreideaussaat hängt von

dem Eintreten der herbstlichen und winterlichen Regen ab, welche den Boden für die Bestellung tauglich machen müssen. Der Termin der Aussaat kann sich demzufolge bewegen innerhalb des Zeitraumes von Oktober bis Januar[1]. Der Normaltermin (arab. wasm) für den „Frühregen" und damit die Aussaat liegt gleich hinter der Mitte des November, wenn die Plejaden untergegangen sind. Eine Verspätung der Aussaat tritt ein, wenn der Frühregen ausbleibt, wie er z. B. im Jahre 1900 bis über den zehnten Dezember auf sich warten ließ[2]. „Es wurde empfohlen, die Felder in drei Absätzen zu bebauen, nämlich in der ersten, zweiten und dritten Regenperiode (das heißt vom 17. und 23. des Marcheschwan an und vom Anfang des Kislew an), da die ersten vom Hagel, die ersten und zweiten vom Rost heimgesucht werden könnten, wobei die dritten doch noch Hoffnung lassen[3]."

Wie säte der Säemann? Das Ausstreuen geschah entweder mit der Hand oder es wurde von den Rindern besorgt, die einen am Grindel des Pfluges befestigten oder ihnen selbst aufgeladenen durchlöcherten Fruchtsack über das Feld zogen, der infolge der Bewegung die Körner fallen ließ[4]. Beim Säen mit der Hand konnte der Same entweder tunlichst ebenmäßig breit über das ganze Feld ausgeworfen oder in die vom Pfluge gezogenen Furchen gestreut werden[5]. Ein solches in die Furchen Streuen mußte sich bei weniger breiten Terrassenfeldern oder von Einsenkungen zerschnittenen Äckern, bei denen der Breitwurf zur Vergeudung des Samens geführt haben würde, besonders empfehlen.

V. 4. „Und indem er säete, fiel etliches an den Weg; da kamen die Vögel und fraßen's auf." Die Parallelstelle Luk. 8,5 setzt hinzu: „und es ward vertreten."

Nach dem Wortlaut des Originals fiel das Saatkorn längs dem Wege hin, welcher den Acker begrenzte, also an den Rand des Ackers[6]. Ein solcher Verlust des Saatkorns ist beim Einstreuen in die Furchen nicht so leicht denkbar, wir haben uns also wohl vorzustellen, daß das Säen in unserem Gleichnis durch den Breitwurf oder durch die

---

[1] ZDPV IV, S. 73,74; Tristram, Natural History, S. 420; Krauß, Talmudische Archäologie II, S. 149.)

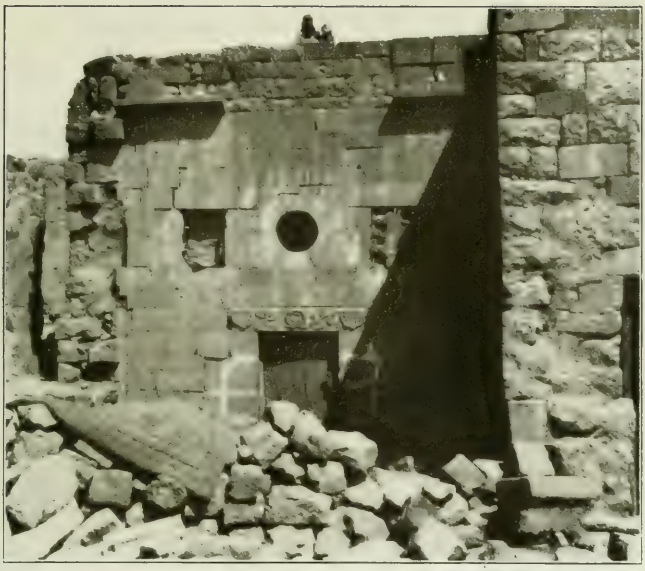
[2] Dalman, Palästinischer Diwan S. 56.

[3] Krauß a. a. O. II, S. 177; Hiller, Hierophyticon II, S. 121f.

[4] So nach Krauß II, S. 177; vgl. Vogelstein, Die Landwirtschaft in Palästina zur Zeit der Mišnāh, S. 40f.

[5] ZDPV IX, S. 29.

[6] S. Weiß und Zahn im Kommentar.



Aufn. v. G. Dalman.

8. Jüdiſches Haus in naua mit dem ſiebenarmigen Leuchter über der Tür.
(S. 58.)

Aufn. v. G. Dalman.

9. Waſſerfall des nahr ehrēr.
(S. 60.)

Rinder geschieht, die auf dem Ackerrande umwenden. Dorthin traten die Vorüberwandernden leicht hinüber, so daß dieser Teil des Ackers so fest und hart getreten wurde wie der Weg. Den Vögeln gegenüber war der Same schutzlos, weil er auf dem Ackerrande nicht hatte untergepflügt oder „bedeckt" werden können, wie das auf dem Acker unmittelbar nach dem Ausstreuen zum Schutze gegen die Vögel, besonders die Tauben, gegen das Verschwemmen durch zu starken Regen, gegen die beim Aussetzen des Frühregens leicht eintretende Dürre und die Ameisen geschah[1].

V. 5. 6. „Etliches fiel in das Steinige, da es nicht viel Erde hatte; und ging bald auf, darum daß es nicht tiefe Erde hatte. Als aber die Sonne aufging, verwelkte es, und dieweil es nicht Wurzel hatte, ward es dürre." Die Parallelstelle Luk. 8,6 hat: „Da es aufging, verdorrte es, darum daß es nicht Saft hatte".

Unter dem Steinigen stellen wir uns am besten wohl im Felde befindliche von einer dünneren Schicht Ackererde bedeckte Felsteile vor, die man nicht entfernen konnte oder zu entfernen nicht nötig erachtet hatte. Bei der Bodengestaltung Palästinas kommt das häufig genug vor. In Syria . . . . . subest saxum exurens aestate semina, sagt Plinius, Historia naturalis 17,30. Das über dem Felsigen liegende Saatkorn wird nicht von den Vögeln geholt, die Erde ist also tief genug, daß es durch Unterpflügen zunächst hat geschützt werden können. Was ihm aber nach dem Aufgehen den baldigen Untergang bringt, ist der Umstand, daß die dünne Erdschicht über dem Felsen rasch durchglüht wird, und den Wurzeln der Weg versperrt ist, auf dem sie Feuchtigkeit aus dem tieferen Boden ziehen müßten.

V. 7. „Etliches fiel unter die Dornen; und die Dornen wuchsen auf und erstickten's."

Das Korn brachte also keine Frucht, wie Mark. 4,7 ausdrücklich hinzufügt. Bei der Bestimmung der Unkräuter, welche den im Gleichnis geschilderten Schaden anrichteten, haben wir diejenigen auszuwählen, welche 1. im Getreidefelde vorkommen, 2. sich so zeitig entwickeln, daß sie der Saat gefährlich werden können, 3. dornig oder stachlig sind und 4. durch verzweigten oder wuchernden Wuchs überschattend und somit erstickend wirken. Ich bemerke, daß bei der folgenden Aufzählung die arabischen Namen aus Dinsmore-Dalman, Die Pflanzen Palästinas, übernommen sind, und 1 einjährig, 2 zweijährig, p perennierend bedeutet. Es kommen in Frage: aus der Familie

[1] Krauß II, S. 179, Vogelstein, S. 52, ZDPV IX, S. 29.

der Rhamnaceae: Zizyphus Lotus L. (ʿarḳad, rubbēḍ D.) und Zizyphus Spina Christi L. (sidr D., die Frucht nebḳ oder dōm D.) Im Talmud finden wir dafür die Namen kᵉnārā und schēsāfīn[1]. Die Wurzeln beider scharfdornigen Pflanzen, von denen die erste Art Sträucher bildet, die zweite zu Bäumen auswachsen kann, sind durch die Äxte und Hacken der Bauern gar nicht aus den Feldern zu vertilgen, so daß die neu hervorkommenden Schößlinge dem Getreide immer wieder Schaden tun. Heute wird um diese Büsche meist einfach herumgepflügt. Aus der Familie der Rosaceae ist zu nennen Rubus discolor W. et Nees, auch als Rubus sanctus bekannt (südlich ʿullēḳ, nördlich kubūsch D., Frucht kibsch H., ʿullēḳ moj M.), unser Brombeerstrauch, ein üppiges und schwer vertilgbares Gestrüpp, das der Talmud unter dem Namen sᵉne kennt[2]. Die Familie der Umbelliferae weist als Getreideschädlinge auf: Eryngium creticum Lam. (schauk el-ʿarḳabani P., ḳursʿanne D.) p, im Talmud charchᵃbīnā genannt[3], Eryngium glomeratum Lam. (ʿūd el-ḳosm, schindāb P.) p und Daucus Carota L. (dschezar D.) 2, welche letztere Pflanze im Talmud unter dem Namen iṣṭaflīnā, iṣṭafnīnā, iṣṭafnīnīthā erwähnt wird[4]. Stark vertreten ist in Getreideunkräutern die Familie der Compositae. Von Centaureaarten gehören hierher Centaurea pallescens Del. (südlich murrēr, murrār, nördlich durdār D.) 2, wahrscheinlich die Pflanze dardar des alten Testamentes[5], Centaurea solstitialis L. 1 und Centaurea Calcitrapa L. 2. Ferner sind zu nennen Notobasis syriaca L. Cass. (churfēsch el-kebīr D.) 1, Gundelia Tournefortii L. (ʿakkūb D., kaʿūb, kuʿeib P.) p, im alten Testament galgal genannt, in der Mischna ʿakkābīth,[6] wegen der langen, breiten, sehr dicken und lederartig steifen Blätter ein sehr schlimmer Verdrücker des Getreides, Scolymus hispanicus L. (sinnārie, sunnārie D.) 2 und Scolymus maculatus L. 1, endlich noch Onopordon illyricum L. 2 und Cirsium Acarna L. Moench. (schuschār, chuswān P., schōk el-fār D.) 1. Zu der Familie der Leguminosae gehört als eins der lästigsten Getreideunkräuter Palästinas Ononis antiquorum L. (schibruḳ D.) p. Aus der Familie der Acanthaceae darf nicht vergessen werden Acanthus syriacus Boiss. (marʿawila, ḥīṣ, schauk ed-dschamal P.) p.

[1] Löw, Aramäische Pflanzennamen, S. 284. 285.
[2] Löw. S. 275.
[3] Löw, S. 179. 180.
[4] Dalman, Aram.-neuhebr. Wörterbuch, S. 28, Löw, S. 86. 87.
[5] Löw. S. 427.
[6] Löw, S. 292. 294. 428. 429.

V. 8a. „Etliches fiel auf ein gut Land".

Weil es sich in unserem Gleichnis um Getreidebau handelt, haben wir bei dem guten Lande wohl an „offene Täler oder Talebenen, die eigentlichen Stätten des Getreidebaues" zu denken[1]. Für besonders wertvoll galt das Feld, wenn es nach Süden gelegen war und gute Sonne hatte[2]. Wo liegen nun in Palästina die dem Getreidebau besonders günstigen Gebiete? Durch Fruchtbarkeit ausgezeichnet ist die aus rötlichem Quarzsande mit Beimischung von Lehm bestehende Ebene um Jaffa, ebenso die Ebene Jesreel, die basaltisches Produkt ist. Sehr fruchtbare Striche finden sich ferner im Ostjordanlande. Moab hat in seiner fruchtbaren Decke von terra rossa, dem unlöslichen tonigen Rückstand des verwitterten Kalkfelsen, guten Weizenboden. Ebenso ist die rotbraune tiefgründige lockere Erde des Hauran, die arḍ ḥamrā, ein vulkanischer Zersetzungsstoff, das herrlichste Weizenland. Die größte aus dem Hauran zum Jarmuk gehende Wasserrinne wird wegen ihrer Fruchtbarkeit wādi ed-ḏahab „Goldaue" genannt. In PEFQ, Juli 1877, nennt Selah Merrill in dem Artikel The American Explorers in Palestine, S. 151 das große Plateau vom See Tiberias bis der'a und dscherasch ein weites natürliches Weizenfeld „und fällt S. 152 das Urteil: „es würde für den Weizenbauer ein Paradies sein." Von der belḳa sagt er S. 153, daß sie nicht übertroffen wird „von irgendwelcher Ebene in England oder Amerika". Die Weizenfelder an der Mündung der wādi kefrēn und ḥesbān und ebenso die in dem oberen Jordantal zwischen dem zerḳa und dem See von Tiberias gelegenen nennt er „so schön als irgendwelche in der Welt". Ganz besonders wird auch die Fruchtbarkeit der Umgegend des Genezarethsees gepriesen, doch auch die ganz Galiläas, dessen Erzeugnisse nach Judäa ausgeführt wurden[3]. Auf die Gegend um den See Genezareth wurde das Schriftwort „voll des Segens des Herrn" 5. Mos. 33,23 angewendet, die Erzeugnisse seiner Fluren wurden auf das überschwenglichste gepriesen[4]. Endlich ist noch die Gegend bei Jericho als besonders durch Fruchtbarkeit ausgezeichnet zu nennen. Welche Gegend Palästinas dem Heilande vorgeschwebt hat, als er sein Gleichnis erzählte, wird noch zur Erörterung kommen.

V. 8b. „Und es trug Frucht, etliches hundertfältig, etliches sechzigfältig, etliches dreißigfältig."

[1] Krauß II, S. 157.
[2] Krauß II, S. 160.
[3] Krauß II, S. 160.
[4] Vogelstein, S. 8, Josephus, Bell. Jud. III, 10,8.

Es ist nicht ganz sicher auszumachen, ob das gute Land aus drei verschiedenen Ackerstücken bestehend gedacht wird, so daß die drei Zahlen den Durchschnittsertrag je eines gesamten Ackerstückes ausdrücken, oder ob das gute Land nur einen einzigen Acker bildet, auf dessen einzelnen Stellen das Getreide in verschiedener Fruchtbarkeit wächst. Im letzteren Falle bereiten die Ertragsangaben unseres Gleichnisses keinerlei Schwierigkeiten. Es liegen Nachrichten vor, daß noch heute einzelne Saatkörner eine außerordentliche Fruchtbarkeit aufweisen. Nach Anderlind[1] soll ein Gerstenkorn im Jahre 1880 115 Ähren getrieben haben. Tristram[2] berichtet: „Wir haben oft 60 Körner in einer Ähre gezählt, und auch 100 werden zuweilen erreicht." Bei L. Bauer[3] lesen wir, „daß aus einem einzigen Weizenkorn häufig 10—15 Halme entsprossen, deren Ähren — sagen wir je nur 20 Körner enthaltend — 100 bis 300 fältige Frucht ergeben." Körnicke-Werner[4] stellen über die Fruchtbarkeit des Weizens fest: „Doch kommen auch unter sehr günstigen Bedingungen 50—100 und selbst 400 und mehr Halme pro Pflanze vor. Die Bestockung wird durch zeitige Aussaat, großen Wachsraum, Fruchtbarkeit des Bodens, günstige Witterung und Neigung der Sorte zur starken Bestockung gefördert. Von diesen Schößlingen erreichen nach unseren Beobachtungen gemeinhin 66 Prozent ihre normale Ausbildung, während die anderen meist durch Überschattung vor der Blüte zu Grunde gehen." Weniger einleuchtend erscheinen auf den ersten Blick die Ertragsangaben unseres Gleichnisses, wenn sie als Durchschnittserträge von drei verschiedenen Ackerstücken gefaßt werden, denn nach Anderlind[5] trägt in abuschüsche in der Philisterebene unter günstigen Verhältnissen der Weizen nur das 5—30fache, die Gerste das 20—120fache Korn, und in Sarona bringt bei guter Düngung der Weizen nur das 4—30 fache, die Gerste höchstens das Fünfzigfache. Wie stimmen zu diesem Befunde die Zahlen des Gleichnisses? Aus einer Änderung der klimatischen und Bodenverhältnisse Palästinas läßt sich der Unterschied nicht erklären, „denn hierin ist im Laufe der Zeiten keine Veränderung eingetreten."[6] So müssen die vom Gleichnis mitgeteilten höheren Erträge erklärt werden aus der intensiveren Ackerbewirtschaftung zu Jesu Zeit. Wenn

[1] ZDPV IX, S. 50.
[2] Natural History, S. 421.
[3] Volksleben im Lande der Bibel, S. 130.
[4] Handbuch des Getreidebaues II, S. 468.
[5] ZDPV IX, S. 50.
[6] Krauß II, S. 148.

wir bedenken, daß noch der Talmud eine sehr sorgfältige Feldbestellung kennt, obwohl der Körnerbau nachweislich damals schon im Niedergang begriffen war, so ist der Rückschluß erlaubt, daß der Ackerbau zu Jesu Zeit auf einer sehr hohen Stufe gestanden haben muß. Man legte Gewicht auf das Düngen der Felder[1]. „Für den Getreidebau waren die wichtigsten Düngemittel der Mist von Rindvieh und Kleinvieh"[2]. Aus den genauen Angaben des Talmud, wie der Dünger auf dem Felde zunächst gelagert und dann verteilt werden soll, ergibt sich, „daß die Dungmasse 450mal so groß war wie die Masse des Saatkorns[3]." Als gute Bearbeitung des Bodens wurde weiter das wiederholte Pflügen angesehen. Einzelne Besitzer pflügten sogar siebenmal[4]. Wie sehr das mehrmalige Pflügen den Ertrag beeinflußt, betont Wilson in seinem Peasant Life in the Holy Land, S. 195ff., sehr nachdrücklich auch der in Dalmans Diwan, S. 3, aufgeführte, vom Beduinen Ḥmēd mitgeteilte Spruch vom Pflügen. In Anschlag gebracht werden muß für den Ackerbau zur Zeit Jesu ferner die sorgsame Berieselung der Felder. Der Talmud hat den Ausdruck „Berieselungsfeld[5]." Die Ruinen der alten Wasserleitungen, Zisternen und Teiche bringen dem Beobachter mitunter recht anschaulich den großen Unterschied zwischen dem Einst und dem Jetzt im palästinischen Ackerbau zum Bewußtsein[6]. Der Talmud weist aus, daß man durch eine häufigere Brache den Boden vor Erschöpfung zu behüten suchte. Man ließ jedes zweite Jahr die sogenannte schwarze Brache (nīr) eintreten oder man übte eine Art Zweifelderwirtschaft, indem man das eine Jahr die eine Hälfte des Ackers bebaute und die andere Hälfte brach ließ, um im nächsten Jahre die beiden Hälften abwechseln zu lassen. Oder es folgte auch wohl auf einen mehrjährigen ununterbrochenen Anbau eine Brache von mehreren Jahren hintereinander[7]. Daß das Ausreuten der Unkräuter, namentlich der Dornen, nicht vergessen wurde, bezeugt der Talmud ebenfalls[8]. Ist nun bei energischer Anwendung der im vorhergehenden aufgezählten landwirtschaftlichen Mittel auf besonders gutem Boden und in besonders günstigen Jahren ein Ertrag möglich, wie das Gleichnis ihn schildert? Es will mir

[1] Krauß II, S. 168.
[2] Vogelstein, S. 20.
[3] Krauß II, S. 169. 552.
[4] Vogelstein, S. 33—35.
[5] Krauß II, S. 164.
[6] PEFQ 1866, S. 21.
[7] Krauß II, S. 180. 181.
[8] Krauß II, S. 163. 542 Anmerkung 97.

scheinen, daß auf diese Frage mit einem Ja geantwortet werden kann, Wir lesen 1 M. 26,12, daß Isaak hundertfältig erntete. Varro berichtet de re rustica I 44, daß bei Gadara hundertfältiger Ertrag vorgekommen ist. Ebenso weiß Burckhardt davon, daß der Weizen des ḥaurān 25-, 60-, ja 120 fältig trägt, und auch die Warte des Tempels Jahrg. 1884 Nr. 12 gibt den Ertrag in dieser Gegend als 60—80- und 100 fältig an. Für die Zuverlässigkeit der Ertragangaben in unserem Gleichnis läßt sich endlich noch geltend machen, daß der Heiland in seinen übrigen Gleichnissen nicht zum Phantastischen, Übertreibenden neigt. — Gehen wir nach der Betrachtung der einzelnen Verse unseres Schriftabschnittes noch auf einige für das Gleichnis im ganzen wichtige Punkte ein. Es liegt gewiß kein Grund vor, anzunehmen, daß der Heiland die Örtlichkeit für den im Gleichnis geschilderten Vorgang aus den hervortretenden Zügen verschiedener Gegenden zusammengesetzt habe. Wir dürfen durchaus annehmen, daß eine einheitliche tatsächlich vorhandene Landschaft vor seinem Geiste gestanden hat. Das Vorkommen des Steinigen verträgt sich durchaus mit der Fruchtbarkeit des guten Landes. Es gilt als Regel: Sind die Steine hart, so ist der Boden fruchtbar, die Früchte fett, sind sie aber tonhaltig, so trägt der Boden magere Frucht[1]. Auch das üppige Unkraut verträgt sich mit dem fruchtbaren Boden. Man sagte: „Sieht man auf dem Felde viele Dornsträucher, so ist es guter Weizenboden; trägt es viel Unkraut, so ist es gutes Gerstenfeld[2]. Die syrische Bauernregel lautet dementsprechend: „Im schibrik-Boden glänzt das Gold“[3]. Die Evangelien geben als Örtlichkeit, in der Jesus unser Gleichnis erzählt hat, die Gegend am See von Genezareth an. Nichts hindert uns, diesen Bericht als der Tatsache entsprechend anzusehen. Einmal ist diese Gegend als sehr fruchtbar und für den Getreidebau geeignet bezeugt. Sodann kommen alle die von mir aufgezählten für unser Gleichnis bedeutungsvollen Unkrautgewächse in der Umgebung des Sees von Genezareth vor, wie die mir zugänglich gewesenen botanischen Werke und die mir von meinem Reisegefährten Herrn cand. theol. Sven Linder aus Upsala sehr freundlich zur Verfügung gestellten Aufzeichnungen, für die ich an dieser Stelle noch herzlichen Dank sage, beweisen. Sodann werden nach den Beobachtungen des Herrn Linder die Distelarten gerade am See von Genezareth sehr hoch. Ich selbst erinnere mich, auf

[1] Löw, S. 158.
[2] Krauß II, S. 160.
[3] Löw S. 158.

unserer großen Reise bei der jüdischen Kolonie Kinnereth Disteln von Manneshöhe und noch höher gesehen zu haben. So kommt der Zug des Gleichnisses: „die Dornen erstickten das Korn," auf dem Boden um den See Genezareth zu seinem vollen Rechte. Was das im Gleichnis eine Rolle spielende Saatkorn betrifft, so liegt nach dem über die Fruchtbarkeit des Weizens und der Gerste Mitgeteilten kein Grund vor, mit Ödmann[1] anzunehmen, daß Jesus dreierlei Saatkorn meine, nämlich unter dem hundertfältig tragenden Durra, unter dem sechzigfältig tragenden Weizen, unter dem dreißigfältigen Ertrag liefernden Gerste. Bei dieser Auffassung würde zudem das Gleichnis in drei von einander ganz unabhängige Vorgänge auseinanderfallen und so sehr an innerer Einheitlichkeit einbüßen, daß es keine einheitliche religiöse Wahrheit mehr vermitteln könnte.

2. Das Gleichnis vom Unkraut im Weizen (Matth. 13,24—30).

V. 24. „Das Himmelreich ist gleich einem Menschen, der guten Samen auf seinen Acker säte."

Was mußte geschehen, damit man „guten" Samen erhielt? Da nach den 3 M. 19,19 und 5 M. 22,9 gegebenen Vorschriften und den auf diese gegründeten Anweisungen des Talmudtraktates Kilajim kein aus verschiedenen Getreidearten zusammengemischter Same gesät werden soll, und bei Übertretung dieser Bestimmungen Strafe zu erwarten war (Schekalim I 2), so mußte darauf gesehen werden, daß das Saatkorn nur aus einer Sorte bestand. Auch wenn der Same in feuchtem Zustande mit Aas in Berührung gekommen war, konnte er nicht mehr für gut gelten, weil er nach 3 M. 11,37 durch diese Berührung als verunreinigt anzusehen war. Wenn der Heiland, dem es in diesem Gleichnis vor allem auf den Unterschied des Getreides vom Unkraut ankam, auch nicht ausdrücklich an die eben beschriebene Reinheit des Saatkorns gedacht haben mag, so muß sie doch, weil sie nach den aufgeführten Vorschriften als selbstverständlich vorausgesetzt wurde, hier erwähnt werden. Guter Same mußte weiter die rechte Keimfähigkeit besitzen. „Man bestellte Felder eigens zu dem Zwecke, gutes Saatkorn zu erhalten[2]." „Der Landmann untersuchte das Korn auf seine Keimfähigkeit, indem er es zu raschem Wuchse in einen mit Mist oder doch mit guter Erde gefüllten Kübel säte[3]. Aus V. 27 unseres Gleichnisses ergibt sich, daß das Saatkorn auch

[1] Sammlungen aus der Naturkunde zur Erklärung der heiligen Schrift 1786—1795, Heft VI, S. 121.

[2] Vogelstein, S. 38.

[3] Krauß II, S. 176.

sorgfältig von Unkrautsamen geschieden wurde. Woher stammte der in unserem Schriftabschnitt erwähnte gute Same? Weil es sich nach V. 25. 29 und 30 um Weizen handelt, mochte er aus einer Gegend sein, die besonders guten Weizen hervorbrachte. „Guten Weizen lieferte das Land Benjamin, doch den besten, den man als Alpha bezeichnete, lieferten Michmas und Zenocha in Judäa, den zweitbesten Efrajin im Tale, ein Ort, der wohl zu Benjamin gehörte. Der Weizen von Efrajin hatte nicht nur ungewöhnlich große Ähren, sondern auch lange Halme, wie sie der Landmann gern hatte . . . . . Nächstdem kennt man guten Weizen aus Chorazim und Kefar Achim[1], deren Felder nach dem Süden zu lagen, ferner aus der Ebene von 'En-Sûchar und schließlich aus der Ebene von Arbel, sämtlich in Galiläa[2].

V. 25. „Da aber die Leute schliefen, kam sein Feind und säete Unkraut zwischen den Weizen und ging davon."

Weizen war nach diesem Verse das ausgesäte Korn, wie die Versionen mit Recht das griechische Wort sītos verstehen. Weizen und Gerste sind die Getreidearten, die am meisten in Palästina angebaut wurden und noch heute angebaut werden. Es ist kennzeichnend, daß 5. M. 8,8 nur diese beiden Arten aufgezählt werden. Auch in der Mischna treten sie stark in den Vordergrund[3]. Beide dienten zur Brotbereitung, vgl. Ri. 7,13, 2. Kön. 4,42, Joh. 6,9. Aber als eigentliches Brotkorn wurde doch der Weizen angesehen. Die Gerste mußte zugleich als Viehfutter dienen, wie sie schon 1. Kön. 5,8 als Pferdefutter vorkommt[4]. So ist es auch für die Zeit Jesu anzunehmen[5]. Auch heute dient die Gerste als Futter für Pferde, Maultiere, Esel und Ochsen[6]. Nach Tristram wird aus Gerste auch öfters Brot bereitet, „aber man sieht es als einen Beweis von Armut und schlimmer Umstände an, wenn man von Gerstenbrot leben muß." Die wertvollste Getreideart, den Weizen, hat der Heiland für unser Gleichnis wohl gewählt, damit der Gegensatz gegen das wertlose Unkraut desto nachdrücklicher hervortritt. Was den Feind betrifft, so hat der Heiland die listige Art desselben mit dem Zuge gekennzeichnet „da aber die Leute schliefen, kam er". Der Feind wußte, weshalb er bei Nacht kam. Denn „der Bauer, der gewöhnlich auf dem Dorfe oder in der Stadt

[1] Vgl. oben S. 52.
[2] Krauß II, S. 180.
[3] Vogelstein, S. 45.
[4] Vgl. Löw, S. 277.
[5] Vogelstein, S. 47.
[6] Anderlind in ZDPV IX, S. 4, Bauer, S. 129, Tristram, S. 421.

wohnt, hält sich tagsüber auf seinem weit abgelegenen Felde auf und kehrt erst abends heim; nachschauen muß er, auch wenn er sein Feld durch andere bestellen läßt; und wir vernehmen die Kunde, daß man selbst am Sabbat beim Spazierengehen nachsah, was dem Felde nottue. Spöttisch sagte man: Wer sein ererbtes Geld leicht verputzen will, dinge sich Tagelöhner und sehe ihnen nicht nach. Wenn man sich nicht zum Sklaven des Feldes mache, habe man es nie erworben"[1]. Der Feind mußte die Nacht als die seinem Vorhaben günstigste Zeit wählen, denn „bei der Unsicherheit der Zeiten . . . . . setzte man in die einzelnen Felder einen Wächter, in die Gemarkung eines ganzen Ortes einen Flurhüter ein, der von einem erhöhten Platz aus, entsprechend der mantara der Araber, die Ländereien überblickte und jeden Angriff abwehrte; daß er ständig draußen wohnte, beweist der Umstand, daß er sich eine Feldhüterhütte baute"[2]. Daß Zahn[3] in der Tat des Feindes „einen ganz außerordentlichen, kaum jemals in der Wirklichkeit vorkommenden Fall aus dem Leben des Ackerbauers" sieht, scheint mir ungegründet. Wenn ich in einer meiner früheren Gemeinden erlebt habe, daß einem Bienenzüchter die Bienenkörbe böswillig durch Feuer zerstört wurden, und daran denke, wie Simson nach dem alten Testamente die Getreidefelder der Feinde schädigte, wenn ich ferner in Ansatz bringe, was Tobler in seinen Denkblättern S. 95 vom nächtlichen Absägen der Ölbäume, L. Schneller in Kennst du das Land? S. 121 vom Anstecken einer mit reicher Fruchtmenge angefüllten Tenne erzählt, so erscheint es mir gar nicht so unmöglich, daß ein nichtsnutziger Mensch auf den Gedanken kommen könnte, seinem Feinde durch Einsäen von Unkraut einen Schabernack anzutun. Siehe auch unten S. 94.

V. 26—28a. „Da nun das Kraut wuchs und Frucht brachte, fand sich auch das Unkraut. Da traten die Knechte zu dem Hausvater und sprachen: Herr, hast du nicht guten Samen auf deinen Acker gesäet? Woher hat er denn das Unkraut? Er sprach zu ihnen: Das hat der Feind getan."

Es handelt sich nun darum, zu bestimmen, welches Unkraut von dem Feinde in das Weizenfeld gesät wurde. Zu dieser Feststellung kann uns einmal der im Gleichnis V. 25ff. erwähnte Name der Unkrautpflanze behilflich sein. Er lautet zizanion und ist ein Lehnwort aus dem Semitischen[4]. Eine weitere Hilfe leistet uns für die Bestim-

[1] Krauß II, S. 161.
[2] Krauß II, S. 184.
[3] Das Evangelium des Matthäus ausgelegt, S. 495.
[4] Löw, S. 133, de Lagarde, Semitica I, S. 62f.

mung die Angabe des Verses 26: „Da nun das Kraut wuchs und Frucht brachte, da fand sich auch das Unkraut." Es muß sich nach dieser Angabe um eine Pflanze handeln, die im ersten Stadium ihrer Entwicklung sich von dem jungen Weizen wenig abhebt, so daß der Unterschied erst in der Zeit der Ährenentwicklung des Weizens hervortritt. Beide Andeutungen zusammen genommen führen uns auf Lolium temulentum L. arab. zuwwān, zauwān (D.), in der Mischna zōnīn. Die große Ähnlichkeit der zōnīn genannten Pflanze mit dem Weizen macht sich in der Mischna darin geltend, daß nach dem Traktat Kilajim 1,1 Weizen und zōnīn nicht heterogene Saaten sind, also zusammen gesät werden dürfen, ferner darin, daß der Glossator an dieser Stelle zōnin für eine Weizenart erklärt, die sich in der Erde nach Form und Natur verändere, also zu Lolch werde. Auch spätere Talmudisten haben diesen Glauben geteilt, so ein Maimonides[1]. Dieselbe Ansicht findet sich bei den Griechen und Römern, so bei Theophrast und Galenus[2]. Daß die in unserem Gleichnis genannte Unkrautpflanze Lolium temulentum ist, wird noch dadurch gestützt, daß auch bei den alten Klassikern der Lolch als Unkraut berüchtigt war. So redet Vergil, Geoponica I 154, vom infelix lolium, und Galenus schreibt: in tritico quidem frequens lolium saepe invenitur; in hordeis vero reperitur, sed paucum[3]. Wollte man sich nach anderen Gewächsen umsehen, welche dem Weizen ähnlich sind, so müßte man sie in der Familie der Gramineae suchen. Aus dieser Familie treten als Ackerunkräuter auf Cynodon Dactylon L. Pers., talmudisch jablā[4], Sorghum halepense L. Pers., Lolium rigidum Gaud., Phalaris brachystachys Link, Hordeum bulbosum L. und Hordeum murinum L. Aber diese Gramineen wollen nach Herrn Linders Aufzeichnungen nicht recht zu unserem Gleichnis passen. Nach seinen Beobachtungen treten die beiden ersten besonders in Durrafeldern auf, außerdem sind alle keine besonders scheel angesehenen Unkräuter. Und mit einem solchen müssen wir nach der Frage der Knechte V. 28 doch rechnen. Nun aber kann gerade Lolium temulentum als sehr beschwerlich empfunden werden, „weil der Same mehrere Jahre in der Erde liegen kann, ohne seine Keimkraft zu verlieren. Das Tollkorn erscheint daher in nassen Jahren oft

[1] Löw, S. 133, 134.

[2] Fonck, Streifzüge durch die biblische Flora, S. 130, Hiller, Hierophyticon II, S. 119. — Auch die heutigen Araber teilen den Glauben, daß Weizen durch einen Fluch zu zauwān werde. D.

[3] Hiller, Hierophyticon II, S. 123.

[4] Löw, S. 184.

plötzlich in großer Menge“ ..... „Dessen Same wurde schon seit den ältesten Zeiten für narkotisch-giftig, und der Genuß des damit verunreinigten Brotes für höchst schädlich gehalten[1].

V. 28b, 29. „Da sprachen die Knechte: Willst du denn, daß wir hingehen und es ausjäten? Er sprach: Nein! auf daß ihr nicht zugleich den Weizen mit ausraufet, so ihr das Unkraut ausjätet.“

Mit zwei Bedenken, die gegen die Gleichsetzung des Unkrautes im Gleichnis mit Lolium temulentum erhoben werden könnten, haben wir uns nunmehr auseinanderzusetzen. Herr Linder findet es in seinen Aufzeichnungen „eigentümlich und dem Gleichnis widersprechend“, daß die Eingeborenen oft angeben, sie könnten die Lolchpflanzen schon im Frühjahr, also vor der Ährenbildung, vom Weizen unterscheiden. Mir scheint die hier mitgeteilte Beobachtung mit der Aussage unseres Gleichnisses doch vereinigt werden zu können. V. 26 braucht ja nicht apodiktisch zu besagen, daß in den ersten Stadien der Entwickelung eine Unterscheidungsmöglichkeit überhaupt nicht vorhanden ist, sondern zum erstenmal bei der Ährenbildung eintritt. Der Vers kann auch so verstanden werden, daß das Unkraut von der Zeit der Ährenbildung an für die das Feld Besuchenden und Betrachtenden deutlich in die Erscheinung tritt, während es vorher auch irgendwie zu unterscheiden war, allerdings bedeutend schwieriger. Wenn auch Tristram, wohl mit einem etwas zu starken Ausdruck, vom Lolch schreibt: „die Pflanze ..... gleicht ganz dem Weizen, bis die Ähre erscheint“[2], und Herr Inspektor Beermann bei der jüdischen Kolonie Kinnereth mir die Unterscheidung des Lolches vom Weizen, solange die beiden Pflanzen klein sind, als schwierig beschrieben hat, so kann ich mir doch die Möglichkeit vorstellen, daß man bei sehr naher und häufiger Betrachtung allmählich ein Auge für die Verschiedenheit der beiden Pflanzen auch in den früheren Entwickelungsstadien gewinnen kann[3]. Das andere Bedenken, mit dem wir uns abfinden müssen, richtet sich gegen das in den Versen 29 und 30a von dem Hausvater ausgesprochene Verbot des Jätens: „Nein! auf daß ihr nicht zugleich den Weizen mit ausraufet, so ihr das Unkraut ausjätet. Lasset beides miteinander wachsen bis zu der Ernte.“ Dieses Bedenken beruft sich auf den Umstand, daß in Palästina der Lolch nicht selten gejätet wird. Wenn Forskål[4] über die

[1] Leunis, Synopsis II Phanerogamen 1885, S. 858.

[2] Natural History, S. 487.

[3] In der Zeit, in welcher die Araber zu jäten pflegen, d. h. im April, ist allerdings der Lolch für jeden leicht erkennbar, nur früher würde allenfalls besondere Kunde dazu gehören. D.

[4] Flora Aegyptiaco-Arabica, S. 199 XLVII.

Pflanze ziwān mitteilt: messores plantam non separant, und ich bei meinen Untersuchungen der in den Feldern gejäteten und in Haufen zurückgelassenen Unkräuter keinen Lolch gefunden habe, so teilen auf der anderen Seite Furrer[1], Tristram[2], Herr Linder und Herr Inspektor Beermann mit, daß dieses Unkraut gejätet wird. Der Letztgenannte erteilte mir auf meine Anfrage den Bescheid, daß der Lolch mehrmals gejätet werde. Wie erklärt sich diese Verschiedenheit des Verfahrens? Schon nach dem Talmud arbeitete ein jeder Landmann „nach eigener Theorie" (Krauß II, S. 161, 542). Und so ist es noch heute, wie mir Herr Professor Dalman auf meine Anfrage mitgeteilt hat[3]. Es wird nicht nach festen Grundsätzen gejätet, sondern die Frauen werden zum Jäten hinausgeschickt, wenn sie gerade Zeit haben. Gejätet werden vor allem, wie ich auch von Herrn Inspektor Beermann erfahren habe, die breit wachsenden die Saat erdrückenden Unkräuter. In Rücksicht gezogen muß ferner werden, daß das beim Jäten einzuschlagende Verfahren sich richten wird nach der Überlegung, ob die Unkräuter als Speise für die Menschen oder als Futter für das Vieh oder etwa mittels Verbrennung als Dünger für den Acker dienen sollen. Dem Lolche gegenüber kann der Landmann Stellung nehmen von den Gesichtspunkten aus, daß das Gras ohne Nachteil vom Vieh gefressen werden kann[4], und die Körner, welche, weil kleiner als die Weizenkörner, durch Sieben leicht von den letzteren zu scheiden sind[5], Futter für Hühner und Tauben liefern[6]. — Es ist hier, wo vom Jäten die Rede ist, die rechte Gelegenheit, daß wir uns mit einem von Bernhard Weiß in seinem Kommentar zu Matthäus S. 259 erhobenen Einwand auseinandersetzen. Er hält die Frage der Knechte in V. 28: Willst du denn, daß wir hingehen und es ausjäten? für „in der Wirklichkeit unmöglich, da kein verständiger Bauer daran denken wird, im vollen Ährenfelde jäten zu lassen". Dieser Einwand wird entkräftet durch die Versicherung des Herrn Inspektor Beermann, daß der Lolch noch gejätet wird, wenn der Weizen schon Ähren hat, und durch die Auskunft, welche mir Herr Linder in seinen Aufzeichnungen gibt: „Bei rāmallāh habe ich Anfang

---

[1] Schenkels Bibellexikon, S. 57.

[2] Natural History, S. 486.

[3] Taumellolch wird nur ausnahmsweise gejätet. Die meisten lassen ihn stehen, weil sein Same als Hühnerfutter sogar einen bedeutenden Marktwert hat. D.

[4] Leunis, Synopsis II Phanerogamen, S. 858.

[5] Furrer in Schenkels Bibellexikon, S. 57, Tristram, Nat. Hist., S. 486, Forskål, Flora Aegyptiaco-Arabica, S. 199 XLVII.

[6] Löw, S. 133.

Mai, als die Felder schon bald reif waren, gesehen, wie mehrere Bauern mit ganzen Bündeln von diesem Gras kamen."

V. 30. „Lasset beides miteinander wachsen bis zu der Ernte; und um der Ernte Zeit will ich zu den Schnittern sagen: Sammelt zuvor das Unkraut und bindet es in Bündlein, daß man es verbrenne; aber den Weizen sammelt mir in meine Scheune."

Über die Zeit der Ernte wird in dem Gleichnis Mark. 4,26—29 gehandelt werden. Der Hausvater wird zur Zeit der Ernte die Anweisung geben: „Sammelt zuvor das Unkraut und bindet es in Bündlein, daß man es verbrenne." Mit der Nutzbarkeit des Lolches für die Fütterung rechnet der Heiland an dieser Stelle wohl deshalb nicht, weil der Gegensatz in der abschließenden Behandlung des Weizens und des Lolches möglichst nachdrücklich hervortreten soll. Das Verbrennen darf man sich mit Krauß[1] wohl als zum Zwecke der Düngung geschehen vorstellen. Die zweite Anweisung des Hausvaters wird lauten: „Den Weizen sammelt mir in meine Scheuer!" In gute Hut wird der Weizen genommen. Die Scheune kann ihm sicheren Schutz gewähren, weil die Fenster in derselben für den Zutritt der frischen Luft und den Abzug der sich entwickelnden Dünste sorgen, und das an diesen Fenstern angebrachte Gitterwerk die Fäulnis erregende Nässe abwehrt. Sichere Aufbewahrungsorte waren die Scheunen auch deshalb, weil Hitze, Rauch und die Ausdünstungen von Viehställen als schädlich von ihnen ferngehalten wurden, weshalb unter einem Getreideboden keine Bäckerei oder Färberei oder Viehstall angelegt werden durfte[2]. Vor der Einspeicherung hatte das Getreide eine gründliche Reinigung durchzumachen. Nach dem Ausdreschen wurde es zur Scheidung von der Spreu und dem Häcksel geworfelt, und zwar mehrere Male mit Wurfgabeln, die fortschreitend immer dichtere Zinken aufwiesen, zuletzt wurde noch die Wurfschaufel in Anwendung gebracht. Nunmehr wurde das Getreide durchgesiebt. Auch diese Arbeit wurde mehrmals mit immer engeren Sieben wiederholt[3]. So ist das Sammeln des Weizens in die Scheuer mit seiner genauen vorbereitenden Reinigungsarbeit und seiner gründlichen Sorgfalt bei der Bewahrung des Aufgespeicherten ein sehr eindrucksvolles Bild für alle die beglückende Fürsorge Gottes, deren sich die des ewigen Lebens Teilhaftigen erfreuen werden.

Fassen wir nunmehr das Gleichnis als Ganzes ins Auge. Bern-

---

[1] Band II, S. 570 Anm. 236.

[2] Krauß II, S. 195, Vogelstein, S. 22, 72.

[3] Krauß II, S. 191, 193 Vogelstein, S. 68—70.

hard Weiß spricht die Ansicht aus[1], daß das Gleichnis in seiner ursprünglichen Gestalt „den dem zugrunde liegenden Naturverhältnisse und darum dem Wesen der Parabel widersprechenden Zug von dem bösen Menschen nicht hatte", also in seiner jetzigen Fassung aus zwei heterogenen Bestandteilen zusammengearbeitet ist. Diese Ansicht scheint mir nach dem bei der Kommentierung des Gleichnisses von mir beigebrachten Material nicht haltbar. Es hat sich nirgends ein unlöslicher Widerspruch mit „dem zugrunde liegenden Naturverhältnisse" ergeben, mithin darf die im Evangelium vorliegende Gestalt des Gleichnisses mit gutem Recht als die ursprüngliche angesehen werden.

3. Das Gleichnis von Wachstum und Ernte (Mark. 4,26—29).

V. 26—28. „Das Reich Gottes hat sich also, als wenn ein Mensch Samen aufs Land wirft, und schläft und stehet auf Nacht und Tag, und der Same gehet auf und wächst, daß er es nicht weiß; denn die Erde bringt von sich selbst zum ersten das Gras, danach die Ähren, danach den vollen Weizen in den Ähren."

Aus den Versen 27 und 28 ist deutlich zu ersehen, in welchem Zuge des Gleichnisses der Schwerpunkt liegt. Er liegt in der ohne alles Zutun des Menschen erfolgenden Einwirkung der Natur auf das ausgestreute Saatkorn. Denn wenn der Heiland auch in der ihm eigenen kurzen Ausdrucksweise V. 28 nur von der Erde redet, er wird die ganze Natur gemeint haben, „nam illud sponte non excludit aliarum causarum ut solis et pluviae et ipsius Dei concursum"[2]. Wir haben also zum Verständnis des V. 28 in das zur Hervorbringung der Ernte nötige Schaffen und Weben der palästinischen Natur hineinzuschauen. Soll die Entwicklung vom „Gras" bis zu dem vollen Weizen in den Ähren glücklich verlaufen, so muß zunächst der Regen seine Schuldigkeit tun. Der Frühregen muß im Marcheschwan (Oktober), spätestens im Kislew (November), zu fallen beginnen, um die während der trockenen Zeit hartgewordene Erde aufzuschließen und das Keimen und erste Wachstum zu ermöglichen. Der Spätregen muß im Monate Nisan (März-April) einsetzen, damit es zu einer rechten Entwicklung der Ähren und Körner kommen kann; der Aprilregen bringt ja, wie das Fellachensprichwort sagt, „mehr Segen als die Ochsen und das Joch am Pfluge"[3]. Um zum Segen zu gereichen, muß der Regen milde sein und nicht stürmisch, sonst schwemmt er Saaten und frucht-

[1] Kommentar des Matthäusevangeliums 1898, S. 257 f.
[2] Hiller, Hierophyticon II, S. 83.
[3] Klein, ZDPV IV, S. 72.

baren Boden hinweg. Neben dem Regen darf es der Tau nicht an sich fehlen lassen, denn wenn er nicht am Wohlergehen des Getreidefeldes mitarbeitet, fallen die Körner aus[1]. Auch der rechte Wind muß seine Arbeit zum Besten des Getreidefeldes leisten. Denn „der Nordwind nützt dem zum Drittel reifen Weizen . . . .; in demselben Zustand der Reife schadet der Südwind dem Weizen"[2]. Vom harten, verschlossenen Sommerboden bis zum lockeren, aufnehmenden und wiedergebenden Fruchtfelde, vom einfachen Ausstreuen bis zur vielfältigen Ernte — wie manches fleißige Einherfahren des Windes, wie mancher segenbeladene Regenschauer, wie mancher lebenerhaltende Tautropfen! Welche Arbeitsleistung, welches Zusammenwirken im Haushalt der Natur! Je mehr sich der Mensch in dieses „die Erde bringt von ihr selbst" vertieft, desto wunderbarer und Ehrfurcht abnötigender wird es.

V. 29. „Wenn sie (die Erde) aber die Frucht gebracht hat, so schickt er bald die Sichel hin, denn die Ernte ist da."

„Die Ernte ist da." Diese Schlußworte unseres Gleichnisses klingen fast wie ein Freudenruf. Es kommt in ihnen die Empfindung zum Ausdruck: das Hauptereignis des ganzen Jahres, das Ereignis, von dem alles Wohlergehen in Stadt und Land, bei alt und jung, abhängt, ist eingetreten. Wann ertönt in Palästina die Botschaft: Die Ernte ist da? Es hängt davon ab, ob die Wetterverhältnisse günstiger oder ungünstiger gewesen sind, ob demzufolge die Saat sich rascher oder langsamer entwickelt hat. Zuerst wird die Gerste geerntet. L. Bauer[3], der den zweijährigen Durchschnitt genommen hat, teilt mit, daß die Gerstenernte stattfindet in der Jordanau um den 10. April[4], in der Philisterebene vom 15. bis 25. April, auf dem Ostabhang des Gebirges vom 25. bis 30. April, im übrigen Gebirge vom 10. bis 30. Mai. Im ganzen stimmt Tristram[5] damit überein. Ich selbst habe bei meiner Abreise aus Palästina Ende April in der Jaffaebene die Gerstenernte im vollen Gange gesehen. Die Weizenernte beginnt durchschnittlich zwei Wochen nach der Gerstenernte. Robinson[6] teilt mit, daß er die Weizenernte in der Ebene von Jericho am 13. Mai, bei Tiberias am 19. Juni beinahe beendet sah, in Hebron am 4. und

---

[1] Dalman, Diwan, S. 4.

[2] Krauß II, S. 155.

[3] Volksleben im Lande der Bibel, S. 126.

[4] Wir haben indes öfters im Jordantal die Gerstenernte selbst am 21. April kaum begonnen gesehen. D.

[5] Nat. History, S. 421.

[6] Palästina II, S. 504, 521, 597; III, S. 514 f.

5. Juni ihren Beginn beobachten konnte. Nach Post[1] tritt die Weizenernte „im Oberland", worunter er die höheren Gebirgslagen verstehen wird, im Juli ein.

Ist die Ernte da, so schickt nach V. 29 unseres Gleichnisses der Herr des Ackers die Sichel aus. Auf verschiedene Weise konnte geerntet werden. „Da man das sog. Milchkorn aß, wurden einzelne Ähren und wohl auch ganze Felder noch vor der völligen Reife abgepflückt. Ein Abschneiden primitiver Art, jedoch vielfach üblich und als regelrechte Ernte angesehen, bestand in dem Ausreißen mit bloßer Hand oder in dem Ausgraben der Wurzel mit Hilfe einer Hacke .... Aber für Getreide bestand die richtige Ernte doch nur in dem Abmähen mit der Sichel"[2]. Was das beim Mähen gebrauchte Werkzeug betrifft, so wird noch heute in Palästina durchweg die Sichel angewendet[3], denn für die Sense ist der Boden zu steinig. Gute Beispiele dafür, wie lebhaft die Bedeutung der Sichel für die Ernte empfunden wird, liefert das von Aussätzigen in Jerusalem mitgeteilte Lied in Dalmans Diwan S. 4 und das auf S. 12 dieser Sammlung von einem Bauern in tell-ed-dschebîn bei Aleppo mitgeteilte Lied. „Das Sichelmähen hat vor dem Mähen mit der Sense den Vorzug, daß weniger Körner ausfallen, dafür macht es jedoch dreimal soviel Mühe und erfordert mehr Zeit, also auch mehr Arbeitskräfte, um nicht einzelne Felder überreif werden zu lassen"[4]. Aber wenn das Handhaben der Sichel in der palästinischen Sonne auch mühsam ist, es bleibt deshalb doch bei unserm Gleichnis, daß alles Wirken des Menschen auf dem Ackerfelde gegenüber der von den Naturkräften geleisteten Arbeit zu einem Unbedeutenden, ja einem Nichts, zusammensinkt. Deshalb soll er den auf ihn fallenden Anteil der Mühe freudig und dankbar tragen.

Fassen wir nun unsere Gleichnisse, nachdem wir sie auf ihre einzelnen Züge hin erörtert haben, noch kurz als Gruppe ins Auge. Aus allem im Vorhergehenden Angeführten ergibt sich zunächst, daß die drei behandelten Gleichnisse sehr wohl als bodenständig angesehen werden können. Nichts in ihren einzelnen Zügen widerspricht den Besonderheiten des Klimas, der Flora, der Boden- und Ackerbauverhältnisse Palästinas. Diese Erkenntnis ist von apologetischer Bedeutung gegenüber der Behauptung, daß die Evangelien außerhalb Palästinas entstanden

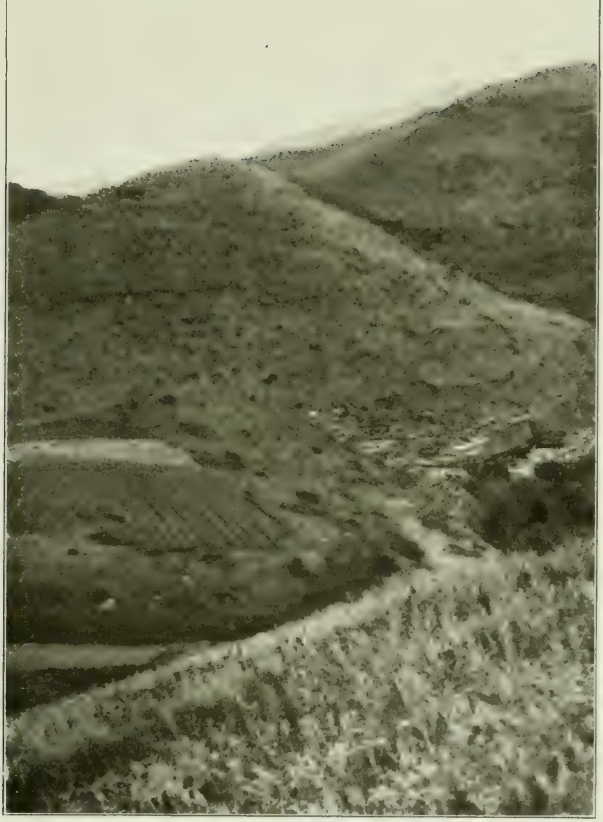
---

[1] Land Tenure in PEFQ 1891, S. 116.

[2] Krauß II, S. 186 f., vgl. Vogelstein, S. 59 f.

[3] Klein ZDPV IV, S. 76; Anderlind ZDPV IX, S. 39; Schumacher ZDPV XII, S. 161.

[4] Roscher, System der Volkswirtschaft, Aufl. 7, II, S. 101.



Aufn. v. G. Dalman.

10. Osthügel von Mahanaim (tell ed-dahab) von Westen.
(S. 69.)

Aufn. v. G. Dalman.

11. Westhügel von Mahanaim und Tal des Jabbok von Westen.
(S. 69.)

seien, wie sie z. B. Albert Kalthoff in seinem Christusproblem, Leipzig 1902, ausgesprochen hat. Neben diesem apologetischen Gewinn bringt die zusammenfassende Betrachtung der Gleichnisse von den Landes- und Ackerbauverhältnissen Palästinas aus noch einen unmittelbar erbaulichen Nutzen. Es macht doch einen gewaltigen Unterschied aus, ob wir uns die Säe- und Erntegleichnisse Jesu von der deutschen Natur und Ackerwirtschaft verdeutlichen lassen oder von der palästinischen.

Welche Farbe, welches Leben, welchen Nachdruck gibt diesen Gleichnissen die Natur des heiligen Landes mit ihrer gewaltigen Gegensätzlichkeit von ödem Fels und herrlichem Fruchtboden, von belebender Regenzeit und versengender Sommerglut, von vielversprechendem Weizenhalm und überwuchernder Distel! Erst wenn diese gewaltige Auslegerin die drei Gleichnisse dem Heilande nacherzählt, reden sie zu uns in ihrer ganzen Wucht und Tiefe, erst dann empfinden wir so recht, wieviel wir an ihnen haben, und wieviel alle Geschlechter nach uns an ihnen haben werden.

2. Golgotha und das Grab Christi.

Von Professor G. Dalman.

Mit zwei Plänen.

Mark. 15,22 heißt es von Jesu: „Und sie führen ihn nach dem Orte Golgotha, was übersetzt wird „Schädelort". Wir hören hier nichts über die Lage des Ortes im Verhältnis zur Stadt Jerusalem. Aber Lukas (23,26) sagt von dem Kyrenäer Simon, dem man Jesu Kreuz auflegte, daß er grade vom Felde kam. Daraus ist zu schließen, daß der Weg des Verurteilten aus der Stadt hinausführte. Johannes belehrt uns, daß der Ort nahe bei der Stadt (19,20) und bei einem Garten mit einem neuen Grabe war (19,41), welches das Grab Christi wurde. Die Lage des Richtorts für Kreuzigungen außerhalb der Stadt ist ohnedies das Wahrscheinlichste. Irgendwo außerhalb, nicht allzuweit von der Residenz des Landpflegers, wo das Urteil gesprochen wurde, werden die Römer ihre Kreuzigungen ausgeführt haben. Felsengräber kann man auf allen Seiten des damaligen Jerusalem voraussetzen.

A. Der Name Golgotha.

Die Christen Palästinas kannten die Stätte unter einem Namen, den die griechisch Redenden golgothā aussprachen, wovon man ihnen sagte, daß es „Schädel" oder „Schädelort" bedeute. Der Schädel heißt im jüdischen Aramäisch golgolthā, wie auch das Palästinische Evangeliarium richtig schreibt. Das war im Munde der Griechen zur Vermeidung des Gleichlauts zweier aufeinanderfolgenden Silben zu golgothā geworden[1]. Nach der Weise solcher Ortsbezeichnungen ist das dazugehörende Ortsappelativum weggelassen. Die griechische Übertragung „Schädelort" ergänzt das fehlende, entsprach aber gewiß nicht

[1] Dalman, Grammatik des Jüd.-Pal. Aramäisch, Aufl. 2, S. 166. Woher die in der Lutherbibel übliche Form Golgatha stammt, ist mir unbekannt.

dem ortsüblichen Sprachgebrauch. Die Zurückführung des Namens auf aramäisiertes gal go'thā = hebr. gal gō'ā „Steinhaufen von Goa“[1] hat manches für sich, weil die Örtlichkeit Goa nach Jerem. 30,39 im Norden außerhalb des alten Jerusalem gelegen hat. Aber sie ist gegenüber der offenbar in der ersten Kirche üblichen Übersetzung des Namens nicht wohl aufrechtzuerhalten. Wenn der Name wirklich jenen Ursprung gehabt haben sollte, wurde er offenbar nicht mehr so verstanden. Wir wünschten zu wissen, warum der Ort, über dessen Charakter wir sonst nichts erfahren, nach einem Schädel benannt wurde. Eine Schädelstätte, wo die Schädel gerichteter Verbrecher herumlagen[2], haben selbst die Römer bei Jerusalem schwerlich hergerichtet. Sie hätten das Gefühl und Gesetz der Juden (5 M. 21,23, Sanh. VI, 5) damit allzusehr verletzt. Außerdem müßten dann die Schädel in der Mehrzahl genannt sein. Die älteste Erklärung, zuerst bei Cyprian[3], bezieht den Namen auf einen bestimmten Schädel, nämlich Adams. Ihn habe man da in einer Felskluft gefunden, sowie die rabbinische Überlieferung anderwärts berichtete, der Schädel Ornans, des ursprünglichen Besitzers des Tempelplatzes, sei zur Zeit Hiskias unter dem Altar, offenbar in einer Höhle, zum Vorschein gekommen (j. Ned. 39^{d}, Pes. 36^{c}, Sot. 20^{b}). Ob Adam wirklich bei Jerusalem begraben war, ist eine für uns jetzt gleichgültige Frage. Die jüdische Sage hat es sehr wohl berichten können. Denn sie nahm an, daß der Altar Adams, auf welchem auch Kain und Abel opferten, auf dem Berge Moria stand[4]. Nach der Vertreibung aus dem Paradies wohnte Adam auf diesem Berge, von dessen Erde er geschaffen war[5]; denn er ist nahe dem Paradiesestor (Pirke R. Eliezer 20, Midr. Tehillim 92,6, J. I Gen. 3,23. In der Nähe baute er sich eine Herberge (Pirke R. Eliezer 20). Man sollte annehmen, daß er auch da starb und begraben ward, zumal die jüdische Tradition den Satz zu betonen liebt (1 M. 3,19): „bis du zur Erde zurückkehrst, denn von ihr bist du genommen.“ Der auf Moria Geschaffene sollte danach auf Moria oder doch nicht weit davon bestattet worden sein. Trotzdem weiß die Sage in der jüdischen Literatur

---

[1] Ähnlich Quaresmius, Elucidatio II, S. 390, Krafft, Topographie Jerusalems (1846), S. 158.

[2] So erklärt Hieronymus zu Matth. 27,33.

[3] De resurrectione Christi, s. Tobler, Golgatha, S. 254.

[4] Pirke R. Eliezer Kap. 23,31, Ber. R. 34,9 nach Eleazar ben Jakob, 2. Jahrh. (nach Bacher, Agada der Tannaiten I^{2}, S. 64, Eliezer ben Jakob aus derselben Zeit).

[5] S. auch Dalman, Neue Petra-Forschungen und der heilige Felsen von Jerusalem, S. 144.

und bei Hieronymus[1] nur von einer Bestattung Adams in der Machpela-Höhle von Hebron, die diesen Namen führt, weil der riesenhafte Adam für die Bestattung darin zusammengefaltet wurde (Ber. R. 58,8) oder weil die Höhle eine doppelte war, indem sie einen unzugänglichen tiefgelegenen Hinterraum besaß, welcher Adams Begräbnis diente (Pirke R. Eliezer 20, 36). Das schließt nicht aus, daß es eine andere Gestalt der Sage gab, welche Adams Grab in Jerusalem suchte, und es an die Örtlichkeit Golgotha knüpfte, wie Athanasius im 3. Jahrh. es von den Lehrern der Hebräer behauptet[2]. Es ist sehr möglich, daß die Bedeutung, welche der Begräbnisort Adams für die Christen gewann, die Juden veranlaßte, die Sage von Adams Grab anderwärts zu lokalisieren. Doch ist der sonderbare Name der Örtlichkeit wohl nur die Veranlassung gewesen, daß man sie zur Adamssage in Beziehung setzte. Die Nennung Adams wäre sonst schwerlich im Namen unterblieben. Vielleicht, daß da eine kahle runde Felsfläche war, die an einen Schädel erinnerte. Die Volksphantasie bedarf geringen Anhalts für derartige Benennungen. Epiphanius betonte zwar[3], daß „die Gestalt des Ortes keine Ähnlichkeit der Benennung [nach einem Schädel] zeige, weil er auf keinem Hügel liege, — — auch nicht hoch im Verhältnis zu den anderen [umgebenden] Orten." Aber er kannte nur, was man zu seiner Zeit hier in Jerusalem im Kirchenbau Konstantins sah, und konnte, selbst wenn dieser an der richtigen Stelle lag, über die ursprüngliche Bodengestalt der Gegend nicht viel wissen.

B. Der Ort von Golgotha und der Aphrodite-Tempel.

Die Schädelgestalt des Ortes ist in neuester Zeit als Erkennungszeichen für die Kreuzigungsstätte benutzt worden, und ist die Veranlassung, daß ein augenscheinlich nicht besonders altes Felsengrab nördlich vom Damaskustor von manchen als Grab Christi bezeichnet wird. Den Hügel von es-sāhira, oberhalb dieses Grabes, hat der deutsche Gelehrte Otto Thenius, damals Pastor in Dresden, 1842 wegen seiner Schädelgestalt und seiner Lage vor der Stadt an einer alten Straße als Golgotha bezeichnet[4]. Er machte geltend, „wenn jemand von der Stadtmauer oder einem dabeiliegenden Turm geschaut habe, hätte der breitere Hügel, auf welchem die Mauer gebaut ist, wie die Schultern, der in späterer Zeit ausgehauene Teil [durch welchen die

[1] Onomasticum, s. v. Arboch.

[2] De resurrectione Christi, s. Tobler, Golgatha, S. 254.

[3] Κατὰ Αἱρέσεων 46,5, Ausg. Dindorf II, S. 415.

[4] Illgens Zeitschrift für hist. Theologie 1842, Heft 4, S. 18.

Straße geht] als der Hals, unser Hügel aber als der Schädel eines riesenhaften Körpers erscheinen müssen." Wir Deutschen haben um so weniger Grund, den Hügel als Gordons Golgotha zu benennen, weil das 40 Jahr später ausgesprochene Urteil dieses englischen Generals hauptsächlich auf der grundlosen Annahme beruht, Golgotha habe nördlich vom Tempel liegen müssen, weil man im Tempel die Opfer nördlich vom Altar schlachtete[1]. Aber in Wirklichkeit könnten noch andere Hügel vor der jetzigen Stadt um die Ehre streiten, für Golgotha zu gelten. Im Norden haben wir westlich von Thenius' Golgotha jenseits der nāblus-Straße einen jetzt von den Häusern ziemlich verdeckten felsigen Hügel, der den Namen ebenfalls rechtfertigen würde, und östlich liegt der auch brauchbare Hügel des karm esch-schēch, jetzt durch seine schöne Kiefer bezeichnet (Annahme Bischof Gobats). Aber auch nördlich vor dem Stephanstor haben wir im Osten der Stadt einen von einem moslemischen Friedhof bedeckten Hügel, der für Hinrichtungen hätte dienen können (Annahme Barclays). Im Westen ist besonders einladend die felsige Kuppe[2] gegenüber dem Jaffator am nördlichen Ende der nikēfōrīje. Ich würde sie ohne Zweifel als die wahrscheinlichste Stätte von Golgotha vorschlagen,[3] wenn man vor 1600 Jahren nicht eine von allen diesen ganz annehmbaren Vorschlägen abweichende Meinung gehabt hätte, welche ihrer Sache recht gewiß gewesen sein muß, weil sie Golgotha gegen allen Augenschein in die Mitte der damaligen Stadt legte, dahin, wo jetzt die Grabeskirche sich erhebt.

Es ist nicht meine Absicht, die Zuverlässigkeit dieser Tradition jetzt nach allen Seiten hin zu erörtern[4]. Es sei nur zuerst darauf hingewiesen, daß die Evangelien mit ihrer Angabe des Ortes der Kreuzigung eine lokale Tradition darüber voraussetzen, und zugleich die Christen stets veranlassen mußten, diese Tradition lebendig zu erhalten. Weiter aber ist zu bedenken, daß die Ortsbezeichnung ganz unabhängig von dem den Christen wichtigen Ereignis an dieser Stätte gewesen ist und bei jedermann im Gebrauche war und bleiben konnte.

[1] PEFQ 1885, S. 79 f., 1904, S. 31 ff.

[2] Sie zeigt besonders deutlich, daß das von Wilson, Golgotha and the holy Sepulchre, S. 17, für das Gestein von Jerusalem geleugnete Vorkommen von nackten Kuppen von schädelähnlicher Gestalt doch eine Tatsache ist.

[3] Wohl im Einklang mit dem Deutschen Korte (1738), dem ersten, der die Zuverlässigkeit der Tradition eingehend bestritt und selbst einen anderen Vorschlag machte.

[4] Vgl. meinen Artikel Golgotha in The Temple Dictionary of the Bible S. 231 ff., und Appel, PJB 1907, S. 17 ff.

Der Christ, der nach Jerusalem kam, fragte nicht, wo wurde Christus gekreuzigt? sondern: wo ist Golgotha? und erhielt darauf von jedem Ortskundigen die entsprechende Antwort. Dazu kommt, daß es nicht nur für die Wirklichkeit der Grundtatsachen des von den Christen der Welt verkündigten Evangeliums von Bedeutung war, daß man ihren genauen Ort angeben konnte, sondern daß es auch jüdischem wie heidnischem Gebrauche entsprach, die Grabstätten bedeutender Männer mit Verehrung zu umgeben. Die heidnische Welt war reich an Heroengräbern, über jüdische Verehrung der Prophetengräber hat Jesus selbst Zeugnis abgelegt (Matth. 23,29) und sie übrigens nicht an sich getadelt, nur hervorgehoben, daß sie zu der Behandlung der lebenden Zeugen Gottes in grellem Widerspruch stehe.

Die jerusalemische Überlieferung bezeichnete am Anfang des vierten Jahrhunderts nach Eusebius[1] in dem um 137 v. Chr. begründeten römischen Jerusalem als Golgotha den Bezirk eines heidnischen Tempels, welcher der Göttin Aphrodite geweiht war. Dies Heiligtum, welches also an der Stelle der jetzigen Grabeskirche stand, hat auch Spuren in den Münzen des römischen Jerusalem hinterlassen. Auf ihnen finden wir aus der Zeit Hadrians, des Erbauers der Stadt, seiner Nachfolger Antoninus, Markus Aurelius und Septimius Severus im 2. Jahrhundert, aber auch von Diadumenianus und Elagabalus im 3. Jahrhundert öfters das Bild eines tetrastylen Tempels, in dessen Eingang unter einem Bogen eine kurz bekleidete weibliche Figur steht[2]. Ihr Haupt hat einen Aufsatz, der wohl betürmt ist und die Göttin als die Tyche der Stadt kennzeichnet. In der linken Hand hat sie eine Lanze, mit der sie die Stadt beschützt, auf der rechten trägt sie etwas Rundes, was wohl mit Recht als ein männlicher Kopf gedeutet wird. Das wird dann die männliche Gottheit bedeuten, welche als Ergänzung der Göttin gedacht ist. Nach anderen Münzbildern möchte man an Serapis denken, den heilschaffenden Gott, der in jener Zeit oft wie Osiris als sterbend und aus dem Tode erstehend gedacht wurde. Man hätte Aphrodite somit der Isis ähnlich aufgefaßt. Sie setzt ihren rechten Fuß auf einen Gegenstand, in dem man einen Helm, einen aus dem Boden auftauchenden Wassergott oder einen Schiffsschnabel vermutet hat. Die Göttin ist dann als Beschützerin der Schiffahrt ge-

[1] Vita Constantini III 26.

[2] Zusammenstellung der Münzbilder von Aelia Capitolina und Byblos bei Heisenberg, Grabeskirche und Apostelkirche I, Tafel XII, XIII, wo zu sehen ist, daß die Münzbilder von Jerusalem nicht ihm allein eigentümlich waren, also als gangbare Typen für die Darstellung der Göttin gelten müssen.

dacht. Daß sie auch die Siegverleihende ist, bedeuten die Viktorien, welche auf einigen Münzbildern in den Interkolumnien zu den Seiten der Göttin stehen, ähnlich, wie an dem schönsten Mausoleum von Petra die schützende Göttin neben sich zwei Viktorien hat[1]. Da Hadrian ein Verehrer der Isis war, darf man vermuten, daß er ihrer Hilfe die Niederwerfung des jüdischen Aufstandes verdankte und ihrem Schutze die neugegründete Stadt unterstellen wollte. Es ist möglich, daß der von ihm erbaute Tempel nur zufällig auf den Hügelabhang kam, den man als Golgotha bis dahin bezeichnet hatte. Er sollte sich gewiß oberhalb der Mitte des Cardo maximus der neuen Stadt erheben. Man mußte ihn aber etwas weiter nördlich rücken, um auf festen Grund und nicht in die Senkung zu kommen, welche vom Hiskiateich unter dem Muristan durch nach dem Stadttale hinabläuft und die schon damals durch Schutt teilweise gefüllt gewesen sein wird. Für die Wahl des Platzes könnte wohl auch bestimmend gewesen sein, daß Golgoi als das uralte Heiligtum der Aphrodite auf Zypern bekannt war. Golgos soll der Sohn der Aphrodite von Adonis gewesen sein[2]. Der Ort Golgotha konnte deshalb als besonders geeignet für das Heiligtum der Aphrodite Golgia[3] erscheinen. Zu dieser Lage des Heiligtums der Schutzgöttin der Stadt haben wir eine lehrreiche Parallele in dem Artemistempel von dscheraseh, nach welchem wir uns auch eine Vorstellung von seinem Aussehen machen können. Von der Marktstraße her führten mit Säulen geschmückte Propyläen zum Eingang in einen etwas höher liegenden äußeren Vorhof. Hinter ihm, wieder etwas höher, lag der von einer Säulenhalle umgebene Haupthof des Tempels, in dessen Mitte sich, selbst wieder erhöht, die Zella erhob, welche den Verhältnissen nach genau über dem heiligen Grabe liegen mußte. Das im allgemeinen ansteigende Terrain im Westen der Marktstraße von Jerusalem war dieser Anlage günstig. Die lange schmale Form derselben hat ihre Parallele an dem Tempel des Baal Schamēn in sīʿ im ḥaurān.

Es ist möglich, daß von den Substruktionsbauten, welche die Schaffung größerer ebener Flächen nötig machte, noch etwas sichtbar ist in den Mauerresten aus großen Steinen, welche wir im Hospiz des russischen Palästina-Vereins sehen. Da im Westen die höchste ebene Fläche zu schaffen war, dürfen wir uns vorstellen, daß diese mindestens

[1] Dalman, Neue Petra-Forschungen, S. 72.
[2] S. Dümmler bei Pauly-Wissowa I, Sp. 2758.
[3] Roscher, Lexikon der gr. u. röm. Myth. s. v. golgia.

in der Höhe des Gipfels des Golgothafelsens (758,67 m)[1], also etwa auf 759 m Meereshöhe, gelegen hat. Was wesentlich höher gewesen wäre, war abzutragen, alles Tiefere aber auszufüllen. So kam es, daß hier vieles Alte erhalten blieb und die Felsengräber jener Gegend dem neuen Baue nicht zum Opfer gefallen sind. Eusebius erzählt ganz sachentsprechend[2], daß man den Platz hoch aufgeschüttet und mit Steinen geebnet hatte und so die heilige Höhle in der Tiefe unter einem gewaltigen Aufwurf verborgen, und daß man dann auf Befehl Konstantins nicht nur das darüber Gebaute entfernte, sondern auch Erdboden und Schutt, nachdem man den Platz tief aufgegraben hatte.

Daß die Gegend dieses Tempels ursprünglich golgoltha „der Schädel" geheißen hat, ist in keiner Weise befremdlich. Zwar ist der Abfall des Felsbodens von der Gegend der Christenstraße bis zur Marktstraße im allgemeinen ursprünglich wohl ein ganz allmählicher gewesen. Weder der jetzt zerstörte Felsen des heiligen Grabes noch der unter der Kalvarienkapelle noch vorhandene Felsenrest, welche beide künstlich isoliert wurden, ragen höher als die wahrscheinliche Linie dieses Abfalls von West nach Ost, keine besondere Kuppe von irgendwelcher Bedeutung hat sich hier befunden. Aber nichts spricht dagegen, daß irgendwo eine runde Felsplatte vorhanden war, die an einen Schädel erinnerte. Das kellerartige Refektorium und die große Zisterne des Abrahamklosters, sowie die beim Bau des Hospizes des russischen Palästina-Vereins im Süden gefundene große Grube weisen darauf hin, daß südwärts am Hügelabhang der Fels künstlich abgebrochen war, und sich deshalb rasch um etwa 14 m senkte[3], wie man annehmen darf, durch Steinbrucharbeit für den Bau des alten Jerusalem. Solche Steinbruchgegenden, welche senkrechte Felswände schufen, wurden aber gern zu Gräbern benutzt, wie wir es außerhalb Jerusalems vielfach sehen. Es scheint nur natürlich, daß hier gegenüber dem alten Jerusalem am Hügelabhang Felsengräber vorhanden waren, welche auch, als man hier eine Plattform für einen Tempel errichtete, nicht sämtlich zerstört wurden. Auch für den Namen Golgotha könnte die Zerklüftung durch Steinbruch noch besonderen Anlaß gegeben haben, wie gerade auch der große Steinbruch unterhalb von Thenius' Golgotha beweist. Der Tatbestand stimmt damit überein, daß Golgotha von den Evangelisten

[1] So nach meinen Messungen. Auf 758,38 m liegt ein Felsrand westlich vom hl. Grabe. Der Felsen des hl. Grabes wird in derselben Höhe erhalten gewesen sein.

[2] Vita Constantini III 26f.

[3] S. Plan 1.

nicht ein Hügel genannt wird, sondern nur eine „Örtlichkeit" (τόπος). Es war nur ein Abhang oder genauer eine niedrige Vorterrasse eines Hügels, die diesen Namen führte. Die Haupthöhe desselben, welche später durch die sogenannte dritte Mauer zur Stadt gezogen wurde, nannte man damals, wie wir durch Josephus[1] wissen, das „Assyrerlager", also aramäisch maschrîtā de-attūrāē. Seine östliche Vorterrasse war golgolthā „der Schädel", eine Bezeichnung, deren Umfang man sich vorstellig machen kann durch die Grenzen, die hier notwendig vorlagen. Im Osten war es die westliche Mauer der damaligen Vorstadt von Jerusalem, an welcher eine bedeutende Straße entlanggelaufen sein muß, durch welche die Meridionallinie Palästinas von Norden her bei der Oberstadt Jerusalems endete und durch das Genath- oder Gartentor des Josephus in dieselbe eintrat. Im Süden endete die Terrasse mit der von Westen zum Stadttal hinablaufenden Senke, im Nordwesten mit dem erneuten stärkeren Ansteigen des Terrains zur Höhe des Hügels, aber auch mit der Straße, welche für die Fortsetzung der obengenannten Meridionallinie nach dem südlichen Palästina zu unumgänglich war und die man sich vom jetzigen Damaskustor nach der Gegend des Jaffators laufend denken wird. Auf diese Weise entsteht für Golgotha ein zwischen die Nordmauer der „Oberstadt" und die Westmauer der Vorstadt eingeklemmtes ansteigendes Gebiet von etwa 200 m Länge und 150 m Breite, für welches ein besonderer Name als natürlich gelten muß. Es entspricht etwa dem Quartiere zwischen der Christenstraße, el-chānḳa, chān ez-zēt und dem muristān.

C. Der Befund bei der Grabung Kaiser Konstantins.

Für die genauere Gestalt der ehemaligen Felsoberfläche in dieser Gegend bietet keinen Anhalt die große Zisterne, in welcher man die Kreuze Jesu und der beiden Schächer zu finden geglaubt hat, so wenig wie die tiefliegende Helena-Kapelle neben ihr und die gewaltige Zisterne unter dem Koptenkloster. Schick hat einmal gemeint, daß sich ein alter Stadtgraben südlich und östlich von der Grabeskirche erkennen lasse[2]. Er hat aber diesen Gedanken wieder aufgegeben, wie er mir selbst sagte und auch aus seinem Modell von der Umgebung der Grabeskirche[3] zu ersehen ist. Wohl aber lassen sich einige Schlüsse ziehen aus den Felsengräbern, welche in dieser Gegend gefunden wurden.

[1] Bell. Jud. V 7, 3; 12, 2.

[2] S. ZDPV 1885, Tafel VII—X.

[3] Im Besitz unseres Instituts.

Das sogenannte Grab des Joseph von Arimathias[1] westlich vom heiligen Grabe ist bei dem Bau der Grabesrotunde, deren Mauer es schnitt, zur Hälfte zerstört worden und hat außerdem durch Erweiterung des Mittelraums und Herstellung einer Seitenkammer erheblich gelitten. Bei Beachtung des Erhaltenen läßt sich aber noch feststellen, daß hier auf einem 15 cm unter dem Fußboden der Grabeskirche liegenden Niveau eine im Süden ein wenig nach Westen abweichende Grabkammer von etwa 2,24 zu 2,16 m vorhanden war mit je drei Schiebestollen von 2,03 m Länge und 52 cm Breite auf mindestens zwei (Süd und West), wahrscheinlich aber — gemäß dem gewöhnlichen Gebrauche — drei Seiten. Die vierte Seite enthielt dann den Eingang[2]. Dieser kann, da der Norden wegen des ansteigenden Terrains, der Süden und Westen durch den Tatbestand ausgeschlossen sind, nur im Osten gesucht werden. Hier ließe sich also eine Vorhalle oder vorliegende Zentralkammer mit Vorhalle erwarten. Beide konnten den Eingang zur Grabkammer in ihrer Rückwand, aber auch in ihrer linken Seitenwand haben. Sie hatten dann selbst ihren Eingang im ersten Fall von Osten, im zweiten Fall von Süden. Das erstere darf vielleicht als das wahrscheinlichere gelten.

Ähnlich steht es mit dem traditionellen Grab Christi, dessen Fußboden jetzt 45 cm (ursprünglich wohl nur 25 cm) über dem Fußboden der Rotunde liegt. Es hat seinen Eingang ostwärts, aber mit einer nicht unbedeutenden Abweichung nach Norden, anders als die Richtlinien der darüber gebauten Rotunde. Wir wissen von Arkulf[3], einem Pilger des 7. Jahrhunderts, daß der ursprüngliche Grabbau kreisrund[4] war und außer der Grabkammer keinen Innenraum besaß. Cyrill von Jerusalem sagt[5] im Anschluß an den auf

[1] S. dazu Clermont-Ganneau und Wilson, Survey of Western Palestine, Jerusalem, S. 319ff.

[2] Die Grabtröge unter dem Fußboden lassen wir hier außer Betracht.

[3] Geyer, Itinera Hierosolymitana. S. 228, 304ff.

[4] Das Grab Christi ist als rundes Tempelchen abgebildet auf einem Mosaik von S. Apollinare Nuovo in Ravenna (Diel, Manuel d'Art Byzantin, S. 198), auf einer Elfenbeinplatte der Sammlung Trivulce in Mailand (ebenda S. 74). Von Bedeutung sind auch die Abbildungen auf den Ölfläschchen aus Monza (Heisenberg, Grabeskirche und Apostelkirche I, Tafel VIII, IX), welche aber die Rundung nicht erkennen lassen. Der Durchmesser muß etwa 5 m betragen haben, wenn die Grabbank eine 1 m dicke Rückwand erhalten sollte, die Höhe mit Kegel etwa ebensoviel. Nach Horn betrug die Breite der Grabkapelle zu seiner Zeit $5{,}08^{1}/_{12}$ m. Jetzt mißt man von Wand zu Wand 4,98 m.

[5] Um 347 oder 348, etwa 10 Jahre nach der Vollendung der Bauten Konstantins.

das Grab Christi bezogenen Ausdruck ἐν σκέπῃ τῆς πέτρας „unter dem Schutzdach des Felsens", Hild 2,10: „Mit σκέπη τῆς πέτρας ist das damals vor der Tür des heilbringenden Grabmals befindliche Schutzdach (σκέπη), gemeint und zwar als aus demselben Felsen gehauen, wie es vor den Grabmälern üblich ist. Jetzt nämlich ist es nicht zu sehen, weil die Schutzvorrichtung (προσκέπασμα) wegen der jetzigen Ordnung weggemeißelt wurde; denn vor dem Eifer des Königs für die Herstellung des Grabes war ein Schutzdach vor dem Felsen"[1]. Sein Ausdruck „Schutzdach" ist durch die biblische Stelle veranlaßt. Es ist nicht erlaubt, σκέπη mit Kluft oder Höhle zu übersetzen, wie es Wilson tut[2]. Auch wird der Ausdruck schwerlich auf eine vollständige Felsenkammer zu beziehen sein[3], welche vor der Grabkammer gelegen hätte. Er erlaubt doch nur, an eine offene Vorhalle zu denken, wie sie bei hiesigen Felsengräbern nicht selten vorkommt. Daß nicht mehrere Grabkammern vorhanden waren, sieht man aus dem Zeugnis des Zeitgenossen Eusebius in seiner Theophania[4]: „Es ist erstaunlich, sogar diesen Felsen zu sehen, aufrecht und einsam in ebenem Lande und mit nur Einer Höhle in seinem Innern, damit nicht, wenn ihrer viele wären, das Wunder dessen, der den Tod überwand, verdunkelt werden sollte." Eusebius denkt an das Grab, wie es dann im Bau des Konstantin sich ausnahm. Aber seine Worte wären unehrlich, wenn er nicht überzeugt gewesen wäre, daß auch vor dem Bau Konstantins in diesem Grabe nur eine Kammer vorhanden war.

Nach der Schilderung des Arkulf[5], der um 670 das Grab besuchte, war die gefundene Grabkammer 1½ Fuß höher als die Länge eines nicht kleinen Menschen, also etwa 2,25 m hoch, das auf der Nordseite befindliche Grab selbst 7 Fuß (= etwa 2,25 m) lang und 3 Spannen (= etwa 60 cm) hoch. Da nur dreimal drei Menschen vor dem Grabe stehen konnten, wird die Breite der Kammer ohne Grab auf etwa 1 m angenommen werden können. Diese Maße entfernen sich nicht allzusehr von den später und jetzt vorhandenen. Die Kammer allein ist jetzt 1,97 m lang und 96 cm breit. Die am linken Ende nur 9 cm von der Kammerwand zurückstehende Grabbank ist 1,88 m lang, 88 cm breit (ohne den überstehenden Rand) und 63 cm

---

[1] Catech. XIV 9, Ausg. Jerusalem 1868, S. 112f.
[2] Golgotha and the Holy Sepulchre, S. 196.
[3] So der griechische Kommentator Cyrills.
[4] Wilson, a. a. O., S. 185, nach Lee's Übersetzung, S. 199.
[5] Geyer, Itinera, S. 228f.

hoch. Eine eigentliche Decke fehlt. Nach Horn[1] (1725—44) war zu seiner Zeit die Grabbank 6 Fuß $2^1/_2$ Viertel lang, 3 Fuß breit, $2^1/_2$ Fuß $^1/_2$ Viertel hoch. Nach der von ihm angegebenen Länge des Mittelbogens der Kalvarienkapelle beträgt ein Fuß bei Horn $30^1/_3$ cm. Jene Maße betragen also 2,01 m, 91 cm, 79 cm, 62 cm, was mit Ausnahme der Höhe[2] fast genau den jetzigen Maßen entspricht. Der Raum neben der Grabbank ist nach Horn 93,4 cm breit und 2,77 m hoch[3]). Somit kann man sich das Innere der Grabkammer sehr ähnlich den gegenwärtigen Verhältnissen vorstellen, auch insofern, als der eigentliche Grabplatz in einer Bank besteht, wie es die Ausdrücke bei Arkulf fordern[4]. Die Decke dieser Bank, welche jetzt ebenso wie bei der ganzen Grabkammer fehlt, war nach Arkulf niedrig und, wie es scheint, nicht dieselbe wie die der Grabkammer. Man wird sie sich nach der sonst bei Jerusalem gewöhnlichen Form der Bankgräber bogenförmig denken dürfen, so daß der Scheitel des Bogens fast die Höhe der Decke der Grabkammer erreichte.

Der Eingang zu dieser Kammer von Osten her (Arkulf) war gewiß immer klein und niedrig, wie es bei Felsengräbern üblich ist. Nach Quaresmius (S. 387) war er $56^1/_4$ cm breit und 1,08 m hoch bei 54 cm Tiefe. Bei Horn läßt sich nur die Türtiefe auf 64,45 cm berechnen. Jetzt beträgt die Breite 65 cm, die Höhe in der Mitte des Türbogens vorn 1,35 m, hinten 1,305 m, beim ersten Bogenansatz an der Seite 1,045 m, die Tiefe — infolge der schiefen Lage der Kammer zur Front links 81 cm, rechts 91 cm. Aber es wird von den Griechen zugegeben, daß sie die Tür etwas erweiterten, und zwar um 2 Fingerbreiten in der Höhe, um 1 Fingerbreite in der Breite[5]. In Wirklichkeit dürfte man wenigstens 8 cm in der Breite, 27 cm in der Höhe herausgenommen haben.

---

[1] Ichnographiae, S. 29f.

[2] Nach Neophytos bei Joannides, Proskynetarion, S. 189, hat man nach dem Brande von 1808 den Fußboden um eine Spanne (ca. 20 cm) erhöht. Das ergäbe eine ursprüngliche Höhe der Grabbank von ca. 83 cm.

[3] Bei Quaresmius (um 1620), Elucidatio, II S. 387, darf man aus der von ihm auf 7 palm. $5^1/_2$ unc. angegebenen Länge der Grabbank schließen, daß seine palma 27 cm lang war. Dann war nach seiner Messung die Grabbank $76^1/_2$ cm hoch, und $94^1/_2$ cm breit, der Raum neben der Grabbank $85^1/_2$ cm breit und 2,56 m hoch.

[4] „sepulcrum — in modum speluncae, introitum a latere habens", Geyer Itinera, S. 229.

[5] Neophytos bei Joannides, S. 188.

Vor diesem Eingange fand man auch einen Verschlußstein, in welchem man den Stein sah, welchen der Engel nach Matth. 28,2 von Christi Grab wälzte. Er lag zu Cyrills Zeit „bei dem Grabe", also wohl vor dem Eingang. Arkulf sah ihn in zwei Stücken, wovon das kleinere als Altar vor der Grabkapelle stand, das größere weiter nach Osten ebenfalls als Altar diente[2]. Später befand sich vor dem Eingang auf dem Boden ein Stein, den man aber für ein Stück des Felsbodens, nicht des Türsteins hielt. Nach Quaresmius (S. 386) maß er unten 54 zu $56^1/_4$ cm, oben $54 \times 47^1/_4$ cm und war 27 cm hoch, nach Horn war er $53^1/_{12} \times 49^1/_4$ cm bei $30^1/_3$ cm Höhe. Nach dem Brande von 1808 wurde er viel kleiner. Einen Würfel von 26×32 cm bei 28 cm Höhe enthält der Marmorkasten, welchen man auf einem Fußgestell vor dem Grabe aufstellte, ein anderes Stück des Steins soll sich in der Theklakapelle des griechischen Klosters befinden[3]. Der Türstein selbst soll derjenige sein, welcher in der armenischen Kirche des Kaiphaspalastes als Altarplatte dient. Er hat eine ovale Gestalt und ist 2,10 m lang bei 1,12 m Breite und 42 cm Dicke. Ob er wirklich einer der beiden Altarsteine war, welche man zur Zeit Arkulfs zeigte, ist sehr zweifelhaft. Jedenfalls ist er keine Hälfte eines gewöhnlichen Grabverschlusses, aber auch nicht als ein Ganzes zu brauchen, denn er ist viel zu groß für den kleinen Eingang zum Christusgrabe. Die Eingänge zu Felsengräbern waren bei Jerusalem meist verschlossen durch eine in den Falz der Türe einpassende dicke Steinplatte, seltener durch eine in Angeln gehende Steintüre, nur in wenigen Fällen durch einen mühlsteinähnlichen Rollstein, für welchen dann ein besonderer Laufgang und zur Seite ein tiefer Falz hergerichtet war, in den er zurückgeschoben werden konnte. Die evangelische Erzählung redet indes Matth. 29,60, Mk. 16,2 allem Anschein nach nicht von dem gewöhnlichen Verschluß des Grabes, sondern davon, daß man einen großen Stein an die Grabtüre herangewälzt habe. Das ist kein passender Ausdruck für eine regelrechte Rollsteineinrichtung, bei welcher der Verschluß wohl meist von selbst vor die Öffnung rollte, sobald man das davorgelegte Hemmnis beseitigte. Vielmehr hat man aller Voraussicht nach zum Schutz des gewöhnlichen Plattenverschlusses einen besonders großen Stein vor die Türe gewälzt, um zu verhindern, daß ein einzelner Mann sie öffne[4]. Solche Rollverschlüsse sahen wir bei dem alten Beth

[1] Catech. XIII 39, Ausg. Jerusalem II, S. 100.

[2] Geyer, Itinera, S. 232. 304 f.

[3] Proskynetarion, S. 188.

[4] So versteht es das um 150 entstandene Petrusevangelium. Es sagt V. 32:

Schemesch vor Gräbern in der Form von großen zylinderförmigen Blöcken, deren Bestimmung, vor den Plattenverschluß des Grabes gerollt zu werden, zweifellos war. Welcher Art der vor dem Christusgrabe gefundene Stein war, ob ein regelrechter Verschlußstein oder ein größerer Block, ist nicht sicher auszumachen. Doch sollte man annehmen, daß es ein rollbarer Block war, weil er den Voraussetzungen der biblischen Erzählung zu entsprechen schien.

Wir verstehen nun, warum man gerade dies Grab als das Grab Christi erkannte. Nach Joh. 20,6f. 12 konnten in diesem nicht nur Grabtücher und Kopftuch nebeneinander gelegt werden, sondern auch Engel am Kopf- und Fußende sitzen. Dadurch wurde die Schiebegrabanlage des sogenannten Josephsgrabes ausgeschlossen. Nur ein Bankgrab konnte das echte Grab sein. Der Bankgrabanlage, die man hier fand, war aber eigentümlich, daß die schmale Kammer nur Einen Platz für Einen Toten hatte, während es sonst üblich ist, daß eine quadratische Kammer in drei Wänden mit je einer Totenbank versehen ist. Es schien ein bloß angefangenes Grab zu sein, das man nie fertig gebaut hat. Das konnte dazu stimmen, daß Josephs Grab, in das man Jesum legte, neu und bisher unbenutzt war (Matth. 27,60, Mk. 23,53, Joh. 19,41). Es schien außerdem geradezu providentiell, daß die gefundene Grabanlage nur eine Totenbank enthielt. Wären deren mehrere gewesen, so war der Zweifel, wo man das echte Grab suchen solle, selbstverständlich. Man mochte vorher gefürchtet haben, das echte Grab könnte an der erwarteten Stelle entweder zerstört oder unter mehreren Gräbern nicht erkennbar sein. Wider Erwarten trat wirklich ein Grab hervor, und sogar eines, das jeden Zweifel auszuschließen schien.

Die runde, wohl oben konisch zulaufende Form, welche man dem Grabe in der Anastasis Konstantins gab, war die Veranlassung, daß man seine Vorhalle beseitigte. Ihre grade Wand paßte nicht in den Bau, um so weniger als ihre Richtlinie von den Richtlinien desselben unschön divergierte. Wenn wir annehmen, daß der Eingang zur Grabkammer in der Rückwand der Vorhalle lag, so hat ihre östliche Richtung zur Voraussetzung, daß die im allgemeinen südlich gerichtete Felswand nach Norden zu eine Ausbuchtung hatte, an deren westlicher Seite das Grab lag. Freilich könnte man annehmen, daß der Zugang zum

„Sie, [die Ältesten und Schriftgelehrten] wälzten mit dem Hauptmann und den Soldaten einen großen Stein herbei, und alle zusammen, die dort waren, legten ihn an die Tür des Grabes."

Grabe an der Seitenwand einer künstlichen Grube lag, in welche eine Treppe hinabführte, wie es zuweilen, aber nicht häufig, vorkommt. Aber für eine nördliche Ausbuchtung im Felsen lassen sich noch andere Zeugnisse anführen.

Cyrill erwähnt, daß der Ort des Grabes Christi, „wenn er auch jetzt auf das höchste durch königliche Gaben geschmückt sei, vordem ein Garten war, wovon die Andeutungen und Reste noch vorhanden sind[1]". Nun galt in der byzantinischen Zeit der damalige Hof zwischen der Anastasis, der Grabesrotunde, und dem Martyrion, der Basilika, welche über der jetzigen Helenakapelle stand, d. h. die Gegend des Griechenchors der jetzigen Grabeskirche, als der „heilige Garten"[2] oder der „Garten Josephs"[3]. Die Reste des ehemaligen Gartens können wohl nur in Felsspuren und Unebenheiten bestanden haben, welche zwischen dem Pflaster des damaligen Hofes sichtbar wurden. Dann aber deutet dies auf die Überzeugung, daß bei der Wegräumung des heidnischen Tempels und seines Unterbaus ein Platz mit niedrigem Niveau in der ungefähren Höhe des jetzigen Fußbodens der Grabeskirche zum Vorschein kam, den man als den Garten Josephs deutete.

Aber noch eine dritte, 1885 entdeckte, aber wieder unzugänglich gemachte Grabanlage ist zu beachten, welche wir wegen ihrer Lage unter dem Koptenkloster als das Koptengrab bezeichnen. Sie befindet sich nur etwa 6 m in nördlicher Richtung von der nordöstlichen Ecke des „Gefängnisses Christi". Hinter dem Rest einer Vorhalle oder einer Vorkammer liegt ein breiter Raum von 4 zu 2 m mit je einer Grabbank rechts und links, und hinter diesem, durch eine dünne Wand getrennt, ein schmaler Raum von 2 zu 2,40 m mit einer auf drei Seiten herumlaufenden Bank. Der Boden liegt nach Schicks Messungen[4] 3,90 m unter der jetzigen Erdoberfläche. Diese befindet sich auf dem nahen Weg vor dem Koptenkloster nach dem Plan des Ordnance Survey auf 2484 engl. Fuß = 757,115 m Meereshöhe, der Fußboden der Grabeskirche auf 753,80 m. Somit liegt der Boden des Felsengrabes mit 753,21 m um 59 cm tiefer, als der letztere und nur 19 cm tiefer als der Fußboden des nahen „Gefängnisses Christi", der 35½ cm unter dem Boden der angrenzenden Halle und etwa 40 cm unter dem

[1] Cyrill, Catech. XIV 5, Ausg. Jerusalem II, S. 108.

[2] S. Typikon, vgl. Baumstark, Oriens Christianus V, S. 235 f.

[3] So Epiphanius, s. Ausg. des Russischen Palästina-Vereins (1886), S. 1. 10.

[4] Ich richte mich nach seinem handschriftlichen Originalplan, nicht nach der etwas abweichenden Zeichnung in ZDPV 1885, Tafel V.

Boden der Grabesrotunde liegt[1]. Daß das „Gefängnis" ebenfalls ein Felsenraum war, wie manche annehmen, ist nicht zu erkennen[2]. Wenn dies ursprünglich der Fall gewesen sein sollte, so erlauben doch seine abweichenden Richtlinien keinen Anschluß an das System des Koptengrabes. Daß dieses trotz seiner Bänke nicht als Christi Grab in Frage kam, wird sich dadurch erklären, daß die Mehrheit der Kammern an dieser Stelle nicht für ein „neues" Grab sprach, vor allem aber wohl dadurch, daß dieses Grab nördlich von dem Bezirk des Aphrodite-Tempels lag, unter welchem das Grab Christi sich befinden sollte.

Das Koptengrab ebensowohl wie das „Gefängnis Christi" mußten ihren Eingang von Westen her haben und machen also wahrscheinlich, daß die von Süden her kommende Einbuchtung in den höheren Felsen sich bis in ihre Gegend fortsetzte. Das erklärt wohl auch die Bedeutung, welche man dem letzteren Raume beimaß, dessentwegen man die Nordgrenze des ganzen Baus hier ausbiegen ließ, um ihn einzuschließen. Er lag am Ende des vermuteten Gartens des Joseph, und man meinte deshalb, ihn zu der Geschichte des Todesleidens Jesu in der Weise in Beziehung setzen zu können, daß Jesus da sich aufgehalten hatte, bis die Vorbereitungen zur Kreuzigung beendet waren.

An der Ostseite dieser Ausbuchtung auf dem sich da erhebenden Felsen suchte man Golgotha. Auf ihn setzte man die eigentliche Kirche des neuen Heiligtums, welche man Martyrion nannte, weil sie dem Märtyrer Jesus geweiht war. Ihr war eigen, daß sie nicht nur bei dem Grabe des Märtyrers stand, sondern auch auf der Stätte seines Todes. Die Pilgerin Etheria (um 380) redet mehrfach von der Lage des Martyriums „auf Golgotha"[3], und später hat man öfters schlechtweg die Bezeichnung „Golgotha-Kirche" gebraucht[4]. Sie meint wohl auch schon Cyrill, wenn er von „diesem seligen Golgotha redet, auf welchem wir uns wegen des darauf Gekreuzigten versammelt haben[5].

Man wird vom Ostatrium der Konstantinsbauten zur Basilika einige Stufen hinaufgestiegen sein. Der jetzige Platz auf der Ostseite der Grabeskirche, welcher die Stelle dieser Basilika einnimmt, liegt bei

---

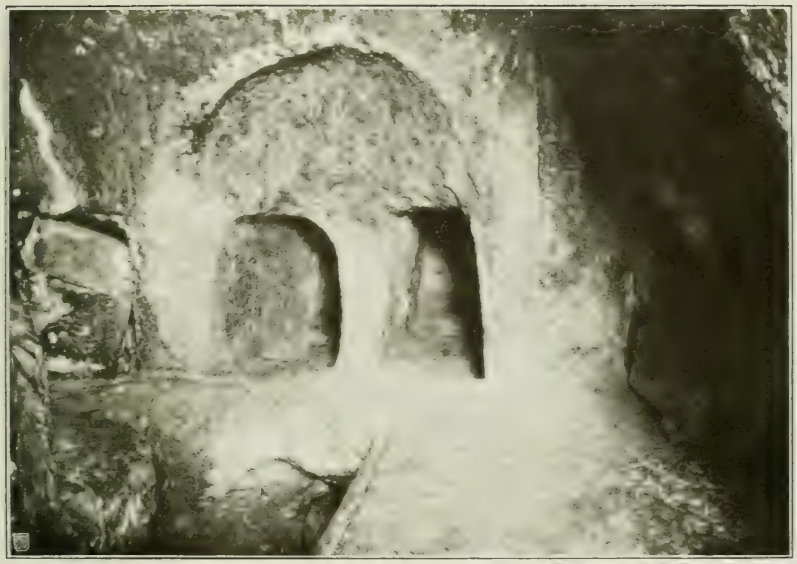
[1] Schicks Plan läßt das Gefängnis Christi 3,50 m höher liegen und verbindet beide Räume durch eine lange Treppe; sein Modell und ein handschriftlicher Querschnitt etwa von 1897 hat die richtigen Verhältnisse.

[2] Der Fußboden ist gepflastert und nicht Fels, wie Schick ZDPV 1885, S. 173 sagt.

[3] Geyer, Itinera, S. 74 f., 78. 83.

[4] S. Baumstark, Oriens Christianus V, S. 230. 232.

[5] Cat. III 10, Ausg. Jerusalem I, S. 139.



Aufn. v. Hofphotograph G. Baad, Jerusalem.

12. Grab des Joseph von Arimathia.
(S. 106.)

Aufn. v. Hofphot. G. Baad, Jerusalem.

13. Grab Chriſti.
(S. 108.)

Aufn. v. Hofphot. G. Baad, Jerusalem.

14. Eingang zum Grabe Chriſti und Verſchlußſtein.
(S. 108 f.)

der Kuppel der Helenakapelle und bei der Nordtüre des Platzes 16½ cm höher als der Weg vor dem Kopтenkloster (S. 111), also auf 757,28 m Meereshöhe. Zwischen diesem Niveau und dem niedrigsten Niveau des Osthofes des Konstantinsbaus von 754,70 m[1] muß der Fußboden des damaligen Baus der Basilika gelegen haben. Wenn man vom Osthofe etwa 1 m zur Basilika hinaufstieg, hatte man von ihr zum Westhofe fast 2 m hinabzusteigen. Sie lag dann auf einem Niveau von 755,67 m, 1,41 m tiefer als der jetzige Osthof. Sie noch tiefer zu legen, wird die Rücksicht auf die Helenakapelle, welche ihre Krypta bildete, verbieten, wohl aber könnte sie etwas höher gelegen haben. Somit ist verständlich, daß man von der Basilika sagte, sie liege auf Golgotha. Man dachte dabei an ihre höhere Lage östlich vom Garten des Joseph. Dort war freilich Fels nur zu sehen, wenn man unter der Kirche in die Zisterne[2] hinabstieg, in welcher man das Kreuz Christi gefunden zu haben glaubte. Wir wollen die Leichtgläubigkeit der Grabenden nicht hart beurteilen. Die Auffindung des Grabes, bei welchem alle Zeichen zu stimmen schienen, ward wie ein Wunder empfunden. Es berauschte nicht nur ganz Jerusalem, sondern weithin die Christenheit. Sollte nicht dem ersten Wunder das zweite folgen, die Auffindung des Kreuzes, an welchem hängend Jesus das Heil der Welt erwirkte? Die Zisterne auf Golgotha brachte Holzreste zum Vorschein, vielleicht zufällig bei ihrer Ausräumung, vielleicht, wie man später erzählte, infolge eines aus den Juden herausgepreßten Zeugnisses. Ein Wunder soll die Echtheit außer Zweifel gestellt haben[3]. — Man hatte bei dem Bau des Konstantin aber doch auch dafür gesorgt, daß von dem Golgothafelsen etwas sichtbar blieb. Das aus dem Felsen herausgeschnittene Grab hatte man auswendig ganz mit Marmor überdeckt. Bei Golgotha ließ man ein Stück Naturfels stehen, und zwar auf der Südseite des Westhofes des damaligen Baus, ebenda wo jetzt die Adams- und Kalvarienkapelle

[1] Genauere Mitteilungen über die Niveauverhältnisse im Bau des Konstantin sollen anderwärts gegeben werden.

[2] Es ist erstaunlich, daß Heisenberg in „Grabeskirche und Apostelkirche" I S. 23 ff. den Erbauern der Anastasis zumutet, sie hätten eine tiefe Zisterne für das Grab Christi gehalten, während doch wirkliche Felsengräber in der Nähe gefunden wurden und bei Jerusalemern jener Zeit noch mehr wie in der Gegenwart der Unterschied von Felsengräbern und Zisternen als ganz bekannt vorausgesetzt werden muß. Einige Kenntnis von den Elementen palästinischer Altertumskunde würde hier nützlich gewesen sein.

[3] Die Zisterne könnte übrigens dem Aphrodite-Tempel als Wassersammler gedient haben. Das den rituellen Waschungen dienende Bassin dürfte nicht weit davon im Vorhof gestanden haben.

den Felsen mehr verdecken als zeigen. Wie er aussah, können wir danach schließen, daß Cyrill von ihm sagt[1]: „Dieser heilige Golgotha, der emporragt und bis heut sichtbar ist, und der bis jetzt zeigt, wie wegen Christus die Felsen damals zerrissen." Der Felsen hatte natürliche Risse, und da man sie sehen sollte, kann er nicht überall künstlich zurechtgeschnitten gewesen sein. Nach dem jetzigen Befunde muß man annehmen, daß zum mindesten die westliche Seite als die eigentliche Schauseite mit ihrem Spalt in ihrer natürlichen Gestalt geblieben war. Der Biograph Petrus des Iberers von 500 sagt sogar von dem „heiligen Orte des Schädels, dem verehrungswürdigen Golgotha[2]": „Es ist ein wahres Allerheiligstes und der wahrhaftige Altar, der auf geheimnisvolle Weise vor alters vom Propheten Mose verkündigt und im voraus gekennzeichnet worden ist, von unbehauenen und nicht bearbeiteten Steinen." Als natürlicher Felshügel ist Golgotha abgebildet auf einem Ölfläschchen aus Monza und auf dem Mosaik von S. Pudenziana in Rom[3].

Oben auf dem in seiner natürlichen Gestalt gelassenen, zerklüfteten Felsen stand ein Kreuz[4], weshalb die Pilgerin Etheria die ganze Stätte schlechtweg als „das Kreuz" zu bezeichnen pflegt. Unten auf der Westseite war der von einem Gitter eingefaßte[5] und mit einem Altar[6] versehene Ort „vor dem Kreuze", wo in der älteren Zeit alle Feierlichkeiten statthatten, die dem Kreuze galten. Doch wird schon für das 6. Jahrhundert eine Treppe erwähnt, die auf die Höhe des Felsens führte[7].

Nach allem ist gewiß, daß dem vermuteten Grabe Christi schräg gegenüber, durch eine breite Einsenkung getrennt, eine steile Felserhebung vorgefunden wurde, die durch eine natürliche Kluft auffiel. Der Gedanke an das von Matthäus (27,51 f.) berichtete Erdbeben bei Jesu

[1] Cat. XIII 39, Ausg. Jeruf. II, S. 99 f.

[2] Raabe, Petrus der Iberer, syr. Text, S. 38.

[3] Heisenberg, Grabeskirche und Apostelkirche I, Tafel V, IX.

[4] Nach Breviarius de Hieros. (Geyer, Itinera, S. 153 f.) war das Kreuz mit Gold und Edelsteinen geschmückt. Doch machen die Texte ungewiß, ob nicht das in der Nähe verwahrte Kreuzesholz gemeint ist.

[5] Geyer, S. 89 (Etheria), S. 153 (Brev. de Hieros.).

[6] Geyer, S. 140 (Theodosius), 172 (Antoninus).

[7] Geyer, S. 141 (Theodosius), 172 (Antonius). Unsicher ist das Zeugnis des Biographen Petrus des Iberers (Ausg. Raabe, S. 40), wonach Petrus zum heiligen Golgotha auf der Nordseite „hinaufstieg", aber dann erst an den Felsen herantrat.

Tod, welches die Felsen zerriß und Gräber öffnete, lag nahe genug, um in der Kluft ein Zeugnis aus der Todesstunde des Erlösers zu erkennen. Aber man erwartete wohl auch eine Bestätigung der damals wohlbekannten Sage, das Adams Schädel auf Golgotha begraben war. Die Kluft schien wohlgeeignet für eine derartige Bestattung aus der Urzeit. War die Kluft das Adamsgrab, dann war eben hier Golgotha, und das Kreuz Christi mußte irgendwo oberhalb dieser Kluft auf dem Felsen gestanden haben. Diese Schlüsse scheinen uns recht unsicher. Sie wurden auch damals nicht von allen für zuverlässig gehalten. Der Zeitgenosse Eusebius, welcher die Konstantinsbauten eingehend beschreibt, übergeht den Golgothafelsen mit beredtem Stillschweigen. Ihm war er nichts Besonderes. Wahrscheinlich fand er die Kluft nicht geeignet zum Grabe Adams, wenn er die Sage von seiner Bestattung auf Golgotha für zuverlässig hielt. Auch konnte er meinen, daß ein durch ein Erdbeben hergestellter Felsenriß anders aussehen müsse. Aber andere waren nicht so nüchtern wie er, und wir werden annehmen dürfen, daß grade die Zerklüftung des Felsens die Veranlassung gewesen ist, daß man dieses Stück desselben als den wichtigsten Zeugen der Kreuzigung Christi bei der Nivellierung des Bodens für den gesamten Kirchbau stehen ließ. Man hatte die Empfindung, daß ein solches Heiligtum nicht in eine Kirche und unter Dach gehöre. Der Pilger sollte mitten zwischen den kostbaren Bauwerken des Grabes und des Martyrion mit Staunen den vom Erdbeben zerrissenen Golgothafelsen in natura sehen. Die Bedenklichen konnten immer zugeben, daß der Fels jedenfalls doch ein Teil von Golgotha sei und somit die sonst unsichtbare Stätte der Kreuzigung zeige. Nachdem man den Fels durch ein Kreuz auf seiner Spitze ausgezeichnet und den Platz vor ihm zu einer Andachtsstätte bestimmt hatte, hat naturgemäß der Glaube sich rasch festgesetzt, daß dieses sichtbare Felsstück der Hügel Golgotha selbst sei und daß das Kreuz auf seiner Spitze die genaue Stätte des Kreuzes Christi bezeichne. Spätere Zeit hat sogar behauptet, daß das alte Loch, in welchem jenes Kreuz stand, dort erhalten geblieben sei. Davon sagen die ältesten Pilger nichts. Man hatte das Loch dieses Kreuzes nicht gefunden und auch nicht zu finden geglaubt. Dasselbe gilt von den Kreuzen der beiden Schächer, von denen in der älteren Zeit nie die Rede ist. Sie haben auch später keinen festen Platz auf dem Felsen gehabt. Zur Zeit des Quaresmius standen kleine Kreuze rechts und links von der Marmordecke des Felsens auf besonderen Stufen, die sich da erhoben. Man betonte, daß der gute Schächer rechts von Jesus (von ihm aus gesehen) gehangen habe, der böse links,

durch den Felsenspalt von Jesus getrennt[1]. Horn sah den Ort des Kreuzes des guten Schächers an der östlichen Wand der Kapelle zwischen dem dort befindlichen Altar und der Tür[2]. Jetzt bedeuten runde Platten von schwarzem Marmor, die auf der Marmorestrade von Golgotha weit nach hinten zu in die Deckplatte eingelassen sind, den Ort beider Kreuze.

Also unter anderen Felsengräbern ein Einzelgrab, eine Gartenfläche, ein zerklüfteter Fels, das waren neben dem Kreuzesholz die Funde, welche die Abräumung des Aphroditetempels des römischen Jerusalem zutage förderte. Zusammengehalten mit der Gewißheit, daß Golgotha an dieser Stelle gelegen habe, ergaben sie die Überzeugung, daß man das Grab Christi und den Felshügel der Kreuzigung oder doch einen Teil desselben wirklich gefunden habe. Der nüchterne Eusebius übergeht Kreuz, Fels und Garten, aber die Entdeckung des echten Grabes ist auch ihm eine feststehende Tatsache.

D. Beurteilung des Befundes.

Wir stehen jener Grabung jetzt unbefangener gegenüber, als es die Zeitgenossen sein konnten. Betrachten wir zunächst das Resultat, so ist die große Nähe des Grabes im Garten eines vornehmen Jerusalemers bei der Kreuzigungsstätte nicht bedenklich, weil die Römer sich gewiß nicht darum gekümmert haben, neben wessen Garten sie ihre Kreuze aufpflanzten. Wir erwarten für die Kreuzigungsstätte einen öffentlichen Ort, wie er wahrscheinlich die Stadtmauer des alten Jerusalem auf allen Seiten umgeben hat, der aber hier um so selbstverständlicher war, weil eine große Verkehrsstraße hier entlanggehen mußte (S. 105). Daß in dieser Gegend ein öffentlicher Weg, aber auch Gärten waren, beweist das dem früheren Ephraimtor entsprechende Gartentor[3], bei welchem nach Josephus die Vorstadtmauer von der Stadtmauer abzweigte. Diese westliche Vorstadtmauer kann sehr wohl ganz oder teilweise der Linie der jetzigen Marktstraße entlanggelaufen sein Daß die Kreuzigungsstätte auf Golgotha östlicher lag als das Grab im Garten, also der Stadtmauer und der Straße vor ihr näher, ist durchaus das natürliche. Somit scheint die in der Grabeskirche

---

[1] Elucidatio II, S. 345f. 351.

[2] Ichnographiae, S. 90, 95.

[3] Man kann fragen, ob das durch falsche Lesung des hebräischen Textes entstandene „Tor des Golela" Neh. 2,13 LXX nicht das wirkliche Vorhandensein eines solchen Tornamens verrät. Gōlēl scheint in der Mischna einen Rollstein zu bezeichnen. Das Gartentor hätte etwa auch Gōlēlā-Tor geheißen wegen der nahen Örtlichkeit Golgolthā, die man auch Gōlēlā nannte.

sichtbare Lage von Kreuz und Grab insofern gerechtfertigt. Aber wir können nicht leugnen, daß von der Angemessenheit der allgemeinen Verhältnisse bis zur sicheren Angabe eines bestimmten Punktes ein weiter Schritt ist. Die unter dem Aphroditetempel gefundenen Grabanlagen gehörten gewiß dem jüdischen Jerusalem an. Aber es ist nicht ausgeschlossen, daß es in diesem Bereich noch andere Grabanlagen gab, die zerstört waren. Das Grab des Joseph konnte, obwohl es neu war, eine vollständige Grabanlage mit mehreren Totenplätzen gewesen sein. Auch gibt uns nur das Johannesevangelium Andeutungen über die innere Einrichtung des Grabes Christi. War die Vorstellung des Erzählers eine genau zutreffende? Es ist nicht unmöglich, aber doch nicht gewiß, daß sie auf der Kenntnis des in Jerusalem am Anfang des 2. Jahrhunderts gezeigten Grabes beruhte. Es muß zugegeben werden, daß man im 3. Jahrhundert in Jerusalem sehr wohl wissen konnte, wo die Örtlichkeit Golgotha lag. Aber war man auch über die Ausdehnung dieses Ortsbegriffes genau unterrichtet? Ist es sicher, daß er über den Bereich des Aphroditetempels nicht hinausreichte und daß die Ansicht der Christen im 3. Jahrhundert zutreffend war, wonach die Heiden absichtlich genau über die Stätte des Grabes ihren Tempel gesetzt hatten. Das sind Zweifelsfragen, die man nicht unterdrücken kann, obwohl man nicht leugnen darf, daß gegen die mögliche Echtheit des Grabes kein einziger zwingender Grund vorgebracht werden kann.

Anders steht es mit der Kreuzigungsstätte. Die genaue Stelle des Kreuzes Christi wurde nicht gefunden. Sie konnte auch nicht erkennbar sein: Der zerklüftete Fels, den man im Konstantinsbau sah, den man jetzt nur durch kleine Öffnungen oben in der Kalvarienkapelle und unten in der Adamskapelle in kleinem Umfang wahrnehmen kann, muß als ein Zeuge dafür gelten, daß eine gegen 5 m hoch ragende Felsmasse östlich vom Grabe sich erhob. Wir werden es aber für wahrscheinlich halten, daß näher an der damaligen Stadtmauer, also eher in der Gegend der Kreuzfindungszisterne, das Kreuz Christi aufgepflanzt war. Den genauen Ort kennen wir nicht und werden wir nie kennen.

E. Die heutigen Reste.

Das zu Konstantins Zeit gefundene Grab wurde im Jahr 1010 auf Befehl des Chalifen Ḥākim Biamrillāh zerstört. Bei der Wiederherstellung im Jahr 1048 ersetzte man die Grabgrotte durch ein Bauwerk, das in seiner allgemeinen Anordnung dem jetzigen, von den Griechen 1810 errichteten Bau entsprach. Von da ab sah man den

Felsen nur noch an drei Stellen auf der Seite des Grabes[1] und später wie jetzt gar nicht mehr[2]. Alles war von dem darüber errichteten Bauwerk verdeckt. Ob jetzt noch etwas vom Grabesfelsen hinter seinem Gehäuse vorhanden ist, kann nicht mit Sicherheit gesagt werden. Bei der Öffnung der Verkleidung der Grabbank im Jahre 1555 fand man irgend etwas vom alten Felsengrabe. Aber das einzige davon authentisch berichtende Dokument[3] berichtet darüber nichts Genaueres, und die Versicherung des Quaresmius vom Hörensagen, daß man es in der Form einer „arca" gefunden habe, die bequem einen menschlichen Körper fassen würde[4], ist zu unsicher, als daß man damit das anders lautende Zeugnis des Arkulf (S. 108) umstoßen möchte. Es könnte auch sein, daß nachträglich durch Entnahme von Steinstücken die Bank in einen Trog verwandelt wurde. Von der Grabkammer fand Horn gelegentlich einer Reparatur im Jahre 1728 nichts mehr erhalten[5]. Dagegen behauptet Neophytos[6], man habe nach dem Brande von 1808 das Grab ringsum von Felswänden umgeben gefunden, die im Norden 2 Klaftern (ca. 1,90 m) hoch und ziemlich ebenso breit, im Süden 2 Klaftern hoch und 2½ Klaftern breit seien. Doch wird sogleich die abweichende und eher zutreffende Bemerkung hinzugefügt: beide seien kaum eine Klafter breit. Danach gäbe es doch noch bescheidene Reste der Grabkammer unter dem Neubau der Griechen. Da sie das eigentliche Grabgehäuse nicht öffneten, gibt es auch bei ihnen keine Kenntnis vom Zustand der Grabbank.

Wenn es dem Grabe so erging, kann man sich nicht denken, daß dem frei stehenden Golgothafelsen ein besseres Schicksal zuteil wurde. Er ist schon im 7. Jahrhundert, wahrscheinlich von Modestus, dem Wiederhersteller des Heiligtums nach der Zerstörung durch die Perser im Jahre 614, mit einem zweistöckigen Kapellenbau umkleidet worden, doch wohl, um die gebliebenen Reste des Felsens besser zu schützen und zugleich seine Mängel zu verbergen. Im Oberstock der Kapelle hatte man auf der linken Seite den Felsen durch eine Marmorverkleidung völlig verdeckt. Aber das Loch des Kreuzes, so groß, daß man den Kopf hineinlegen konnte, war offen sichtbar, und rechts ließ man den dort höher steigenden Felsen mit seinem oben und nach vorn weit

[1] Daniel (1106), engl. Ausg., S. 12.
[2] So schon bei Horn.
[3] Elucidatio II, S. 388.
[4] Ebenda, S. 386.
[5] Ichnographiae, S. 17.
[6] Proskynetarion, S. 189.

klaffenden Riß unverhüllt, so daß die Pilger ihre Votivkreuze dort aufstellen konnten[1]. Im Unterstock sah man den Felsenriß wahrscheinlich in derselben Weise wie heute in einer Nische hinter der Apside der Kapelle. Man hat zuweilen bezweifelt, daß irgend welche größere Felsmasse noch hinter der Kapellenmauer vorhanden sei. Nach dem Brande von 1808 wurde aber der Felsen auf seiner ganzen Oberfläche freigelegt und von vielen gesehen. Neophytos berichtet, man habe damals ein Stück Fels vor dem Kreuzesloch abgehauen, um den Pilgern ein leichteres Hinzutreten zu ermöglichen. Erst damals also entstand der vordere Einschnitt in die Marmorstufe, die Golgotha bedeckt. Man hat aber nach demselben Zeugen auch die Felsoberfläche reguliert und die abgeschnittenen Teile unter die Bedeckung gelegt[2]. Da schon zur Zeit des Quaresmius im 17. Jahrhundert die Marmorbedeckung des Felsens vollständig und ganz eben war[3], wird sich das darauf beziehen, daß man den vorderen Rand, der früher rechts weiter nach vorn ragte als links[4], vorn gleichmäßig abschnitt. Die Untersuchung des jetzigen Kreuzesloches, in welches ich Licht und Metermaß einführte, zeigt unter der 10 cm dicken Marmordecke einen mit eingesetzten Platten umgrenzten und gepflasterten Hohlraum von 42 cm Breite, 71 cm Länge (in der Ostrichtung) und 28 cm Tiefe[5]. Doch kann man die hinteren Teile nicht sehen, sondern nur mit dem Zollstab betasten. Nur auf der rechten Seite scheint natürlicher Fels sichtbar zu sein. Ein Loch im Naturfelsen ist also nicht mehr zu erkennen. Der Vorwurf der Franziskaner, die Griechen hätten damals die ganze Umgebung des Loches herausgehauen und geraubt[6], könnte deshalb als berechtigt erscheinen. Indes der Zweck der Entwertung eines von ihnen selbst gehüteten Heiligtums ist doch nicht recht durchsichtig. Vielleicht bezieht sich die Beobachtung der Franziskaner nur auf die vorher erwähnte Wegmeißelung eines Felsenstückes vor dem Kreuzesloch, und die Griechen haben nur das wahrscheinlich immer größer

[1] Am eingehendsten schildert diese Dinge Theoderich (1172), Ausg. der Pal. Pilgr. Text Soc., S. 197f.

[2] Proskynetarion, S. 94.

[3] Elucidatio II, S. 345.

[4] S. den Plan bei Horn, S. 90, und bei Quaresmius, Elucidatio II, S. 350.

[5] Nach Horn war das Loch 32,8 cm tief und 34,12 cm breit. Tiefe und Breite haben sich also seitdem nicht sehr verändert, wohl aber die Länge. Nach Quaresmius befand sich das Loch 88 cm vom vorderen Rand der Marmorstufe, jetzt 81 cm, was also auch keine nennenswerte Änderung bedeutet.

[6] S. die Zeugnisse bei Mommert, Golgatha und das hl. Grab zu Jerusalem, S. 126ff.

werdende Felsloch durch ihre Marmorplatten vor Zerstörung schützen wollen, sowie schon vorher ein Metallüberzug jede unmittelbare Berührung des Felsens ganz oder doch fast vollständig verhinderte[1].

Auch hier fehlen leider genaue Angaben über die vorgefundene Ausdehnung des Felsens. Neophytos sagt[2], seine Oberfläche habe einen Umfang von 11 Klaftern, seine Höhe über dem Boden betrage 5 Bauellen, fügt aber hinzu, der genaue Umfang sei 30 Bauellen und die Höhe vom Boden der Kreuzesabnahme $7\frac{1}{2}$. Eine Klafter (ὀργυιά) beträgt nach Aussage der Mönche 12 Handbreiten, also etwa 95 cm, eine Bauelle 75 cm. Sonach wären 11 Klafter 10,45 m, 30 Bauellen 22,50 m, 5 Bauellen 3,75 m, $7\frac{1}{2}$ Bauellen 5,62 m. Keine von beiden Höhenangaben stimmt mit der Wirklichkeit überein, die erstere bleibt über 1 m hinter ihr zurück, die zweite übersteigt sie um nahezu $\frac{3}{4}$ m. Nach meinen Messungen könnte die Felsoberfläche allenfalls eine Länge von $4\frac{1}{2}$ m, eine Breite von $2\frac{1}{2}$ m haben, das ergäbe einen Umfang von 14 m, der vielleicht bei einem Fehlen der Ecken auf 11 oder 12 m herabzumindern ist. Dann wäre die erste Angabe des Neophytos gerechtfertigt. Die zweite, vorgeblich genauere, schießt aber weit über das Ziel hinaus. Wäre sie zutreffend, müßte ziemlich die ganze hintere Hälfte der Kalvarienkapelle Fels unter sich haben. Aber die den Fels deckende Marmorstufe, welche mit Kenntnis der Ausdehnung des Felsens angelegt wurde, wäre dann sinnlos. Ihr Betreten wird von den Griechen vermieden und anderen untersagt, offenbar, weil nur dort der heilige Fels sich befindet. Ihre Ausdehnung wird also ziemlich genau der Felsoberfläche entsprechen. Wenn die ringsherum laufende höhere Stufe, welche vor 1810 noch nicht vorhanden war, noch Fels unter sich hat, ist sie (nach Abrechnung der Marmorplatte = 10 cm) genau 4,545 m lang und 2,395 m breit, ohne die Stufe 3,305 m lang und 1,885 m breit[3].

Der Spalt in der Oberfläche des Felsens kann sich sehr wohl noch in dem Zustand befinden, in welchen ihn die Pilger seit Jahrhunderten sahen[4]. Er besteht in einem Riß mit zwei Erweiterungen,

[1] S. Quaresmius, Elucidatio II, S. 345, Horn, Ichnographiae, S. 97.

[2] Proskynetarion, S. 94.

[3] Quaresmius, Elucidatio, S. 345, gibt der Estrade eine Breite von 2,52 m eine Länge von 2,97 m, wo aber statt 11 palmae 17 p. zu lesen ist, was 4,59 m ergibt, eine Höhe von 54 cm. Jetzt mißt man 2.495 m Breite, 4.545 m Länge 45 cm Höhe. Die Estrade ist also etwas niedriger geworden, hat aber sonst im allgemeinen dieselben Maße behalten.

[4] Nach Quaresmius, Elucidatio II, S. 345, ist der Spalt 1.62 m lang, 22,5 cm tief und durchschnittlich 27 cm breit.

welcher von West nach Ost mit einer kleinen Abweichung nach Süden über die ganze Oberfläche des Felsens hinläuft. Zwar ist von dem schmalen Schlitz in der Bedeckung, der allein eine Betrachtung ermöglicht, nach vorn (Westen) zu, also auf etwa 40 cm, die Fortsetzung durch eine eingesetzte Steinplatte verdeckt. Aber man sieht, wie eine links an den Spalt angeschlossene beckenartige, oben 35 cm weite und 46 cm tiefe Einsenkung, sich nach hinten verengernd 85 cm lang an dem Spalt entlang zieht. Wo sie aufhört, setzt eine nur 20 cm breite und ca. 54 cm[1] tiefe Senke auf der anderen Seite ein, während der Spalt sich hier im ganzen noch 63 cm weit verfolgen läßt, d. h. bis zu der Stelle, wo auf der Oberfläche der Bedeckung im Hintergrunde die höhere Stufe sich erhebt, welche eine Umschreitung des Felsens ermöglicht. Rechts vom Spalt kommt der Fels bis an die bedeckende Marmorplatte heran. Hier könnte die Stelle gewesen sein, wo die Pilger früher ihre Votivkreuze aufstellten.

Nach Schick[2] soll eine Fortsetzung des Risses im Golgothafelsen noch hinter (östlich) der Kalvarienkapelle sichtbar sein. Er beschreibt sie als einen 3 Fuß hohen, oben 18 Zoll, unten 8 Zoll weiten Spalt, welcher sich vom Aufgang zum Refektorium der griechischen Mönche 12 Fuß weit in östlicher Richtung erstrecke und da bei einer ganz im Felsen liegenden Zisterne ende. Aber in Wirklichkeit befindet sich da kein Felsspalt, sondern ein gemauerter Zugang zu einer seitlichen Zisternenmündung. Der Golgothafelsen wird sich da fortsetzen, aber doch nur in einer Höhe von etwa 1 m über dem Fußboden der Grabeskirche. Anderwärts hoffe ich Gelegenheit zu haben, meine Aufnahme der Kalvarienkapelle und ihrer ganzen Umgebung mitzuteilen und zu erörtern.

Was man unten in der Apside der Adamskapelle, nicht ganz genau unter dem oberen Spalt, sondern ein wenig weiter nördlich, sieht, ist eine etwa 1 m hohe Kluft, welche hinter der Kapellenmauer in einer Weite von etwa 1 m beginnt und sich hinten, in 1,32 m Entfernung von der Kapellenmauer völlig schließt. Links ist die Kluft durch einen eingesetzten, etwa 50 cm langen, nicht sehr hohen Stein seitlich künstlich abgeschlossen, doch sieht man den darüber hinausreichenden Abschluß des Felsens. Nach unten zu verhindert ein eingesetzter, vorn 17 cm über dem Boden der Maueröffnung, d. h. 1,27 m über dem Boden der Kapelle befindlicher, nach hinten ansteigender

[1] Ohne die 10 cm dicke Bedeckung.

[2] PEFQ 1898, S. 146.

platter Stein jede weitere Untersuchung. Oben stößt der Fels an die Kapellenmauer, aber nach rechts kann man in eine 70 cm tiefe Lücke zwischen Fels und Mauer hineinfahren und dabei beobachten, daß die Apsidenmauer auswendig gradlinig verläuft und daß der Fels sie nicht, wie man gemeint hat, grottenartig umschließt. Die vordere Grenze des Felsens liegt nach meinen Messungen unten fast genau unter dem Vorderrand der jetzt mit Marmor bedeckten Oberfläche in der Kalvarienkapelle. Die Wahrscheinlichkeit spricht also dafür, daß eine dieser Oberfläche in ihrem Umfang ziemlich genau entsprechende Felsmasse von etwa 4½ m Höhe hier hinter den Mauern vorhanden ist. Möglich bleibt dabei, obwohl Neophytos es leugnet[1], daß der Fels doch kein ganz einheitlicher mehr ist, sondern, daß man seinen Rest und seine Trümmer zu der jetzt hier verwahrten Masse zusammengebaut hat.

Das sind die jetzt gebliebenen Reste von dem, was man nach der Wegräumung des Aphroditetempels auf Golgotha vorfand. Wir geben preis das ohnedies nicht mehr sichtbare Kreuzesloch, lassen auf sich beruhen, ob der Felsenspalt mit dem Erdbeben in Jesu Todesstunde etwas zu tun hat. Wir legen beiseite die sinnige Legende vom Schädel Adams, auf welchen das Blut des Heilandes floß. Wir halten es nicht für gewiß, wenn auch möglich, daß die enge Kammer des heiligen Grabes einmal den Leib des gekreuzigten Erlösers beherbergte und seine Auferstehung sah. Aber wir können nicht leugnen, daß die Felsbrocken, welche wir in der Grabeskirche durch enge Öffnungen wahrnehmen, aller Voraussicht nach dem Golgotha angehören, das irgendwo in dieser Gegend das Kreuz des Welterlösers trug und sein Grab in sich barg. Wir brauchen uns nicht zu schämen, wenn wir diese Reliquien trotz ihrer störenden Umgebung sinnend und andächtig betrachten. Unser Heiland ist hier gestorben und von den Toten erstanden. Aber die Steine selbst mögen uns das Engelwort zurufen: Was suchet ihr den Lebendigen bei den Toten!

---

[1] Er sagt a. a. O., S. 194, daß die ganze Höhe „wurzelhafter Fels" sei, und zwar von der Art, welche man meleki nennt.

Bemerkungen zu den Plänen.

Zugrunde gelegt ist beiden Plänen der PJB 1907 beigegebene Plan der Grabeskirche zur Zeit der Kreuzfahrer, den ich zu vergleichen bitte. Bei Plan 1 ist mit durchbrochenen Linien eingezeichnet das Aphrodite-Heiligtum mit Vorhof, innerem Hof und Cella. Die Höhenangaben bei denselben gelten diesem Heiligtum. Plan 2 beruht auf den in Resten noch vorhandenen beiden Eingängen zum Osthof, welche die Mittellinie des Martyrion bestimmen und zeigen, daß der Westhof eine andere Achse haben mußte. Das Gefängnis Christi war die Veranlassung, daß der Bau hier breiter wurde, was auch die durch das Grab Christi bestimmte, nördlicher liegende Mittelachse des Westhofes wünschenswert machte. Der Plan Arkulfs bezeugt außerdem dieses Überragen des Westhofes. Das fünfschiffige Martyrion erhielt den Verhältnissen nach ein Mittelschiff von 12 m Breite, wie es der Dom zu Ravenna hatte. Wie damals die Treppe zur Kreuzesfindungszisterne hinunterlief, lasse ich unbestimmt. Unsicher bleibt die Ansetzung von Ost- und Westwand des Martyrion. Wenn man hinter dem Kreuze noch mehr Platz gewinnen will, kann man beide um 5 m zurückrücken. Der zwischen Martyrion und Kreuzesfelsen wohl gewahrte Zusammenhang macht wahrscheinlich, daß sich auf der Westseite zunächst eine Terrasse anschloß, von der man erst in den Hof hinunterstieg. Auf dieser Terrasse war dann der Ort „post crucem", welchen die Pilgerin Etheria erwähnt. Daß der Osthof kein vollkommnes Rechteck ist, ergab sich aus den Verhältnissen. Da noch kein in allen Einzelheiten genauer Plan der Grabeskirche existiert, mag die Wirklichkeit noch einige kleinere Abweichungen nötig machen.

3. Die archäologische Sammlung des Instituts.

Von Dr. P. Thomsen in Dresden.

Der vorjährige Bericht des Vorstehers über die zehn ersten Jahre des Instituts bedarf insofern einer Ergänzung, als die Anlage, Vermehrung und Erhaltung der Institutssammlungen dort und sonst in den bisher veröffentlichten Jahrbüchern nur ganz kurz gestreift worden sind. Dem Institut ist durch diese Bemühungen wertvolles Anschauungsmaterial für Untersuchungen aller Art geschenkt worden, ohne daß versucht worden wäre, zur Schaustellung für ein größeres Publikum mit Anhäufung großer Massen zu prunken. So verlohnt es sich wohl, nach Vollendung des ersten Jahrzehnts ihres Bestehens einen kurzen Überblick über den Inhalt der Altertümersammlung[1] zu geben, die mit ihren Stücken ein, wenn auch natürlicherweise nicht vollständiges, aber doch zum Nachdenken anregendes Bild von den Kulturzuständen des heiligen Landes bietet[2].

I.

Von Inschriften enthält die Sammlung außer einigen Bruchstücken in Griechisch, Armenisch und Syrisch zwei kleinere arabische Inschriften, wovon eine kufisch, vor allem aber als wertvollsten Schatz eine zwölf-

[1] S. dazu das Titelbild. — Von der ethnologischen und naturwissenschaftlichen Sammlung soll ein anderes Mal die Rede sein.

[2] Bisher vermag sich nur das wundervolle Museum der Augustiner von der Assumption in Notre-Dame de France einer mit zahlreichen Abbildungen geschmückten Beschreibung aus der Feder seines Begründers, P. Germer-Durand, zu rühmen (veröffentlicht in der Zeitschrift ‚Jérusalem' II 1906 S. 129ff. S.-A.: Paris 1907.) Die Benediktiner der Dormition haben nur einzelne ihrer Schätze beschrieben (in der Zeitschrift „Das heilige Land"). Für alle anderen Sammlungen fehlen leider noch alle Angaben, obwohl dadurch für die archäologische Arbeit ein unschätzbares Hilfsmittel geboten würde. In Betracht kämen allein in Jerusalem das Museum der türkischen Regierung, das Musée biblique bei St. Anne, die Sammlungen der Dominikaner, der orthodoxen Griechen im Kloster des hl. Kreuzes, des russischen Archimandriten, des St. Paulushospizes und des Syrischen Waisenhauses, sowie die wertvollen Privatsammlungen des Herrn Herbert Clark und der Frau Lydia Einsler.

zeilige nabatäische Inschrift aus Petra, welche über die den Herodianern verschwägerte Familie des Königs Rabbel II., „der sein Volk erlöst und errettet hat" (71—105 n. Chr.), eingehende Auskunft gibt; erklärt von Dalman, Neue Petra-Forschungen, S. 101—106. Auf Ossuarien (s. S. 127) zeigt eine hebräische Inschrift den Namen Schimeon ben Zakarja, eine griechische Inschrift den Namen Ὀρκανὸς (für Ὑρκανὸς) Νικολάου. Nennenswert ist auch ein Stein mit Steinmetzzeichen aus dem ältesten Megiddo, vgl. Schumacher, Megiddo, Fundbericht, S. 125ff.

Zwei kleinere Stücke aus Marmor tragen nur einzelne Buchstaben, das eine POCKPAT, das andere TOYA —[Δ]EKEMB[PIOY?], und sind vielleicht Bruchstücke von byzantinischen Grabsteinen, wie sie in den letzten Jahren sehr zahlreich aus dem Süden des Landes (aus Beersheba, Eleutheropolis, Gaza u. a.) bekannt geworden sind[1]. Ein bezeichnendes Licht auf Handel und Kultur des heiligen Landes werfen fünf abgebrochene Henkel von großen Tonkrügen, die offenbar, mit Wein von den griechischen Inseln gefüllt, massenhaft ins Land gebracht worden sind[2]. Vor dem Brennen wurden die Krüge abgestempelt, d. h. in die obere Seite der beiden wagerecht abstehenden Henkel je ein Viereck oder ein Kreis eingeprägt, in dem, oft um ein Abzeichen (die Granatblüte oder ähnliches) herum, der Name des eponymen Priesters, ein Monatsname und der Name einer Person (des Fabrikanten) standen, z. B.: „unter Aristomachos im Hyakinthios", „unter Sostrates". Wie weit dieser Import in das Land hineinging, ersieht man daraus, daß auch aus Jericho das Museum einen solchen Henkel erhielt (Inschrift: ΨD darunter TW).

An die römische Herrschaft über Palästina erinnern die lateinischen Inschriften des Museums. Mehrere Ziegelbruchstücke tragen in der Mitte die eingerahmten Buchstaben ‚LXFRE', sind also für die Legio decima Fretensis[3] hergestellt, die, wie wir durch Josephus erfahren,

---

[3] Zu einer größeren gefälschten griechischen Inschrift s. Dalman, MuNdDPV 1903, S. 23ff.

[1] Vgl. Martin P. Nilsson, Timbres amphoriques de Lindos publiés avec une étude sur les timbres amphoriques rhodiens in Oversigt over det Kongl. Danske Videnskabernes Selskabs Forhandlinger, Kjobenhavn 1909; Herm. Guthe in ZDPV 5 (1882), S. 348ff. Eine umfangreiche Liste der auf den Sephelahügeln gefundenen Stempel (328 verschiedene) veröffentlichte R. A. St. Macalister, Excavations in Palestine S. 132ff. Dalmans Lesungen (MuNdDPV 1903 S. 19ff.) kann ich vervollständigen: 1. ἐπὶ Τιμουρρόδου Θεσμοφορίου. 2. Ἀριστοκράτευς Ἰακίνθιος. 3. Ἀριστομάχου Ἰακινθίου. 4. Νικασίωνος. 5. ἐπὶ Σωστράτου.

[2] Fretensis hieß sie, weil sie mehrere Jahre ihr Lager am fretum Siculum gehabt hatte. Zu den ‚tegulae legionum' vgl. CIL III Suppl.

aus Ägypten für den Kampf gegen die aufständischen Juden herbeigeholt wurde und dann längere Zeit verschiedene Orte in Palästina besetzt hielt, zuletzt Jerusalem, bis sie im 3. oder 4. Jahrhundert nach Aila (dem alten Elath) am Meerbusen von ʿaḳaba verlegt wurde. Militärischen Zwecken haben offenbar auch die Stempel aus Kalkstein oder Ton gedient, deren Buchstaben natürlich in Spiegelschrift stehen (auf dem einen vielleicht ‚C[enturioni] Augurio F[retensis] Legi[onis]', auf dem andern ‚Italitrub')[1]. Das wertvollste Stück mit lateinischer Inschrift ist ein, leider stark beschädigter, römischer Meilenstein aus Wilhelma (auf dem großen Bilde im Vordergrunde zu sehen). Auf ihm steht[2]: Imp(erator) Ca[e]s(ar) [L. Se]pti(mius) Severus Pius Pert(inax) Aug(ustus) Arab(icus) Ad(iabenicus) Par(thicus) Max(imus) Tr(ibuniciæ) Pot(estatis) XVIII. Imp(erator) Caes(ar) M. Aur(elius) Antoninus Pius Aug(ustus) Tri(buniciæ) Pot(estatis) XIII Imp(erii) II Co(n)s(ul) Pr(o)c(onsul) [Fi]l(ius) [D]ivi C(aesaris) Imp(eratoris) [Severi] . . .' Er ist also unter der Regierung der Kaiser L. Septimius Severus und M. Aurelius Antoninus Caracalla etwa im Jahre 210 n. Chr. gesetzt worden und bezeichnete nach seinem Fundorte (die Meilenangabe ist leider zerstört) die fünfte römische Meile von Diospolis (heute ludd) oder die sechste römische Meile von Antipatris (heute ḳal'at rās el-'ēn) aus gerechnet[3]. Bereits im 2. christlichen Jahrhundert haben die Römer sehr sorgfältig gebaute Straßen, hauptsächlich für die Beförderung von Truppen, durch das Land gezogen, und dieses Straßennetz ist im 3. Jahrhundert erweitert und ausgedehnt worden. Diese Römerstraßen sind heute noch zum großen Teile in ihrem Laufe deutlich zu erkennen und zu verfolgen, und namentlich die zahlreich gefundenen Meilensteine erlauben uns wertvolle Schlüsse auf die Lage der alten Ortschaften, zumal Eusebius in seinem Buch über die Ortsnamen in der heiligen Schrift die von ihm mit den biblischen Stätten identifizierten Orte nach den Entfernungen auf den Römerstraßen bestimmt[4].

Die größeren Stücke, die hinter dem Meilensteine auf dem Bilde, wenn auch nur zum Teil, sichtbar sind, sind ein spätrömischer Wannensarkophag aus Ton, der aus Gaza stammen soll, und darauf

[3] So Dalman, a. a. O. S. 17, 19. Ähnliche Stücke sind veröffentlicht Rev. Bibl. 1902, S. 434; 1910, S. 264.

[4] Vgl. G. Dalman in ZDPV 1908, S. 269 f.

[5] Namentlich bei längeren Entfernungen wurden die Meilen von beiden Endpunkten aus gezählt, so z. B. auf der Strecke Petra-Philadelphia.

[1] Vgl. dazu meinen Aufsatz mit Karte in ZDPV 26 (1903) S. 97 ff.

mehrere Mühlen. Die einfachste und älteste Form einer Getreidemühle besteht aus einem länglichen flachen Steine, auf dem ein kleinerer zum Zerreiben des Kornes vor- und rückwärts bewegt wurde (aus dem nachexiliischen Megiddo stammend). Eine andere sehr alte Form der Mühle (aus Jericho) besteht auch aus einem runden oben gewölbten Stein ohne Griff und Mittelöffnung, den man auf einer entsprechenden Unterlage etwa in Vierteldrehung bewegen konnte. Dem gleichen Zwecke dienten in Bettir, dem letzten Sammelpunkt der Juden im Barkochba-Aufstande, gefundene Steinrahmen, in die oben ein Querholz eingelegt werden konnte, während durch die Öffnung in der Mitte das Korn eingeschüttet wurde[1]. Natürlich mußte zu diesen Geräten ein besonders harter Stein verwendet werden, meist Basalt, der sich im nördlichen Teile Palästinas findet. Aus ihm sind auch fast immer die Mörser und Reibschalen hergestellt, die seit den ältesten Zeiten benutzt wurden, oft nur aus einem ausgehöhlten Block bestehen, später aber auch an der Außenseite gefällig mit Füßen und Ecken zum Festhalten bearbeitet sind (z. B. mehrere Stücke aus Jericho).

Leider besitzt das Institut bis jetzt noch keinen vollständigen Grabstein, die, wie oben erwähnt, in großer Menge gefunden sind und namentlich in byzantinischer Zeit ausführliche Angaben über die Bestatteten tragen. Nur ein paar Ossuarien (oder Ostotheken) sind erworben worden. Das sind Kästen aus Kalkstein mit flachem, gewölbtem oder dachförmigem Deckel, in die man die Knochen und Reste der in den spätjüdischen Gräbern beigesetzten Toten hineinlegte, so daß man die Schiebstollen wieder neu benutzen konnte. Sie sind auf der Außenseite mit einfachen eingeritzten Ornamenten (Rosetten, Zickzackbänder u. dgl.), die sehr an Kerbschnittechnik erinnern, geschmückt[2]. Eine Anschauung der in Palästina üblichen Grabformen (Schachtgrab, Arkosolien-, Schiebgrab) vermitteln kleine Kalksteinmodelle, die nach Dalmans Angaben hergestellt worden sind.

An figürlichem Schmuck, Werken der Plastik und Skulptur hat sich der Boden des heiligen Landes ungemein arm erwiesen. Das ist schließlich kein Wunder. Die Israeliten hatten für diese wie für andere Künste keine Veranlagung, und wenn auch in der hellenistischen Zeit

[1] Sie sind mehrfach für Fensterrahmen erklärt worden, vgl. H. Thierich im Archäol. Anzeiger 1908 S. 363, richtiggestellt von G. Dalman. ebenda 1909 S. 495, vgl. S. 576.

[2] Vgl. dazu H. Hänsler, Die Ossuarien des Sionsmuseums, in: Das heilige Land 57 (1913) S. 85 ff. Eine wertvolle Sammlung ist neuerdings in Sena'at entdeckt worden, vgl. F.-M. Abel in Revue bibl. 10 (1913) S. 262 ff.

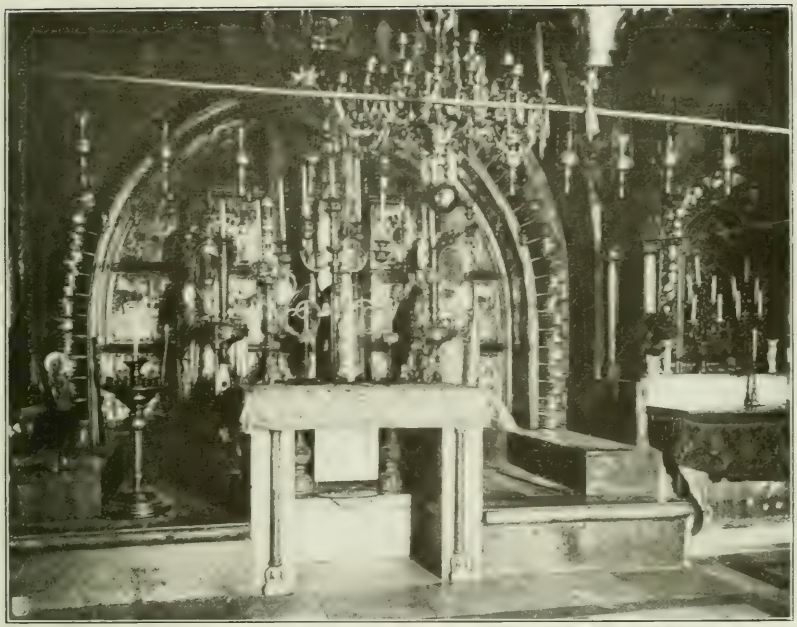
die großen Städte, ihre Säulenstraßen und öffentlichen Gebäude mit schönen Arbeiten geziert gewesen sein mögen[1], so haben doch die Stürme der späteren Jahrhunderte, vor allem die Abneigung des Islam gegen Darstellungen lebender Wesen, vieles unwiderbringlich zerstört. Das Museum besitzt einen hübschen Adlerkopf aus el-kerak, eine Volute und einen Pantherkopf von rötlichem Sandstein aus Petra, wo bei einer Grabung gewiß viele merkwürdige Dinge gefunden werden könnten, wie der reiche Schmuck der peträischen Felsgräber erwarten läßt. Eigenartig ist ein zweiseitiges Marmorstück (vielleicht Schrankenbrüstung) mit jüdischen Emblemen (Leuchter, Feststrauß und Ethrog), der wohl aus dem Küstenland stammt[2]. Der herodianischen Zeit, ja vielleicht dem herodianischen Palaste in Jericho gehören mehrere Bruchstücke von doppelseitig bearbeiteten Stirnziegeln an. Bei dem Bau der Erlöserkirche sind mehrere Skulpturen ausgegraben worden: eine sonderbare Grabbüste in Basalt, Kapitäle, Säulenteile, Schrankenfragmente, die mit anderen Kleinfunden ebenfalls im Museum aufbewahrt werden. Die romanischen Stücke stammen wohl vorzugsweise von der mittelalterlichen Kirche des latein. Frauenhospizes (S. Maria Latina Major). Aber es gibt auch Stücke byzantinischer und selbst spätrömischer Herkunft. Ein hübscher Torso einer weiblichen Figur stammt aus dem römischen Caesarea. Den Übergang von einem bloßen Malstein (Massebe) zur Statue zeigt ein Stein aus dem alten Jericho mit Andeutung von Augen, Nase, Hals und Armen (s. Sellin-Watzinger, Jericho, S. 120; de Groot, Palestinische Masseben, S. 65f.).

II.

An Tonwaren besitzt die Sammlung 16 größere und große Krüge für Wasser, Öl oder Wein aus der vorisraelitischen, israelitischen, hellenistischen, byzantinischen und arabischen Zeit. Die Glasschränke beherbergen eine große Zahl kleinerer Stücke, die teils nach der Herkunft (aus Gezer, Jericho, Megiddo, Thaanach, Lachis, Petra, Bettir), teils nach den Perioden ihrer Entstehung (vorisraelitische, israelitische, jüdische, seleuzidische, römisch-byzantinische Tonwaren), teils nach ihrem Stoffe oder ihrer Form (Glasgefäße, Lampen) geordnet sind. Es ist natürlich unmöglich, hier alle Einzelheiten aufzuzählen; statt dessen soll nur auf einiges Bedeutsame aufmerksam gemacht werden.

[1] Aus literarischen Nachrichten wissen wir einiges; gefunden worden ist z. B. eine Augustusstatue in sebaṣtie, der Kopf eines eingeborenen Herrschers in Jerusalem, ein Poseidon in Askalon, ein prächtiger Sarkophag mit Darstellung des Dionysos und der Jahreszeiten bei turmus'aija.

[2] Beschreibung von G. Dalman in MuNdDPV 1903 S. 25 ff.



Aufn. der Amerikanischen Kolonie, Jerusalem.

15. Hochfläche von Golgotha.
In der Mitte unter dem Altar das Kreuzesloch,
rechts unter dem schmalen dunklen Streifen der Felsspalt.
(S. 119 f.)

Aufn. v. Hofphotograph G. Wahl, Jerusalem.

16. Apside der Adamskapelle unter Golgotha.
Rechts von der Mitte das geöffnete Fenster mit der Felsenkluft.
(S. 121.)

Daß man aus der Gestalt und Verzierung der tönernen Gefäße wichtige Schlüsse auf die Zeit ihrer Entstehung ziehen, ja daraus ein ganzes System der Töpferei in Palästina aufstellen und dann wiederum aus solchen Scherben das Alter einer Schicht der Ausgrabungen bestimmen kann, diese Erkenntnis verdanken wir erst den letzten Ausgrabungen in Palästina[1]. Wenn auch noch dieses und jenes strittig bleibt, so ist es doch wünschenswert, daß den bescheidenen Gefäßen des Altertums mehr Aufmerksamkeit zugewendet wird und sie in den wissenschaftlichen Sammlungen mit genauer Angabe ihres Fundortes aufbewahrt werden. Das Institut besitzt mehrere Stücke verschiedener Perioden vom tell el-fūl. Daraus ergibt sich, daß dieser Hügel eine verhältnismäßig ansehnliche Siedelung getragen haben muß, daß man also doch wohl mit Recht unmittelbar auf und an ihm Gibea, die Heimat Sauls sucht[2]. Sehr feingearbeitete dünnwandige Gefäße der vorisraelitischen Zeit stammen aus sāmie. Nach ihrer ganzen Art scheinen sie, wenigstens zum Teil, aus dem Gebiete des ägäischen Kulturkreises importiert worden zu sein. Berücksichtigt man noch, daß die Amerikaner bei sāmie eine große Nekropole mit reichem Inhalte aufgedeckt haben[3], und daß sich in der bereits oben erwähnten Sammlung H. Clark sehr kunstvolle Bronzedolche mit Elfenbeinknauf ebendaher befinden, die sicher von griechischen Künstlern gefertigt worden sind, so muß man nach alledem für die früheste kanaanitische Zeit in sāmie ein Kulturzentrum annehmen, das vielleicht gar von Ausländern besiedelt worden ist[4], von dem wir aber heute gar nichts, nicht einmal den alten Namen wissen. Das Merkwürdigste daran ist, daß diese Siedelung ziemlich entfernt von den großen Verkehrswegen des Landes liegt (s. o. S. 15).

Besondere Beachtung verdienen die kleinen Tonfiguren und Tonköpfe. Immer sind mehr oder minder bekleidete weibliche Wesen dargestellt, manche ganz plump und roh, andere wiederum mit entzückender Feinheit und Schönheit. Leider gibt es noch keine Zusammenstellung dieser zahlreich gefundenen Statuetten, oder gar eine wissen-

[1] Begründer dieser Theorie ist M. Flinders Petrie, der den tell el-ḥesī untersuchte. Ausgebaut und modifiziert ist sie von R. St. Macalister und E. Sellin in ihren Grabungsberichten, sowie von H. Thiersch in seinen kritischen Referaten darüber, neuerdings auch von E. Watzinger im Berichte über Jericho.

[2] Anders F. Hagemeyer in ZDPV 32 (1909) S. 1ff.

[3] Vgl. D. G. Lyon in American Journal of Archaeology 12 (1908) S. 66ff.

[4] Man könnte möglicherweise an die Philister denken, aber die Sachen scheinen mir noch älter zu sein. Eine ähnliche Enklave ist in späterer Zeit Mareša mit seiner sidonischen Kolonie gewesen.

schaftliche Untersuchung der verschiedenen Formen. Sie würde ohne Zweifel einzelne Typen nachweisen können, die für die betr. Gegend einen bestimmten Kultureinfluß ergeben würden. Es ist ja möglich, daß einige dieser Figuren Puppen, also Kinderspielzeug sind (ebenso auch die oft sehr grotesken Tiere aus Ton), die Mehrzahl aber wird eine Göttin, die Astarte, oder ihre Erbin aus dem griechischen Olymp, die Venus, darstellen. Für die Bestimmung empfiehlt es sich, besonders auf die Frisuren zu achten. Bald sind die Zöpfe hoch über den Kopf gebunden, bald ist das Haar durch eine Spange zusammengehalten, bald umhüllt ein Schleier das ganze Haupt[1].

Reichhaltig ist die Sammlung der Lampen aus Ton. Deutlich läßt sich an ihr die Entwickelung von der einfachen Schale mit eingekniffenem Rande, wie das älteste, aber auch das heutige Palästina sie kennt, zur völlig geschlossenen Öllampe der hellenistischen Zeit verfolgen. Während noch die Lämpchen der seleuzidischen Zeit fast ganz ohne Verzierung sind, tragen die byzantinischen Stücke reiche Ornamente (Palmblätter, Kreise, Kreuze) und oftmals griechische Inschriften, zumeist des Inhalts: „Das Licht Gottes (oder Christi) leuchte allen" oder nur die Bezeichnung: „Schöne Lampe" (λυχνάριον καλόν). Zahlreich sind die römischen Lampen mit ihrem figürlichen Schmuck auf dem Deckel, der Gestalten der Mythologie, wohl meistens im Zusammenhange mit den Vorstellungen vom Tode, wiedergibt[2]. Sie dienten, ebenso wie schon die älteren Stücke, weniger zur Erleuchtung der Wohnräume, als zur Beigabe der Toten in den Gräbern.

Für den gleichen Zweck waren die Glasgefäße bestimmt. Flaschen, Büchsen, Schalen, Näpfe zeigen die verschiedensten Formen und haben durch das Lagern in der feuchten Erde einen Oxydationsprozeß durchgemacht, der die Außenseite mit wunderbarem irisierenden Glanze überzogen hat. In den Flaschen mit langem Halse hatte man wahrscheinlich wohlriechende Öle und Salben, die über die Toten ausgegossen oder ihnen mit in das Grab gegeben wurden. Besonders

[1] Von hierhergehöriger Literatur ist mir wenig bekannt. Ich verzeichne nur A. Hekler, Alexandrinische Aphroditestatuetten im Jahrb. des österr. archäol. Instituts 14 (1911) S. 112ff. und Grace Palmerlee, The Coiffure of Roman Woman in Records of the Past 9 (1910) S. 167ff. Auch die Münzen müßten mit berücksichtigt werden.

[2] Vgl. dazu das leider nicht vollendete Werk von J. J. Bachofen, Römische Grablampen, Basel 1890, und J. Fink, Formen und Stempel römischer Tonlampen in den Sitzungsberichten der Kgl. Bayer. Akad. der Wiss. in München, philos.-philol. u. histor. Klasse 1900 S. 685ff.

kostbare Stoffe verwahrte man in Alabastergefäßen, die oft so dünne Wände hatten, daß man sie in der Hand zerdrücken konnte (vergleiche Markus 14,3).

An Metallgegenständen ist das Museum noch arm. Abgesehen von ein paar Bronzestatuetten und kleinen byzantinischen Geräten sind nur ein paar Stücke aus Bettir vorhanden, Spitzen von Lanzen und Pfeilen, die an die letzte Episode des zweiten Freiheitskampfes der Juden gegen die Römer erinnern. Auch die Sammlung der prähistorischen Steinwerkzeuge (Messer, Schaber, Raspeln, Äxte) bedarf noch sehr der Erweiterung, da solche Funde uns Aufschluß über die älteste Besiedelung des Landes geben. Eine kleine Münzsammlung enthält wenigstens die wichtigsten Prägungen der Juden, daneben von den autonomen Städten Palästinas und von fast allen römischen Kaisern bis zu den byzantinischen Herrschern Proben.

Zur Orientierung im alten Jerusalem dient Baurat Schicks Modell desselben, welches seine letzte Bauperiode vor der Zerstörung durch die Römer darstellt. Ein Modell der Umgebung der Grabeskirche von demselben Kenner der Vergangenheit der Stadt mit Angabe aller Keller, Zisternen und alten Baureste ist noch wertvoller als jenes, weil es nur dem wirklichen Befunde, nicht der Darstellung einer Hypothese gilt. Hierher gehören nach den Angaben Dalmans genau hergestellte Kalksteinmodelle zweier Heiligtümer von Petra (Dalman, Petra, Nr. 191 und 527) und des Grabes Christi im Bau des Kaisers Konstantin. Auch Modelle antiker Wein- und Ölkeltern, ebenfalls unter Dalmans Aufsicht angefertigt, sind in diesem Zusammenhang zu erwähnen.

Leider ist die weitere Entwickelung der Sammlung durch den Mangel an Raum auf das unangenehmste beeinträchtigt. Bereits jetzt ist vieles nur aufgestapelt (so die Krughenkel und Scherben aus Jericho), und dadurch der Gebrauch bei den Vorlesungen und bei eigenen Untersuchungen empfindlich erschwert. Und doch ist, wie überhaupt auf jedem Gebiete der Palästinaforschung, für wirkliches Verständnis eigene Anschauung durchaus notwendig, wenn nicht an den Sachen vorbeigeredet und geschrieben und damit eine Scheinwissenschaft großgezogen werden soll[1]. Einzelne Funde und Beobachtungen erhalten Klarheit und Wert erst durch die Vergleichung mit anderen ähnlicher Art, und deshalb ist das Bestehen und Wachsen einer archäologischen Sammlung für das

[1] Vgl. die Mahnung G. Dalmans im PJB VII (1911) S. 3f.

Institut eine unabweisbare Notwendigkeit[1], zumal sie auch die Altertümer dem Lande, dem sie entstammen, erhält. Möge darum bald einmal dem Institut ein eigenes Heim und darin ein geeigneter Raum für sein Museum geschaffen werden, damit, was der Vorsteher in mühevoller Arbeit zusammengebracht hat, nicht für immer zu Verborgenheit und Stillstand verurteilt sei.

[1] Außerhalb Palästinas gibt es bisher nur wenig derartige Sammlungen, und doch sollten solche bei jeder theologischen Fakultät vorhanden sein. Amerika geht darin entschieden voran.

4. Die Kunst der Volkserzählung bei palästinischen Bauern.

Von Pastor Lic. Hans Schmidt, Privatdozent an der Universität Breslau.

Das deutsch-evangelische Institut für Altertumswissenschaft hat in den letzten Jahren einen Teil seiner Arbeit der Aufgabe gewidmet, die alten Felsengräber in der Umgebung Jerusalems zu verzeichnen und zu beschreiben. Steinbrüche, bestimmt, das Material für neue Bauten zu schaffen, zerstören an vielen Stellen die alten Gräber. Niemand wird dem wehren, wird unter allen Umständen das Vergangene erhalten wollen. Für den Archäologen aber erhebt sich die Aufgabe, das der Vernichtung Preisgegebene, so wie er es noch sieht, in Bild und Schrift festzuhalten. Das ist ja der Adel unserer Wissenschaft, daß ihr jede verwehende Spur eines vergangenen Geschlechtes liebevoller Beachtung wert erscheint.

Das Gebiet, von dem dieser Aufsatz handeln soll, ist auch ein solches, auf dem Neubauten im Begriff sind, eine alte Wirklichkeit zu zerstören. Die Kunst der Erzählung bei den arabischen Bauern ist im Schwinden. Die zunehmende Fertigkeit zu lesen und zu schreiben bedeutet hier wie überall das Absterben der „mündlichen Tradition". Der europäische und amerikanische Einfluß, getragen von Missionsschulen und kaufmännischen Unternehmungen, dringt von Jahr zu Jahr tiefer ins Land. Die Abwanderung der Bauern ins Ausland, namentlich nach Ägypten und Amerika, nimmt ständig zu. In einer nicht allzu großen Sippe eines einzelnen Dorfes wurden mir auf Befragen einundzwanzig Namen von jungen Leuten genannt, die gegenwärtig irgendwo im Ausland sind. Wenn sie zurückkommen, tragen sie europäische Kleider und sprechen englisch. Es liegt auf der Hand, daß ihre Kinder von dem Schatz bäurischer Erzählungen, der heute noch gehoben werden kann, nichts mehr überkommen.

Aus diesem Grunde habe ich versucht, während eines fast dreiwöchentlichen Aufenthaltes unter den Fellachen von bîr-zēt alles festzuhalten, was in der kurzen Zeit in diesem einen Dorfe an Erzählungen irgend zu hören war. Ich würde dazu in jeder Beziehung

außerstande gewesen sein, wenn mir nicht der Lehrer der evangelischen Tagesschule auf dem Muristan, Dschirius Jusif, dessen Vater als Bauer in bīr-zēt lebt, behilflich gewesen wäre. In Verbindung mit Herrn Privatdozent Lic. Dr. Paul Kahle beabsichtige ich den Ertrag unserer Arbeit — vierundsechzig Erzählungen — unter dem Titel „Volkserzählungen aus Palästina, gesammelt bei den Bauern von bīr-zēt" in Buchform zu veröffentlichen[1]. Hier soll die Art der bäuerlichen Volkserzählung durch einige Proben veranschaulicht und versucht werden, die verschiedenen Gattungen der Erzählung zu charakterisieren.

Es gehört zum Wesen jeder Volkskunst, daß sie aufs engste mit dem Leben verknüpft ist. Jedes Erzeugnis volkstümlichen Kunstgewerbes entsteht aus einem bestimmten Bedürfnis. Wer im Volke malt, der malt nicht aus reiner Freude an der Kunst, sondern zum Schmuck seines Hauses, eines ihm gehörigen Grabmales oder Heiligtumes. Das Volkslied entsteht aus bestimmtem Anlaß und will bei bestimmten Gelegenheiten gesungen sein. Eine Frau, die wir um ein Lied baten, wie sie es morgens an der Mühle singt, sagte: „Ihr müßtet kommen, wenn ich an der Mühle sitze." Losgelöst von der Tätigkeit, zu der das Lied gehört, meinte sie es nicht zu können. So ist die erste Frage beim Studium jeder Volkskunst: Wo hat sie ihre Stelle im Leben? Das heißt für uns: Wann erzählen sich die palästinischen Bauern Geschichten?

In bīr-zēt konnte man in der Hauptsache drei Gelegenheiten unterscheiden, bei denen erzählt wurde: 1. auf dem Wege beim Wandern, 2. in der meḍāfe, der Herberge, und 3. abends im Hause. Wenn der Bauer neben dem beladenen Esel oder Kamel oder auch hinter den Rindern, mit denen er auf entlegenem Acker pflügen will, über Feld geht, hört man ihn, wenn er allein ist, singen. Sind ihrer aber mehrere, und ist namentlich ein Fremder darunter, dann geht eine lebhafte Unterhaltung von einem zum andern, und man braucht nicht gar zu lange zugehört zu haben, um eine Erzählung zu vernehmen.

Wir gesellten uns zu einem Bauern, der, den kurzen Stab über der Schulter, durch die Ölbaumgärten von bīr-zēt nach Norden ging.

---

[1] Heft 17 der bei Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen erscheinenden „Forschungen zur Religion und Literatur des Alten und Neuen Testaments." In dieser Buchausgabe, die noch im Jahre 1913 erscheinen wird, wird auch der arabische Text — und wo wir hier kürzen müssen, der unverkürzte Wortlaut der hier mitgeteilten Erzählungen veröffentlicht werden.

„Woher bist du?" fragte mein Begleiter. „Von nebi ṣāleḥ[1]." „Wo ist der nebi ṣāleḥ?" „Da ist er, etwa das Rauchen einer Zigarette von bir-zēt nach Westen[2]." „Was ist der nebi ṣāleḥ?" „Schel ilāh jā nebi ṣāleḥ[3]! Der nebi ṣāleḥ lebte zur Zeit unseres Herrn Josua in der Nähe der Stätte des Propheten im Hedschaslande. Die Leute seiner Zeit waren Gottesleugner. Als er das Prophetenamt für sich in Anspruch nahm, forderten sie von ihm ein Wunder. Er sollte ihnen eine Kamelin hervorbringen, die wie Smaragd sei — also grün und gelb, alle Farben sollten an ihr sein. Sie standen neben einem Felsen, zehnmal so hoch wie ein Speer. Da rief er seinen Herrn an. Und siehe da! Der Felsen fing an sich zu winden und zu ächzen wie eine Gebärende. Und eine Kamelin und ihr Junges kamen aus dem Felsen hervor, genau von der verlangten Art. Sofort glaubten sie an ihn und huldigten ihm. Die Kamelin aber und ihr Junges gingen umher und weideten. Da legte ihnen der nebi ṣāleḥ — Gott habe Gefallen an ihm — die Bedingung auf, daß sie die Kamelin und ihr Junges immer einen Tag weiden sollten und alle ihr Vieh den andern Tag. An dem Tage aber, wo die Kamelin auf die Weide gehe, sollte ihr Vieh nicht auf die Weide gehen. Die Kamelin weidete jeden Tag von dort bis nach Damaskus. Abends kehrte sie in das Hedschasland zurück und ging an den Häusern umher und gab allen Leuten Milch, soviel sie wollten. Nun war da eine Alte. Die hatte eine starke Familie und hatte schöne Ziegen. Denen wurde die Weide zu wenig. Sie wurden mager. Da stiftete sie einige aus ihrer Familie an. Die gingen hin und lähmten die Kamelin[4] und verzehrten sie. Als sie aber ihr Junges verfolgten, floh es zu dem Felsen, von dem es geboren war. Da öffnete sich der Fels vor ihm. Es ging hinein. Der Fels schlug hinter ihm zu. Da verfluchte sie der nebi ṣāleḥ. Gott aber strafte sie in seinem Zorn und kehrte ihre Städte um.

Als es mit nebi ṣāleḥ zum Sterben kam, gab Gott Befehl, und er kam in dieses Land und starb darin, weil es der Ort der Propheten und Gesandten ist. Gott nütze uns durch ihre Gebete! O Gott! Amen!"

[1] D. h. von der Ortschaft dieses Namens mit dem Grabe des Propheten ṣāliḥ.

[2] In Wahrheit geht man drei Stunden. Die Schätzung der Entfernung nach der Zeit, die man zum Rauchen gebraucht, ist auch in Norddeutschland bei den Bauern üblich. In der Altmark erhält man auf die Frage nach der Länge des Weges nicht selten die Antwort: „'N Piep Toback!"

[3] Ein Ausruf der Scheu und Ehrfurcht.

[4] Durch Durchschneiden der Sehnen an den Hinterbeinen.

Diese Geschichte haben wir dreimal gehört. Einer der Erzähler wußte die Namen der Eltern des nebi ṣāleḥ. Der Vater des Propheten sei Diener an einem Götzentempel gewesen. „Als (der Prophet) noch im Rücken seines Vaters war, fielen die Götzenbilder um. Da jagte man den Vater fort." Weiter wußte er von wunderbaren Vorgängen bei der Geburt des Propheten. Ferner, daß die Kamelin den Fluß, aus dem sie zu trinken pflegte, jedesmal leer trank. Der Schluß der Geschichte endlich, lautete in diesem Fall: „Ich bin auf der Pilgerfahrt in den Städten des ṣāleḥ gewesen und habe die Felsenschale[1], in die die Kamelin Milch zu geben pflegte, gesehen. Der hohe Felsen hat keinen Spalt. Als sie die Kamelin getötet hatten, da rief er ihn (Gottes Zorn) auf sie herab. Da färbten sie sich rot, schwarz, grün und blau, wie das Chamäleon, und er kehrte ihre Städte um. Ihre unteren Türschwellen sitzen an der Stelle der oberen, alles ist umgekehrt[2]."

Derartige Geschichten kann man — wenn auch meist in einfacherer Form — fast von jedem Heiligtum des Landes hören. Sie erklären die Entstehung eines heiligen Ortes und sind am besten als „Kultussagen" zu bezeichnen. Regelmäßig fallen sie den Leuten ein, wenn sie das Heiligtum sehen, oder wenn ein Fremder sie danach fragt. Daher hört man sie am meisten „auf Weg und Steg". Charakteristisch ist, daß sie in Varianten existieren, daß einzelne Motive an verschiedenen Stellen der Erzählung begegnen (so hier das Beieinander der vielen Farben, das einmal eine Auszeichnung des wunderbaren Kamels, einmal eine Strafe seiner Mörder ist), und daß man gern etwas persönlich Erlebtes, das die Geschichte erhärten soll, mit anfügt.

Neben diesen von der Entstehung der Heiligtümer handelnden Geschichten hört man fast überall auch solche von der Macht und Wirksamkeit eines Heiligen.

„Einmal kamen Diebe in die Ölpresse, die unter dem nebi ṣāleḥ (d. h. unter der Kapelle, die das Grab des Heiligen umschließt) ist. Es waren Ziegen darin. Da wurden die Ziegen zu Affen. Die verfolgten sie (die Diebe) mit Steinen, bis sie sie zum Dorfe hinausgejagt hatten. Eine ganze Stunde lang wurden sie von den Steinen getroffen."

[1] Vergleiche Dalmans Ausführungen über die Verwendung der „Schalensteine", PJB IV, S. 23ff. — Seitdem habe ich festgestellt, daß die Beduinen, wenn sie keine Gefäße haben, oft in eine Felsenschale melken. D.

[2] Gemeint sind die nabatäischen Gräber von medāin ṣāliḥ, deren Fassaden oben ein Treppenornament haben, weshalb sie den Beduinen verkehrt zu stehen scheinen. D.

„Einmal kam einer, um sein Gelübde zu erfüllen. Nach dem Abendessen band er sein Maultier in der Ölpresse an und schlief im Weli. In jener Nacht kamen Diebe, gingen in die Ölpresse hinein, setzten sich auf das Maultier und ritten damit fort — immer weiter, wie man sagt, bis sie aus dem Lande geflohen waren. Als es Morgen wurde, siehe da! da waren sie noch in der Ölpresse. Da kamen die Dorfleute und hoben sie herunter; denn sie waren auf dem Rücken des Maultiers wie festgenagelt."

Der wunderbare Schutz des Eigentums ist die wichtigste Machtwirkung, die man von dem Heiligen seines Ortes erwartet[3]. Daher heben die Bauern und Beduinen Palästinas Dinge, die leicht gestohlen werden, gern bei dem Weli, dem Heiligengrabe auf. Wir fanden bei einem Ritt nach mār sāba mitten in der Wüste Juda auf einem Schech-Grabe eine Handmühle — dem Begrabenen von einer Beduinenfrau anvertraut, die gewiß weiß, daß sie niemand dort fortnimmt, weil ihn sonst die Rache des Begrabenen treffen würde.

Neben den Grabheiligtümern, die mit ihren weißen Kuppeln oder den dichten Kronen uralter heiliger Bäume die öde, bergige Landschaft beleben, sind namentlich die Orte, an denen jemand ermordet ist, von Geschichten umschwebt.

„Wir draschen auf der Tenne es-saḳājif," erzählte der Fellach Nāṣir, „ich saß neben einer Mauer. Da hörte ich, wie ein Schaf neben mir blökte. Ich dachte: ‚Das ist ein Schaf, das die Hirten zurückgelassen haben.' Dann rief ich Jūsif il-Ḥanne und Slēmān il-Ḥaddsche, die auf der Tenne waren, und sagte zu ihnen: ‚Lauft, lauft, haltet das Schaf!' Das Schaf blökte neben ihnen. Da sprang Jusif wie das Pulver nach ihm. Ich aber lief ihm voraus. Da blökte es vor uns beiden. Wir jagten ihm nach. Da blökte es unter uns, unten im Tal. Wir stürzten Hals über Kopf hinter ihm drein. Da blökte das verfluchte Tier oben. Wir setzten hinter ihm her. Hofften wir doch, in jener Nacht Fleisch zu essen. Also wir hatten hinter uns zwei Bergabhänge und ein Tal. Noch immer waren wir hinter ihm. Das Schaf aber blökte. Endlich gaben wir alle Hoffnung auf das Tier auf und gingen zurück zu den Tennen. Da gingen gerade die Besitzer des Weinbergs vorüber. Die sagten: Wo wart ihr, Jünglinge? Wir erzählten ihnen die Geschichte. Da sagten sie uns: Das ist der Geist eines Gelehrten, der hier ermordet worden ist."

---

[3] S. Kahle, PJB 1911, S. 103f.

Ob eine solche Geistergeschichte von dem Erzähler wirklich erlebt oder von ihm einem anderen, von dem er sie an der gleichen Stelle gehört hat, nacherzählt worden ist, kann man kaum jemals feststellen. Es gehört zum Stil dieser Geschichten, daß sie in der ersten Person erzählt werden.

Aufgefallen ist mir, daß an den sehr zahlreichen Ruinen nur selten ätiologische Sagen und Geistergeschichten zu haften scheinen. Die nähere Umgebung von bīr-zēt ist reich an altem Gemäuer aus der Kreuzfahrerzeit. Was würde man sich bei uns in Deutschland davon zu erzählen wissen! In bīr-zēt scheint gerade hier die Phantasie des Volkes zu versagen. Wie der Schmuck der Epheuranken, so fehlt den großen alten Steinen der duftige Schmuck der Sage. Wenn diese Beobachtung richtig ist, muß man sie wohl so erklären, daß der Anblick zerfallener Häuser, Dörfer und Burgen in diesem Lande zu alltäglich ist, um die Phantasie zu beschäftigen.

Wenn der Wanderer, vom weiten Wege müde, in das Dorf gekommen ist, so führt man ihn in die meḍāfe, die Herberge, deren — erinnere ich mich recht — das Dorf bīr-zēt zwei aufweist, für jede der beiden größeren „Familien" eine. Hier findet der Fremde kostenlos Speise und Trank und Nachtquartier. Hier wird aber auch, sobald er sich auf der Matte am Boden niedergelassen hat, für seine Unterhaltung Sorge getragen. Während der Schech gravitätisch den Kaffee bereitet, fragt man nach dem „Woher?" und „Wohin?" Unversehens ist wieder eine Erzählung auf dem Plan. Und bald überbieten sich der Gast und seine Wirte in schönen Geschichten. Es versteht sich von selbst, daß dabei zuerst von den Ereignissen des Tages gesprochen wird. Da es keine Zeitungen gibt, ist der Wanderer der einzige, mit dem die Neuigkeiten ins Dorf ziehen. Als wir in bīr-zēt waren, war es die Eroberung von el-kerak durch die aufständischen Beduinen[1], die immer wieder erzählt wurde.

„Die Geschichte von el-kerak, du Herr des Friedens, hat sich von Anfang an so zugetragen. Der Sohn eines Schechs von den Schechen der Araber der Belka war zum Militär ausgehoben worden. Er kam an und ging in das Serail. Da sagte der ḳōlaṛāsi (Regimentsadjutant) zu ihm: ‚Junge, du bist schon im dienstpflichtigen Alter; du willst nun Soldat werden.' Er sprach: ‚Ich werde kein Soldat!' Er sagte: ‚Der Militärdienst ist eine Ehre; alle Soldaten gelten als

[1] Kerak wurde Anfang Dezember 1910 von den Beduinen erobert.

die Kinder des Sultans.' Er sprach: ‚Ich werde nicht Soldat!' Jener sagte: ‚Warum, mein Sohn?' Er sprach: ‚Ich will meinen H... nicht in eine Hose stecken!' Er sagte: ‚Die Hose ist ein Ehrenkleid!' Er sprach: ‚Gott bewahre, sie ist ein dreckiges Kleid. Gott mache dreckig die Hose und jeden, der sie anzieht!' Er sagte: ‚Schließlich tust du's doch. Du ziehst die Hose an und bist ein Emir dazu[1]!' Er sprach: ‚Gott bewahre, ich ziehe sie nicht an, solange mein Kopf auf meinem Rumpfe sitzt!' Da sagte er: ‚Du bist aber schon aufgeschrieben; du mußt sie anziehen!' — ‚Wirklich, hast du meinen Namen aufgeschrieben?' Er sagte: ‚Jawohl!' Da sprach er: ‚Ich sage dir, streich meinen Namen aus! Ich gehe nicht als Soldat! Pfui, ich sollte meinen H... in eine Hose stecken! Gott mache sie zum Ekel, wie dreckig ist sie! Verflucht sei der Vater dessen, der sie aufbrachte, und der Vater dessen, der sie anzieht!' Da sagte der kōlaṛāsi: ‚Junge, benimm dich anständig! Du wirst Soldat und ziehst sie an beim Leben des Kopfes des Sultans!' Er sprach: ‚Gott bewahre, ich ziehe sie nicht an, und ich sage dir: streich meinen Namen durch!' Da sagte er: ‚Wir wollen sehen.' Da ging jener hinaus zu seinen Arabern und sprach zu ihnen: ‚Sobald ihr einen Schuß hört, stürmt ins Serail und schlachtet die Soldaten!' Sie sprachen: ‚Gut!' Da ging er wieder hinein und sagte: ‚Effendi, hast du meinen Namen ausgestrichen?' Er sprach: ‚Nein!' Da sagte er: ‚Willst du ihn streichen oder nicht?' Er sprach: ‚Nein, wir wollen deinen H... in eine Hose stecken, du Schech!' Er sagte: ‚Ehe du meinen H... in eine Hose steckst, nimm das! Aus Liebe zum Kopf des Sultans!' Damit schoß er einen Schuß auf ihn ab und auch den zweiten und schickte sich an, auch auf die Beamten seinen Revolver abzuschießen. Als die Araber das hörten, stürmten sie ins Serail und nun hub an ‚das Schlachten und Abziehen'. Wer getötet wurde, wurde getötet; wer verbrannt wurde, wurde verbrannt. Und die Araber plünderten el-kerak. Sie schwuren, sie hätten ihnen nichts gelassen noch aufgehoben, worüber sich der Kiefer drehen kann. Und wer weiß, wie es zwischen ihnen und der Regierung wird."

Wenn die Tagesneuigkeiten erschöpft sind, kommt das Gespräch — zumal wenn alte Männer zusammensitzen — auch wohl auf vergangene Ereignisse. Von blutigen Fehden der Familien des Dorfes, einmal auch von einem Kampf benachbarter Dörfer miteinander haben wir gehört. Von eigentlich historischen Ereignissen aber scheint nur

[1]) Das soll als Euphemismus für „Hund" verstanden werden, sagte man mir.

die Eroberung Palästinas durch Ibrahim Pascha in der Erinnerung zu leben. Ibrahim Pascha war, abgesehen von Bismarck, den seltsamerweise der Priester des bīr-zēt benachbarten dschifna einmal nannte, der einzige historische Name, der uns begegnet ist. Ein reicher Schatz von Anekdoten knüpft sich an diesen Namen.

„Ibrahim Pascha war gerecht — soviel du willst. Einmal hatte ein Soldat von den Soldaten Ibrahim Paschas einen Krug dicke Milch gekauft. Er trank sie mit einem Zuge aus und reichte den Krug seiner Besitzerin. Dann aber weigerte er sich, ihn zu bezahlen. Sie ging von einem zum andern und verklagte ihn. Da sagte einer zu ihr: ‚Geh hin zu unserm Effendi dort.' Und er zeigte ihn ihr. Da ging sie geradeswegs zu Ibrahim Pascha und erzählte ihm von dem Soldaten. Er sprach: ‚Kennst du ihn?' Sie sagte: ‚Ja, mein Herr!' Er sprach: ‚Hol ihn her!' Da nahm sie einen Soldaten mit, ging hin und holte ihn. Als sie vor ihm standen, sagte er zu ihm: ‚Kerl, warum gibst du dieser Fellachin ihr Recht nicht?' Da leugnete er, daß er getrunken habe. Da sagte Ibrahim Pascha zu der Frau: ‚Frau, ich durchbohre ihn jetzt. Wenn ich in seinem Magen die Milch finde, gebe ich dir, was der Krug kostet. Wenn aber in seinem Magen keine Milch ist, durchbohre ich dich wie ihn!' Sie sprach: ‚Gut, Herr! Bei Gott!' Sofort durchbohrte ihn Ibrahim Pascha mit eigener Hand und siehe da: die dicke Milch floß aus seinem Leibe, und er starb. Da gab er ihr, was der Krug kostete, und sie ging ihres Weges. Er war gerecht. Wenn er hier im Lande geblieben wäre, hätte er es erzogen. Und die Christen hat er gern gehabt."

Eine solche Erzählung wird man, da sie eine historische Persönlichkeit zu erfassen sucht, als eine historische Sage bezeichnen können.

Je lebhafter der Austausch der Erzählenden, je vertrauter der Ton, desto mehr tritt an die Stelle der Erzählung geschichtlicher Ereignisse die die Allgemeinheit betreffen, das persönliche Erlebnis.

„Ismael Bei, der Besitzer von ʿēn sinje[1], hatte einen Wächter für das Dorf bestellt, namens Ḥsēn. Der war vom Aufgang bis zum Untergang immer auf dem Rücken seines Pferdes und ritt umher, um nach den Gütern des Ismael Bei zu sehen. Und die Leute fürchteten ihn mehr als seinen Herrn. Wenn er irgend jemandes Ochsen oder Esel oder Mastvieh auf seinem Grund und Boden antrifft, nimmt er

[1] Einem bīr-zēt benachbarten Dorfe.

es weg und sperrt es ein, bis der Eigentümer kommt und es losmacht, entweder mit einem Maß Weizen oder einer halben Meschidie, oder wie es kommt. Dazu gibt's eine Tracht Schelte. Ich hatte ein Joch Beduinenochsen; sein Lebtag hat niemand sie fangen können. Die ließ ich jede Nacht, um den Bei zu ärgern, auf seinen Grund und Boden verbringen. Aus Besorgnis, ich möchte fest einschlafen, pflegte ich meinen Kopf auf natsch[1] zu legen; und wenn ich mich ein bißchen bewegte, stachen mich die Dornen ins Gesicht. Dann stand ich auf und sah nach den Tieren. Die grasten im Grase, das einem Manne bis an den Gürtel reichte. Das Land war wie der ġōr (Jordantal), denn es wagte ja niemand es zu betreten — zu meinem Vorteil.

Da sah der Ḥadschsch Ḥsēn auf seinem Lande den Mist und lauerte den Hirten auf. Es möge den Dorfbewohnern als Sünde angerechnet werden, wenn je ein anderer als ich sein Land betreten hat! Wie wurde mein Vieh! Der Schöpfer sei gepriesen! Da sagten die Leute dem Ḥsēn von mir, und er lauerte mir auf. In einer Nacht war mein Auge in Schlaf gesunken. Ich stand auf, suchte nach den Tieren und fand sie nicht. Da ging ich geraden Weges nach ʿēn sinje. Siehe da, sie waren im Hofe des Bei. Wie bringt man sie nun heraus? Ich ging zu Ḥsēn. Er sagte: ‚Bei Gott, du darfst sie nicht eher fortführen, ehe du eine gute halbe Lira gezahlt hast.' Da ging ich zu unsere Schutzfreunden[2], und sie vermittelten die Sache. Da ließ er die Ochsen für einen viertel Medschidie frei. Ich trieb das Vieh fort und ging heim. Meinst du, ich hätte Buße getan? Gott bewahre! Jede Nacht verbrachte ich auf dem Grund und Boden des Bei, und ehe der Stern (der Morgenstern) aufgegangen war, war ich mit den Ochsen schon zu Hause.

Ein Monat war vergangen. Da war einer, namens Abu Jāsin.

Ich ging eines Tages an ihm vorüber, während er seinen Gemüsegarten an der Quelle pflügte. Er hatte 40 Lira gekostet. Zwanzig Ölbäume etwa standen drin, jeder einzelne eine volle Lira wert. Da sagte er zu mir: ‚Abu Dschirius, was hast du für das Joch Ochsen bezahlt, damals als Ḥsēn, der Diener des Bei, sie eingesperrt hat?' Ich sprach: ‚Ein Viertel Medschidie!' Er sagte: ‚Bei Gott, es ist nicht weniger gewesen als eine halbe Lira!' Ich sprach: ‚Wer hat mich angegeben?'

---

[1] Poterium spinosum, im Norden Palästinas billān genannt, das graue Dorngestrüpp der Gefilde Palästinas.

[2] ṭānib, Plural ṭanāib Leute, die einen andern unter ihren Schutz nehmen. Früher stellte sich jeder Christ unter den Schutz eines Mohammedaners.

Er sagte: ‚Wenn meine Mutter die Wahrheit sagt[1], bei Gott, niemand anders hat dich angegeben als ich selbst.‘ Ich sprach: ‚Gut, dafür hast du was bei mir zugut!‘

Am Ende des Sommers ging ich in ein Tal hinunter. Da stand Schilf so hoch wie ein Mann. Es hatte Ähren getrieben wie Kafferkorn (dura). Ich pflückte Ähren, bis ich meinen Mantel voll und die Zipfel durch die Ärmel gezogen hatte, ging heim, rieb sie, blies das Stroh fort und ging zum Gemüsegarten des Abu Jāsīn. Er war frisch gepflügt. Da streute ich den Schilfsamen hinein. Kaum war das nächste Jahr gekommen, da war der Gemüsegarten ganz dicht mit Schilf bewachsen. Von dem Tage an — es sind schon zwanzig Jahre her — konnte er keine einzige Furche mehr darin ziehen wegen der Menge des Schilfes. Die Ölbäume verdorrten. Er hieb sie ab. Seit zwanzig Jahren hat er nicht ein einziges Para Nutzen mehr von seinem Gemüsegarten. Da siehst du, wie hoch ihm die viertel Medschidie zu stehen gekommen ist, die ich an den Bei gezahlt habe.“

Diese Geschichte, die uns unwillkürlich an das Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen denken läßt, ist nach Ton und Inhalt typisch für die „Erlebnisgeschichten“. Sie sind immer humorvoll, immer renommistisch und sie handeln — wenigstens gilt das für das kleine Gebiet meiner Beobachtung — ausschließlich von Diebereien oder ähnlichen Dingen. Diebstahl, namentlich aber Raub, empfindet der Fellache, auch wenn etwa Gefängnisstrafe darauf gefolgt ist, nicht im mindesten als entehrend. Man schüttelt sich vor Lachen über ein gelungenes Diebesabenteuer, das man erzählen hört. Und erzählt man es selbst, so strahlen die Augen. Ganz anders ist das Empfinden auf dem Gebiete der geschlechtlichen Moral. Auch im Kreise junger Männer habe ich niemals ein Liebesabenteuer als eigenes Erlebnis erzählen hören. Mein Begleiter bat einmal auf meine Veranlassung darum, und zwar einen Fellachen, von dem wir soeben drei kostbare Diebesgeschichten vernommen hatten. Eine abweisende Handbewegung war die Antwort und die Worte: „Davor hat mich Allah bewahrt!“

Das Liebesabenteuer hat in einer ganz besonderen Art von Erzählungen sein Gefäß gefunden; ich möchte sie als „Schwänke“ bezeichnen. Mit den Erlebnisgeschichten haben sie gemeinsam den lustigen Ton, das schallende Gelächter am Schluß. Unterschieden sind sie von ihnen dadurch, daß sie niemals in der ersten Person erzählt werden.

[1] Etwa: „Sowahr ich der Sohn meines Vaters bin.“

Meist wird in ihnen von den Beziehungen der Geschlechter unverblümt, selten aber lüstern gesprochen. Wir wählen eine Probe aus, in der das sexuelle Moment fehlt. Ich verdanke sie dem Bauern ʿĪsa, der das kleinste Haus im Dorfe, aber den größten Schatz lustiger Geschichten sein eigen nennt[1].

„Es war ein Mann, namens ʿAli in silwād. Der hatte eine schöne Frau. Aber ihr Verstand — schade! Im Winter sitzen die Frauen im ṭābūn[2] zusammen und sprechen da mit einander und lausen sich. Einmal sprachen sie von ihren Männern. Da fing jede einzelne an, ihren Mann zu loben. Die eine sagte: ‚Bei Gott, im ganzen Dorfe ist kein Mann wie mein Mann: unterhaltend und scherzend.' Eine andere sagte: ‚Für meinen gibt es nichts Süßeres, als in meiner Nähe zu sitzen!' Eine dritte sprach: ‚Gestern sind mir die Mundwinkel vor Lachen auseinandergegangen, und mein Herz ist von seinen Bändern losgerissen, während sich mein Mann mit mir unterhielt.' Da sagte die Frau von ʿAli: ‚Ihr Vermaledeiten! Bei Gott, mein Mann sieht meine Fratze gar nicht an. Und wenn ich mit ihm spreche, guckt er nach der andern Seite!' Da sagten die Frauen zu ihr: ‚Du Vermaledeite! Du mußt mit ihm ein bißchen scherzen. Dann hat er dich lieb!' Das merkte sie sich wohl, ging heim und legte sich schlafen.

In jener Nacht fielen viele Schneeflocken; und es war stürmisch — Gott stehe mir bei! Ihr Mann hatte im oberen Stock der medāfe im Dorfe das Spiel chuētme „Ringlein" gespielt, bis es Mitternacht war. Dann ging er heim. Kaum erreichte er die Tür seines Hauses. Seine Füße waren vor Kälte wie abgefallen, seine Hände waren steif, er klapperte mit den Zähnen. Heftig klopfte er an seine Tür. Die Frau aber antwortete nicht. Er klopfte zum zweiten Male. Da sagte sie: ‚Wer ist da?' Er sprach: ‚Ich — mach auf!' Sie sagte: ‚Wer bist du?' Er sprach: ‚Dein Mann, du! Mach auf!' Sie sagte: ‚Wo warst du denn bis jetzt?' Er sprach: ‚In der medafe, rasch mach auf!' Sie sagte: ‚Was hast du denn in der medafe gemacht?' Er sprach: ‚Ich habe gespielt! Gott verbrenne deine Eltern! Mach schnell auf, du!' Sie sagte: ‚Was habt ihr denn da gespielt?' Er sprach: ‚Il-chuētme! Gott verfluche deinen Vater! Mach auf, du!' Sie sagte: ‚Mit wem hast du denn da gespielt?' Da stieß er gegen die Tür — sie lag da, aus

[1] Der Erzähler machte bei dieser Erzählung den Dialekt der Bauern von silwād nach. Die Femininform, die in bīr-zet mit e ausklingt, wird in silwād ā gesprochen. Außerdem ziehen sie dort die betonten Silben sehr in die Länge

[2] Backofenhäuschen.

den Angeln gerissen. Die Frau war schon aufgestanden, um ihm aufzumachen. Er aber griff mit der Hand nach irgend etwas, womit er sie schlagen könne; und seine Hand stieß an den Waschschlegel. Da schlug er in der Dunkelheit zu: ‚Schwabb! Das soll dir helfen! Schwabb! Das soll dir schaden! Schwabb! Ich war in der meḍâfe! Schwabb! Ich habe chuētme gespielt! Schwabb! Es ist kalt!' Jedes Wort mit einem Schlag, bis er sie windelweich geklopft hatte. Und sie — ihre Stimme! Gott steh mir bei!

Am folgenden und nächstfolgenden Tage ging sie nicht zum ṭâbūn. Die Frauen vermißten sie. Da ging eine hin, um sie zu besuchen und rief: ‚Fâṭmâ[1]! Nichts Böses sei über dir!' Sie antwortete: ‚Sein Anblick bleibe dir erspart, Schwester!' ‚Was ist denn, du Vermaledeite? Was für eine Plage hat dich denn getroffen?' Sie sagte: ‚Ach Gott, in der Schneenacht blieb mein Mann bis Mitternacht auf und spielte. Als er heimkam und an die Tür klopfte, fing ich an mit ihm zu scherzen, wie ihr mir im ṭâbūn geraten habt. Da machte er sich mit dem Waschschlegel[2] über mich her, bis er mich daliegen hatte, wie eine Strohschlange[3]!'

Gewöhnlich sind in den Schwänken die Rollen anders verteilt als in dem hier wiedergegebenen: Gewöhnlich handeln sie von einer sehr klugen und schönen Frau und einem dummen Fellachen und erzählen, wie die Bäuerin trotz der untergeordneten Stellung, die ihr die Sitte im Hause anweist, doch den Mann nach ihrem Willen lenkt und das Haus regiert. Eine verwunderliche Ähnlichkeit mit niederdeutschen Bauernschwänken, die mir ein paarmal aufgefallen ist, hat wohl in der Ähnlichkeit der Lebensverhältnisse ihren Grund.

Mit den Schwänken haben wir eine Erzählungsgattung kennen gelernt, die uns aus der meḍâfe hinüberführen mag an die eigentliche Stätte der behaglichen Bauernerzählung, in die Bauernstube. Wenn das kärgliche Mahl, das man gegen 6 Uhr abends ißt — eigentlich das einzige am Tage — verzehrt ist, dann hocken die Männer müßig um den kleinen Lehmherd mit glühenden Kohlen. Ein Nachbar oder zwei gesellen sich dazu. Die Frauen, die für sich allein im Winkel gegessen haben, was vom Mahl der Männer übriggeblieben ist, kauern

[1] Statt Fâṭme zur Verspottung des Dialekts.

[2] Die Wäsche wird im Wasser an der Quelle ausgespült, ausgerungen und dann mit einem runden, kurzen Holz oder einem Stein so lange geklopft, bis das Wasser heraus ist. Seife kommt nicht zur Verwendung.

[3] Eine Schlange, die man im Stroh in der Hütte findet.

sich, die Kinder um sich her, hinter den Männern ebenfalls in den Kreis. Und nun beginnt alsbald die Unterhaltung, das Erzählen. Hier ist nun namentlich im Munde der alten Frauen eine siebente Gattung von Erzählungen heimisch. Ihnen ist eigentümlich, daß sie eine andere Wirklichkeit voraussetzen als die alltägliche. Hier hören wir von dem Geist, der im Brunnen wohnt und jemanden mit einem Granatapfel beschenkt, dessen Kerne dann zu Goldstücken werden. Hier ist von den 40 wunderschönen Feen die Rede, die in einem Zauberschlosse wohnen, oder von dem Pferde, das sprechen kann und seinem Herrn sagt, daß seine Stiefmutter ihm nach dem Leben trachtet; von dem Königskinde, aus dessen Geburt dem Vater nach einer Weissagung der Verlust seiner Krone erwachsen soll, und dessen Mutter darum in die Einöde getrieben wird; von der bösen Frau, die ihre eigene häßlich-garstige Tochter verzieht und ihr liebes, schönes Stiefkind ins Elend jagt. Bei dieser Erzählungsgattung erhebt sich dringender als bei den bisher besprochenen das eigentliche Problem der Volkserzählung; die Frage nämlich, wie sich die merkwürdige Übereinstimmung in den Erzählungen weit von einander geschiedener, in keinem erkennbaren Kulturzusammenhang stehender Völker erklärt. Zwei Beispiele mögen das zeigen:

„Die Leute erzählen, ein Beduine, ein Stadtbewohner und ein Fellach hätten sich zusammengetan und seien auf Diebstahl ausgegangen. Da sahen sie von weitem einen Hirten. Sie sprachen: ‚Wir wollen uns ein Schlachttier stehlen!‘ Als sie nahe an ihn herangekommen waren, sahen sie: er war einäugig und sein Auge wie eine Felsenschale. Da sprachen sie: ‚Um so besser!‘ Sie umsäumten die Schafe den ganzen Tag. Der aber mit dem einzigen Gütigen[1]) paßte auf, und sie konnten ihn nicht überlisten. Da gingen sie dicht an ihm vorbei und machten sich fort.

Als es Abend geworden war, trieb der Hirte seine Schafe heim zu einer Höhle. Da kamen die drei zu ihm. Er hieß sie willkommen, breitete einen Teppich aus, und sie setzten sich. Er aber schloß die Höhle hinter ihnen zu. Der Kessel stand auf dem Feuer. Er schürte tüchtig darunter. Als das Gericht gar geworden war, zerbröckelte er eine Holzschüssel voll Brot, schüttete das Gericht auf und sagte zu ihnen: ‚Habt die Güte!‘ Sie kamen heran und fingen an zu essen. Er verteilte das Fleisch unter sie, da bekam einer eine Menschenhand, der andere einen Fuß. Als sie dieses Fleisch gesehen hatten, war

[1] = Auge.

ihnen das Gericht zuwider, und sie hörten auf zu essen. Der Hirte war ein ġūl[1]. Er machte sich über die Holzschüssel, bis er sie ausgeleckt hatte. Nach dem Essen wollte er sich den Mund versüßen. Da packte er den Städter, schlachtete ihn, setzte sich, briet und aß, bis er ihn auf hatte. Die aber sahen zu, die Arme auf den Rücken gebunden. Dann ergriff er den Fellachen. Auch dem bog er den Nacken[2], schnitt ab, briet und aß. Da sagte der Beduine: ‚Wo soll ich jetzt hin?' Da er die Tür verschlossen sah und nicht entfliehen konnte, ging er zwischen die Schafe, weit nach hinten. Da hing an der Decke der Höhle eine Frau an ihren Haaren. Er sagte zu ihr: ‚Wer bist du?' Sie sprach: ‚Ich bin eine Grassammlerin. Ich bin hierher gekommen, um bei denen, die sich in dieser Höhle aufhielten, zu trinken. Da hat uns dieser Einäugige gefangen und hat meine Gefährtin geschlachtet und gekocht. Mich aber hat er aufgehängt, um mich später zu schlachten und zu essen.' Da banden sie einander los. Dann sagte er zu ihr: ‚Was ist nun zu tun?' Sie sprach: ‚Schau, jetzt nach dem Abendessen schläft er und fängt an zu schnarchen. Laß ihn schlafen, und dann stoße ihm einen Feuerstock[3] in das gesunde Auge, damit er blind wird.' Da sagte er: ‚Die Rettung ist nahe, wenn Gott will!' Er ging wieder zwischen die Schafe, um nach ihm zu sehen. Da war sein Schnarchen wie ein Sturzbach. Nun ging der Beduine zur Feuerstätte und stieß einen Stock hinein. Als er hell brannte, nahm er ihn und stieß ihn in sein gesundes Auge. So machte er, daß es ausließ. Da schrie der ġūl, tastete nach ihm die ganze Nacht hindurch und drohte ihm. Der Beduine aber war ein achu schāme[4]. Er schlachtete den Leitbock, zog ihm die Haut ab, zog sie sich an mit dem Kopfe und mit den Hörnern und setzte sich hin. Als die Sonne aufgegangen war, öffnete jener die Höhle, stellte sich innen an die Tür, rief die Ziegen, und so oft ein Kopf herausging, betastete er ihn. Da ging unter ihnen der Beduine vorüber. Der ġūl betastete auch ihn, erkannte ihn aber nicht. Als er heraus und außerhalb der Türe war, schrie er: ‚iā wāu[5]!'. Als dieser das wāu hörte, zerplatzte er vor Ärger und

[1] Ein Dämon von Riesengröße und menschlicher Gestalt.

[2] Nämlich zum Schlachten nach rückwärts.

[3] Ein Stock, den man aus dem Feuer zieht, und der hell brennt.

[4] Eine merkwürdige, allgemein übliche Bezeichnung für einen heldenmütigen Mann. Es gibt eine, auch im Druck vorliegende Erzählung von dem Heldenkampf eines Mannes, der achu schāme geheißen hat. Vgl. Dalman, Palästinischer Diwan, S. 156.

[5] Lieder, die mit diesem Ausruf enden, singt man z. B. wenn der Gewölbebau eines neuen Hauses fertig ist. Man muß dabei die Empfindung haben, wie wir etwa beim Hurraschreien.

fiel tot hin. Da kehrte der Beduine zurück, trieb die Schafe hinaus und heiratete das Mädchen, das an seinen Haaren gehangen hatte. Dann ging er heim, wohlbehalten und wohlhabend. Und jeder, der in der Fremde ist, möge, so Gott will, heimkommen, wohlbehalten und wohlhabend!"

Wem fiele hierbei nicht der einäugige Riese Polyphem und die List des Odysseus ein! Wie ist die Übereinstimmung zwischen dem griechischen Heldenepos und der arabischen Bauernerzählung zu erklären? Der Mann, der uns diese Geschichte erzählt hat, kann nicht lesen und nicht schreiben. Es ist so unwahrscheinlich wie möglich, daß ihm ein Stück des Homer bekanntgeworden ist. Man wird doch annehmen müssen, daß hier ein letztes schwaches Rinnsal aus einer Quelle fließt, die vor Jahrtausenden mit ihrem Wasser geholfen hat, den Strom der griechischen Heldendichtung zu speisen.

Verwandte Erwägungen — aber nun das Gebiet der biblischen Erzählungskunst berührend — erweckt die folgende Erzählung, die ich unserer besten Erzählerin, der Urahne Umm Manzūr in bīr-zēt, verdanke.

„War da ein einziger Sohn, wie mein Sohn hier. Der nahm eine Satteltasche voll Geld und ging aus, nach einem zu suchen, den er anwerben und zu seinem Bruder machen könnte. Er kam zu einem Dorfe — sagen wir nach bīr-zēt. Da ging er an dem Friedhof vorüber, und siehe da: Soldaten schlugen einen Toten, und die Leute hockten dabei. Niemand von ihnen sagte: ‚Was ist das?' Er trat hinzu, um zu sehen, was da sei. Da sagte man zu ihm: ‚Lieber Bruder, der hier ist der Regierung was schuldig, und niemand will für ihn zahlen.' Da sprach er: ‚Wieviel lastet auf ihm?' Sie sagten: ‚Soundso viel'. Da schüttete er seine Satteltasche in den Schoß und zählte das Geld auf. Siehe da, es war gerade so viel, wie jener schuldig war, nicht mehr und nicht weniger. Er zahlte das Geld den Soldaten. Da nahmen die Leute den Toten, begruben ihn und gingen heim. Dem Einzigen aber war nichts von seinem Gelde geblieben. Er ging zu seinem Dorfe zurück, holte sich noch eine Tasche voll Geld und ging wieder aus, sich einen Bruder zu suchen.

Da sandte Gott — er sei gepriesen und erhöht — ihm den Kahlkopf hinab. Er ist ja allmächtig. Der ging in dem Dorfe umher, in dem der Einzige war, und suchte Arbeit. Da begegnete er unserm Freund und bat ihn um Arbeit. Der sagte: ‚Wir wollen sehen!' Nach einigem Hin und Her kamen sie überein. Sie wurden Brüder und gingen miteinander heim nach dem Dorfe. Wenn jener vorher täglich für 10 Piaster verkauft hatte, so begann er jetzt für 100 Piaster

zu verkaufen. Von Tag zu Tag verkaufte er mehr. Das Glück hatte ihn angerührt; so wurde er reich. Nun waren in jenem Dorfe ein paar bekannte Kaufleute. Die kamen miteinander überein, Handelswaren mit sich zu nehmen und auf den Handel nach Damaskus zu gehen. Da sagte der Einzige: ‚Ich gehe mit Euch!' Aber sie lehnten es ab. Da machte er sich auf und folgte ihnen von weitem, bis er in Damaskus angekommen war. Er ging in den Chan, lud seine Kamele ab und gab ihnen Futter. Indem ruft ein Ausrufer: ‚Wer spielt mit der berühmten Spielerin aus Damaskus?' Er ging zu ihr hin. Sie stellte die Bedingung, daß, wenn sie ihn besiege, sie all sein Hab und Gut nehmen, wenn er aber sie besiege, daß er dann sie zur Frau bekommen sollte. Er war es zufrieden und spielte mit ihr. Da besiegte sie ihn. Sofort ließ sie all sein Hab und Gut mit Beschlag belegen. Er fing an, in Damaskus den einen Tag die Straßen zu fegen, den andern zu betteln, um leben zu können.

Da kam der Kahlkopf und fragte nach seinem Bruder. Sie sagten ihm: ‚Mit deinem Bruder steht es soundso.' Da ging er nach Damaskus. Als er von dort noch so weit entfernt war wie — sagen wir, von hier bis zur Quelle, da war da mit einem Male ein Schloß — ein süßeres kannst du dir nicht denken. Sofort schlug er den Weg dorthin ein[1].

Dann ging er auf den Markt. Siehe, da rief ein Ausrufer: ‚Wer kuriert die Tochter des Königs!' Schnell setzte der Kahlkopf sich eine hohe Derwischmütze auf, kaufte sich einen Spieß, hängte sich mehrere Rosenkränze um seinen Hals wie die Derwische und ging nach dem Serail. Als man ihn bemerkt hatte, rief man ihn. Die Mohammedaner haben nämlich großes Zutrauen zu den Derwischen[2]. Man brachte ihn also zu der Tochter des Königs hinauf. Da hingen lauter Köpfe an den Wänden, mehr denn vierzig. Er sagte: ‚Was ist das?' Da sagten sie: ‚Jeder Doktor, der hier eingetreten ist, ist gestorben und niemand weiß, woran? Seinen Kopf hat man an die Wand gehängt.' Die Königstochter aber hatte eine Schlange in ihrem Leibe mit einem siebenköpfigen Kopf. Die kam — wenn die Nacht vorgeschritten war — aus dem Leibe des Mädchens heraus, ging zu einer Schale mit Wasser, spülte ihren Mund mit dem Wasser, biß den

---

[1] Hier folgt ein Kampf zwischen dem Kahlkopf und einem mārid — einen dem ġūl ähnlichen Riesen um die Schloßherrin. Wir lassen den Abschnitt hier zur Raumersparnis aus.

[2] Die Erzählerin ist griechische Christin.

Doktor und kehrte in den Leib des Mädchens zurück. Unser Freund[1], der Kahlkopf, war auf sie vorbereitet. Als sie herausgekommen und zu dem Wasser gegangen war, schlug er sie mit dem Schwerte, das er hatte, und ihr Kopf rollte zur Seite. Schnell nahm er ihn in die Hand, wickelte ihn in ein Taschentuch und schlief ein. Das Mädchen aber fiel in einen tiefen Schlaf bis zum Mittag. Am Morgen kam ihr Vater und klopfte an die Tür. Da stand der Kahlkopf auf, ließ ihn aber nicht zu seiner Tochter hinein, um sie nicht zu wecken, und zeigte ihm den siebenköpfigen Kopf der Schlange. Sogleich sagte der zu ihm: ‚Meine Tochter ist für dich eine Tasse Kaffee' (d. h. du kannst sie ohne Brautkauf haben). Und er ließ sie ihm antrauen nach dem Gesetz Gottes und seines Gesandten.

Da ging der Kahlkopf aus, seinen Bruder zu suchen. Siehe da — der Ausrufer rief wegen der berühmten Spielerin. Da spielte er mit ihr, besiegte sie und nahm sie zur Frau. Dann fand er seinen Bruder, lud all ihr Hab und Gut auf, nahm die Sultanstochter und die Frau des märid und dann gingen sie miteinander heim.

Da sagte der Kahlkopf zu seinem Bruder: ‚Siehst du, ich habe dir Glück gebracht und dich gerettet. Wie es recht war zusammenzuhalten, so ist es auch recht auseinanderzugehen. Komm, wir wollen die Frauen teilen: eine für mich und zwei für dich. Er sagte: ‚Gott bewahre, nein! Du nimmst zwei und ich eine!' Da sprach der Kahlkopf: ‚Am besten ist es, wir teilen brüderlich!' Dann nahm der Kahlkopf die Königstochter, hielt ihre Füße in die Höhe und klatschte an ihre beiden Lenden. Da fielen zwei Schlangen aus ihrem Munde. Die machte er tot. Dann sprach der Kahlkopf: ‚Nun Bruder, Gott segne dich in allem und auf jederlei Weise!' schwang sich aufwärts und verschwand."

Jeder Kundige erkennt in dieser Geschichte eine Variante der „Erzählungen vom dankbaren Toten", und zwar, wie ich meine, eine der interessantesten, die bisher bekannt geworden sind. Es sei mir gestattet, eine Fassung des gleichen Stoffes, die der hier gebotenen sehr ähnlich ist, zum Vergleich hier herzusetzen. Es ist das armenische Märchen vom „dankbaren Geist", das Haxthausen (Transkaukasia I 333ff.) mitgeteilt hat:

„Einst reitet ein wohlhabender Mann durch einen Wald; da findet er einige Männer, die einen bereits Verstorbenen noch nachträglich an einem Baume aufgehangen haben und den Leichnam entsetzlich schlagen.

[1] Wörtlich: „dein Onkel".

Als er sie fragt, was sie zu einer solchen Entweihung des Toten treibe, antworten sie, er sei ihnen Geld schuldig geblieben und habe sie nicht bezahlt. Da bezahlt er ihnen die Schuld und begräbt den Toten. Jahre vergehen, er wird allmählich arm. In seiner Vaterstadt aber wohnt ein reicher Mann, der eine einzige Tochter hat, der er gern einen Mann geben möchte. Allein schon fünf Männer waren in der Hochzeitnacht gestorben, und keiner wagte mehr, um sie zu freien und ihr zu nahen. Nun wirft der Vater sein Auge auf diesen arm gewordenen Mann und bietet ihm die Tochter an. Der ist aber zweifelhaft, ob er sein Leben wagen soll, und bittet um Bedenkzeit. Nun kommt eines Tages ein Mann zu ihm und bietet sich ihm als Diener an. ‚Wie sollte ich dich in Dienst nehmen, da ich ja so arm bin, daß ich mich kaum selbst ernähren kann!‘ — ‚Ich verlange von dir keinen Lohn, keine Kost, sondern nur die Hälfte von deinem künftigen Hab und Gut!‘ Sie werden darüber einig. Nun rät ihm der Diener zu jener ihm angebotenen Heirat. In der Hochzeitnacht stellt sich der Diener mit einem Schwert ins Brautgemach. ‚Was willst du?‘ — ‚Du weißt, nach unserm Übereinkommen gehört mir die Hälfte von all deinem Hab und Gut, ich will das Weib jetzt nicht, aber ich will hier frei stehen bleiben.‘ — Als nun die Neuvermählten entschlafen, kriecht eine Schlange aus dem Munde der Braut hervor, um den Bräutigam zu Tode zu stechen; allein der Diener haut ihr den Kopf ab und zieht sie heraus. Nach einiger Zeit verlangt der Diener die Teilung von allem Hab und Gut; es wird alles geteilt, nun fordert er auch die Hälfte des Weibes. ‚Sie soll, den Kopf nach unten, aufgehangen werden; ich werde sie mitten durchspalten!‘ Da gleitet ihr die zweite Schlange zum Munde heraus. Nun aber spricht der Diener: ‚Es war die letzte, von nun an kannst du ohne Gefahr und glücklich mit deinem Weibe leben! Ich aber fordere von dir nichts. Ich bin der Geist des Mannes, dessen Leichnam du einst von Schande und Qual des Schlagens errettet und fromm begraben hast!‘ und verschwindet.“

Die Ähnlichkeit der von uns aufgezeichneten Geschichte mit dieser armenischen ist überraschend. In beiden Fällen geht die Geschichte davon aus, daß der Leichnam eines Verstorbenen geschlagen wird, weil dieser seine Schulden nicht hat bezahlen können. Beidemal bezahlt ein Fremder die Schuld und hilft dem Toten so zu einem ehrlichen Begräbnis. Beidemal wird der Wohltäter arm, beidemal nimmt er einen geheimnisvollen Fremden in Dienst, beidemal sucht dieser ihm zu helfen. Beide Erzählungen berichten von einem Mädchen, dem die schreckliche Eigenschaft innewohnt, daß alle Männer sterben, die ihr

nahen. Diese Eigenschaft hat ihren Grund beidemal darin, daß Schlangen im Leibe des Mädchens sind, die aus ihr hervorkriechen und die Männer beißen. In beiden Fällen bringt der geheimnisvolle Fremde zuerst eine der Schlangen um, indem er ihr den Kopf abschlägt. Das geschieht in einer Nacht, die er vor dem Lager des Mädchens verbringt. In beiden Fällen ist von einer Teilung des Gutes zwischen dem Fremden und dem von ihm Beschützten die Rede. Beidemal soll die vorher vom Dämon besessene Frau in zwei Hälften zerschnitten werden. Zu diesem Ende wird sie beidemal bei den Beinen aufgehängt. In beiden Fällen ist dabei die wahre Absicht des geheimnisvollen Fremden, aus ihr die noch zurückgebliebenen Schlangen zu entfernen. Nachdem er das getan hat, verschwindet er.

Eine solche Übereinstimmung wird niemand für Zufall erklären wollen. Ohne Frage haben wir hier zwei Schößlinge aus einer Wurzel, zwei Ausläufer der gleichen Tradition.

Dabei ist die armenische Fassung ohne Frage ursprünglicher als unsere arabische. Natürlich sind die Männer, die durch die Schlangen gefährdet werden, ursprünglich nicht Ärzte, wie in unserer Erzählung, sondern Freier. Natürlich muß die Teilung des ganzen Gutes vorher (bei Abschluß des Vertrages der beiden) ausgemacht sein. In der arabischen Version ist sie völlig unbegründet. Natürlich ist die gefährliche Nacht, in der der Fremde die erste Schlange tötet, ursprünglich die Brautnacht des von ihm Beschützten. Auch das ist ursprünglicher als in der armenischen Version, daß der Fremde sich schließlich als Geist des Bestatteten zu erkennen gibt. Dem entspricht es, daß die arabische Erzählung eine Fülle von Motiven, die ursprünglich diesem Stoff nicht angehören, mit ihm verflochten hat: so ist die kranke Königstochter, die kein Arzt heilen kann, ein zwar verwandtes, aber in diesem Zusammenhang nicht ursprüngliches Motiv, ebenso die berühmte Spielerin, der der Verlierende leibeigen wird. Die ganze, von uns ausgelassene Episode vom marid ist ein solcher Zusatz aus fremdem Stoff. Endlich auch die Siebenköpfigkeit des Drachens, die hierher gar nicht paßt und auch gar nicht zur Geltung kommt: sonst müßte ja erzählt werden, wie dem Drachen ein Haupt nach dem andern abgeschlagen wird. Was wir am Eingang sagten, bestätigt sich hier: die arabische Erzählung zeigt deutliche Verfallserscheinungen. Ursprüngliche Züge sind vergessen worden, fremde haben sich eingeschlichen und die ursprünglichen überwuchert. Es ist verwunderlich zu sehen, wie fest trotzdem der ganze Aufriß der Geschichte geblieben ist. In einem Zuge hat unsere Erzählung sogar das Ursprüngliche bewahrt, wo es

die armenische Überlieferung vergessen hat. Sie bezeichnet den geheimnisvollen Fremdling als den „Kahlkopf". Daß es sich dabei wirklich um einen alten Zug handelt, zeigt sich darin, daß diese Bezeichnung in einer ganz anderen Variante unseres Stoffes wiederkehrt. Eines der sechs Märchen, die in dem Paspatischen Werk „Études sur les Tschinghianés ou les Bohémiens de l'Empire Ottoman" als Sprachproben mitgeteilt werden, weiß von einem dem Helden hilfreichen und treu ergebenen Diener, der seinen Herrn in der Hochzeitsnacht vor einem Drachen beschützt und diesen Drachen tötet. Auch hier wird der Helfer als der „Kahlkopf" bezeichnet.

Eine Fülle von Fragen drängen sich hier auf, wie denn überhaupt „der dankbare Tote" eine problematische Natur allererster Ordnung ist. Wie ist die unleugbare Verwandtschaft unserer Erzählung mit der Fabel des Buches Tobit zu erklären? Warum fehlt in unserer Fassung des Stoffes der sonst fast überall wiederkehrende Zug, daß der von dem Toten Beschützte einen Schiffbruch erleidet und aus der Gefahr zu ertrinken gerettet wird? Wo ist der Ursprung dieses über ganz Europa und Vorderasien verbreiteten Erzählungsstoffes zu suchen? Was ist der ursprüngliche Anlaß und Sinn dieser merkwürdigen Geschichte? Es ist hier unmöglich, allen diesen Fragen nachzugehen[1].

In Palästina scheint die Erzählung besonders verbreitet zu sein. Haben wir doch in bir-zēt selbst noch eine vorzügliche, im einzelnen bis zur Unkenntlichkeit abweichende Variante aufschreiben können, die besonders dadurch von Interesse war, daß hier der unbekannte Fremde, der dem Helden hilft, sich schließlich als der „dankbare Tote" offenbart. Nachdem er sich von seinem Freunde getrennt hat, findet man ihn auf dem Friedhof von bir-zēt, auf einem Grabe kauernd. „Sie sagten zu ihm: ‚Steh auf!' Er antwortete nicht. Sie faßten ihn fest an. Da zerbröckelte er unter ihren Händen und wurde zur Erde." In rāmallāh wußte ein steinalter Mann zu berichten, vor 50 Jahren habe man im Dorf von einem erzählt, der in Schulden gestorben sei. Man habe ihn deshalb nicht begraben wollen; schließlich sei ein Engel gekommen, was aber weiter gewesen, das wisse er nicht mehr. In ähnlich verstümmelter Form habe ich die Geschichte von einem Manne aus es-salṭ gehört.

Es wäre eine lohnende Aufgabe, einmal bei einer Reise durch ganz Palästina möglichst überall gerade nach dieser Geschichte zu

[1] Vergleiche einstweilen Hans Schmidt, Jona, eine Untersuchung zur vergleichenden Religionsgeschichte Göttingen 1907 S. 162ff. und die dort angegebene Literatur.

fragen und die verschiedenen Formen, in denen sie erzählt wird, zu buchen. Niemand würde zu dieser Arbeit so vortrefflich gerüstet sein, wie der verehrte Leiter unseres Instituts.

Soll man für derartige Erzählungen einen Gattungsnamen vorschlagen, so wird kein anderer in Betracht kommen als „Märchen". Dabei ist aber eins zu bedenken: Diese Geschichten werden in Palästina nicht den Kindern erzählt, sondern den Erwachsenen. Und oft kann man beobachten, daß sie den Inhalt trotz seiner wunderbaren Züge für Wahrheit, für ein Ereignis aus der näheren oder ferneren Vergangenheit halten. Fing doch einer unserer besten Erzähler, ein alter Mann, mitten im Erzählen an zu weinen, als die traurigen Geschicke seiner Heldin auf der Höhe ihrer Qual angekommen waren. Ein anderer unterbrach einmal seine Mutter, als sie ein Märchen erzählte, mit dem Fluch: „Gott verbrenne den Vater der Lügnerin," und bewies damit, daß er mit dem Anspruch, etwas Wahres zu hören, gekommen war und ihn bei uns andern voraussetzte. Noch hat das „Es war einmal" des Märchens „den eigentümlichen Charakter, daß es die Augen der Kinder leuchten macht, weil sie wissen, jetzt kommt etwas, was ganz ihre Wirklichkeit ist, und daß es zugleich dem Erwachsenen anzeigt: hier ist bestimmt nicht von einem wirklichen Ereignis die Rede[1]" in diesem Volke nicht gewonnen.

Alle bisher mitgeteilten Erzählungen dienen keinem andern Zweck als dem der Unterhaltung. Es gibt nun aber auch solche — und damit nähern wir uns der schwer bestimmbaren Grenze, bei der die eigentliche Volksdichtung aufhört und die Kunstdichtung anfängt — die mit der Absicht erzählt werden, ernsten Wahrheiten Ausdruck zu geben.

„War da ein Kameltreiber, aber ein wackerer Jäger, wie S'lāme abu Jaʿḳūb in bīr-zēt. Also — eines Tages ging er mit seinem Sohne aus (der war schon groß), um für ihr Kamel Grünfutter zu suchen. Sie sammelten Grünfutter, beluden das Kamel und suchten dabei Kräuter — was ihnen beschieden war. Dann machten sie sich auf den Heimweg. Während sie auf dem Wege waren, jagte plötzlich eine Herde Gazellen an ihnen vorüber. Da ließ er sein Kamel niederkauern und sagte zu seinem Sohne, er solle dabei sitzen bleiben, bis er zu ihm zurückkomme. Dann ging er den Gazellen nach. Sie flohen vor ihm. Er sprang hinter ihnen drein. Endlich aber mußte er ohne Beute

[1] Hans Schmidt, Die Geschichtschreibung im Alten Testament, Tübingen 1911, S. 12.

umkehren und kam zurück. In seiner Abwesenheit war eine ṛūle (Dämonin) gekommen, hatte das Kind in zwei Stücke zerrissen und verschlungen. Als der Kameltreiber ankam, fand er sein Kamel am Platze, aber das Kind war fort. Er sah sich um, da sah er Blutspuren. Er sprach: ‚Mein Sohn ist ermordet!', trieb sein Kamel an und ging weiter. Da kam er an einer Höhle vorüber: Siehe, da tanzte die ṛūle vor Sattheit und schwang ihre Brüste wie die Frauen ihre Ärmel, wenn sie einen Trauertanz über einen Toten aufführen. Er legte auf die Wurzel ihrer Brust an, schoß ab und tötete sie. Dann ging er gleich zu ihr hinein und schnitt sie auf. Da lag sein Sohn in zwei Stücke zerrissen in ihrem Bauch. Er legte ihn in seinen Mantel, zog die Zipfel durch die Ärmel, hub ihn auf und ging heim. Als er in sein Haus eingetreten war, sprach er zu seiner Frau: ‚Menschentochter, ich habe dir eine Gazelle mitgebracht! Aber, bei Gott, ich koche sie nur in einem Kessel von Leuten, die ihr Lebtag kein Schicksalsschlag getroffen hat.' Da machte sie sich auf und ging im Dorfe umher, um nach einem Kessel zu suchen, in dem noch niemals Trauerspeise gekocht worden war. Die eine sagte: ‚Ach Tante, wir haben darin gekocht bei der Trauerfeier um meinen Gatten!' Eine andere sagte: ‚Wir haben in unserm Kessel bei der Trauerfeier um meinen Sohn gekocht.' Zu allen Leuten, die Kessel hatten, ging sie hinein, aber sie fand keinen Kessel, in dem nicht schon einmal Trauerspeise gekocht worden war. Da ging sie mit leeren Händen nach Hause zurück.

Ihr Mann sagte zu ihr: ‚Warum bringst du keinen Kessel?' Sie sprach: ‚Es gibt kein Haus, das nicht von einem Unglück betroffen; es gibt keinen Kessel, in dem nicht schon Trauerspeise gekocht wäre.' Da öffnete er seinen Mantel und sprach zu ihr: ‚Du Tochter des Guten, alle Menschen werden einmal vom Unglück getroffen. Heute ist die Reihe an dir. Das ist meine Gazelle. Wohl dem, den Gott heimsucht!'

III.

Von unſeren Reiſen.

Am Jarmuk bei Beduinen zu Gast.

Von Pastor Arnold Gustavs in Hiddensee.

Es war am 14. April 1912. Wir waren unser zehn schon zwei Wochen lang durch Palästina geritten, oft auf Pfaden, an die man hätte schreiben können: „Dieser Weg ist kein Weg," auf Pferden, arabischen Hengsten, die zur einen Hälfte fast zu feurig waren, zur andern Hälfte aber so schlapp, daß nur automatisch regelmäßiger Gebrauch der Reitpeitsche sie zum Schritthalten mit den übrigen bewegen konnte; und das alles bei einer wahren Hundstagshitze, durchschnittlich 35° C in der bewegten Luft. Unser Aussehen war allmählich etwas stromerhaft geworden. Aber vor allen Dingen waren wir heut müde und hungrig. Am Vormittag hatten wir uns an der Stätte des alten Gamala — eine Tagereise östlich vom galiläischen Meer — etwas lange aufgehalten. So war Mittag vorüber, als wir von dem Hochplateau des dschōlān zu der Einmündung des rukḳād in den Jarmuk hinabstiegen. Ein wunderbar schönes Bild bot sich uns beim Blick in die beiden Bachtäler: steil abfallende Felswände aus hellem, fast weißem Senonkalk; an der oberen Kante des mehrere hundert Meter tiefen Einschnitts konnte man die schwärzliche Lavaschicht bemerken, die vor Jahrtausenden durch die jetzt erloschenen Vulkane des dschōlān über den Kalk hingegossen ist; unten das brausende Wasser, auf beiden Seiten umsäumt von dichtem, in vollster Blüte stehendem Oleandergebüsch; grade in dem Zwickel am Zusammenfluß der beiden Bäche zeigten ein paar schwarze Zelte, daß dort Beduinen lagerten.

Recht ernüchternd war aber das, was wir, unten angekommen, von den Beduinen vernahmen. Als unser Vorsteher und Führer nach dem Wege fragte, antworteten die Beduinen kopfschüttelnd: „Nach umkēs? Dahin kommt ihr nicht mehr, bis die Sonne untergeht." Nun war guter Rat teuer. Nach umkēs war unser ganzer Troß mit den Zelten gegangen; da hätten wir unsere Feldbetten gefunden,

dorthin war auch unser etwas behäbiger Koch ʿŌde gegangen, der mit einer so unnachahmlichen Würde hinter seinen Töpfen zu thronen pflegte; dorthin — daran dachten die Gourmands unter uns voll Trauern — die Maultiere mit den Konserven, vor allem den köstlichen Aprikosen, die es erfreulich oft als Nachtisch gab. Und nun erst das Jarmuktal entlang und dann noch ein mehrstündiger steiler Anstieg! Wir hatten noch einen bösen Abendritt der letzten Tage in Erinnerung, bei dem es im Abenddunkel nach ṣafed hinaufging, und man kaum sein eigenes Pferd sah, geschweige seinen Vordermann. So wurde hin und her beraten. Zunächst wurde ganz schnell Mittag geschluckt, ohne daß erst der übliche Tee gekocht wurde. Denn einige von uns waren immer noch in dem Gedanken, die Tour nach umkēs forcieren zu können. Inzwischen hatten die Beduinen uns mehrfach versichert: „Ihr kommt nicht bis umkēs, und ihr findet den Weg im Dunkeln nicht." Gleichzeitig hatten sie uns eingeladen, ihre Gäste zu sein bis zum Morgen, wo einer von ihnen uns den Weg zeigen wollte: „Bleibt bei uns! Wir backen euch Brot; wir haben Milch, wir haben Eier, wir haben Futter für eure Pferde." Nun eigentlich war es ja eigenartig genug, einmal bei Beduinen zu Gast zu sein. Zudem waren wir als Mitglieder des Instituts für Altertumswissenschaft doch verpflichtet, alle Antiquitäten, die uns begegneten, zu studieren. Und das Beduinenzelt ist eines der ältesten Altertümer in Palästina. Abraham, Isaak und Jakob wohnten in Zelten, als sie Palästina durchzogen. Und diese Zelte werden kaum wesentlich anders ausgesehen haben wie die heutigen Beduinenzelte.

So wurden denn die Pferde abgesattelt, und wir folgten dem Schech der kleinen Niederlassung: er hieß ʿAli. Um ihn besonders zu ehren, wollen wir ihn gleich mit dem Namen seines ältesten Sohnes anreden und ihn abu Sulṭān nennen, d. i. „Vater des Sultan". Dieser Stammhalter hatte freilich wenig Ähnlichkeit mit einem Sultan, sondern war ein Junge von etwa 5 Jahren, der nach echter Jungensart im Gesicht und an den Händen ziemlich stark mit der Mutter Erde in Berührung gekommen war.

Übrigens ein interessantes Fleckchen Erde, das ʿAli sich als Wohnsitz ausersehen hatte! Schon rein geographisch merkwürdig. Das Jarmuktal bildet die Grenze zwischen zwei Landschaften, die trotz aller Gemeinsamkeiten recht verschieden geartet sind. Nördlich vom Jarmuk liegt die völlig ebene Hochfläche des dschōlān, deren eintöniges, mit Basaltblöcken übersätes Plateau nur durch die Kegel der erloschenen Vulkane belebt wird. Auf dem Ritt von fik nach kufrelma war uns im

Gegensatz zu dem Auf- und Abklettern im Westjordanlande diese Gegend fast langweilig vorgekommen. Der südlich vom Jarmuk beginnende ʿadschlūn weist im ganzen auch den Charakter einer Hochfläche auf; doch ist eine größere Mannigfaltigkeit des Landschaftsbildes hervorgerufen durch Täler und Schluchten und reiche Waldbestände, die freilich durch Kohlenbrenner immer mehr dezimiert werden.

Aber auch wenn man unsern Aufenthaltsort an der Mündung des rukḳād nicht mit Bewußtsein als einen Punkt der Grenzlinie zwischen dschōlān und ʿadschlūn empfand, gab es außerdem mancherlei zu beobachten und in sich aufzunehmen.

Die Zelte der kleinen Niederlassung standen unweit des hier sehr seicht daherfließenden rukḳād; etwa hundert Schritt entfernt stieg hinter ihnen die Felswand eines vom Fluß umkreisten steilen Burghügels in die Höhe, die der Ansiedelung wirksamen Schutz gegen West- und Nordwinde bot. Auf der Südseite erhob sich als letzter Ausläufer des Hochplateaus zwischen beiden Flüssen eine niedrige Bodenwelle, die den Jarmuk unseren Blicken verbarg. Auf dieser Erhöhung hatten wir unter einigen hohen Bäumen eben noch die Beratung für oder wider das Beduinenlager abgehalten. Von diesem Punkte sah man über ein sanft abfallendes Kornfeld auf das dichte Gebüsch, hinter dem die Wasser des Jarmuk brausten. Jenseits desselben wurde das Bild durch die mehrere hundert Meter hohe Talwand abgeschlossen.

Wenden wir uns nach diesem landschaftlichen Umblick nun den Zelten zu.

Ein größeres Lager von Beduinenzelten gewährt immer einen eigenartigen Anblick. Die ersten Beduinenzelte sahen wir vom dschebel el-muntar aus, einem Gipfel in der Wüste Juda, südöstlich von Jerusalem, der ziemlich steil nach Osten zu abfällt, und von dem aus wir einen unvergeßlichen Blick auf das tote Meer hatten. Da sahen wir mehrere hundert Meter unter uns tiefschwarze, länglich viereckige Striche, zu größeren oder kleineren Gruppen vereinigt. Das waren Beduinenzelte. In der Umgebung dieser Beduinenlager wimmelte es von kleinen schwarzen Pünktchen in der Ebene und an den Hängen der kahlen, gelben Kalkberge. Das waren die schwarzen Ziegen, aus deren Haaren die Zeltbahnen gewebt werden.

Beim Anblick von Beduinenzelten gehört diese schwarze Farbe zu dem ersten, was einem auffällt. Weiter bemerkt man, daß diese Zelte keinen runden Grundriß haben und kein zuckerhutförmiges Dach. Diese Form hatten die Zelte, in denen wir drei Wochen geschlafen haben, drei Mann in jedem Zelt. Der Grundriß des Beduinenzeltes ist

dagegen ein stark in die Länge gezogenes Rechteck. Unbedingt der Hauptteil an dem Beduinenzelt ist die Zeltbahn, die, von Stangen in der Mitte und an den Seiten gestützt, und nach allen Seiten von langen angepflockten Seilen ausgespannt, das Dach bildet. Die Seitenwände, die an die Dachbahn angeknüpft werden, fehlen großenteils bei warmem Wetter, so daß die Luft ungehindert unter dem Zeltdach hindurchstreichen kann und das Zelt in der Tat nur einen großartigen Sonnenschirm für die Bewohner darstellt. Je nach der Größe der Familie und dem Reichtum des Besitzers ist es natürlich verschieden groß. Die aus mehreren Stoffbreiten zusammengehefteten Dachbahnen können ja beliebig lang gewebt werden, und das Zelt erhält eine immer größere Anzahl von Mittelpfeilern.

Das Zelt, in das uns ʿAli abu Sulṭān führte, hatte zwei Mittelpfeiler, so daß mit den beiden Stützen an jedem Ende vier Stützpunkte in der Mitte der Dachbahn vorhanden waren, denen je vier Stützen auf der Vorder- und Rückseite entsprachen, woraus sich zwölf Stützen für das ganze Zelt ergeben. Zu einem Drittel (links) ward der Raum von dem Gastraum eingenommen und zu zwei Dritteln (rechts) von dem Frauen- und Familiengemach. Mit einem europäischen Empfangszimmer wies dieser Gastraum freilich wenig Ähnlichkeit auf. Zunächst fehlten gänzlich die Wände. Denn die Zeltbahn, die an der hinteren Breitseite des Gastraums noch an die Dachbahn angeknüpft war, wurde alsbald hochgeschlagen. Die Trennung nach dem Frauenraum zu war durch eine recht durchsichtige Matte aus aneinander gebundenen Rohrstengeln bewerkstelligt. Tische, Stühle und sonstige Möbel glänzten durch gänzliche Abwesenheit. Es war nichts da als kahler Erdboden, der durch vieles Betretenwerden hart und eben wie Estrich geworden war. In der Mitte ein Häuflein Holzasche mit leise glimmenden Kohlen darin, und dabei die beiden langschnäbeligen Kaffeekannen, eine mit dem alten Kaffee, die andere für den neu zu kochenden. Dem Mangel an Stühlen half der Hausherr sogleich damit ab, daß er um den Kaffeeplatz herum Decken ausbreitete, auf denen wir uns bemühten Platz zu nehmen. Einige versuchten sich mit untergeschlagenen Beinen auf die Teppiche zu setzen. Da kam der Wirt und wollte ihnen die Stiefel ausziehen. Denn es ist nicht Sitte im Orient, mit beschuhten Füßen auf Teppiche zu treten. Und wenn diese Teppiche auch schon alt, zerrissen und nicht mehr ganz sauber waren, so mußte dieses Gesetz des orientalischen Anstandskodexes doch respektiert werden. So streckten auch diese ihre Beine wieder von sich. Aber alle fanden auf die Dauer, daß das Sitzen auf dem Boden doch recht unbequem sei.

Unterdessen begann unser Wirt mit den Vorbereitungen zum Kaffee. So wenig der Kaffee bei den Beduinen ein Gewohnheitsgetränk ist, so darf er doch nie fehlen, sowie Gäste im Zelte sind. Ein Täßchen Kaffee ist das Erste, was der Gast erhält, und damit steht er unter dem Schutze seines Wirtes. Niedlich anzusehen ist es, mit welcher behutsamen Feierlichkeit die Bereitung dieses Getränkes vor sich geht. In einem runden eisernen Löffel mit langem Stiel werden die Bohnen über dem Feuer geröstet. Mit einem schmalen Eisenstäbchen wird mit großer Umständlichkeit darin herumgerührt und fast jede Bohne einzeln umgewendet, damit sie auf allen Seiten hübsch gleichmäßig braun werde. Dann wird der Mörser herbeigeholt. Das ist ein sehr wichtiges Stück des Hausrates. Keiner darf ihn sich selbst anschaffen, er muß geschenkt sein. Seiner Bedeutung entsprechend ist er sowohl wie der Stößel reich mit Schnitzerei verziert. Der Mörser ist ein runder Holzklotz, der etwa 20 cm im Durchmesser hat und in der Mitte ein Loch aufweist, in das der Holzstößel gerade hineinpaßt, ohne übermäßig viel Spielraum zu haben. Die Feierlichkeit der Handlung bekundet sich weiter darin, daß der Kaffee nicht einfach, wie unsere Hausfrauen es tun würden, in gleichmäßig eiligen Schlägen gestoßen wird. (Eine Frau darf dies Geschäft auch gar nicht verrichten; das ist eine Ehrenpflicht des Mannes.) Es wird ein eigenartiger Rhythmus dadurch hergestellt, daß in ganz bestimmtem Wechsel einige Male auf den Boden gestoßen wird und dann mit dem Stößel an die Seiten des Mörsers angeklopft, so daß dumpfere und hellere Töne mit einander abwechseln. Der frisch gestoßene Kaffee wird in einem der beiden Kännchen ans Holzfeuer gesetzt. Wenn der Kaffee anfängt zu steigen, zieht man das Kännchen etwas vom Feuer ab, um es bald wieder näherzubringen und erneut aufkochen zu lassen. Dies wird so lange fortgesetzt, bis der Kaffee nicht mehr aufbraust. Nun wird der so gewonnene Trank in das Kännchen mit dem alten Kaffee gegossen und mit diesem zusammen noch einmal aufgekocht. Diese Prozedur hatte ein Onkel des ʿAli abu Sulṭān außerhalb des Zeltes vorgenommen, damit die Gäste nicht zu sehr durch Rauch belästigt würden.

Jetzt erschien ʿAli selbst, beförderte zunächst zwei griechisch-katholische Araber, die sich zur Wildschweinjagd am Jarmuk aufhielten und seine Gäste allzu neugierig ausfragten, mit einem jallah! d. h. „Bei Gott!", zu gut Deutsch: mach', daß du wegkommst! kurzerhand zum Zelt hinaus, wahrscheinlich in der Meinung, daß sie schon oft genug bei ihm Kaffee getrunken hätten. Zwei kleine henkellose Tassen hielt er in der Hand.

Zunächst trank er selbst ein Schälchen aus und schenkte uns dann der Reihe nach ein. Es war eine tiefschwarze, bittere, dicke Flüssigkeit, fast schon Brei zu nennen. Aber mit Heroismus wurde der Kaffee hinuntergegossen. Ja, wir hatten uns noch Mühe zu geben, beim Trinken hörbar zu schlürfen. So erfordert es die gute Sitte. Schlürfen ist ein Zeichen des Wohlbehagens, und man muß dem Wirt doch zeigen, daß es einem schmeckt. Wohl dieses allgemeine begeisterte Schlürfen, das bei einigen beinahe zu ostentativ ausfiel, veranlaßte unsern Wirt, uns noch einmal einzuschenken. Als ich ausgetrunken hatte und die Tasse zurückreichte, schiebt ʿAli entsetzt meinen Arm mit der leeren Tasse zurück. Ich starre ihn verständnislos an. Will er mir denn keinen Kaffee mehr geben? Aber o weh! Da fällt mir ein, ich habe ihm die Tasse mit der linken Hand hingehalten. Und die Linke ist für den Araber das verwerflichste Glied am menschlichen Körper. So reiche ich ihm die Tasse denn schnell mit der Rechten. Beim Zurückgeben sagt man dāime, das ist etwa gleich „immer" und bedeutet: „Immer soll der Kaffee in deinem Hause sein!" Gemeint ist: „Möge nie die Zeit eintreten, wo Gäste deinem Zelte fernbleiben!"

Der Kaffee ist so recht das äußere Zeichen der Gastlichkeit bei den Arabern Das erste, was einem bei einem Besuch in einem arabischen Hause angeboten wird, ist der Kaffee. Ja, als ich in Bethlehem in ein Geschäft eintrat, um einige Perlmuttersachen zu kaufen, wurde mir sofort Kaffee gereicht. Auf dem Wege von ṣaḥed nach der oberen Jordanbrücke machten wir Mittag in einer Judenkolonie, die nahe bei einem arabischen Dorf liegt. Unterwegs erkundigte sich Professor Dalman danach, wie die Araber und Juden miteinander stünden. Da sagte der Bursche: „O, sie trinken bei uns Kaffee und wir bei ihnen." So ist das gegenseitige sich zum Kaffee Besuchen ein Zeichen freundschaftlichen Verhältnisses. Am eindrucksvollsten war mir in dieser Beziehung folgendes: Als wir von es-salṭ im Ostjordanlande ins ġōr, die Jordanebene, hinabritten und am Eingang in dieselbe den tell nimrin bestiegen, fiel uns in seiner Nähe ein Schechgrab auf, das an den Seiten des aufgemauerten Vierecks eigentümliche Darstellungen in Basrelief trugen. Zuerst waren wir uns nicht recht klar darüber, was diese merkwürdigen Gerätschaften bedeuten sollten, die auch einmal als Opfergeräte erklärt worden sind[1]; es war nichts anderes als zwei Kaffeetassen, der Röstlöffel mit dem Rührstäbchen und der Holzmörser. So zeugte bei diesem Manne noch das Grab davon, daß der Kaffee „immer" in seinem Zelte war.

[1] Vincent Canaan, S. 416.

Doch kehren wir zu 'Alis Zelt zurück! Nachdem wir den Kaffee genossen hatten, erforderte es die gute Sitte, noch eine Weile sitzen zu bleiben. Das wurde uns ja einigermaßen schwer, da uns die Glieder von den ungewohnten Stellungen, in die wir sie zwängen mußten, schon recht weh taten. Aber was half's! Professor Dalman erklärte uns den Aufbau und die einzelnen Teile des Zeltes, die alle seit Jahrhunderten, vielleicht seit Jahrtausenden nach demselben Gesetz angefertigt und angebracht werden. Die „Araber" unter uns schrieben eifrig jede arabische Bezeichnung auf und entwarfen Skizzen von unserm Prunkgemach. 'Ali, der uns auch noch etwas feste Nahrung zukommen lassen wollte, bot uns grüne Zwiebeln an; da wir für diesen Genuß kein Verständnis zeigten, brachte er dicke, noch grüne Saubohnen. Ich war der erste, der tapfer auf die Bohnen, die natürlich ungekocht waren, los biß. Aus dieser Tatsache glaubte 'Ali wohl entnehmen zu dürfen, daß er nun das richtige Nahrungsmittel für die Franken getroffen habe und kommandierte den seiner Sprößlinge, nach dem er selbst genannt wurde, noch mehr zu bringen.

Da der Schech uns so freundlich behandelte, wollten wir nicht hinter ihm zurückstehen. Jeder langte hervor, was er anzubieten imstande war, der eine Zigaretten, ein zweiter Kakes, ein dritter eine Tüte mit Mandeln. Er sollte schneller, als er gedacht, seiner Mandeln ledig werden. 'Ali verstand die Sache falsch, nahm gleich die ganze Tüte, rief seine gesamte männliche und weibliche Nachkommenschaft herbei und teilte aus, bis nichts mehr übrig war.

Aber schon längst lechzten die Badelustigen unter uns nach einem Bade im nahen Flusse. Überall, wo wir in diesem wasserarmen Lande in die Nähe von fließendem Wasser kamen, benutzten wir die Gelegenheit, unserm Leibe einige Reinlichkeit anzutun. Also auf zum Jarmuk! Wenn man Tag für Tag etwa acht Stunden zu Pferde sitzt, und das bei gänzlich wolkenlosem Himmel, wenn man abends sich nicht einmal den Schweiß vom Gesicht waschen darf, sondern die glühende Haut noch mit Fett einreiben muß, um sie vor dem Sprödewerden zu bewahren — dann endlich einmal ganz in die kühlen Fluten zu steigen, das ist wirklich ein Erlebnis. Ich habe sie noch alle lebhaft in Erinnerung, die Stellen, an denen wir auf unserm Ritt gebadet haben. Das erstenmal im Jordan, bei der Brücke unterhalb des galiläischen Meeres; dann in dem herrlich blauen galiläischen Meer, an dem wir die Osterfeiertage zubrachten, und nun im Jarmuk, der uns schon lange gelockt und so einladend mit seinem silberig dahinschießenden Wasser durch Oleander und Röhricht zugeblinzelt hatte.

Unstreitig war dies Bad dort an der Mündung des rukkād in den Jarmuk das schönste von allen. Man konnte sich in dem flachen Bett des rukkād bequem hinlegen und das Wasser über den Körper rieseln lassen, oder im tieferen Jarmuk Schwimmübungen vornehmen.

Doch inzwischen ist es Abend geworden, und wir hoffen auf das Brot, das die Frauen des Zeltes uns backen werden. Gar zu gern möchten wir dabei zusehen. Aber mit großer Geschicklichkeit werden wir von ʿAli immer wieder hinwegbugsiert. Einen kleinen Blick konnten wir doch auf dieses Geschäft werfen. Der Orientale bäckt ja jeden Tag, um stets frisches Brot zu haben. Das Korn dazu auf der Handmühle zu mahlen sowie das Backen ist Arbeit der Frauen. Leute, die als Nomaden leben und alle Monate ein Ende weiter ziehen, können natürlich keine großen Backöfen mit sich herumschleppen. So ist die Vorrichtung für das Backen die denkbar einfachste. Sie besteht aus einem kreisrunden, schildartig ausgewölbten Eisenblech, das etwa einen halben Meter im Durchmesser hat. Auf der Erde wird Feuer angemacht; ein paar Steine rund um das Feuer dienen als Auflagepunkte für das Backblech; auf das sehr schnell heiß werdende Blech legen die Frauen den Teig in ganz dünnen, kreisrunden Fladen. Diese gegen drei Millimeter dicken Kuchen sind im Umsehen gar. Eine höchst einfache und dabei doch sehr zweckmäßige Methode! Die so hergestellten Brote sind nicht knusperig, sondern lassen sich weich wie ein Stück Tuch zusammenlegen. Auch das hat einen bestimmten Zweck. Der Araber, dem es an Eßgeräten vollständig mangelt — als Messer und Gabel dienen ihm seine Finger — formt aus einem Stückchen dieses Brotes sich ein Löffelchen und führt Flüssigkeiten, z. B. Milch, damit zum Munde. Als wir nun um die Herrlichkeiten, die ʿAli uns vorsetzte, herumsaßen — es gab süße Milch, saure Milch, Buttermilch und eine Art Eierauflauf — versuchten wir auch diese Manier des Essens. Sie mißlang uns aber völlig, so daß wir wie richtige Europäer die Milch aus unseren Tassen trinken mußten, was uns stark deplaziert vorkam. Alles schmeckte vorzüglich. Die Qualität war gut; nur die Quantität ließ zu wünschen übrig. Es war etwas wenig für unsre zehn hungrigen Mägen. Und dabei hatte unser Wirt sicher gemeint, uns reichlich zu geben. Wir konnten hier einmal am eigenen Leibe erfahren, wie genügsam im Essen und Trinken die Araber sind.

Und nun kam der Höhepunkt des Abends: Nach eingenommenem Mahle nahmen wir wieder auf unsern Polstern Platz, und unser Wirt ʿAli abu Sulṭān setzte sich unter uns. Was sonst an männlicher Bevölkerung noch in den Zelten vorhanden war, gruppierte sich außen

an der Peripherie. Schade, die Beduinenfrauen, deren herbe Schönheit wir oft auf unsern Ritten zu bewundern Gelegenheit hatten, erschienen nicht. Nur einmal im Laufe des Abends blickte eine — es war wohl ʿAlis Frau — über die trennende Matte und unterhielt sich längere Zeit mit ihrem Gemahl, vielleicht um ihren Schmuck zu zeigen, den sie den Gästen zu Ehren angetan hatte. Nachdem einiges hin und her geredet war, bat unser „Schech", den wir nach dem Namen seines Sohnes unter uns scherzweise Abu Knūt nannten, den Schech Abu Sulṭān, uns einige Lieder zu singen. Die Geige wurde geholt. Sie hat nur eine Saite und einen viereckigen Resonanzboden. Der Onkel Abu Sulṭāns stimmte und präludierte. Dann nahm ʿAli selbst das Instrument und setzte das Präludium noch eine Weile fort. Das Spiel weist keine eigentliche Melodie in unserm Sinne auf, sondern besteht aus einem regellosen Aufundnieder von Tönen, das von Zeit zu Zeit durch Triller unterbrochen wird. Der Charakter des Ganzen ist schwermütig und träumerisch. Endlich hob ʿAli an zu singen, zunächst ein Lied davon, wie schön es ist, beim Kaffee zusammenzusitzen[1], und schließlich noch ein Klagelied über die bösen Zeiten. Beim Singen wird je eine Zeile ziemlich schnell etwa in derselben Tonhöhe herausgestoßen; auf dem letzten Tone ruht der Sänger aus und wendet ihn in allerlei Koloraturen, die dem Vorspiel ähnlich sind, hin und her. Es war ein unvergeßlicher Anblick, der sich uns allen wohl unauslöschlich eingeprägt hat: wir unter dem schwarzen Zelt, vor uns die schöne, geschmeidige Beduinengestalt im Festgewand. Wie er uns seine Lieder vortrug, lag unbestreitbar in seinem ganzen Wesen und seinen Bewegungen etwas von dem Adel, den nur die Freiheit der Wüste verleiht. Ließ man seinen Blick ins Weite schweifen, so sah man den hellen Nachthimmel des Orients mit seinen klaren, ruhigen Sternen; das Ohr hörte das leise Plätschern der beiden Bäche, die unweit des Zeltes sich vereinigten: der rukkād hell und leise wie eine Knabenstimme im Sopran, und der Jarmuk stark und tief wie eine Männerstimme. Es war so recht ein Abend zum Träumen.

Es konnte einem zu Mute werden, als sei man um einige Jahrtausende zurückversetzt und säße bei einem der Erzväter als Gast im Zelt. Denn auch sie wohnten als Nomaden im Lande; auch ihr Reichtum bestand in ihren Herden. Das Zelt, das ihre Wohnung war, wird in seinem Aufbau von dem ʿAli's schwerlich sehr verschieden gewesen sein. Nur daß ʿAli das Haupt einer kleinen Sippe ist,

[1] Den Text s. PJB 1912, S. 54.

während wir uns Abraham als Schech eines großen Stammes vorzustellen haben. Das wird natürlich auch in der Geräumigkeit und vornehmeren Ausstattung seines Zeltes zur Ausprägung gekommen sein. Die gastfreie Einladung unserer Kolonne durch die Beduinen erinnerte lebhaft an die Szene, die 1. Mose 18 geschildert wird. Abraham saß im Hain Mamre an der Tür seines Zeltes, da der Tag am heißesten war. „Als er nun seine Augen aufhob, da sah er[1]: siehe da, drei Männer standen vor ihm. Kaum aber, daß er sie sah, lief er ihnen entgegen vor der Tür des Zeltes, verneigte sich tief und sprach: Ihr Herren, wenn ich Gnade vor euren Augen gefunden habe, so geht bei eurem Knecht nicht vorüber! Man soll euch ein wenig Wasser bringen, daß ihr eure Füße wascht. Dann legt euch nieder unter dem Baum, und ich will einen Bissen Brot holen, daß ihr euer Herz labet. Danach mögt ihr weiterziehen. Wozu wäret ihr sonst bei eurem Knecht vorübergekommen? Sie sprachen: Tue so, wie du gesagt hast. — Da eilte Abraham ins Zelt zu Sara und sprach: Nimm eilends drei Maß Mehl, Feinmehl (eigentlich: Gries[2]), knete sie und backe Kuchen." Unsere Fladen waren nicht aus Feinmehl, dagegen aber auf dem Backblech, nicht auf der Asche gebacken, wie die Erzählung es voraussetzt. „Weiter lief Abraham zu den Rindern, nahm ein zartes, schönes Kalb und gab es dem Knechte; der mußte es eilends zurüsten." (Unser ʿAli hatte auch erst die Absicht, uns zu Ehren ein Lamm zu schlachten; aber Professor Dalman lehnte es freundlich ab mit der Begründung, wahrscheinlich werde die Art, wie sie das Fleisch zubereiteten, uns ungewohnt sein.) „Dann nahm er Dickmilch und frische Milch" (ich erinnere daran, daß auch uns mehrere Sorten Milch vorgesetzt wurden) „und das Rind, das er zugerüstet hatte, und setzte es ihnen vor. Er selbst aber wartete ihnen unter dem Baume auf, während sie aßen" (so tat auch ʿAli).

Da wurde ich plötzlich aus dieser uralten Vergangenheit wieder in unsere Runde zurückgerufen. Unser dänischer Reisegefährte fing an, ein norwegisches Lied zu singen. Er hatte eine schöne tiefe Stimme, die gut zu der etwas schwermütigen Weise paßte. Danach sang auch

[1] Die Übersetzung ist gegeben nach H. Gunkel, Genesis, 3. Aufl. 1910.

[2] S. Dalman in „Alttestamentl. Studien, Rudolf Kittel dargebracht", S. 69. Dort habe ich angenommen, daß der Erzähler von Abraham fürstliche Lebenshaltung voraussetzt und deshalb von Brot aus Gries redet. Aber der Gries wird erst nachträglich von jemand eingesetzt worden sein, der der Meinung war, den Engeln könne Abraham nur solches Brot vorgesetzt haben, weil es für das Opfer vorgeschrieben ist. D.

der Schwede noch eins der Lieder, die er im Johanniterhospiz — er war dort mein Stubennachbar — vor sich hinzusummen pflegte, wenn er Blumen preßte. Man merkte es den Arabern an, daß gerade diese nordischen Melodien eine verwandte Saite in ihrer Seele anschlugen. Denn es ist in ihrem melodiösen Aufbau etwas, das von ferne an den Gesang der Araber erinnert, nur daß alles veredelt und verklärt ist. Zu guter Letzt sangen wir noch gemeinsam: „Morgenrot, Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod . . ." Es klang reichlich knarrend; wir waren müde. Aber als Professor Dalman den Anfang ins Arabische übersetzte und sagte, es sei ein Kriegslied, da nickte 'Ali verständnisinnig.

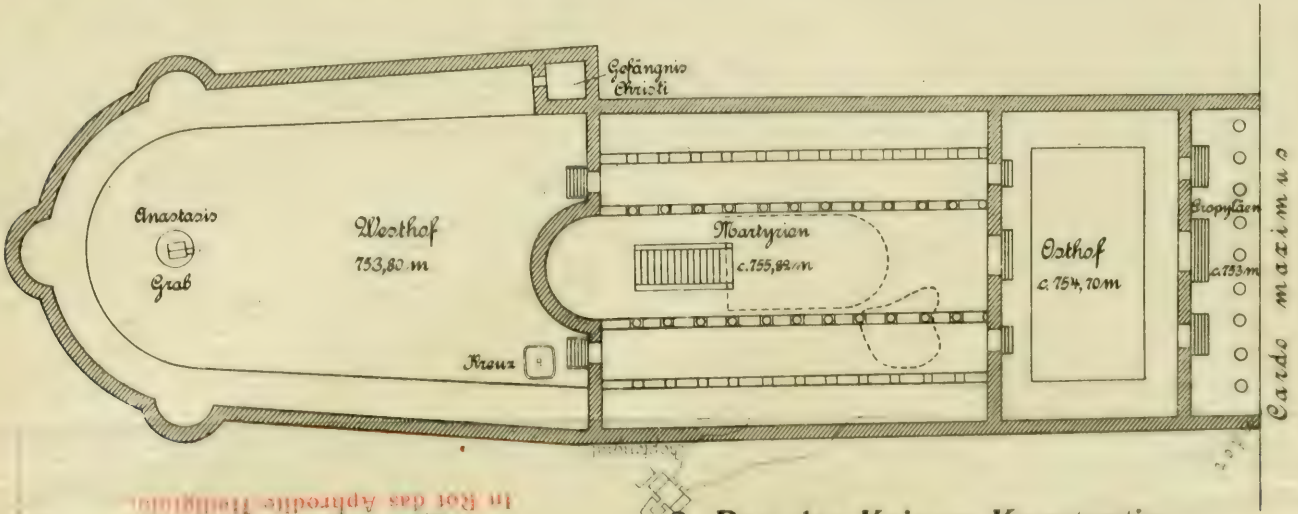
Es war spät geworden. So ging's zur Ruhe. Der churdsch, die zweiteilige Satteltasche, wurde als Kissen unter den Kopf geschoben. 'Ali gab jedem eine Decke. Und nun gute Nacht! Über mir hatte ich die Sterne; denn mit dem Kopfe lag ich schon außerhalb des schwarzen Zeltdaches. Das war sehr romantisch. Aber in den Decken waren zahllose Flöhe. Die schienen sehr erfreut, einmal süßes Europäerblut zu kosten und ließen uns die ganze Nacht zu keiner rechten Ruhe kommen. Das war weniger schön.

So kam es, daß wir alle schon früh wieder munter waren. Aber nun kam noch das dickste Ende. Hatten wir uns am Abend gewundert, daß die Beduinen wohl im ganzen wenig aßen, so waren wir noch mehr erstaunt darüber, daß sie am Morgen gar nichts genossen. Das war nun wirklich unangenehm für viele von uns, nach einer fast durchwachten Nacht mit leerem Magen mehrere Stunden in den heißen Tag hineinzureiten. Aber was half's. Wir kochten Tee. Dann zu Pferde! Als wir schon hoch zu Roß saßen, konnten wir noch die höchst sinnreiche Buttermaschine der Beduinen in Betrieb sehen. Vor dem Frauengemach des Zeltes waren drei Stöcke mit den oberen Enden zusammengestellt. Dazwischen hing eine Ziegenhaut, wie man sie in den Städten auf dem Rücken der Wasserträger sieht. Durch den Hals ist die über Nacht gesäuerte Milch hineingegossen. Nun sitzt jemand dabei, der dem mit Dickmilch gefüllten Schlauch von Zeit zu Zeit einen gelinden Stoß versetzt, so daß er wie eine Wiege hin und her schaukelt.

Es war etwa 6 Uhr, als wir uns im Gänsemarsch in Bewegung setzten. 'Ali's Onkel ritt uns als Führer voran, um uns noch bis umkēs zu bringen, wo unsere Zelte standen. Einige Male mußten wir den Jarmuk, der ziemlich reißend fließt, durchreiten und hatten Gelegenheit, die eigenartige Sinnestäuschung zu beobachten, daß anscheinend nicht der Fluß unter uns durchfloß, sondern wir mit dem Pferde wegtrieben. Dann ging's ohne jede Labung etwas oberhalb des Jarmuk-

tales entlang. Doch — ich will keine Geschichtslüge begehen: ganz ohne Labung waren wir nicht. Kurz hinter einer Station der Eisenbahn nach Damaskus, die sich das Jarmuktal hinaufzieht — die Araber dort nennen die Eisenbahn barbūr, was verderbt ist aus vapore — langte ʿAli's Onkel in die weiten Falten seines nicht mehr ganz sauberen Gewandes und holte ein Stück weißen Käse heraus, biß selber hinein, reichte das Stück Professor Dalman weiter, der auch pflichtschuldigst hineinbiß und es dann seinem Hintermann zulangte. So ging das Stück von einem zum andern. Die Portionen, die man abbeißen konnte, mußten mit Rücksicht auf die Nachkommenden immer kleiner werden. Der letzte von uns wird es jedenfalls als Molekül erhalten haben. Um 11 Uhr waren wir bei den heißen Schwefelquellen unterhalb umkēs. 38° C Lufttemperatur maßen wir dort. Nun noch gut zwei Stunden hinauf nach umkēs. Unsere Pferde konnten kaum mehr. Als wir noch etwa eine halbe Stunde bis zum Rande des Hochplateaus haben, hören wir plötzlich Schüsse. Da saß der brave Ḥanna, einer der Zeltdiener, der mit seinem Patronengürtel und einer Pistole recht sichtbar im Gürtel dem Troß voranzureiten pflegte. Er hatte wohl lange nach uns ausgeschaut. Nun mußte er seiner Freude Ausdruck geben und knallte uns vier Salutschüsse entgegen. Zugleich konnte das ein Zeichen für unseren Koch sein, daß er das Essen rüste. Wie waren wir froh, als wir oben vom Pferde steigen konnten! Eine Tasse arabischen Kaffees frischte die Lebensgeister bald wieder auf, und keiner von uns möchte wohl trotz der Strapazen dieses Vormittags den Abend im gastlichen Zelt des ʿAli abu Sulṭān missen.

E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW. 68, Kochstr. 68—71.

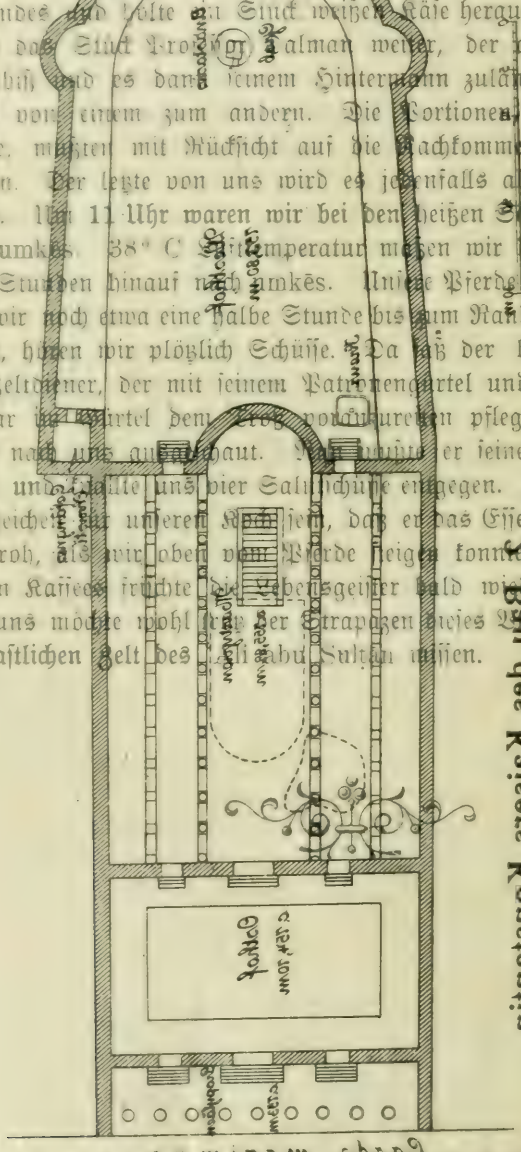


2. Bau des Kaisers Konstantin.

1. Befund bei den Ausgrabungen Kaiser Konstantins.

[illegible] entlang. Doch — ich will keine Geschichtslüge begehen: ganz ohne Labung waren wir nicht. Kurz hinter einer Station der Eisenbahn nach Damaskus, die sich das Jarmuktal hinaufzieht — die Araber dort nennen die Eisenbahn barbar, was verderbt ist aus vapore — langte 'Ali's Onkel in die weiten Falten seines nicht mehr ganz sauberen Gewandes und holte ein Stück weißen Käse heraus, biß selber hinein, reichte das Stück Professor Talman weiter, der auch pflichtschuldigst hineinbiß und es dann seinem Hintermann zulängte. So ging das Stück von einem zum andern. Die Portionen, die man abbeißen konnte, mußten mit Rücksicht auf die Nachkommenden immer kleiner werden. Der letzte von uns wird es jedenfalls als Molekül erhalten haben. Um 11 Uhr waren wir bei den heißen Schwefelquellen unterhalb umkēs. 38° C Lufttemperatur maßen wir dort. Nun noch gut zwei Stunden hinauf nach umkēs. Unsere Pferde konnten kaum mehr. Als wir noch etwa eine halbe Stunde bis zum Rande des Hochplateaus haben, hören wir plötzlich Schüsse. Da saß der brave Ḥanna, einer der Zeltdiener, der mit seinem Patronengürtel und einer Pistole recht sichtbar im Gürtel dem Trotz voranzureiten pflegte. Er hatte wohl lange nach uns ausgeschaut. Nun mußte er seiner Freude Ausdruck geben und knallte uns vier Salutschüsse entgegen. Zugleich konnte das ein Zeichen für unseren Koch sein, daß er das Essen rüste. Wie waren wir froh, als wir oben vom Pferde steigen konnten! Eine Tasse arabischen Kaffees frischte die Lebensgeister bald wieder auf, und keiner von uns möchte wohl trotz der Strapazen dieses Vormittags den Abend im gastlichen Zelt des 'Ali abu Sulṭān missen.

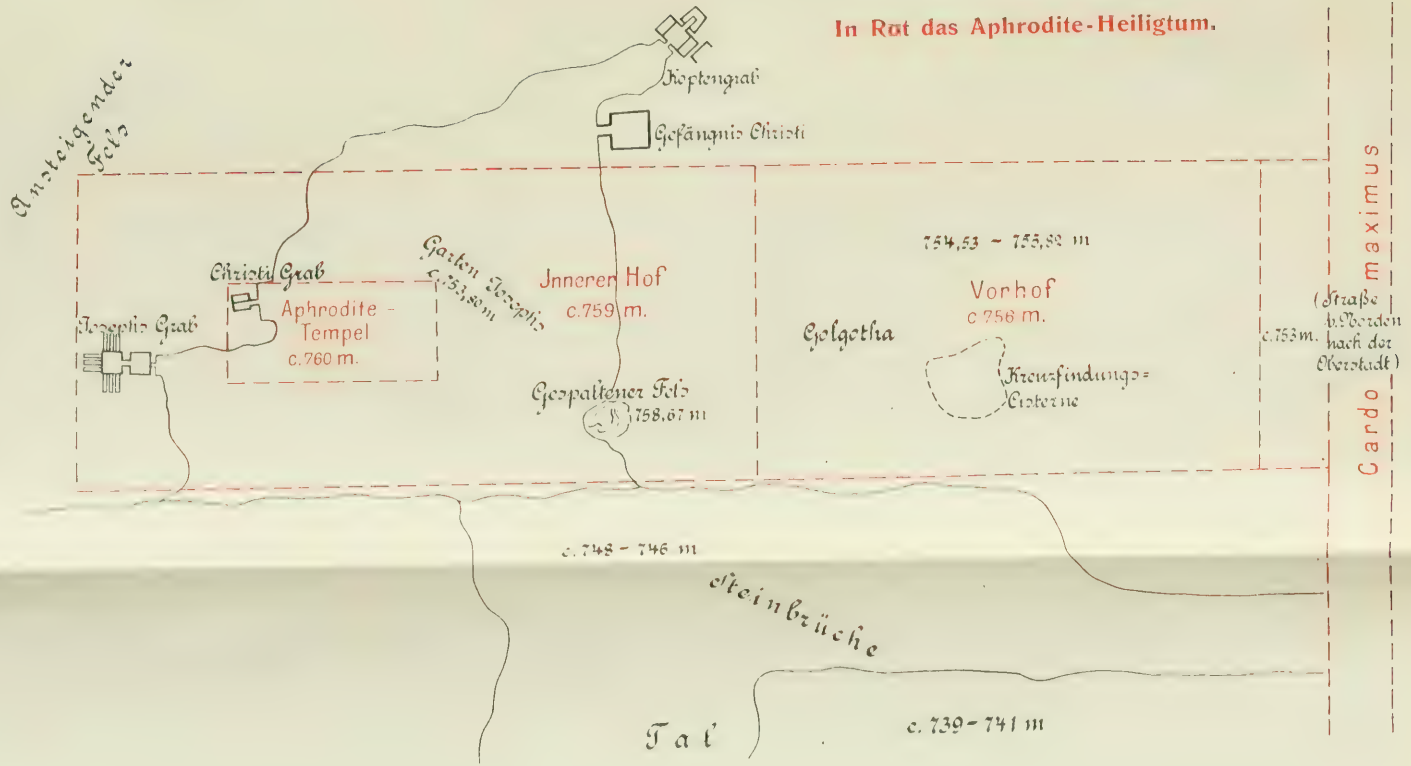
Bau des Kaisers Konstantin.



C. S. Mittler & Sohn, Berlin SW. 68, Kochstr. 68—71.

1. Befund bei den Ausgrabungen Kaiser Konstantins.

In Rot das Aphrodite-Heiligtum.



Karte von PALÄSTINA

mit Angabe des Weges für Reise und Ausflüge des Jahres 1913,
entworfen von G. Dalman

Verlag d. Kgl. Hofbuchh. v. E. S. Mittler & Sohn Berlin, Kochstr. 68/71